This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Rom 5997.5.45

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY
Archibald Cary Coolidge
Class of 1887
PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928
DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Dreiunddreißigster Band.

1. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.
In Kommission bei Franz Michaelis.
1905.

Digitized by Google

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Digitized by Google

Rede

zur Eröffnung der 55. Hauptversammlung

des Vereins für siebenbürgische Landeskunde

am 25. August 1905 in Hermannstadt.

Von

D. Fr. Teutsch,
Vorstand.

Unter festlicherer äußerer Veranstaltung als wir es in den letzten Jahren gewohnt gewesen sind, hochverehrte Anwesende, sind heuer unsre „Vereine" zusammengetreten, obwohl die Zeit mit ihrer trüben Schwere wenig dazu einlud. Aber wenn der äußere Festesrahmen, mehr noch der Inhalt der Tage für die Lebensfrische und Zuversicht des kämpfenden Geschlechts den Beweis liefern sollte, so wäre das allein schon der Mühe wert gewesen. Von mehr als einer belagerten Burg auch in unsrer Mitte wird erzählt, daß die Belagerten, wenn der Feind die Ergebung erwartete, da er sie ausgehungert meinte, Brot über die Festungsmauern hinüberwarfen, um den Gegenbeweis zu liefern, — so will mir scheinen, die Aufgabe dieser Tage sei, zu zeigen, daß wir noch Brot des Lebens haben. Denn all die Vereine, die in diesen bewegten Tagen ihre Versammlungen halten, sie haben das eine Ziel, unserm Volk zu geben und zu erhalten, was ihm das Leben stärken und mehren kann.

Wie weit der Landeskundeverein in diesem Jahr jener Aufgabe entsprochen, mögen sein Jahresbericht und seine Veröffentlichungen zeigen, die vor allem in der Weiterführung des Vereinsarchivs und des Korrespondenzblattes bestehen. Es soll auch hier erwähnt werden, daß der Verein mit kleinen Mitteln angefangen hat, sächsische Altertümer zu sammeln, die in eigene Zimmer aufzustellen täglich notwendiger wird, um zu weiterer Vermehrung der Sammlung besonders auch durch Geschenke anzueifern. Von besonderm Wert ist, daß wir die Sammlung der Hattertkarten mit Erfolg begonnen haben, von denen schon eine ziemliche Anzahl nun im

Digitized by Google

Brukenthalischen Museum vor dem Untergang bewahrt wird und dem Studium leicht zugänglich ist und daß in gleicher Weise aus dem Eigentum der Kirchen und der Schulmeister die musikalischen Reste, die aus früherer Zeit erhalten sind, gesammelt werden.

Hier Sammlung und neuer Erwerb — dort Verlust. Auch das abgelaufene Jahr hat eine Anzahl Mitglieder dem Verein entrissen, die für unsre wissenschaftliche Arbeit harte Verluste bedeuten, vor allem Julius Teutsch, Johannes Höchsmann, Heinrich Herbert, von einander grundverschiedene Naturen, aber alle gleich in der Liebe zu ihrem Volk und in der hingebenden Arbeit für dieses.

Der Jüngste von ihnen, Julius Teutsch, ist am frühsten gestorben (13. März 1904), nachdem er eben das 54. Jahr vollendet hatte. Er war am 23. Februar 1850 in Schäßburg geboren, doch hat er weder Vater noch Mutter gekannt, da der erste vor seiner Geburt, die Mutter bald nachher starb. Der Junge wuchs im Hause des Großvaters, des Pfarrers in Keisd auf, dann als er auf das Schäßburger Gymnasium kam, vor allem im Haus des Oheims, des Kaufmanns J. B. Teutsch. Als er das Gymnasium 1869 absolvierte, da wirkten die Jugendeindrücke nach zwei Richtungen ein, er schwankte, ob er Pfarrer oder Kaufmann werden solle. Der Einfluß des Oheims entschied für das letztere und in dieser Absicht bezog er die technische Hochschule in Graz. Die scheinbar soweit von einander abliegenden Berufsarten vereinigte in seinem Herzen ein Gedanke, den er später in den Satz faßte: „Unser Idealismus sei praktisch.“ Er selbst, ein guter Mensch im schönsten Sinn, war erfüllt von reinstem Idealismus und ihn stellte er in den Dienst seines Volks. Er fand die rechte Stelle für seine Arbeitskraft, als ihn der wenig ältere Freund Dr. C. Wolff 1890 zum Revisor der neugegründeten Raiffeisenvereine berief und ihm nun hier für den praktischen Idealismus die rechten Wege sich öffneten. Er war weit entfernt, diese Arbeit als eine Rechenarbeit aufzufassen, in neuen Formen nahm er hier die von ihm einst ersehnte Arbeit des Lehrers und Pfarrers auf, er wurde im schönsten und höchsten Sinn Erzieher des Volks. Wenn er neue Genossenschaften gründete, alte in neue Bahnen leitete, sein Ziel war, die Arbeit vor allem des sächsischen Bauern den modernen Anforderungen anzunähern, mit dem wirtschaftlichen Fortschritt den geistigen und sittlichen zu fördern. Bei dieser Arbeit aber ist er einer der eifrigsten Träger der Landes- und Volkskunde gewesen. Er kannte Land und Leute wie irgend einer, er sah besonders dem Bauern tief in die Seele und drang durch die rauhe Schale zum gesunden Kern vor und wenn er dann mit gutem Humor und mit dichterischem Gemüt in

Digitized by Google

tiefempfundenen Worten seine Erfahrungen zusammenfaßte, hier tadelte, dort lobte, immer frohgemut, daß der rechten Arbeit der rechte Erfolg nicht fehlen werde, immer aufmunterte und vorwärts drängte, nie verzweifelnd und voll Gottvertrauen auch die arge Welt in treuer Seele verschönt wiederspiegelte, dann ging etwas von seiner sonnigen Natur auch auf den Kreis seiner Hörer über und Hunderte weinten bei seinem Tode, weil sie von ihm gelernt hatten, „wie reich und ehrenvoll ihr kleines Leben und wie segensreich der alte Fluch der Arbeit ist". Auch wir rufen ihm ein have candida anima nach.[1]

Näher als er standen mit dem Landeskundeverein die beiden Andern in Verbindung, Höchsmann und Herbert.

Johannes Höchsmann war am 24. September 1841 in Manierſch geboren, wo sein Vater Prediger war. Er absolvierte 1861 das Gymnasium in Schäßburg und wurde, nachdem er in Jena Theologie und Geschichte studiert hatte, Lehrer am Schäßburger Gymnasium, dann 1869 Pfarrer in Dunnesdorf, 1874 in Mortesdorf und 1880 in Martinsdorf. Er starb bei einem Aufenthalt in Hermannstadt am 15. Februar 1905 und ist hier begraben worden.

Heinrich Herbert ist am 27. Juli 1838 in Hamruden geboren, der Sohn des Hermannstädter Sparkassadirektors Fr. M. Herbert. Er absolvierte 1855 das Hermannstädter Gymnasium, 1858 die hiesige Rechtsakademie und trat in den Staatsdienst ein, den er aber 1861 verließ, um in Heidelberg, Berlin und Jena Theologie und Geschichte zu studieren. Von 1863—1895 war er Lehrer am Hermannstädter Gymnasium, bis er nach 32-jähriger Tätigkeit in den Ruhestand trat. Von 1866 an war er Sekretär unseres Vereines, seit 1872 auch Hauptkassier, beides bis 1890; 1877 wählte ihn die Generalversammlung in den Ausschuß. Er ist am 16. Mai 1905 einem heftig aufgetretenen Herzleiden erlegen.

Es gibt kaum zwei verschiedenere Naturen als die Höchsmanns und Herberts waren, wie auch die äußern Verhältnisse so ganz verschieden waren. Der eine ein Dorfskind, der andre ein Stadtsohn, aus ärmlichen

[1] Vgl. über Julius Teutsch: Kalender des Siebenbürger Volksfreundes 1905 S. 122 von Michael Schuller, Neuer Volkskalender 1905, S. 55 von G. A. Schuller, Schriftsteller-Lexikon von Dr. Friedrich Schuller IV. Band, S. 469, dort auch seine Schriften, zu denen noch zu setzen ist: Drei wirtschaftliche Fragen in unsern Raiffeisendörfern 1900. Ratschläge zur Einrichtung und Leitung der Winzereien in Raiffeisendörfern 1903. Für die Landeskunde am wertvollsten sind: Über sächsische Dörfer in der Umgebung von Sächsisch-Reen; Mitteilungen aus den Gemeinden Abtsdorf, Schorsten und Scholten; Tekendorf, Lechnitz.

Digitized by Google

Verhältnissen der eine, das Leben hindurch mit der Not des Tages ringend, der andre wohlhabend und im ererbten Besitz, dem die Not des Lebens fremd geblieben ist. Der eine voll überschwänglicher Glut in der Seele, der andre nüchtern und ruhig, dieser kühn ausgreifend, jener still erwägend. Und nun greifen beide fast nach dem gleichen Stoff, dem 18. Jahrhundert und der Reformationsgeschichte. Der Gegensatz der Naturen schlägt natürlich hier völlig durch und nur in einem treffen sie sich, in der Wertung und der eingehenden Benützung der Quellen. Aber während Herbert am liebsten die Quellen selber reden läßt und so nur mehr Stoff bietet, dem Leser es überlassend, nun das Bild des alten Lebens sich zurecht zu legen, steht Höchsmann am liebsten über seinem Stoff, und indem er den Gang der Ereignisse mehr nur streift und die genaue Kenntnis derselben voraussetzt, giebt er Urteile darüber, die sehr subjektiv gefärbt sind, seine Gedanken und Empfindungen, große Perspektiven, aber immer geistvoll, charakteristisch und oft frappierend. Der ruhig dahinfließenden Art der Darstellung bei Herbert steht Höchsmanns sprunghafte geistreiche Art entgegen, die hin und wieder in Manier verfällt, hier die Tatsache, dort Bild und Sentenz, hier die Sprache des Lebens, dort gehobener Ausdruck der bewegten Seele, hier ruhiger Lauf des Flußes in ebenem Bett, dort rauschender stürzender Strom, in dem sich der Himmel spiegelt. Doch hat auch Herbert es verstanden, Gesamtbilder zu geben, wie die Geschichte der Reformation in Hermannstadt und im Hermannstädter Kapitel und die Geschichte des Vereins für siebenbürgische Landeskunde es beweist. Aber eines ist sicher: was Beide durch ihre Arbeiten über das 18. Jahrhundert und die Reformation geleistet haben, das hat die letztere in vielfach neue Beleuchtung gerückt und den Grund für die Kenntnis des 18. Jahrhunderts gelegt, für dessen Beurteilung besonders seiner treibenden Kräfte Höchsmanns Urteile und weite Ausblicke vielfach maßgebend bleiben werden. Und seltsam, daß der Ausschuß nachgelassene Arbeiten von beiden Getreuen in der Hand hat, die nun nach dem Tode der Verfasser veröffentlicht werden, von Herbert den Abschluß der Briefe an Samuel Brukenthal, von Höchsmann eine Geschichte des 16. Jahrhunderts, in der vor allem über die Reformation und was mit ihr zusammenhängt neue, überraschende Aufklärungen gegeben werden.[1]

[1] Die Schriften Herberts sind verzeichnet in Dr. Friedr. Schuller: Schriftsteller-Lexikon IV, S. 187, dazu ist zu fügen: Briefe an den Freiherrn Samuel v. Brukenthal. V.-Archiv 31. Band.

Die Schriften Höchsmanns ebenda S. 205. Dazu: Aus der Vergangenheit und Gegenwart der sächsischen Gemeinde Martinsdorf in Siebenbürgen. Kalender

Digitized by Google

So sei denn auch von unsrer Seite auf ihre Gräber, die auf demselben Friedhof liegen, ein Kranz der Erinnerung und des Dankes niedergelegt, wobei wir uns dessen getrösten, daß solang unser Verein so treue Mitglieder und Mitarbeiter hat wie diese, er sicher in die Zukunft sehen kann.

Ob unser Blick aber auf die Arbeiten des Vereins sich richtet oder auf die Art und Weise, wie er sie aufnimmt und durchführt, auf die Arbeiter oder auf Jene, für die wir sie zu lösen suchen, immer wieder fällt ins Auge, welch eine Wandlung im großen und im kleinen mit uns seit der Gründung des Landeskundevereins vorgegangen ist, und wie auch hier des Dichters ernstes Wort gilt:

„Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr."

Es ist vielleicht der Feststunde nicht unangemessen, wenn ich versuche, diesen Wandlungen etwas nachzugehen und sie besonders da zu fassen, wo sie Einfluß auf unser geistiges Leben, auf den Landeskundeverein und seine Arbeiten genommen haben.

Da ist das erste, was mir bedeutsam erscheint, die Wandlung, die in der Schichtung unsers Volkskörpers vor sich gegangen ist. Wohl ist sie in einer Beziehung so geblieben, wie sie vor 65 Jahren, bei der Gründung des Vereines war: Bauern, Bürger, Literaten, falls die grobe Einteilung erlaubt ist. Aber innerhalb dieser Schichtung, welche Wandlung. Vor 60 Jahren ein bodenständiges Bauerntum, gehalten durch die Gebundenheit der „Gemeinde" und an die Gemeinschaft, in der der Einzelne nur als ihr Glied Bedeutung hatte, heute rund 10.000 sächsische Bauern außer Landes, vor allem in Amerika! Ohne die Frage zu beantworten, welche Vorteile und Nachteile damit verbunden sind, — ich halte die Nachteile für so überwiegend, daß dagegen gar kein Vorteil in die Wagschale fällt — so kündet die Tatsache doch das eine: daß der Bauernstand ein andrer geworden ist, in seiner Masse noch immer schwerflüssig und zäh, aber neuen Gedanken, neuen Aufgaben nicht mehr so unzugänglich als früher. Für unsern Verein kam dieser Stand bloß in objektiver Form in Frage, er war Objekt der Forschung, er stand naturgemäß tätiger Teilnahme fern. Das ist auch heute noch der Fall, aber vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo in den obern Kreisen dieses Standes ein Verständnis

---

des Siebenbürger Volksfreundes 1899, S. 72. Der Streit über die Konzivilität, Vereins-Archiv XXX., S. 28 und 309. Über Höchsmann siehe die schöne Würdigung von Dr. G. A. Schuller in den Kirchlichen Blättern, VIII. Jahrgang 1905, Nr. 43—45, desgleichen über Herbert: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1905, Nr. 6—8, S. 116.

Digitized by Google

für die Arbeit auch des Landeskundevereins sich entwickelt, doch wird sie naturgemäß niemals auf ihn sich stützen können. Aber die Wandlung, die mit dem Bauernstand vor sich geht, die auf veränderte Wirtschaft, damit auf langsam sich ändernde Lebensanschauung sich erstreckt, übt in einer Beziehung einen bedeutsamen Einfluß auf unsre Vereinsarbeit, sie zwingt sie zur Beschleunigung, sofern es sich um Festhalten der Vergangenheit dieses Lebens handelt. Denn es ist keine Frage, daß — um nur einiges anzuführen, — hundert und hundert Hattertbezeichnungen durch die Kommassation schwinden, wie das Bild der Gemeindeflur sich ändert, daß ebenso viele Worte und Begriffe für gewisse Arbeiten und Tätigkeiten mit diesen zu Boden fallen und daß mit der Umänderung der Sitte, wie sie sich in Kleidung, in Speise, in Art und Brauch vollzieht, eben das Leben ein anderes wird. Wir stehn hier seit einem Menschenalter an der Grenzscheide zweier Zeitalter in unserm Volksleben und wir können heute nicht sagen, ob eine spätere Zeit in den Zügen des einen die des andern wieder erkennen wird, wie zuweilen im Antlitz des Mannes kein Zug des Kindergesichtes wieder zu finden ist.

Die Wandlung ist noch auffallender in dem sogenannten Bürgertum. Bis zum Jahre 1848 war der Kern des sächsischen Volkes der kleine Gewerbestand, der kleine Bürger, der mit einem oder zwei Gesellen arbeitete, in seinem eignen Haus wohnte, die Traditionen alter Zeit in seiner Werkstatt und in seinem Leben bewahrte, die Kinder in alter Einfachheit erzog, in Zunft und Kommunität am öffentlichen, kirchlichen wie politischen Leben teilnahm. Ehemals hatte er auch die Mauern und Türme der Stadt verteidigt, was nun nicht mehr nötig war, denn fast hundertfünfzig Jahre war im Lande Frieden gewesen und die Hand entwöhnte sich des Kriegshandwerks. Doch hatten die Besten unter ihnen das Gymnasium besucht und von da Freude an edler Lektüre und an geistigem Leben mitbekommen. Der Sturmwind der Sprachenfrage, der damals das Land durchfuhr, hatte auch diese Kreise bewegt und die Gründung des Landeskundevereins Wiederhall dort gefunden. Denn die großen Fragen des Bestandes unseres Volkstums, die Mittel es zu stärken, es widerstandsfähig gegen die Angriffe der Gegenwart und sicher für die Zukunft zu machen, fanden dort Verständnis und zugleich das Bewußtsein, daß es auf sie mitankomme, wenn jenes Ziel erreicht werden sollte.

Dieser kleine Bürgerstand ist uns unter den Händen zerronnen. In Kronstadt hatte es 1798 43 Zünfte mit 1936 nahezu ausschließlichen sächsischen Meistern gegeben, die im Jahre 1844 schon auf 38 Zünfte gesunken waren mit 1256 Meistern — heute zählt man sächsische Meister

Digitized by Google

kaum 600! In Hermannstadt waren im Jahre 1829 1400 Gewerbetreibende, im Jahre 1890 853 und von diesen 581 Sachsen, mehr als ein Drittel hat nicht ein Jahrhundert vernichtet. In Schäßburg gab es im Jahre 1852 191 Webermeister, die an 357 Webstühlen arbeiteten und in deren Zunft an ein halbes Tausend Menschen beschäftigt waren — dreißig Jahre später gab es keinen mehr! Und so ists in allen unsern Städten dem Gewerbestand gegangen.

Was von ihm übrig geblieben ist, das ist der Rest eines geschlagenen Heeres, der erst langsam anfängt, sich zu sammeln. Es soll hier nicht den Ursachen des Rückganges nachgespürt werden, bei dem Schuld und Verhängnis sich die Hand zur Zerstörung gereicht haben, sondern die Folge ins Auge gefaßt werden. Sie ist abgesehen von der verminderten Zahl des Gewerbetreibenden die stark herabgeminderte Lebensfreude und die gesunkene Zuversicht, im Kampf ums Dasein zu bestehen. Wo ganze Reihen von Gewerben zusammengesunken sind wie im regenlosen Sommer das Gras auf den Halmen, wobei was etwa übrig geblieben das Welken weit verkündet, da ists kein Wunder, wenn die Angst übermächtig wird, ob man selbst dem Tod entrinnen werde. Darum ist der Kampf in der Konkurrenz heftiger, rücksichtsloser, skrupelloser geworden und es ist klar, daß hier für literarisches Leben und für geistige Arbeit nicht Zeit und Verständnis zu finden ist. Die Meisten dieser Gruppe stehen dem nationalen, wie überhaupt dem öffentlichen Leben der Gegenwart ferner wie die Genossen vor fünfzig Jahren.

Aber aus dieser kleinen Gruppe erhebt sich langsam und wächst über sie hinaus eine Gilde Gewerbetreibender, die in jenen Gewerben tätig sind, die unter allen Umständen Ertrag versprechen — wie die Gewerbe für Nahrung, Kleidung und ähnliche — und jene, die den Übergang zur Fabrik glücklich ermöglicht haben. Von beiden Gruppen weisen unsere Städte erfreuliche Beispiele auf. Beide zeichnen sich, mit der Vergangenheit verglichen, durch größere Rührigkeit, weitern Blick, größere Tatkraft aus. Man darf wohl annehmen, daß in diesen Kreisen der Wert des Wissens und der Bildung geschätzt und gesucht werde, daß man sie als berufen ansehen kann, in jene Lücke zu treten, die der Rückgang des kleinen Gewerbes verursacht hat. Wohl kann der sächsische Fabrikant sich nicht mit dem ausländischen an Reichtum messen, auch von einem Stand kann man noch kaum sprechen, nur von einzelnen, aber sie werden allmählich ein Faktor in unsrer Entwicklung. Sie können in bezug auf das Vermögen den alten Gewerbestand ersetzen, aber niemals volkspolitisch, falls der Ausdruck erlaubt ist. Ich meine: der sächsische

Digitized by Google

Fabrikant mit einem Vermögen von 200.000 Gulden ersetzt in bezug auf den Wohlstand hundert sächsische Bürger der alten Zeit mit je 2000 Gulden Vermögen, aber es ist klar, daß er sie nicht ersetzt und nie ersetzen kann nach allen andern Seiten. Jene hundert Bürger bedeuteten hundert Familienväter, mit Frau und Kindern wohl fünfhundert Seelen, eignes selbständiges Leben, in Gemeinde und Kirche Träger des Gesamtgedankens. Wenn einer von ihnen in einem gegebenen Fall versagte, so blieben noch 99 übrig — wenn heute der eine versagt, so entsteht eine große Lücke.

Darum ist hier die Frage von allergrößter Bedeutung, wie stehn diese Kreise zu den großen Fragen des Volks, der Kirche, des öffentlichen und nationalen Lebens, der geistigen und sittlichen Kräfte inmitten des Volkslebens. Wir haben jetzt die erste Generation vor uns. Sie ist recht eigentlich aus dem alten Gewerbestand herausgewachsen, der Fabriksherr überall noch mittätig an der Arbeit, auf ihm ruht das Ganze, noch erinnert er sich, daß er in der kleinen Werkstätte des Vaters Lehrling und Geselle, oder in der Werkstatt des Meisters der zugewanderte arme Lehrjunge gewesen, der die alten Handgriffe erlernte. Da ists kaum möglich, daß die guten Geister der alten Werkstatt mit einem Schlag verflogen wären, wenn vielleicht auch der eine oder der andere über der harten Arbeit und der großen Leistung der neuen Schöpfung oder dem hastigen Streben nach raschwachsendem Reichtum hie und da den Blick übermäßig nur auf die eignen Angelegenheiten gerichtet und darüber das Allgemeine verloren hätte. Aber die Gefahr wird in der zweiten Generation größer, daß die Sucht nach Erwerb, mit dem Vermögen wachsend, den Gedanken an die Pflicht, die geistig-sittlichen Güter, die allgemeinen Interessen auch des Volks zu stützen und zu fördern, zurückdrängen könnte und darum wird es immer wieder nötig sein, gerade dem heranwachsenden Geschlecht die schöne Aufgabe vor die Seele zu stellen, die seiner in dieser Beziehung wartet.

Ein neuer Stand innerhalb des Bürgerstandes ist in den letzten zwei Menschenaltern in dem Kaufmannsstand unter uns entstanden. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in unsern kleinen Städten zwei bis drei Kaufleute, in den größern kaum ein Dutzend und das waren nicht lauter Sachsen. Heute zählen sie zusammengenommen nach vielen hunderten. Aber unter ihnen muß ein großer Unterschied gemacht werden. Auf der einen Seite — und das ist die Mehrzahl — der kapitalslose Krämer, der wenige Klassen über die Elementarschule hinaus besucht hat, schlecht schreiben kann und nicht imstande ist, die

Digitized by Google

Bücher sich selbst zu führen, ohne Gesichtskreis vom Tag für den Tag lebt und kein Interesse hat an dem, was außerhalb des Ladens liegt; auf der andern der gebildete Geschäftsmann, mit Geld und Kredit arbeitend, mit klugem Verständnis auch der Weltkonjunktionen, von denen er abhängig ist, der Pflicht bewußt, auch im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. In der Zeit der Renaissance sind sie in erster Reihe Förderer der neuen Kultur, auch der Literatur gewesen — ein schönes Vorbild für sie in der Gegenwart unter uns, deren Nachahmung vielen empfohlen werden kann.

Schon die kurzen Andeutungen zeigen, welch eine Umwälzung hier vorgegangen ist. Jede derartige Wandlung ist zunächst eine Unruhe und nicht eine Unterstützung stiller wissenschaftlicher Arbeit.

Nicht weniger bedeutsam ist die Veränderung, die in den sogenannten literarischen Kreisen in bezug auf deren Zusammensetzung vor sich gegangen ist. Am auffallendsten in bezug auf die Juristen. Die Juristen sind in den vierziger Jahren die ersten Träger des nationalen Gedankens und der politischen Entwicklung gewesen. Das selbständige siebenbürgische Staatswesen, in dem die sächsische Nation die dritte gleichberechtigte ständische Nation war, sicherte ihnen den größten Einfluß, allseitige Bedeutung, hervorragende Stellung. Der sächsische Gubernialrat, dem nach einer Reihe von Dienstjahren die Exzellenz und hohe Orden winkten, wie der Träger der höchsten Landesämter, die den Sachsen zugänglich waren, bedeuteten im Volk die höchste soziale Schichte, durch die es mit den leitenden Staatskreisen in Verbindung stand. Wissen, Ansehen, Vermögen, Einfluß hielten sich die Wage. Und daneben nun die Schar, ein kleines Heer, der Beamten in Stadt und Land, zusammen viele hundert, denn nach den Regulationen von 1805 bestand der Hermannstädter Magistrat im Jahre 1840 aus 16 Senatoren, heute aus 3, die Zahl der Juristen in Stadt und Stuhl betrug etwa 31, die Stuhlsbeamten in Leschkirch zählten 10, die in Reps 17, die in Reußmarkt 11 gebildete Juristen, überall die Bürgermeister, Königsrichter, Stuhlsrichter, an ihrer Spitze der Komes, Gubernialrat von Amtswegen. Aus dem Joch der Beamten und von ihrem Druck das sächsische Volk zu befreien, hatte die Regierung, wie sie u. a. mit gleißnerischen Worten behauptete, gegen das Gesetz jene Regulationen gegeben und das Ende war, daß diese erst den Beamtenstand mit seinen Vorzügen und Schwächen geschaffen haben. Es soll hier nicht davon die Rede sein, was er im ganzen und einzelnen uns gewesen, uns geleistet und geschadet hat — es steht neben seiner tapfern Vertretung und Verteidigung der Volksrechte auf den sieben-

Digitized by Google

bürgischen Landtagen durch seine besten Mitglieder die sträfliche Saumseligkeit und Untätigkeit, die sich nur allzu Viele, besonders in den kleinen Stühlen, zuschulden kommen ließen, deren Folgen noch heute zu schwerer Anklage werden. Aber dreierlei läßt sich wahrheitsgemäß von diesem Stand als solchem sagen: er war ausschließlich sächsisch, damit zugleich der Boden für sächsischen Nachwuchs für die sogenannten gelehrten Berufe, die sich derart aus einer sozial hochstehenden Schichte ergänzten, in der Familientradition und Bildung eine Rolle spielten; er war als solcher der berufene Vertreter und Verteidiger der Volksrechte, damit im Zusammenhang aber auch berufen, diese Rechte zu studieren und sie nicht bloß im Rathaus und Landtagssaal, sondern auch wissenschaftlich zu vertreten. Es ist nicht Zufall, daß zwei Mediascher Senatoren mit dem Pfarrer von Waldhütten den Aufruf zur Gründung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde erließen und daß die zwei ersten Vorsteher hohe Staatsbeamte waren (Oberlandeskommissär Bedeus und Finanzrat Trausch). Und endlich dieser Juristenstand war unabhängig von Gewalten außerhalb des sächsischen Volkes, demnach in der Ausbildung und Betätigung alles dessen, was mit nationalem Leben zusammenhing, ungehindert. Gerade in den vierziger Jahren war dieser nationale Einschlag im Leben der Juristen ein neues bedeutsames Moment für das Volksleben.

Die Wandlung, die hier vorgegangen ist, ist offenkundig. Während die Zahl im ganzen rückwärts gegangen ist, ist uns durch die veränderten politischen Verhältnisse die oberste Schichte dieses Standes ganz verloren gegangen und da der Einfluß eines Standes auch davon abhängig ist, wie hoch der Einzelne in ihm steigen kann, ist sein Einfluß selbst gesunken. Er ist nicht mehr der alleinige Verteidiger und Vertreter der nationalen Rechte und er ist, sofern es sich um die Staatsbeamten handelt, nicht mehr so unabhängig wie früher. Auch seine Mitarbeit auf wissenschaftlichem Gebiet ist stark zurückgegangen.

Einen Ersatz hat dieser Stand in den Advokaten gefunden, die vor fünfzig Jahren wenig zahlreich — es gab 1841 in Hermannstadt nur zwei Advokaten und an andern Orten nicht mehr — heute eine nach allen Richtungen bedeutende führende Klasse repräsentieren, denen die völlige Unabhängigkeit wesentlich zugute kommt. Und wenn hier der weise Kopf bei der alten guten Tradition des Hauses das rechte Herz findet, dann fällt ihm die führende Stellung wie des Volkes Liebe und Vertrauen naturgemäß zu, wie wir es bei Albert Arz v. Straußenburg gehobenen Herzens erlebt haben.

Von der Wandlung ist auch der Lehrerstand und Pfarrerstand nicht

Digitized by Google

verschont geblieben. Zunächst fällt im Vergleich mit früher die stark vermehrte Zahl der akademischen Lehrer auf. Das Schäßburger Gymnasium besorgten bis zum Jahre 1850 neben dem Rektor und Konrektor fünf akademische Lehrer, heute haben sämtliche Anstalten dort 16 Akademiker. Und dies Verhältnis ist überall ein ähnliches. Das allein garantiert schon einen größern Einfluß auf die Volksentwicklung. Das Hervortreten der „Theologen", wie man sie nannte und das Volk sie noch nennt, und ihre Teilnahme am öffentlichen Leben am Anfang der vierziger Jahre bezeichnet an sich eine bedeutsame Wandlung der Zeit.

Aber seltsam, bei steigender Zahl der Akademiker in den Städten zeigt sich die sinkende Zahl der akademischen Pfarrer. Man kann sagen, daß es bis 1848 nahezu keine nichtakademischen Pfarrer gegeben — wenige nur, die bloß das Gymnasium absolviert hatten — heute gibt es deren etwa 80, rund ein Drittel sämtlicher evangelischer Pfarrer. Es beginnt sich auch ein anderes Verhältnis zu verschieben. Während bisher der Gymnasialprofessor zum Pfarrer aufstieg, hat nicht nur der unbedingte Übergang dieses Standes in das Pfarramt aufgehört, sondern es beginnt hie und da die Rückkehr aus dem Pfarramt in das Lehramt. Wir kennen die Ursachen dieser Erscheinung, die so wenig nützlich und gut sie für unsere gesamte Entwicklung ist als etwas gegebenes betrachtet sein will, deren letzte Folgen heute kaum zu übersehen sind. Es spielt hieher auch die veränderte Schätzung des Stadt- und Landlebens hinein. Die Unterschiede beider sind größer geworden als sie früher waren und die Annehmlichkeiten des erstern fallen mehr ins Gewicht als ehedem. In alter Zeit waren die Pfarrer unter uns in erster Reihe Träger des literarischen Lebens, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch die Juristen, seit den vierziger Jahren — eben in der Zeit der Gründung des Landeskundevereins — traten die Lehrer hinzu. Ich finde nicht, daß die Teilnahme der letztern daran im Verhältnis zu ihrer Zahl gewachsen ist. Der Höhepunkt des wissenschaftlich-literarischen Arbeitens dieser Kreise scheint in den fünfziger und sechziger Jahren erreicht worden zu sein.

Wachsender Anteil am literarischen Leben, wenn auch zunächst nicht am streng wissenschaftlichen als Mitarbeiter, ist in den seminaristischen Kreisen zu erwarten, wo die gesteigerte Bildung des Seminars den Weg vorbereitet.

Während es uns nicht gelungen ist, einen Stand der Techniker uns zu erziehen, da die Verhältnisse für sie — einige Architekten ausgenommen — keine Beschäftigung bieten oder eben nur wenigen sie bieten und darum eine große Anzahl aus unsrer Mitte, die diesen Beruf erwählt, im Aus-

Digitized by Google

land sich eine Stellung gesucht und gefunden, ein bedauerlicher Abfluß guter Volkskraft, ist die Zahl der Ärzte bedeutend gestiegen. Es ist zum erstenmal, daß im Gesamtbild unsrer Vereine auch der sächsische Ärzteverein erscheint; es mag ihm hiebei als Ganzem wie den einzelnen Mitgliedern die Teilnahme und Förderung unsrer Arbeit besonders empfohlen sein, sind sie doch in erster Reihe mit dazu berufen.

Neben diesen Wandlungen, die zum teil Verluste bedeuten, hat die Zeit einen neuen Beruf in unsrer Mitte geschaffen, der für andre verlorene in die Lücke tritt, die Bankbeamten. Wer heute den Beamtenkörper der Hermannstädter Sparkasse und der Bodenkreditanstalt ins Auge faßt, die mit den ähnlichen sächsischen Anstalten in unsrer Mitte mehr als hundert sächsischen Familien die Möglichkeit der Existenz bieten, der muß zugleich zugeben, daß in diesen Kreisen eine Fülle neuartiger Intelligenz sich zusammenfindet, die — einschließlich besonders auch der Juristen, die hier eine selbständige Lebensstellung finden — durch die Unabhängigkeit, die sie kennzeichnet, berufen ist, an dem geistigen Leben des Volkes hervorragenden Anteil zu nehmen. Abgesehen davon hat die wirtschaftliche Arbeit, die von diesen Anstalten ausgegangen ist, darunter besonders der Landwirtschaftsverein, die Organisation der Raiffeisenvereine und der Zusammenschluß der städtischen Kassen eine neue Verklammerung unsers Volkslebens zuwege gebracht, die stärker ist als manches andre Band.

In dem Bild der wirtschaftlichen Entwicklung darf als ein kleiner Zug nicht übersehen werden, daß ein Teil der Burzenländer Gemeinden nicht mehr ausschließlich aus Kleinbauern besteht, sondern aus Großbauern mit städtischem Anflug, die einen neuen Typus sächsischen Bauerntums herausbilden werden und daß es zwei Gemeinden — Agnetheln und Heltau — gelungen ist, sich zu kleinen Landstädtchen zu entwickeln, während die ehemaligen Vororte der kleinern Stühle, (so besonders Reußmarkt und Leschkirch), mehr oder weniger zu Dörfern herabgesunken sind, was ihnen nicht zum Nachteil gereicht, wenn erst der unangenehme Übergang überwunden sein wird.

Wer sich umsieht nach jenen Kreisen, die in unserm Volk für geistige Strömungen und geistiges Leben Bedürfnis und Empfänglichkeit haben, der kann besonders im Vergleich zur Vergangenheit die sächsische Frau nicht übersehen. Nicht nur die ehemals unbekannte, einen Erwerb suchende, lehrende, schriftstellernde, nach selbständiger Lebensstellung ringende Frau, auch die andre, die in befriedigter Ehe an der Seite des Gatten und als Mutter der Kinder waltet, sie steht heute dem geistigen Leben der Gegenwart, dem Verständnis öffentlicher Fragen näher als vor sechzig

Digitized by Google

Jahren. Damit steht im Zusammenhang, daß die zahlreichen Frauenvereine sich in den Dienst öffentlicher Zwecke gestellt haben, am erfolgreichsten der allgemeine evang. Frauenverein (seit 1884), der die Arbeit der Frau in ganz neuer Weise der Kirche und dem Volk dienstbar gemacht hat und viel brachliegende Kraft dem Leben nutzbar macht. Und wenn auch jener Frauentypus auch bei uns nicht fehlt, der vom nichtigen das Nichtigste zum Lebensinhalt wählt, vielleicht nicht ohne Schuld der Männer, die, weil sie zu klein von ihnen dachten, sie vom Großen fern hielten, so haben wir doch alle Ursache, uns unsrer Frauen zu freuen, die auch im Joch des Alltags ins Leben umsetzen: „vergiß o Menschenseele nicht, daß du Flügel hast!“

Eine andere Erscheinung der Gegenwart soll nicht übersehen werden, da sie in der Tat einen Unterschied im Vergleich mit der letzten Vergangenheit bezeichnet, die Tatsache, daß die Kunst und künstlerische Fragen anfangen, eine gewisse Rolle zu spielen. Zunächst ist es auffallend, welch eine Fülle von Talenten in der Malerei fast plötzlich unter uns auftauchte, die neue Betätigung von Anlagen, die einst im sächsischen Volk schöne Leistungen aufwiesen. Und nicht ganz unabhängig davon das Bestreben, der Kunst im Volk und in seinem Leben eine Stätte zu bereiten, vielfach über das Ziel hinausschießend, wie es bei neuen Bewegungen so häufig der Fall ist. Dabei wäre gut zweierlei zu beachten. Einmal, daß es sich, wenn von der Kunst im Volk und für das Volk die Rede ist, doch mehr um den Geschmack, als um die eigentliche Kunst handelt und dann, daß die Wirkungen der Kunst auf die Erziehung des Volks nicht überschätzt werden dürfen. Lenbach spricht einmal den richtigen Gedanken aus: „Ich bin überhaupt nicht der Ansicht, daß die Kunst ein Erziehungsmittel für die Masse ist. Die Zeiten der höchsten Entwicklung waren durchaus nicht durch Reinheit der Sitten ausgezeichnet. Wenn Schönheit geeignet wäre, die Menschen zu bessern, sie zu feinern Sitten zu erziehen, so müßten die Schönheit des Sonnenlichtes, die Blumen, die Treue und Lieblichkeit der Tiere, der unschuldige Blick des Kindes ähnlich wirken. Aber daß das nicht der Fall ist, das wissen wir . . . Ich glaube eben, daß die bildende Kunst gar keine direkte Wirkung auf die Geister der Massen hat.“

Wichtiger wohl als die Malerei ist für die breiten Schichten des Volks die Pflege der Musik, speziell des Liedes. Die Fortschritte auf diesem Gebiete gegen die vierziger Jahre sind sehr bedeutend, zu den schönsten müssen wir doch rechnen, daß das sächsische Volkslied mit seiner einfachen Weise wieder neu aufgegriffen und gepflegt wird, eine Bereicherung des Volkslebens.

Digitized by Google

Die Pflege der Kunst, wo sie in echter Weise geschieht, mag hin und wieder der wissenschaftlichen Arbeit Zeit und Arbeitskräfte entziehen, aber beide stehen einander doch zuletzt nicht im Wege, sondern fördern sich oder sollen sich fördern.

Trotzdem ist klar, daß solche Zeiten des Übergangs, wie die Gegenwart hier ausgesprochenermaßen ist, an sich für tiefergehende wissenschaftliche Arbeiten und tiefwirkende Aufnahme derselben nicht gerade geeignet sind. Beides setzt Seelenstimmungen voraus, die heute der Einzelne finden kann, die aber nicht allgemein sind: innere und äußere Ruhe ohne die zehrende Sorge um die Zukunft, sei es die eigene oder des Volkes, heitere Überschau über Welt und Leben mit eigner gefaßter Lebensansicht, einen Schwung der Seele, der nicht vom Lärm und Streit des Tages im Staube niedergehalten wird.

Dazu kommt als maßgebende Tatsache, daß das Ideal der Gegenwart ein andres ist als das der sechziger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und daß die politischen Kämpfe, so ähnlich sie einander sein mögen, doch von einander sehr verschieden sind.

Im großen politischen Kampf der vierziger Jahre, dem der „Sprachenkampf" den Charakter aufgeprägt hat, handelte es sich nicht nur um die Gleichberechtigung der deutschen Sprache in gewissen Grenzen, sondern immer wieder recht eigentlich um die Gleichberechtigung der sächsischen Nation, der dritten ständischen, mit den beiden andern Schwesternationen im selbständigen siebenbürgischen Staatswesen, um Verteidigung aller Bollwerke, die diese politische Nation in der Vergangenheit um sich aufgerichtet, die, gerade angesichts der Angriffe auf sich und ihren Bestand, diese Bollwerke als nationale Schutzwehren aufrecht zu halten versuchte. Aus dem Kampf um das Recht war ein Kampf um die Nationalität, um die heiligsten Menschenrechte, um den unantastbaren Besitz der Sprache und all der Lebensgüter geworden, die mit ihr verbunden sind. Dabei empfand das Volk, das von dem Wehen des neuen Geistes berührt wurde, daß es auf allen Gebieten alte Rückständigkeit zu überwinden habe und wohin es sah und wohin es griff, da trat ihm der Gedanke entgegen, daß nur geistige Mittel hier helfen könnten. Darum wurde geistig-sittliche Hebung des Volks der Schlachtruf der neuen Zeit und damals ist der Gedanke in die tiefern Volksschichten hineingetragen worden, daß die höhere Bildung des Volks allein imstande sei, das Volk vor dem Untergang zu bewahren. Solche Zeiten sind geistiger Arbeit günstig, damals ist der Landeskundeverein gegründet worden und was er bot, das fand freudigen Wiederhall. Man sah gerade in den von

Digitized by Google

ihm in erster Reihe getragenen historischen Arbeiten eine neue Schutzwehr des nationalen Lebens. Sie richteten sich naturgemäß auf das Recht des Volks, seine staatsrechtliche Stellung, der politische Gedanke hatte seinen Anteil an den Studien der Zeit.

Das wiederholte sich in gewissem Sinn in der ersten Hälfte der sechziger Jahre. Nach dem harten Druck des Absolutismus, der trotz allem für uns eine Zeit der Selbstbesinnung und innern Kräftigung gerade auch auf dem Gebiet des geistigen und wissenschaftlichen Lebens bedeutet, empfand man aufs neue die Wahrheit der alten Überzeugung, daß Recht doch Recht bleiben müsse und sein Sieg nicht zweifelhaft sei und wie damals, auch als nationales Bollwerk die neue Kirchenverfassung geschaffen wurde, die ja von vorneherein die geistig-sittlichen Kräfte im Volk im Auge hatte, die sie zusammenfassen und heben wollte, so trat noch einmal der Gedanke in den Vordergrund, daß es bei den neuen Aufgaben, die sich bergehoch für das sächsische Völkchen auftürmten, wobei auch die Erhaltung der politischen Nation immer im Vordergrund stand, vor allem darauf ankomme, durch höhere Bildung den alten Rang zu wahren und der Nation die Zukunft zu sichern. Dabei sah man wieder erwartungsvoll auch auf den Landeskundeverein. Es ist doch bezeichnend, daß 1845 die Zeitungen bei dem bevorstehenden Zusammentritt der Nationsuniversität bemerkten, falls um dieselbe Zeit der Landeskundeverein seine Versammlungen halte, so werde der Komes sicher eine Verschiebung der Universität eintreten lassen. Und 1861 setzten die Vertrauensmänner, die zur Vorbereitung der neuen Kirchenverfassung von der Regierung zusammenberufen worden waren, die Beratungen aus, weil die Teilnehmer die Generalversammlung des Landeskundevereins in Bistritz — allerdings auch aus politischen Rücksichten — besuchen wollten. Die Anstrengungen, die in beiden Perioden zur Verbesserung des Schulwesens gemacht wurden, die Bestimmungen der neuen Kirchenverfassung über vertiefte Fachbildung der Kandidaten der Theologie und des Lehramts, waren beide Ergebnisse des als unerschütterlich angesehenen Grundgedankens, daß mit der höhern Bildung alles gewonnen sei.

Nun kann man wohl die Bildung nicht hoch genug schätzen — aber man kann sie trotzdem überschätzen. Die Bildung, wie das geistige Leben überhaupt, ist ein Faktor in jedem Volksleben, aber nicht der einzige. Und immer, wo ein Geschlecht gemeint hat, in der Betonung eines solchen einzigen Faktors in seinem Leben den Schlüssel zur Lösung des Lebensrätsels gefunden zu haben, da bleibt ihm die Erfahrung nicht erspart, daß die Mannigfaltigkeit des Lebens über jene Einseitigkeit

Digitized by Google

hinauswächst und sich nicht in so enge Grenzen fassen läßt. Auch das Geschlecht der vierziger und sechziger Jahre bei uns hat es erfahren. Für die Bildung hatte es große, unverlorene Opfer gebracht, aber das, was sie damit zu retten gehofft hatten, die Sicherung der Nation, ihre Dauer und Zukunft hatten sie nicht erkauft.

Der neue Staatsgedanke, der seit 1867 die Entwicklung der sächsischen Nation in neue Bahnen drängte, zerstörte zunächst alles das, was als Schutzwehr der nationalen Entwicklung angesehen worden war, die selbständige Stellung der Nation, ihre politische Einheit, den Gebrauch der deutschen Sprache auf verschiedensten Gebieten, wo sie bis dahin Geltung gehabt hatte, selbst auf die Schule und ihre Einrichtungen dehnten sich die Maßnahmen aus. Allerdings der Kampf um all die Güter der Vergangenheit, um das Recht und was damit zusammenhing, war ja nur möglich gewesen mit Hülfe auch der wissenschaftlichen Mächte, die in den gebildeten Kreisen des Volks lebendig waren, aber all die Verluste in jenem Kampf waren geschehen trotz „der höhern Bildung". Was nützte sie bei dem ungeheuren wirtschaftlichen Rückgange, der allseits beobachtet wurde? Die alte staatsrechtliche Stellung war dahin, es zeigte sich, daß mit den alten Schutzwehren die Nation selbst nicht vernichtet war, daß aber der Kampf für den Bestand in einem neuen Punkt einsetzen mußte, in der wirtschaftlichen Stärkung des Volks, um neue Schutzwehren aufzurichten. So entstanden die großangelegten Versuche, die alle mehr oder weniger an die Namen Bedeus und vor allem Dr. Wolff anschließen. Eine spätere Zeit wird in dieser Arbeit, die in gleicher Weise die Hebung des Bauernstandes wie des Gewerbes, die Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen und Raiffeisenkassen, eine neue Kolonisation wie die Schaffung von Eisenbahnen, die Hebung des Kredits und den Zusammenschluß der Kreditinstitute mit starker Hand und zielbewußter Umsicht aufnahm, ein neues charakteristisches Zeichen der Gegenwart sehen.

Es ist das ein Zeichen der Gegenwart, das auch nach einer andern Richtung symptomatisch ist: Die Arbeit geht zugleich darauf aus, uns mit dem großen Leben der Welt draußen in Verbindung zu bringen, uns die großen modernen Wirtschaftsgedanken, die die Welt umgestaltet haben, näher zu bringen. Ein Vergleich der ältesten Satzungen der Sparkasse aus dem Jahr 1841 mit den ersten der 1869 gegründeten Bodenkreditanstalt zeigt den Fortschritt. Dort das nächste Ziel „ein Sammelkasten für Handwerker, Dienstboten und Kinder zu sein", damit zugleich die unbenutzt liegenden Summen dem öffentlichen Verkehr zuzuwenden und wohltätige Zwecke zu fördern, hier der moderne Gedanke, den Kredit zu

Digitized by Google

verwerten und vor allem in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen, zur Hebung des sächsischen Bauernstandes zu benützen. Und dieses auf doppelte Art, einmal durch Darlehen an die Bauern, dann indem der größte Teil des Reingewinnes der Oberverwaltung des Landwirtschaftsvereins zur Förderung ihrer Zwecke zur Verfügung gestellt wurde. In den vierziger Jahren hatte der Pfarrer St. L. Roth ergreifende Töne gefunden, um zur Hebung des Bauern aufzurufen, jetzt legte die ev. Landeskirche einen Teil ihrer Gelder in die neue Anstalt, um sie sofort mit größern Mitteln auszurüsten und die sächsischen Pfarrer standen unter den ersten in den Landwirtschaftsvereinen.

Denn das ist nun, bei allem Wandel der Zeit, sich gleich geblieben in unsrer Entwicklung der letzten Menschenalter, die Uneigennützigkeit und selbstlose Hingabe der Intelligenz unsres Volkes, seiner führenden Kreise im Dienst des Volks, ihre Arbeit für dieses.

Und so wird für immer charakteristisch bleiben, mit welch idealem Sinn diese praktische Tätigkeit geübt wurde. Man ist gewohnt, wo es sich um Förderung von Erwerb und Besitz handelt, auch jene, die sich solche Förderung angelegen sein lassen, für sich selbst sorgen zu sehen — von dem war hier nie die Rede. Alle, die sich in den Dienst dieser Arbeit stellten, haben sie getan, um dem Volk zu dienen. Und bei der Arbeit selbst ist nie unterlassen worden, darauf hinzuweisen, daß die Mehrung des Besitzes, daß Erwerb und Vermögen nicht letzter Zweck sei, sondern bestimmt, höhere Güter zu stützen und um deretwillen allein bedeutsam — mit den Gütern soll das Gute gefördert werden. So verwendet, wie erwähnt, die Bodenkreditanstalt ihren Reingewinn vor allem für die Hebung des Bauernstandes und so gibt die Hermannstädter Sparkasse, ein unerreichtes Vorbild seit ihrer Gründung, ihren gesamten Reingewinn für öffentliche, gemeinnützige Zwecke und wir wissen es alle, daß unsre Schulen in fast allen unsern Städten nur mit Hülfe unsrer Kreditinstitute erhalten werden, deren Teilhaber eben auf jeglichen oder größern Gewinn verzichten, wie die Reingewinne der nun mehr als hundert Raiffeisenvereine wieder nicht in die Taschen der Mitglieder wandern, sondern statutengemäß für öffentliche Zwecke, wieder häufig für Schule und Kirche gegeben werden. Das ist eine Erziehung zum Idealismus, wie sie größer noch nie aufgenommen worden ist. Und wenn diese wirtschaftliche Arbeit von der wissenschaftlichen hin und wieder abgelenkt hat, sie hilft auf dem Wege, den sie eingeschlagen hat, den Sinn erziehen, der die Grundlage für die Würdigung auch der wissenschaftlichen Arbeit bildet.

Sie selbst ist, im Zusammenhang mit all den andern Arbeiten, die

Digitized by Google

der Tag brachte und die Not erforderte — insbesonders auch angesichts dessen, daß der nie endende politische Kampf doch immer wieder allzuviel gute Kraft verzehrt, in den letzten Jahrzehnten etwas in den Hintergrund getreten. Aber in diesen selben Jahren trugen alle Arbeiten, die wirtschaftlichen wie die wissenschaftlichen, eine Folge ihrer selbst, den neuen Gedanken der kulturellen Einheit des sächsischen Volkes in die breiten Schichten dieses Volks hinein und damit eine neue Lebenskraft, die geeignet ist, auch der wissenschaftlichen Arbeit neue Unterlage zu geben.

Dieser Gedanke der Kultureinheit ist nicht eine Schöpfung der Gegenwart, aber er entfaltet jetzt erst seine volle Macht. Unser Völkchen hier fand seine politische Einheit, von dem Andreanischen Freibrief (1224) an mit dem „unus sit populus“ bis zur Aufhebung dieser Einheit 1876, doch auf Grund seiner Kultureinheit, aber die Form, in der sie sich äußerte, war die Rechtseinheit. Durch die gleichen Pflichten dem Staat gegenüber gebunden, waren schon durch diese staatsrechtliche Stellung die Genossen auch aneinander gebunden, noch mehr durch das gleiche Recht, das in ihrer Mitte zur Anwendung kam, das 1583 im Eigen-Landrecht, das bis 1853 Gültigkeit hatte, das erste geschriebene Gesetzbuch fand. Und dieses Recht ist die Grundlage des Einheitsbewußtseins durch Jahrhunderte gewesen, doch ohne daß übersehen wurde, daß sein Inhalt mehr umfaßte. Dieses Recht war die Festung, in der alles, was nationaler Besitz war, erhalten und verteidigt wurde. Bis zum Jahr 1876 konnten wir es uns nicht anders denken, als daß mit diesem Recht die Nationalität und was sie in sich schließt, stehe und falle. Das 16. Jahrhundert aber hatte einen neuen wesentlichen Faktor in jenen Einheitsgedanken hineingetragen durch die Reformation. Sämtliche sächsische Gemeinden waren evangelisch geworden, die neue Kirche, die sich als gleichberechtigte Kirche hier konstituierte, deutete auch in dem alten Namen der „sächsischen Kirche“ das nationale Moment an. Zugleich war die wirtschaftliche Einheit in gewissem Sinn erreicht worden, denn bei allen Gegensätzen der einzelnen Zünfte, bei vielfachem Hader der verschiedenen Orte, gab es doch gemeinsame sächsische Interessen auch auf wirtschaftlichem Gebiet, die in den gemeinsamen Zunftregulationen, im Zusammenschluß der einen Zunft zur Landeszunft — es war damit das Sachsenland gemeint — ihren Ausdruck fanden. Das gleiche Recht, derselbe Glaube, die gleiche Abstammung und Sprache, gemeinsame wirtschaftliche Interessen — die Kultureinheit war gefunden. Und doch — das Bewußtsein derselben konnte, trotz der festen Formen, in denen sie sich äußerte, verloren gehen. Es geschah am gründlichsten in den Jahren 1805—1840. Die Nation

Digitized by Google

war eine politische Einheit und der Bistritzer kannte den Hermannstädter nicht und der Schäßburger sah den Mediascher mit unverholenem Mißtrauen an und das Burzenland lag gar nicht in Siebenbürgen. Die Kirche war eine Einheit, aber aus dem Mediascher Kapitel konnte niemand in das Kisder in eine Pfarre kommen und das Hermannstädter und Burzenländer sahen es als Ehrensache an, daß die Eheprozesse aus ihren Gebieten nicht an das bischöfliche Oberehegericht in Birthälm appelliert würden. An den Gymnasien der Städte konnte niemand angestellt werden, der nicht dort absolviert hatte und in die Zünfte nahmen sie niemanden auf, der „in der Fremde" geboren war und fremd war fast alles, was außerhalb der Stadtmauern lag — „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage — weh dir, daß du ein Enkel bist!"

Aber gerade diesen Enkeln ging der Gedanke der Kultureinheit in neuem Glanze auf, sie mußten sich ihn in neuen Kämpfen erobern. Die politischen Kämpfe der vierziger Jahre rührten an den Gesamtbau des sächsischen Eigenlebens und das Geschlecht erkannte, daß nicht in toten Formen, sondern im Leben Kraft liege und — „der Geist ists, der lebendig macht!" Im Kampf um das vielangefochtene Recht fanden sie den Gedanken der Kultureinheit wieder, dem doch auch das Recht zu dienen hat und als dieses Recht, nach neuem schwerem Kampf und tapferster Verteidigung 1876 in Trümmer ging, da stieg aus diesen Trümmern der Gedanke der Kultureinheit mit neuer Macht empor, der Flamme gleich, die aus dem zusammenstürzenden Gebäude lichterloh emporsteigt, glühend, leuchtend, erwärmend. Wohl wird diese Kultureinheit immer wieder auch in äußern Formen sich zeigen, irgendwie in greifbarer Gestalt vor die Augen treten, aber es werden Äußerungen sein, die so geistiger Natur sind, daß sie allen äußern Gewalten entrückt sind: Sprache und Sitte, Lebensanschauung und Weltansicht, Glaube und Gemütsleben, deren Äußerungen hin und wieder Hindernisse in den Weg gelegt werden können, sie selbst sind aber unvernichtbar.

Was für eine Bedeutung für die Kultureinheit, für ihre Entstehung und Vertiefung die Wissenschaft hat, das liegt auf der Hand und in ihr in erster Reihe die Geschichte mit ihrer Aufgabe, „unserm Geschlecht ein denkendes Bewußtsein seines Werdens zu erwecken." Denn jede Kultureinheit beruht auf historischer Grundlage und sie klar zu legen, ist eine der aufbauenden Aufgaben der Geschichte. Es hat noch kein Volk gegeben, das nicht in Zeiten der Bedrängnis aus dieser Quelle geschöpft hätte und es ist vorgekommen, daß von solcher Warte aus gesehen die Vergangenheit anders erschien als sie im wesentlichen war, aber sie erfüllte

Digitized by Google

was man begehrte, sie gab Stärkung des Mutes und der Zuversicht. Wenn schon in Huets Rede, in der er 1591 seine Volksgenossen vor schnöden Verdächtigungen und gegen verunglimpfende Angriffe verteidigte, der Rückblick auf die Tüchtigkeit der Väter eine Rolle spielte und der Stolz auf die Urkunden, „deren wir ganze Laden voll haben", reich an Anerkennungen von den Königen, so wurde dieser Stolz auf die Vergangenheit, der Rückblick in die Zeit der Vorfahren eine Macht in den Gemütern am Ende des 18. Jahrhunderts, als im Kampf gegen die Josefinische Umwälzung alle Kräfte wachgerufen wurden, die im Volk vorhanden waren. Die Zeit bezeichnet zugleich den Beginn unsrer Historiographie. Die grundlegenden wissenschaftlichen Arbeiten jener Jahre, die an die Namen Brukenthal, Schlözer, Eder, Seivert, Herrmann anschließen und die an das größere Publikum gerichteten Volksschriften, deren bedeutendste Jak. Aurelius Müller († als Bischof 1806) geschrieben: „Die Siebenbürger Sachsen" (1790), sind erfüllt von der Freude über die nicht unrühmliche Vergangenheit des Volks und atmen frohe Hoffnung und Zuversicht auf langen Bestand. Allerdings spielte immer wieder hinein auch die Hoffnung, die Formen des Bestandes würden die alten bleiben und unter diesen das alte Recht in seiner ganzen Ausdehnung.

Und als nun im neuen Kampf um dieses alte Recht in den vierziger Jahren die Gefahr des Verlustes größer als jemals war, da griff wieder die Geschichte ein und Schuller, Zimmermann, Teutsch setzten Schlözers und Eders Werk fort. Es ist keine Frage: Die historischen Waffen in jenem Kampf ums Recht haben auch die trennenden Schranken inmitten des Volks beseitigt und den Gedanken der Kultureinheit weiter gefestigt. Er wuchs in dem Absolutismus der fünfziger Jahre. Auch dieser hatte die politische Einheit des Volks zerschlagen, hochmütig hatten die fremden Beamten das Volk geknechtet und über alles, was sie bei ihm fanden gespöttelt, über das Hängen am Alten und über seinen Dialekt, über seine Sitten und Lebensgewohnheiten — aber in all dem Wandel der politischen Nebelgebilde jener Jahre war zuletzt dies Verspottete das Bleibende gewesen und dieses Bleibende schloß die Gemüter zu einem Ganzen zusammen. Und als dasselbe Geschlecht Ähnliches noch einmal erlebte in den Ereignissen, die seit 1867 über das sächsische Volk kamen, da befestigten die Eindrücke des Tages jene Gedanken aufs neue. Es ist nicht zu viel gesagt: wir haben uns niemals mehr als Einheit gefühlt wie jetzt, wo wir seit einem Menschenalter die politische Einheit verloren haben und niemals sind die engherzigen und kleinlichen Schranken unter uns mehr überwunden gewesen als in der Gegenwart.

Digitized by Google

Dieser Gedanke der Kultureinheit in der Gegenwart verbindet sich mit einem andern, daß es höchste Pflicht sei, sie gegen alle Angriffe zu verteidigen; nicht mehr um das alte politische Recht wird gekämpft sondern um Güter des geistigen und sittlichen Lebens. Diese sind zuletzt verständlicher als politische Rechtsfragen, über die zu allen Zeiten, gerade wenn sie uns am meisten angingen, verschiedene Auffassungen unter uns herrschten und sie greifen in das innerste Leben des Menschen. Diese geistigen und sittlichen Güter aber sind nur mit geistigen Waffen zu schützen und zu verteidigen. Damit stehen wir wieder vor der Tatsache, daß gerade die Wandlung des Lebens in den letzten zwei Menschenaltern uns wieder die geistigen Mächte neu erkennen läßt und ihre Pflege zum Schutz unsres eigensten Lebens als Notwendigkeit erscheint. Das gibt auch dem Landeskundeverein seine Stellung in der Gegenwart, der seit der Gründung und dem Wachsen des Naturwissenschaftlichen Vereins mehr und mehr ein historischer Verein — im weitern Sinn des Wortes — geworden ist und der demnach in erster Reihe die Aufgabe hat, unserm Volk das Verständnis seiner selbst auf historischer Grundlage zu vermitteln und Vergangenheit und Gegenwart vom Standpunkt unsrer Zeit zu beleuchten.

Vom Standpunkt unserer Zeit! Denn es ist eine Tatsache, daß jede Zeit die Vergangenheit nach sich selbst beurteilt und jene von der Warte, auf der sie steht, demnach in eigener Beleuchtung sieht. Wenn es dabei auch unabweisbare Pflicht ist, den Maßstab für die Ereignisse der Zeiten aus diesen selbst zu gewinnen, so kann doch niemand über sich und die eignen Lebenserfahrungen hinaus; die eigne Weltanschauung fällt bei jedem Urteil mit in die Wagschale. Es liegt eben ein tiefer Sinn in dem zweifelnden Wort des grübelnden Faust:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Und trotzdem können wir sagen, daß wir heute mit unsern historischen Arbeiten um ein gutes Stück weiter sind als vor sechzig Jahren, grade auch durch die Arbeiten des Landeskundevereins. Gegenwärtig stellt sich zweierlei für die Arbeiten des Landeskundevereins heraus, eine Erleichterung im Vergleich zu jenen vor 50—60 Jahren und eine Erschwerung. Die Erleichterung möchte ich darin sehn, daß jede historische Arbeit vor zwei Menschenaltern mehr oder weniger ausschließlich unter dem Gesichtspunkt stand, daß ohne die eigenartige Rechtsstellung des Volks sein Bestand und seine Erhaltung als eigne Volksindividualität unmöglich sei und

Digitized by Google

daß darum das Hauptintereſſe dieſer Rechtsſtellung, ihrer Entſtehung, ihrer Begründung galt. Nicht als ob die andern Entwicklungsmomente nicht beachtet worden wären — ſo findet das Kulturgeſchichtliche im engern Sinn ſchon in der 1. Auflage der Sachſengeſchichte (1852—1858) Beachtung, weit ausgiebiger allerdings in der 2. Auflage (1874) — aber die Hauptſache war doch das andre. Und Fragen der damaligen Gegenwart übten einen größern Einfluß auf die Beurteilung der Vergangenheit, wie jetzt. Heute können wir innerlich freier die Rechtsentwicklung und Rechtsſtellung beurteilen, wir ſehen in ihnen ein Moment unſrer Entwicklung, ein bedeutſames, doch kein ausſchließliches. Unter allen Umſtänden übt der „Wirklichkeitsſinn“ der Gegenwart, der auch in der Wiſſenſchaft eine Macht geworden iſt, ſeinen Einfluß auf uns aus; wir verfolgen mit der Geſchichte heute keine Nebenzwecke, am wenigſten ſollen mit ihr politiſche Ideale irgend welcher Art geſtützt oder bekämpft werden. Uns liegt daran, zu erforſchen und darzuſtellen, auf welche Weiſe wir ſo geworden ſind, wie wir ſind! Aber grade das ſchließt nun auch zugleich die Erſchwerung der Arbeit in ſich. Sie iſt umfaſſender geworden, und dieſes nicht nur in bezug auf den Stoff, ſondern auch auf die Methode. Es iſt ein wahres Wort, daß der Großbetrieb in der Gegenwart auch die Wiſſenſchaft ergriffen habe und wie auf induſtriellem Gebiet die abſeits liegenden Täler dieſe Lage empfinden, ſo geht es uns mit unſrer Entfernung von den Mittelpunkten jenes Großbetriebes. Vor 50 und 60 Jahren war es nicht ſchwer, eine Kleinigkeit auf dem Gebiet der vaterländiſchen Geſchichte aufzuleſen, es war ungerodeter Boden, wohin die Hand griff fand ſie wertvolles Material und die Freude des ungeſuchten Findens war allgemein; es war alles neu. Das iſt heute anders geworden. Zunächſt darf nicht überſehen werden, daß der Großbetrieb der Wiſſenſchaft in der Gegenwart ein ganz neues Verhältnis der Wiſſenſchaft zum Staat geſchaffen hat. Wie es heut faſt nichts Großes gibt, das der Staat nicht mit ſeinen großen Mitteln erſt ermöglicht oder fördert, ſo iſt jener Großbetrieb auch auf die reichen ſtaatlichen Mittel angewieſen. Dieſe aber ſind uns vollſtändig verſchloſſen. Und in dem Mangel an Mitteln liegt doch eine große Erſchwerung der Arbeit für uns. Wo das „Betriebskapital“ — ganz äußerlich genommen — fehlt, da ſpürt es eben die Arbeit.

Und eine weitere Erſchwerung iſt, daß die Methode wiſſenſchaftlicher Arbeit heute Fachmänner verlangt, ganz anders als vor ſechzig Jahren. Das ſchließt aber wieder ſo vieles in ſich, das wir ſchwer erwerben und ſchwer behalten können, daß es im Endreſultat eben auch die Arbeit heute ſchwerer macht.

Digitized by Google

Aber all das soll uns nicht zur Klage, sondern zur Arbeit drängen!

Wenn ich recht sehe, so sehnt man sich in unsrer Mitte vor allem nach größern zusammenfassenden Darstellungen, nachdem Jahrzehnte hindurch eine Fülle von Einzelheiten zusammengetragen worden sind. Diese Sehnsucht aber hat ihren tieferen Grund in dem, was wir erlebt haben. Je mehr uns in den letzten Menschenaltern die Empfindung kam, daß alles in Frage gestellt war, was wir als volkstümlichen Besitz aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerettet hatten, um so dringender quillt in den Herzen das Verlangen auf, daß einmal im großen Bilde, mit Herzblut geschrieben, wie es die Sachsengeschichte von G. D. Teutsch ist, das ganze Leben des Volks, sein eigentliches Sein und Wesen, wie es sich in Arbeit und Kampf, im Ringen und Entsagen immer wieder erneut und bildet, wandelt und festbleibt, dem lebenden Geschlecht vor die Seele gestellt werde. Und so stehn, im Augenblick schon aufgenommen, teilweise der Verwirklichung nah, drei große Aufgaben vor dem Verein, einiges davon das Ziel der Arbeit seit einem Jahrhundert. Zuerst die Weiterführung des Urkundenbuchs zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, bis 1415 erschienen,[1] dessen Weitererscheinen der Verein, der die bisherige Publikation veröffentlicht hat, durch die Erwerbung des Materials bis 1526 gesichert hat. Ein Werk aere perennius, das wenn einst der letzte deutsche Laut hier verklungen und der letzte Stein der sächsischen Burgen verwittert sein sollte, von der Arbeit der Deutschen im Lande erzählen würde.

Das Zweite ist das sächsische Wörterbuch, an dem schon drei Geschlechter sich abmühen, dem lebenden solls — so Gott will — gelingen, was die Andern schon erhofften und wozu sie ehrlich mitgeholfen haben. Das ist ein zweites Urkundenbuch des ganzen Lebens unsers Volkes, so herrlich wie kein anderes möglich ist. Denn was wir in alter und neuer Zeit erlebt haben in Lust und Leid, was uns in der Entwicklung des staatlichen Lebens und des Hauses zuteil wurde, was uns der friedliche und feindliche Zusammenhang mit einheimischen und fremden Völkern gebracht, was wir gefühlt und gelitten, gejubelt und getrauert, erarbeitet und eingebüßt, gewonnen und verloren haben, es hat seinen Niederschlag in unsrer Mundart gefunden, und wenn, wie wir hoffen in nicht allzulanger Zeit das 1. Heft in die Welt hinausgehn wird, dann solls mit sich und in sich die Botschaft tragen, daß die diese Mundart reden „arbeiten und nicht verzagen“ und daß sie grade auch aus dem Jungbrunnen der Sprache immer neue Kraft zu neuer Arbeit und neuen Mut zur Ausdauer schöpfen.

[1] Von Zimmermann-Werner-Müller, 3 Bände erschienen, bis 1415 reichend.

Digitized by Google

Das Dritte ist die sächsische Volkskunde, die zusammenfaßt was auf den andern Lebensgebieten in Brauch und Sitte, in Lied und Spiel, in Hausbau und Hofordnung, in Ackerbau und Gewerbe, in Kirche und Schule dem Leben Form und Inhalt gegeben hat. Die Volkslieder liegen schon gesammelt und bearbeitet vor und können den Weg in die Öffentlichkeit bald nehmen.

Und alles zusammenfassend steht vor uns die Sehnsucht nach Vollendung der Sachsengeschichte, nach Fortführung derselben von 1700 bis zur Gegenwart. Denn es droht allmählich die Kenntnis der Fäden zu zerreißen, die von der Gegenwart in die nähere Vergangenheit führen und wenn irgendwo zur Beurteilung des Lebens die Kenntnis der Vergangenheit notwendig ist, so ist sie es hier. Und wenn nun das Bild der Vergangenheit vor das lebende und sorgende Geschlecht der Gegenwart gestellt würde, wahrheitsgetreu und farbensatt, aus dem Gewirr der Ereignisse die wesentlichen Gesichtspunkte heraushebend, die Männer und die Institutionen, die Ideen und die Schicksalswechsel, die unser Volkstum geschaffen haben, kräftig zeichnend, erfüllt von der frohen Zuversicht, daß die Kräfte, die uns Jahrhunderte lang hier in Stürmen und Ungewittern erhalten haben, noch nicht verloren sind, ja daß jede Zeit eigne neue derartige Kräfte schafft, so würde, grade angesichts der zerstörenden Mächte der Zeit, eine solche Darstellung nicht nur das Verständnis für die wechselnden Erscheinungen des Tages mehren, sondern das Auge auch für das Bleibende im Wechsel schärfen und mit dazu beitragen, die Herzen zu stärken, das Pflichtgefühl zu heben, die Seelen mit Zuversicht zu erfüllen.

Das Leben nimmt umgestaltenden Einfluß auf die Wissenschaft, aber wir wissen es aus der Geschichte auch des Landeskundevereines, auch die Wissenschaft beeinflußt das Leben. Wie in den vierziger und fünfziger Jahren grade unsre wissenschaftliche Arbeit, und zwar in erster Linie die historische des Landeskundevereins, die Seelen gehoben und das Zeitbewußtsein gestärkt hat, wie sie den Gedanken der Zusammengehörigkeit, der untrennbaren Kultureinheit uns endgültig erworben hat, so ist ihre Aufgabe auch heute, ihre einigende Macht zu bewähren, den Glauben an das Ewige in uns zu stärken, eine Warte zu sein, die uns nicht nur vorurteilslos das Vergangene und das Vergängliche sehen, sondern ins Unendliche schauen lehrt. Die Leistungen eines Volkes bestehen nicht nur in jenen einer Zeitperiode, die machtvolle Lebensfülle zeigt sich ganz erst in der historischen Entwicklung der Jahrhunderte. Immer aber ist das geistige Leben, ist die wissenschaftliche Arbeit ein Teil jener Lebensfülle

Digitized by Google

und wo sie fehlt, da klafft eine große Lücke. Die Wissenschaft, besonders auch die Geschichte, „für die die Toten noch unter den Lebenden wandeln“, gleicht einem Feuer, das in einem Volk brennen muß, soll es ihm nicht an Licht und Wärme fehlen. Einzelne tragen die Scheite herzu, aber zuletzt soll die Flamme allen das Leben erleuchten und erwärmen.

Mag auch aus diesen Tagen und Stunden der eine und der andre Funken hinausfliegen ins Leben, das bei allem Druck und aller Not des Tages doch kein armes ist, denn es wird erhellt durch einen Strahl der Ewigkeit und zünden, leuchten und erwärmen, wohin sie fallen!

Damit erkläre ich die 55. Hauptversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde für eröffnet.

Digitized by Google

Rumänische Volksmärchen
aus dem mittleren Harbachtale.

Gesammelt, übersetzt und eingeleitet
von
Pauline Schullerus.

Einleitung.

1. Wie ich gesammelt habe.

Das Sammeln von Märchen und Gebräuchen nach mündlichen Mitteilungen, nicht nur aus spontanen Erzählungen im gemütlichen Kreise von Zuhörern, sondern wie es eben nicht anders sein kann, auf besondere Bitten, Aufforderungen und sogar Versprechungen mancher Art, ist eine nicht leichte Sache. Abgesehen davon, daß die Betreffenden von einer gewissen Scheu befangen sind, wenn sie nicht nur den Genossen gleicher Bildungsstufe aus dem umfangreichen Schatze ihres Wissens mitteilen sollen, so gesellt sich zu dieser Scheu die Befürchtung, solche Erzählungen könnten in ihrer vermeintlichen Einfachheit und Unbedeutenheit als dummes Zeug kein anderes Interesse für höher Gebildete haben, als der Spottlust zu dienen. Und gegen nichts ist der einfache Mann so empfindlich, als gegen vermeintlichen Spott. Diese Empfindlichkeit aber verstopft so manche ergiebigste Quelle, die in harmlosem, unbehindertem Triebe reichlich fließen würde. So wollten auch auf meine Aufforderungen hin die Leute lange mit der Sprache nicht heraus, da kam mir ein Zufall zu Hilfe.

An der Umfriedigung des Pfarrgartens gegen die Gasse stehen Maulbeerbäume. Wenn die Früchte zu reifen beginnen, kommen, zumal an rumänischen Feiertagen, die Kinder und werfen mit Steinen in die Bäume. Einmal rief ich sie zu mir und sagte zu ihnen, sie dürften sich alle Maulbeeren im Garten selbst auflesen, wenn mir jedes zuerst ein Märchen erzählen wollte. Wenn aber noch einmal jemand auf die Bäume von

Digitized by Google

der Gasse werfe, würde ich ihn in den Keller zu den roten Mäusen einsperren. Bald hatte ich nun, so lange es Maulbeeren gab, täglich einen Kreis von kleinen Erzählern um mich. Aber pfiffig waren diese Menschenkinder, das eine fing ein Märchen an zu erzählen, und erzählte kaum bis in die Hälfte, dann sagte es „apoi gata". („Jetzt ist sie aus.") „Aber sie kann ja nicht aus sein, es muß ja noch das und das dazukommen," entgegnete ich. „O, sie ist fertig, mein Vater hat so gesagt." Am nächsten Tage kam dasselbe Kind wieder: „Die Mär war nicht aus, ich dachte nur so, jetzt hat sie mir meine Großmutter fertig erzählt." So erhielt ich an einem Tage mehrere halbe und viertel Mären, am nächsten Fortsetzung und am dritten Schluß. Es kamen auch so kleine Kinder, die nicht einmal ordentlich reden konnten, aber so gut aufmerkten, daß sie den Größern einzelne Sätze nachplapperten, wenn die Reihe an sie kam, und sich so die Maulbeeren verdienten. Das kleine Volk wurde zutraulich.

Obwohl die Ausbeute eine sehr geringe war, erfuhr ich doch, welche „Lâle" und welcher „Bade" schöne Mären erzählen könne, wenn sie am Sonntag in die Gasse — pe ulize — kämen. Sie sagten mir auch nur einzelne Sätze aus Märchen und Titel. Mit diesen konnte ich vorläufig nichts anfangen, hoffte aber doch mit der Zeit mit Hilfe dieser Schlagwörter aus den Alten das Ganze herauszupressen, was mir später auch gelungen ist.

Ich ließ einen von den mir angegebenen guten Erzählern zur Arbeit mit der Axt rufen. Während er arbeitete, knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, das schließlich in das Ersuchen ausging, er solle mir die Mär vom Zigeuner und dem Hasen erzählen. Er lachte und schüttelte den Kopf. Was wollte ich denn mit diesen Lügen? Das wären ja Dummheiten. Früher habe er auch solche gewußt, aber jetzt alle vergessen, seit man so schönes vorzulesen habe. Wenn er wieder in die Arbeit komme, wolle er mir ein schönes Büchlein mitbringen „Visul Maicei preceste" — Traum der Heiligen Mutter — wenn ich rumänisch nicht lesen könne, wolle er es mir vorlesen, das wäre schöner, als die dummen Mären. Aus diesem ließ sich nichts herauspressen, wenn man ihm auch „Meere mit Salz" — Mare cu sare — versprochen hätte. Zuletzt sagte er noch, der Schmied jenseits der Brücke könne die von der „schönen Rora" erzählen, die wäre schön, aber auch nur eine Lüge. Ich ließ nun diesen rufen, er kam nicht. Bald darauf erschien seine Frau mit irgend einem Anliegen, ich beachtete sie scheinbar nicht, ließ ihr aber durch meine Mutter ein altes Schloß geben, ihr Mann möge einen

Digitized by Google

Schlüssel dazu machen, und wenn er fertig, mit Werkzeugen heraufkommen, um es anzuschlagen. Am nächsten Tag hatte ich ihn nun selbst hier. Er begann die Arbeit, ich schenkte ihm ein Gläschen Branntwein ein, dann noch eines, er wurde gesprächig. Ich fragte auf „die schöne Rora", möchte diese Mär gerne hören. „Ich weiß sie" platzte er heraus, bereute es aber sogleich. Indem wurde ihm seine Arbeit bezahlt. Er nahm die Kappe und wollte gehen. „Setz dich und erzähle mir diese Mär." Zugleich zog ich 20 Kreutzer aus der Tasche und machte eine Bewegung der Branntweinflasche zu. Er kämpfte mit sich und machte Miene zu gehen, ich steckte das Geld wieder in die Tasche. „Ich komme morgen." „Gut, morgen kannst du mir dann eine andere erzählen, diese will ich heute wissen." Mit einem Seufzer setzte er sich, nahm die Kappe vom Kopf und begann: „A fost odată şi odată" — unterbrach sich aber und fragte, was ich denn mit dieser Lüge wolle? „Es ist keine Lüge, es ist ein Märchen, das ich auf dem Papier festhalten will, damit es nicht stirbt, wenn du stirbst, es soll ein Andenken an dich sein." Er glotzte mich an und begann nun fließend zu erzählen und kam bald in Eifer, plötzlich stockte er und fragte, ob ich denn auch richtig nachschreibe, könne ich rumänisch schreiben? ich solle es ihm vorlesen, damit er sehe, ob ich nicht gefehlt. Ich tat es, er war zufrieden und nahm den Faden wieder auf. Er erzählte nun bis zu Ende und begann auch eine zweite Mär.

Das Gerücht hatte sich schnell verbreitet, ich bezahle solche Dummheiten gut und gäbe auch noch zu trinken. Bald darauf kam eine Frau ungerufen, sie wolle sich etwas verdienen, sie habe gehört, ich bezahle die Mären teuer, sie möchte auch eine erzählen. „Gut bezahle ich nur die, welche mir gefallen, es gefallen mir aber nicht alle". Sie begann zu erzählen, es schien eigene Phantasie zu sein, aus der ich keinen Inhalt herausfinden konnte. — Es erschien andern Tages ein Jüngling mit der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. Wieder kam eine Frau, die zog ein kleines Säckel aus dem Busen, das sie an einer Schnur am Halse trug, dem Säckel entnahm sie ein Büchel „Epistolia Domnului nostru Isus Hristos, care a trimis-o Dumnezeu din ceriu". Sie trage es immer mit sich am Tage, in der Nacht lege sie es unters Kopfkissen. Es bewahre sie vor Unglück, sie selbst könne es nicht lesen, es sei aber etwas sehr schönes. Wenn ich es ihr einmal vorlesen wolle, würde sie es mir für einige Tage überlassen, obwohl sie sich sehr schwer von ihm trenne. Von diesem hätte ich sicher mehr Nutzen als von den Mären.

Digitized by Google

Da endlich brachte eine muntere Frau „einen Korb voll Mären", sie wolle sie gegen Erdäpfel umtauschen. Diese brach das Eis. Nachher sahen auch andere ein, daß ich die Sache ernst nahm und mir Spott ferne war. Diese Frau ging nun selbst sammeln. Bald gönnten ihr die andern diesen Verdienst und Ruhm nicht mehr und kamen lieber selbst. Da ging sie in die Nachbardörfer sammeln.

Im Herbst, wenn der Kukurutz abgebrochen und nach Hause gebracht worden, versammeln sich Freunde und Nachbarn abends, um sich gegenseitig die Kolben ausschälen zu helfen. So arbeiten sie viele Abende zusammen und unterhalten sich mit Erzählen, Zuhören und Singen. Diese Zeit ist die Zeit der Mären. Wenn ein Kind eine Mär hören will, vertröstet man es mit den Worten: „Wart' bis ins Kukurutzausschälen." Jede Ausschälgesellschaft trachtet danach, einen Märchenerzähler in ihre Mitte zu bekommen, dem sie alle gerne zuhören. Wenn dieser ermüdet ist, muß auch jeder andere bisherige Zuhörer der Reihe nach etwas erzählen. Da habe ich nun die Bemerkung gemacht, daß die Jüngern nicht Märchen, sondern biblische Geschichten erzählen und Ereignisse aus Zeitungen und stolz darauf sind, solche „wahre" Geschichten zu wissen. Sie glauben nicht mehr an „diese Lügen". Man hört auch diesen „wahren Geschichten" zu, äußert sich sogar in den Worten: „Vai ce vorbe frumoase" — Ach, welch' schöne Worte. — Aber es ist nicht das Lauschen, wie bei den Märchen, ich möchte sagen, sie hören nur mit den Ohren, nicht mit den Augen, nicht mit dem ganzen Gesicht.

Ganz anders funkeln die Augen in der Erwartung, ob der Jüngling alle Hindernisse glücklich überwinden wird auf dem Wege zur Iliana Cosinzeana (Inbegriff weiblicher Schönheit, die über dem Himmel wohnt, zu der man nur durch den Himmel gelangt), oder ob die treulose Frau auch ihre verdienten Prügel erhält, oder ob der heilige Petrus wirklich die Birnen bezahlen oder sie lieber stehlen wird; letzteres wäre jedenfalls klüger, wenn ihn niemand sieht, aber, wenn man ihn bekommt? „Ja, dann bekommt er auch Prügel, wie jeder irdische Mensch", vor denen ist nicht einmal ein Heiliger sicher, — Dacă nu umbli îndărăt, nici sfântul nu scapă de bătaie.

Weder die Alten noch die Jungen werden sich dessen bewußt, wie eben ihr ganzes Wesen und Denken, ihr Glaube und Charakter in den Märchen abgebildet erscheint. Ihre guten und schlechten Eigenschaften treten da wahrheitsgetreu hervor — wie sie sind, wie sie sein und wie sie nicht sein *wollen*.

Fragt man einen, der gut zu erzählen versteht, woher er die Mär

Digitized by Google

wisse, so sagt er gewöhnlich: „dela cătane“ — von den Soldaten. Wer Soldat gewesen, weiß viel zu erzählen. Auch sächsische Urlauber bringen Mären mit nach Hause und erzählen sie — rumänisch, denn ihnen hat man sie in dieser Sprache erzählt. Die eigentlichen und beliebtesten Märchenerzähler sind eben auch bei den Soldaten Rumänen und Zigeuner.

Mitteilsam sind sie auch bei der Arbeit auf dem Felde, doch erkannte ich da, das Märchenerzählen sei für diese Arbeit nicht förderlich. Wenn eine erzählte, hörten die andern alle zu und ließen die Haue stehen, dagegen arbeiteten sie flink über dem Erzählen von Gebräuchen. Das war allen bekannt und interessierte sie weniger. Da gab ein Feiertag, der die Arbeit für den nächsten Tag unterbrach, Gelegenheit, etwas über ihn zu sagen. Ich erhielt oft auch hier als Antwort: „De ce ne-am pomenit aşa“ — Weil wir uns so befunden haben —. An diesem Satz lassen sich die in sächsischen Dörfern Geborenen erkennen. Wer sich nach altem Brauch richtet und über die Heiligen allerlei Sagen zu erzählen weiß, stammt gewöhnlich aus einer rumänischen Nachbargemeinde. Solche halten auch die kleinen Feiertage und am Fasten fester. Ein solcher soll einmal einem über das Mittwochfasten schimpfenden Zigeuner folgenden Streich gespielt haben: er hatte im Walde in seinem Loch einen Bären entdeckt und begegnet auf dem Heimweg dem Zigeuner. „Măi fărtate (Vetter oder Freund), ich habe im Walde die heilige Mittwochin — Mercurate — entdeckt. Sie hat sich in dem Loch unter der Eiche versteckt, geh bring sie um, dann brauchst du am Mittwoch nicht mehr zu fasten.“ Der Zigeuner bedachte sich nicht lange, nahm seinen Rock und ging. Er bemühte sich in das Loch hineinzuschlagen, er sah die Augen und hörte das Brummen der „Mercurate“, da plötzlich erhielt er einen Schlag von der Bärentatze, daß er sich überschlug. Als er wieder zu sich kam, schrie er ein übers andere Mal: „Heiliger Mittwoch, tu mir nichts, ich will gewiß nicht mehr über dich schimpfen, ich will immer an deinem Tage fasten.“ Indem lief er, was er laufen konnte, und fiel über einen Baumstumpf. Da meinte er, der vermeintliche Mittwoch sei über ihm, er spürte seine Tatze über seinen Ohren, darum wagte er nicht aufzustehen und blieb zwei Tage unbeweglich liegen. Da ihn aber der Hunger nun doch sehr quälte, begann er sich langsam umzuwenden und sah, daß es nicht die Mercurate, sondern sein eigner Bubău — Mantel — war. Nun wurde er sehr zornig und rief: „Wart', verfluchter Mantel, bist du zwei Tage auf mir gelegen, lege ich mich nun zwei Tage auf dich.“ Wie er sagte, so tat er auch. Er blieb noch zwei volle Tage so liegen, dann erst ging er nach Hause und fastete sein Leben lang jeden Mittwoch und Freitag.

Digitized by Google

In den letzten Jahren hat man viel vergessen. Was die Alten ihre Kinder gelehrt, lehren diese nicht mehr die ihrigen. Sie lassen sie in die Schule gehen und Neues, Wahres lernen. „Herr verzeihe uns, wir glauben nicht mehr, was unsere Alten geglaubt" — „Doamne iartăne, numai credem, ce-o crezut ce-i bătrâni."

2. Aus dem Leben der in sächsischen Dörfern des mittleren Harbachtales lebenden Rumänen.

Allgemeines.

Die nachstehenden Beobachtungen und Sammlungen beziehen sich auf die Gemeinden: Alzen, Burgberg, Holzmengen, Leschkirch und Marpod (Hermannstädter Komitat). Diese Gemeinden bilden in sich einen abgeschlossenen Kreis. Hinter jeder dieser Gemeinden liegen rein rumänische Dörfer, diese bilden wieder einen Kreis um die sächsischen. Bägendorf und Untergesäß hat seine stăpân „Herrn" (sächsische Arbeitsgeber) oder prietin „Freunde" in Alzen, Untergesäß aber auch zugleich, so wie auch Ziegenthal, in Leschkirch; Burgberg hat seine Rumänen im Westen der eignen Gemeinde, gleichsam im Rücken angeschlossen, nebenbei allerdings auch Untergesäß und Ziegenthal. Holzmengen nimmt seine Arbeiter aus Nuced, Marpod aus Hochfeld und Eulenbach. Hinter diesen Dörfern bilden Bergreihen einen gewissen Abschluß.

Die Bewohner dieser sächsischen und rumänischen Dörfer stehen miteinander durch Handel in regem Wechselverkehr. Sachsen und Rumänen verkehren aber auch viel miteinander durch Dienstboten und Hirten (allerdings nicht wechselseitig). Die Rumänen aber auch untereinander durch Wechselheiraten.

Das Zahlenverhältnis zwischen Sachsen und Rumänen ist nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 folgendes:

	Sachsen	Rumänen
Alzen	773	939
Burgberg	810	1190
Holzmengen	486	442
Leschkirch	599	322
Marpod	1033	293

Noch seit Menschengedenken war Leschkirch und Marpod rein sächsisch und hielt nur einige rumänische Familien als Hirten. Diese, zwar nur für den Sommer gedungen, blieben zuletzt auch im Winter in ihren Hütten und wurden von den Rumänen ihrer Heimatgemeinden

Digitized by Google

Şedan — Ansiedler — genannt, im Gegensatz zu ihnen, den Grundbesitzern — Moştean —. Diese wenigen Familien sind nun im Laufe der Jahre zu einer Gemeinde angewachsen, aus den Hütten sind Häuser, aus den Ansiedlern Grundbesitzer geworden, nur den Namen Şedan haben sie bis heute behalten.

Außer in Marpod ist in allen diesen Dörfern die Kommassation durchgeführt, in Alzen seit 15 Jahren. Hier ist bemerkbar, wie sie nicht nur den Sachsen, sondern auch den Rumänen aufgeholfen, an der Vermehrung von Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden aus solidem Material, dann aber auch am Stande der Viehzucht. Auch solche, die früher „nichts hatten, auf das sie trinken konnten", die „an die hölzerne Haue gelangt waren" (Ausdruck der höchsten Armut), ist „reich wie ein Bienenstock geworden" und nimmt vom Sachsen Grund in Pacht oder um die Hälfte, wenn der eigne nicht hinreicht, der Familie volle Beschäftigung zu bieten. Er kauft wohl auch manches Grundstückchen dazu. Dies sind nun allerdings solche, „die sich flink rühren", „mit der Axt nicht in den Mond hauen", „denen keine Daube fehlt" (alle Sinne beisammen haben) und die nicht „viel im Schatten sitzen" sondern „die Scheuer gut ausdehnen" (die Zeit gut ausnützen).

Die Rumänen wohnen alle an einem Ende dieser Dörfer, sie bilden eine Gasse oder auch mehrere für sich, ausnahmsweise findet man hie und da ein Haus in einer sächsischen Nebengasse. So sieht es auch auf dem Hattert aus. Sie haben ihren Grund weit vom Dorfe am Waldesrand und klagen viel über den Schaden, den ihnen die Vögel im Weizen und die Wildschweine im Kukurutzfelde zufügten. Trotzdem „tanzen ihm die Augen im Kopfe" (lacht pfiffig), denn „das Wasser kommt auf seine Mühle", er säet bloß statt Weizen Hafer und statt Kukurutz Klee und gewinnt dadurch so viel Zeit, daß er ein geeignetes Land vom Sachsen gegen Arbeitsleistung pachten und anbauen kann, und zwar in der Weise, daß der sächsische Bauer ihm das Land besäet und ihm im Herbst die reifen Kukurutzkolben nach Hause bringt.

Es gibt auch viele, die es nicht weiter bringen, als vom Pferdehirten zum Schweinehirten oder umgekehrt oder zeit ihres Lebens Tagelöhner bleiben. Auch diesen geht es nicht schlecht, „wenn sie sich nach dem Haar geben" (den Verhältnissen anpassen). Jeder hat seinen Stepun, dem er im Sommer auf dem Felde hilft. Dafür erhält er außer dem gewöhnlichen Tagelohn Tabak und das Essen nicht nur für sich, sondern auch für die zu Hause. Der Knabe geht, sobald er die hiezu nötige Kraft hat, als Pflugtreiber, das Mädchen als Kindermädchen zum Stepun. Hier

Digitized by Google

lernen die jungen rumänischen Dienstboten von den Kindern ihrer Herrschaft die sächsische, die letztern aber von jenen die rumänische Sprache. Durch diesen sprachlichen Wechselverkehr kommt es, daß viele rumänische Kinderlieder von sächsischen Kindern gesungen, rumänische Märchen sächsisch erzählt werden. Manche rumänische Sprüchlein und Redensarten sind zu sächsischen und viele Wörter zu Lehnwörtern im sächsisch-bäurischen Sprachschatze geworden.

Braucht der dienstbare Rumäne Geld oder den Wagen oder sonst etwas, bekommt er es vom Stepun, dessen Mehlsack ihm ebenfalls offen steht. Und doch ist er damit nicht mehr zufrieden, „seit Amerika so nahe ist". Viele „nehmen ihre drei Hanfreisten" (sächsisch „sieben Pelsen") und ziehen hin, denn „das Leben hier ist schwer wie die Erde" — greu ca pământul.

Bägendorf, Untergesäß und Ziegenthal unterscheiden sich in der Tracht nicht mehr von den in den sächsischen Gemeinden Lebenden. Früher trugen die Frauen nur weiße Kopftücher — välitoare „Kopfhülle der Frau" — darüber schlang sie den Scholsch, wenn sie ausging. Die Mädchen trugen weiße, rechteckige Tücher, rückwärts in einem künstlichen Knoten verschlungen. Männer und Weiber gingen in Bundschuhen. Jetzt tragen sie in diesen Gemeinden Stiefel, die Frauen umhüllen den Kopf mit dunkeln härenen Tüchern. Auch die Kretinza haben sie an den Wochentagen mit dem sächsischen Rock vertauscht und tragen jene nur noch an Sonn- und Feiertagen, am Jahrmarkt, im Sommer bei gemeinschaftlichen Arbeiten.

Eulenbach, Hochfeld, Nuced haben noch die alte Tracht, sprechen sehr schnell, ziehen gerne das Hauptwort mit dem dazu gehörigen Eigenschaftswort in eins zusammen. Auf den Jahrmärkten, ihren häufigsten und beliebtesten Zusammenkünften, kann man die Untergesäßer von den Eulenbächern in Tracht und Dialekt leicht unterscheiden. Die im nordwestlichen Halbkreise liegenden Dörfer Bägendorf, Untergesäß und Ziegenthal gleichen sich in Tracht, Dialekt und Sprachweise, unterscheiden sich aber wesentlich in allen diesen Beziehungen von den Bewohnern des südöstlichen Halbkreises Eulenbach, Hochfeld und Nuced.

Aberglaube.

Bei allen steht unerschütterlich fest der Glaube, welcher ihnen über viel Leid und Ungemach hinüber hilft. Oder noch vielmehr der Aberglaube, richtiger der Wunderglaube. Sie leben noch immer in der Zeit der Wunder. Sie glauben auch an Gott, Christum und die heilige Maria, die andern Heiligen fürchten sie. Darum halten sie ihre Tage heiliger, selbst die unbedeutenden, als den Sonntag, welcher Gott gehört, denn „Gott

Digitized by Google

ist groß", geduldig und vor allen Dingen nicht rachsüchtig, wie viele kleine Heiligen.

Die heilige Maria bitten sie, aber zu Gott beten sie. Jede Arbeit wird „mit Gottes Hilfe" begonnen. Ein alter, gewesener Einbrecher und Pferdedieb erzählte, daß die Räuber die frömmsten und gottesfürchtigsten Leute wären. Nie habe er inbrünstiger gebetet, als vor einem Einbruch und nie herzlicher gedankt, als wenn dieser gelungen. Gelingt die Arbeit dennoch nicht, so hat sie ein Mensch berufen — deochiat — dann muß sie „descântat" werden, daß heißt, eine Sachverständige, die immer eine Frau ist, murmelt eine Zauberformel. Zum Beispiel, man fährt aufs Feld, da erkrankt plötzlich ein Pferd im Geschirr, die Ursache davon ist gewiß der böse oder scharfe Blick eines Menschen. Man schüttet geschwind heiße Kohlen in ein Töpfchen mit kaltem Wasser — „Kohlen löschen" — bespritzt mit diesem Wasser den Kranken und murmelt dabei einige Worte, die nicht jeder kennt, leise und unverständlich. Es hilft. Wer diese Worte vom Munde der Murmelnden „stiehlt", der erhält die Kraft des descântat — der Entzauberung. — Wie beim Vieh, so hilft es auch beim Menschen, sogar bei leblosen Dingen. — Bei der Weberei verwirren sich manchmal die Fäden, sie reißen, die Arbeit geht nicht vorwärts: sie muß berufen sein. Die Fäden werden mit gelöschtem Kohlenwasser bespritzt unter folgenden Worten, die ich aufzufangen mich bestrebte: „Wenn diese Fäden sind berufen, wie es die heilige Maria zugelassen, von der Nasenspitze, von der Farbe des Gesichtes, vom Gehirn im Kopfe. Sie sollen bleiben erleuchtet wie es die heilige Mutter gelassen." Bis diese Worte dreimal wiederholt werden, beginnen sich die Fäden auszudehnen und es geht wieder gut.

Ich habe beobachtet, daß das vermeintliche Berufen durch die Ungeduld und Leidenschaftlichkeit der Weberin hervorgerufen worden, bis diese Formel hergesagt ist, beruhigt sie sich und glaubt so fest, daß die Arbeit jetzt gehen muß, daß sie den Webstuhl sanfter behandelt, ihn nicht geärgert zu heftig in Bewegung setzt — dies ist die ganze Hexerei. Und so geht es mit allem.

Es gibt Kinder, die man nicht auf die Gasse tragen darf, sie bekommen „das Weinen". Dies ist eine mildere Art des Berufens, dem man aber durch folgenden Spruch bevorkommen kann: Die Mutter legt ihrem Kinde den Daumen an das Kinn, den kleinen Finger an die Stirne, so daß ihre Hand das Gesicht beschattet, und sagt: „Wenn der Himmel oben berufen wird, dann nur soll auch mein Kind berufen werden." Darauf wechselt sie die Stellung der Hand, legt den Daumen auf eine, den kleinen Finger auf die andere Backe und sagt: „Wenn die

Digitized by Google

Erde in die Breite berufen wird, dann nur soll auch mein Kind berufen werden.“ Nachher kann man das Kind unbesorgt zu den Leuten bringen. Eine Mutter erlöst ihr Kind von diesem Zauber schneller als eine Fremde, bei ihr hilft auch schon die Liebe. Sie leckt ihm die Stirne und murmelt: „Die Eule leckt ihr Kind, um es schön zu machen, ich lecke es, um es vom Berufen zu befreien.“ Hierauf bläst sie dreimal über sein Haupt und sagt wieder: „So wie der Wind über den Berg geht, so soll von meinem Kinde gehen das Berufen.“

Soll eine Fremde „descântan“, so nimmt sie drei Kohlen, legt sie nacheinander in ein Glas mit Wasser, macht über diesem das Zeichen des Kreuzes und sagt bei jedem, also dreimal nacheinander: „Du Berufenes, du Schmerzendes, gehe aus dem Gehirn des Kopfes bis ins Antlitz. Wenn du berufen bist von der Erde, soll das Gras verdorren, bist du berufen von der Sonne, sollen ihre Strahlen untergehen.“

Auch andere Krankheiten werden durch „Bereden“ geheilt. Die Leute erzählen, diese Mittel hätten ja nicht sie sich erfunden, sondern Gott habe sie gelehrt, als er noch mit Petrus auf Erden gewandelt sei, und zwar sei er ja grade deshalb manchmal vom Himmel auf die Erde gekommen, um unerkannt die Menschen zu belehren. So sei man auf folgende Weise zum Heilmittel für geschwollene Mandeln — gilț de grumaz (sächsisch „Knerren“) gekommen: An einem Abend klopfte Gott mit dem heiligen Petrus an eine Türe und bat um Herberge für die Nacht. Er wußte im voraus ganz genau, wie es werden würde, denn Gott sieht und weiß alles. Der Mann, ein mitleidiger Mensch, ließ sie herein, sprach aber, er sei allein zu Hause, seine Frau sei schlimm, und er fürchte, sie würde sie über Nacht nicht im Hause dulden. Bald darauf kam die Frau heim, zankte und jagte die beiden Fremden vor die Türe, da, auf dem Stein sollten sie schlafen. Der Mann bedauerte sie und gab ihnen eine Rohrdecke. Sie legten sich darauf und benützten den Stein als Polster. Am Morgen klagte Petrus über Halsweh, da stellte sich Gott vor ihn und sprach: „Der Mann ist gut, die Frau ist schlecht. Untergebreitet die Rohrdecke, als Kopfkissen der Stein. Die Ochsen sind ins Joch gespannt. Das Joch dehnte sich, die Jochstecken zerbrachen und die Geschwulst ging auf.“ Bis diese Worte dreimal wiederholt werden, beginnt der Hals zu heilen. Weil Gott nicht aus dem Volk, sondern vornehmer ist, so redet er auch einen vornehmern Dialekt, statt rupt stric (zerbrochen) sagt er rupserĕ stricaserĕ, überhaupt hängt er an die Zeitwörter ein „serĕ“ als Endung. Dies Mittel gegen Halsweh will ich auch in rumänischer Sprache angeben:

Digitized by Google

„Bărbatul bun, muierea rea
așternut de rogojine
capătaiu de piatră,
boi în jug prinseră
și jugu se 'ntinseră
restelele se rupseră
bubele se stricaseră."

Ein andermal kam Gott wieder auf die Erde mit Petrus. Er kam, wie er grade wollte, einmal zu Fuß, ein andermal geritten, diesmal fuhr er auf einem Ochsenwagen. Petrus trieb die Ochsen. Da plötzlich hielt der Wagen an. „Măi Petre, treib die Ochsen," rief Gott. „Ich kann nicht, Herr, ich habe mir die Hand verrenkt." Da sprach Gott:

„Scupie pe mână și freacă,
ca la mână să-ți treacă."

Das heißt: „Spuck auf die Hand und reib sie, so vergeht dir die Hand." Bis auf den heutigen Tag ist dies Mittel geblieben. Die Hand wird unter dreimaligem Hersagen obiger Worte gerieben. So ließ sich Gott den Petrus heilend die Heilmittel stehlen von den Menschen. Sie helfen noch immer denen, die daran glauben.

Wer dies Heilen versteht, — nicht jeder kann es — und ausübt, muß immer Bezahlung dafür nehmen, und wäre es nur ein Kreuzer oder ein Ei oder irgend eine Kleinigkeit, sonst kehrt die Krankheit in seinen Körper ein. Besonders gefährlich wird es beim Rotlauf, foc vin. Man nimmt ein Messer, einen Besen und ein angebranntes Holz in die Hand und sagt: „Rotlauf, du sollst herauskommen und auf ein wüstes Land gehen, und Rotlauf, welcher Art du seiest, bist du rot oder weiß, schwarz, grün, gelb, blau gestreift, braun, vielfärbig (man muß neun Farben aufzählen), Rotlauf von 99 Arten, du sollst weichen und gehen auf ein wüstes Feld. Wenn du nicht gehest, mit dem Messer will ich dich schneiden, mit dem Besen dich kehren, mit dem Feuer verbrennen" (dreimal wiederholt).

Gegen Ausschlag — bube dulci — braucht man folgendes: „Eine grüne Kröte heiratete. Alle bubele rief sie auf ihre Hochzeit, nur die bubele dulci rief sie nicht. Diese wurde zornig und vertrocknete" (dreimal wiederholt). Über einen Schwären — buboaie — macht man das Zeichen des Kreuzes und sagt: „Von hier nehme ich dich und lege dich in die Erde, da sollst du backen und reif werden, wenn du dich nicht fortbewegst, werde ich dich mit dem Messer schneiden und dich herausreißen."

Gegen Schlaflosigkeit nimmt man einen Hammer, Besen und Brand, geht damit um Mitternacht hinaus und ruft: „Mutter des Waldes und

Digitized by Google

der Mitternacht, ihr sollt bringen diesem Menschen — Name des Betreffenden — den Schlaf der Lämmer, der Kälber, der Ferkel und vor allem, was noch klein und lieblich ist. Wenn ihr ihn nicht bringt, hau' ich euch mit dem Hammer, kehre mit dem Besen und verbrenne euch mit dem Brande."

Um verlorene Milch wieder zu erhalten, ruft man wieder um Mitternacht die Mutter des Waldes und der Mitternacht: „Ihr sollt bringen Milch von allen Schafen, von allen Kühen, Hunden und Katzen, wenn ihr sie nicht bringt, hau' ich euch mit dem Hammer, mit dem Besen kehr ich euch, mit dem Brande verbrenn' ich euch."

Die Schlangen und Kröten stehen im Dienste des Teufels. Erstere bringen Früchte des Feldes zusammen, letztere die Milch. Es gibt Menschen, die sich mit diesen Tieren verbinden; sie werden in kürzester Zeit reich, doch müssen sie trotz Reichtum ihr ganzes Leben hindurch zusammenscharren, selbst wenn sie alt, schwach und müde sein sollten. Wer sich mit diesen Tieren verbunden, kann nie mehr frei werden, außer, wenn er es erzählt. Eine solche Frau soll unlängst in Eulenbach gestorben sein. Sie war sehr schnell reich geworden, niemand wußte wovon. Sie baute an die Stelle ihrer mit Stroh gedeckten Hütte ein steinernes Haus und Ställe und war scheinbar viele Jahre glücklich. Als ihre beiden Töchter erwachsen waren, wollte sie sie die Kunst reich zu werden auch lehren und ging mit beiden um Mitternacht in den Wald, grub ein Loch und hieß sie, sich entkleidet darüber zu legen. Die eine tat es, die andere wollte um diesen Preis nicht reich werden. Kaum lag die über dem Loch, da kamen die Schlangen und Kröten und liefen über ihren Rücken, um so den Kontrakt zu schließen. Seither kränkelt diese Tochter und wird immer elender, während die andere frisch und kräftig ein Bild strotzender Gesundheit ist. Auch die Mutter wurde krank und immer kränker, sie lag monatelang im Bett und wünschte zu sterben und konnte nicht, trotz der vielen Gebete. Zuletzt ließ sie alle alten Frauen zusammenrufen, damit auch diese für sie beteten; zu dem Mittel, das allein ihr helfen konnte, zu greifen, scheute sie sich trotz allen Leiden. Endlich nach Jahren, als sie erkannte, eher nicht sterben zu können, beichtete sie alles und — starb. Dies soll sich nur vor kurzem zugetragen haben.

Solchen Krankheiten, die der Arzt nicht heilen kann, versucht man mit Fasten beizukommen, u. zw. hat jeder Kranke einen Wochentag, an dem er gesund werden kann, wenn er ihn mit dem Fasten nur trifft. Man backt sieben ganz kleine Brötchen und gibt jedem den Namen eines Wochentages, der Kranke darf es nicht wissen. Nun wählt er sich von

Digitized by Google

dieſen ſieben Brötchen eines, trifft er den Dienstag, ſo faſtet er dieſen mit Brot und Waſſer. In der nächſten Woche den Mittwoch, in der dritten den Donnerstag uſw., bis er die ſieben Tage gefaſtet; man nennt dies aşa una. Hatte er den richtigen erraten, ſo muß er in dieſen ſieben Wochen entweder geſund werden oder ſterben. Trifft er das Brot mit dem Namen Freitag, ſo faſtet er neun Freitage. Man ſagt, die Montag faſten, wären für die heilige Maria, alſo noch wirkſamer für viele Wünſche — postul Maicei preceste.

Es gibt einige Tiere, die man nicht umbringen darf. Die Schwalbe hält man für ein heiliges Vögelein mit Verſtand, weil es den Herbſt kennt und ſich bei Zeiten auf den Heimweg macht und im Frühling wieder kommt und den Weg in ſeine Sommerheimat kennt. So gerne ſonſt die Kinder die Vögel fangen, die Schwalben laſſen ſie in Ruhe. Sie wiſſen alle, daß dem, welcher ſie angreift, die Hand vertrocknet. Läßt man ſie aber ungeſtört ihr Neſt am Haus oder Stall bauen, ſo bringen ſie Glück. Am frühen Morgen weckt ſie die Hausleute mit ihrem Geſang, es iſt ihre Uhr. „Hört die Schwalben ſingen, es wird Tag.“

Auch die Bienen darf man nicht umbringen, es iſt Sünde. — Wer eine Eidechſe tötet, dem werden die Schweine krank. Die Eidechſe tut niemandem etwas zu leide, darum ſoll ſie der Menſch in Ruhe laſſen. — Manche Leute bringen auch die Spinnen nicht um, „denn ſie bereitet feineres Gewebe als die heilige Maria“. Andere wieder werfen ſie gerade darum ſamt ihrem Gewebe ins Feuer, weil ſie die heilige Mutter übertreffen will.

Das Wieſel bringt man gerne um, es läßt ſich aber ſchwer fangen. Sein Fell in Milch getaucht iſt gut gegen den Biß, man legt es auf die Wunde. Sie halten ſich gerne in den Ställen auf und beißen das Vieh, darum vertreibt man ſie, indem man mit den Händen auf dem Rücken einen kleinen Rocken ſchnitzt und einen Dreſchflegel. Beides ſtellt man in den Stall. Das Wieſelweibchen ſpinnt nicht gerne, darum flieht es von dort, ſobald es den Rocken ſieht, das Wieſelmännchen driſcht nicht gerne und flieht auch. Dieſelben Werkzeuge können auch die Grillen nicht vertragen. Sie halten ſich gerne hinter dem Ofen auf. Indem man ſolch einen Rocken und Flegel hinter den Ofen ſtellt, ſagt man: „Spinn' oder driſch' oder geh' in die Mühle.“ Die Grille will nicht dreſchen und nicht ſpinnen und geht in die Mühle, das heißt, ſie verſchwindet.

Digitized by Google

Für das Vertilgen der Ratten gilt folgendes Rezept: Man muß drei Freitage hindurch fasten. Am ersten darf man gar nichts essen. Morgens macht man neun Kniebeugungen — cinesun —, betet das Gebet credeu — Glaubensbekenntnis —, nimmt dann eine Schürze voll von der von den Ratten herausgestossenen Erde und geht, ohne mit jemandem zu reden, zum nächsten Graben, wirft sie hinein, sagend: „Ich habe nicht Sand gebracht, nur die Spuren der Ratten." Darauf macht man wieder neun Fußfälle und geht, ohne mit jemandem zu reden, nach Hause; ehe noch die beiden nächsten Freitage vergangen, sind alle Ratten verschwunden.

Die Maulwurfsgrille wird von Frauen und Mädchen mit dem Finger zerdrückt, weil man dann schön nähen kann.

Alle Haustiere werden gut behandelt. Der Hahn vertritt die Uhr. Die Schafe kommen im Winter sogar in die Stube, mit dem Schwein wird der letzte Bissen geteilt.

Redewendungen.

Kommt der Rumäne zu einem stăpân oder prietin, so fragt der nach der üblichen Begrüßung: „Welcher Wind hat dich hergebracht?" „Ich bin nur gekommen, um zu sehen, ob du noch lebst". Nun beginnt er von etwas ganz anderem zu reden, als von dem, was ihm am Herzen liegt. Immer muß auch das Wetter herhalten, in dieser Weise zur Hauptsache sich eine Brücke bauend. Ist die Erfüllung seines Wunsches zweifelhaft, versucht er ihn „mit kaltem Wasser zu berauschen" (ihm mit leeren Redensarten den Kopf voll machen). Hier will ich noch einige häufig gebrauchte Redensarten anführen:

Das Salz ist der Maßstab der Liebe.

Ich habe dich lieb, wie das Salz im Brot, ist der Ausdruck der höchsten Liebe.

Ich habe dich lieb, wie das Salz im Auge. (Ausdruck für Haß oder die Liebe ironisch gemeint.)

Ich möchte dich in einem Glase Wasser einschlürfen, so gern hab' ich dich.

Mit der Faust verschafft man sich eher Respekt als mit Güte, nach dem Sprichwort: „cine-i bun e şi nebun" — wer gut ist, ist auch dumm.

Für dumm: Der hat keine Bohnen im Kopf, oder: Der hat nicht alle Fäden, oder: Es fehlt ihm eine Daube.

Der hat den Verstand der Narren.

Digitized by Google

Der ist wie ein Ochs.
Er bläst warm und kalt, heißt, jemandem nach dem Munde reden.
Bis du nicht mit ihm am Pflug gezogen, kennst du ihn nicht.
Wie Ihr singt, so müßt Ihr tanzen.
Aus dem Teich in den Brunnen. (Aus dem Regen in die Traufe.)
Er verspricht Meere und Salz. (Goldene Berge).
Er macht sich eine Mühle im Kopf. (Unnötige Sorge machen.)
Er schneidet sich das Wasser von der Mühle fort.
Das ist nicht für deine Nase.
Die Erde hält ihn nicht mehr vor Freude.
Er nimmt sich die Füße auf den Rücken.
Ich will ihm schon Glück wünschen! (Derb die Wahrheit sagen.)

Redensarten über die Armut:

Der ist so arm, daß ihm nicht einmal die Kappe auf dem Kopf bleibt.
Der ist an die hölzerne Haue gelangt.
Der Hungrige träumt vom Brot.
Der hat nichts (zu essen), auf das er trinken kann.
Sein Stern hat sich verdunkelt, oder: Der hat keinen Stern auf dieser Welt.
Der redet in den Wind hinein.
Er schwatzt Grünes und Getrocknetes (dummes Zeug).
Bruder, Bruder, aber der Käse kostet Geld (in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf).
Das Geld ist das Auge des Teufels.
Er hängt mich an den Sattelknopf (er vernachlässigt mich, beachtet mich nicht).
Der steckt seine Nase hinein (sich einmischen).
Der hat nicht die Nase (schämt sich nicht).
Er hat dich auf den Jahrmarkt gebracht (in den Mund der Leute).
Über neun Meere und neun Berge (über Berg und Tal).
Er drischt Wasser in der Mühle (leeres Stroh dreschen).
Wer in den Kreis tritt, muß tanzen.

Unterhaltung und Arbeit.

Im Winter haben die Männer nicht viel zu tun. Ist die Holzsorge im allgemeinen abgestellt und die Pflege des Viehes an den einzelnen Tagen beendigt, so wird in den Vorrat für den Sommer

Digitized by Google

geschlafen. Abends kommen sie auch gerne bei einem Erzähler oder Vorleser zusammen, meistens in kleinsten Wohnzimmern, wo im Gedränge des beschränkten und mit Tabaksqualm erfüllten Raume die echte Gemütlichkeit ihre Stätte zu finden scheint. Es ist merkwürdig, jedoch durch diese harmlosen Zusammenkünfte erklärlich, wie unterrichtet viele sich in den Tagesereignissen zeigen, und wie viel Interesse sie dafür haben. Doch die Hauptsache bleibt die zwanglose, gemütliche Unterhaltung, in welcher schließlich den beliebtesten Gegenstand die Märchen bilden.

Außer der Zeitung, die vom Lehrer ausgeborgt wird, lesen sie immer wieder ein kleines Buch vor: „Visul Maicei Precesta" — „Der Traum der heiligen Mutter" — oder „Epistolia Domnului nostru Isus Hristos care a trimis-o Dumnezeu din cer" — „Der Brief unseres Herrn Jesus Christus, welchen unser Herrgott vom Himmel gesandt." Beide Büchlein tragen viele Frauen im Busen mit sich als einen Talisman. Auch bringen Missionäre und Verkäufer von geistlichen Gewändern heilige Bücher mit, welche sie um einige Kreuzer verkaufen. Solche Leute sind auch gern gesehene Gäste bei diesen Zusammenkünften. Sie bringen allerlei Neues aus der Welt und aus dem Himmel.

Bei jeder Gelegenheit wird gesungen. Das Lied belebt die Einsamkeit, vertreibt die Furcht, den Hunger, wirkt beruhigend im Leid und im Ärger. Voll prickelnder Lust, scharf und treffend sind die Reime (strigături), die in leidenschaftlich wildem Tanze in naturwüchsiger Ursprünglichkeit die Schwächen der Mädchen, sogar der Mutter, preisgebend der Öffentlichkeit und dem Gelächter, hervorgeschleudert werden. Eine schlagfertige Antwort wird nicht schuldig geblieben, Kränkung jedoch nicht gezeigt (a înghiţit noduri = er verschluckt die Knoten).

Die Frau kennt auch im Winter wenig Muße und Ruhe von der Arbeit. Wenn es auch an anderer fehlt, der Spinnrocken zaubert immer neue hervor. Oft hat sie nicht eigenes Gespinst. Der Acker reicht nicht aus oder ist eben nicht fähig, den anspruchsvollen Hanf und Flachs zu erzeugen. Da muß der verdoppelte Fleiß das Fehlende herbeischaffen. Die tätige Frau arbeitet bei Sächsinnen oder Witwern, die der Tochter oder anderer weiblichen Beihilfe in der Wirtschaft entbehren „um die Hälfte", d. h. sie rupft den Hanf aus der Erde, legt ihn ins Wasser zur Röste und wäscht ihn, hackt und bricht ihn, bereitet ihn überhaupt zum Spinnen und erhält dafür die Hälfte. — Wir wollen nicht untersuchen, ob dabei Zahl und Schwere der beiden Hälften sich immer das Gleichgewicht halten, oder nach welcher Seite hin, durch künstliche Mittel hervorgerufen, die Wage der Gerechtigkeit das Übergewicht neigen läßt.

Digitized by Google

Hat sie noch immer nicht hinlängliche Arbeit für den Winter, spinnt sie auch um die Hälfte und webt sächsischen Frauen den Hanf. Hierin besitzt sie eine große Geschicklichkeit. Bewunderungswürdig ist, wie sie mit ihren primitiven Werkzeugen viele, oft kunstvoll und schöne Arbeit vollbringen kann. Ein Spulrad besitzt sie nicht, jeden Faden muß sie mit den Fingern aufwickeln, überhaupt müssen die Finger viele Maschinen ersetzen, so schreitet die Arbeit allerdings langsam vorwärts, aber der Winter ist ja auch lang und die Zeit billig. Das Aufräumen des Zimmers, das Wasserholen nimmt wenig Zeit in Anspruch und nicht viel mehr die Bereitung des Zehnuhr-Frühstückes, bestehend aus dem täglichen Paluckes und der Zukost, die sich eben in der Vorratskammer vorfindet oder nicht findet. Dann nimmt sie den Rocken und geht zur Nachbarin spinnen bis gegen Abend. Nach dem Abendessen gehen alle Frauen in ein Haus zusammen spinnen und bleiben bis um Mitternacht. Şezătoare heißen diese Zusammenkünfte, wörtlich Sitzung. Eine şezătoare haben auch die Mädchen, zu welchen sich die Burschen ebenfalls einfinden, die dann die Arbeit mit Witzen, allerlei Neckereien und Tanzen würzen. Solche Unterhaltung ist ihnen so angenehm und unentbehrlich, daß Dienstboten, denen ihre Herrschaft die Teilnahme daran nicht gestattet, selbst sehr gute Dienstorte meiden.

Den Freitag, sfânta Vinerea, stellen die Romänen sich als eine heilige Frau vor, die sie dadurch ehren, daß sie an diesem Tage und Abend für sich nicht arbeiten, für andere, die Sächsinnen, ja. Im Winter legt man sich früh an diesem Abend zur Ruhe, um sich gleich nach Mitternacht in der Spinnstube zu versammeln. Da die Meisten keine Uhr haben, kommt es vor, daß manche um 10 Uhr ausgeschlafen hat und in der Spinnstube erscheint, was später willkommenen Anlaß zu allgemeinem Gelächter bietet. Jeden Winter einmal bleibt man die ganze Nacht beisammen. Jede bringt Fleisch, Fett, Eier und Mehl mit und einige Kreuzer, für welche Branntwein und Zucker gekauft wird. Getränke kommen selten an die Frau und schmecken ihr doch so gut. Wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten trinken könnte, schämt sie sich vor den anwesenden Männern, die ihnen die Tropfen zählen und darüber ihre Glossen machen, daß sie nicht einmal in Ruhe ein Schlückchen trinken kann, ohne sich wirklich zu verschlucken. Aber an einem solchen Spinnabend sind die Frauen für sich allein und dürfen sich ein wohlverdientes Vergnügen gönnen und sich nach Herzenslust „grüßen" — închinăm. Der Branntwein wird gezuckert und um Mitternacht zum gebratenen Fleisch und den Pletschinten getrunken. Die Lustigern und

Digitized by Google

Unternehmendern maskieren sich, laufen in den Gassen herum, klopfen den schlafenden Männern ans Fenster, sie zu wecken, zu necken und womöglich zu erschrecken, machen überhaupt viel Spektakel, nicht selten in sächsischen Kleidern und erinnern sich noch lange gerne an diese schöne Unterhaltung, an der sich auch alte Frauen beteiligen.

Da im Winter hauptsächlich die Frauen nach Beendigung der täglichen Geschäfte im Haushalte auch andere Arbeiten vornehmen, so kommt es, daß an den in den Winter fallenden kleinen Feiertagen nur diese Arbeiten nicht gestattet sind. Vor allem ist gefährlich das Backen, Nähen, Spinnen und Weben. Die beiden letztern Arbeiten müssen mit dem kommenden Frühling beendigt sein, denn, sobald die Männer mit dem Pflug die erste Feldarbeit beginnen, muß die Frau auch das Vieh im Hof besorgen und gewinnt dabei nur grade die nötige Zeit die fertige Leinwand zu bleichen und die beim Weben übriggebliebenen Fäden zu zwirnen — aţă răsucind. Sie bereiten sich den Nähzwirn auch. Bald muß dann auch die Frau hinaus.

Je stiller es nun mit der vorrückenden Jahreszeit in Haus und Hof wird, desto belebter ist das Feld. Da bauen sie sich Hütten und bleiben tagelang draußen. Eine Arbeit reicht der andern die Hand, unterbrochen nur durch Feiertage, und ehe man sichs versieht, ist die Ernte da. Früher, vor der Kommassation wurden alle Arbeiten zu gleicher Zeit mit den Nachbarn verrichtet. Jetzt sind sie weiter auseinandergerückt, und man kann nicht mehr, wie früher, zu einem Schwerfälligen, der sich nicht anzustellen weiß, sagen: Geh, sieh, was der Nachbar macht, das tue auch. Früher übernahm eine alte Frau, die nicht mehr aufs Feld gehen konnte, alle Kinder in ihre Obhut, erhielt dafür von jeder Mutter eine Scholsch (weißes Kopftuch), oder eine Schürze oder einige Hanfreißten im Herbst. Jetzt fährt die ganze Familie hinaus, nimmt die Wiege mit und den Kessel, in welchem Suppe oder auch nur Erdäpfel neben der Hütte am Feuer gekocht werden.

Doch der Kornschnitt vereinigt wiederholt die erwachsene Jugend zu gemeinschaftlicher Arbeit. Der Pope und hie und da ein Reicher ladet sie zur „Klackl“ ein. Im Sonntagskleid, die Sichel in der Hand, gehen alle Burschen und Mädchen, diese mit einem Körbchen, in welchem sie pâne oder plăcinte (Backwerk) mittragen, der Geiger voran fidelnd, aufs Feld, dort abwechselnd singend, tanzend und Korn schneidend, bis zum Mittag die Hausfrau das aus Käse, Speck, Zwiebel und Brot bestehende Mittagessen bringt. Auf dem Boden werden weiß und rot gestreifte Tischtücher ausgebreitet, um die sich alle lagern und unter

Digitized by Google

heitern Gesprächen und neckenden Scherzen das einfache Mahl verzehren. Nachher setzt sich jede Magd mit ihrem Körbchen abseits in den Schatten einer Garbe und nimmt den Inhalt heraus. Sobald dies ihr Verehrer merkt, setzt er sich zu ihr, langt tapfer zu und ißt ihr schnell, bis sie langsam einen Bissen in den Mund steckt, den ganzen Kuchen weg. Für sie ist es eine große Ehre, einen Knecht so zu füttern, es ist gewöhnlich derjenige, welchen sie im Herbst auch heiratet.

Noch lange vor der Ernte hat er sich von ihr ein Paar Ärmel erbeten, die er während dem Schnitt zur Schonung seiner weiten Hemdärmel über diese zieht. Die Magd freut sich dieses Verlangens und arbeitet diese Ärmel mit viel Fleiß und Aufmerksamkeit, verziert mit bunter Stickerei. Mancher Schlingel prahlt gerne mit seiner Beliebtheit bei den Mädchen, geht zu vielen, verspricht jeder, mit ihr zu essen, und erhält dann viele Ärmel, die er stolz übereinander zieht, wobei er schließlich doch nur mit seiner Auserwählten ißt und über die andern leichtgläubigen spottet. Manche kluge, unverblendete bringt ihr Geschenk zwar mit, will es aber nur nach dem Mittagessen übergeben und bringt den Burschen dadurch in große Verlegenheit und Verstimmung.

Abends kehrt man singend und springend nach Hause, wo im Hofe die Tische gedeckt und mit Hirsebrei und Branntwein besetzt sind. Nach dem Abendessen beginnt das Tanzvergnügen und dauert bis nach Mitternacht. Das junge Volk kennt keine Müdigkeit, selbst während der schwersten Sommerarbeit. Zum Schluß begleitet der Bursch sein Mädchen nach Hause. Eine große Beleidigung oder Mißachtung ist es für eine Magd, die allein nach Hause kommt, trotzdem sie einen Ärmel gegeben hat. Die Mutter liegt schon lange wartend im Fenster, um zu sehen, ob die Tochter mit oder ohne Begleitung kommt.

Wohl wollen die zusehenden Frauen schon hier zukünftige Brautpaare sehen. Die Gelegenheit zum Herzen suchen und finden ist gar günstig, ausschlaggebend für wirkliche Verlöbnisse ist aber erst der Herbstjahrmarkt. Bei Kuchenherzen und Rosoglio finden sich auch die rumänischen Menschenherzen.

Dem Ortshannen sind sie auch einen Tag schuldig. Wenn er zum Schnitt ruft, muß aus jedem Haus eine Person gehen, gleichviel ob Mann oder Frau, Sohn oder Tochter. Außer der Beköstigung erhalten sie im Winter ein Fäßchen Branntwein.

Digitized by Google

Die Hochzeit.

Obwohl der Rumäne die Wahrheit des Sprichwortes: „O ṣară în sat e mai bună ca un hencleș peste hotar“[1] erkennt, so heiraten doch viele „über den Hattert“, viel mehr als die Sachsen, wenn im Dorf keine passende Partie zu machen Gelegenheit ist.

Auf die Jahrmärkte der umliegenden Dörfer und in die Stadt fahren alle heiratsfähigen Burschen und Mädchen, letztere mit ihren Müttern, die ihren Töchtern im Quersack die schönsten Kleider mitnehmen und ihnen beim Ankleiden behilflich sind, das viele Zeit in Anspruch nimmt. Die vielen härnen Bänder müssen alle schön um den Leib gewunden werden, sehr genau, damit jedes ein wenig hervorstehe und die Taille schlank werde. Diese mehrere Ellen langen Bänder umzuwickeln, beim geringsten Fehler wieder herunter zu nehmen und von vorne zu beginnen, kostet sorgsame Arbeit, ebenso die Kopftücher künstlich auf dem Kopfe zu befestigen, daß sie in bestimmten Falten fallen, deren Richtigkeit nur das rumänische Auge erkennt und worüber es strenge Kritik übt. So geht es mit jedem Kleidungsstück. Ist die Tochter fertig, wird noch das Gesicht bearbeitet, damit es schön rot und dick aussieht. Man reibt die Backen mit einem Flanell und der Wurzel von Natterkopf (Echium vulgare) „Zepeneu“, so erhält das magerste und gelbste Gesicht eine glänzende Farbe und schwillt etwas an.

Vormittags treffen sich Bursche und Mädchen, gehen miteinander von Bude zu Bude, essen und trinken, nachher gehts zum Tanze. Das Mädchen läßt sich mit niedergeschlagenen Augen vom Burschen herumschwingen, es scheint kaum den Körper zu bewegen, während er bald mit beiden Füßen in die Höhe springt, bald sie zusammenschlägt, rufend:

Ai gândit, mândro, gândit
Că ca tine nu mai sunt
Nice valea nu voiu trece
Și ca tine 'mi capăt zece:

Du hast gedacht, Liebchen, hast gedacht,
So wie du, wär keine mehr,
Nicht einmal über den Graben brauch ich zu gehn,
So wie du, bekomm ich mir zehn.

---

[1] Unter Schare = siebenbürgisch-sächsisch „Scharr“ versteht man das schlechteste Gebäck, es ist der an der Brotmulde hängenbleibende Teig, den man mit dem Löffel zusammenkratzt, mit Mehl auseinanderwalkt und backt, für die Bettler. „Eine Schare im eigenen Dorf ist besser als eine Hanklich (gilt für das beste Gebäck) über Hattert.“ Dieses Sprichwort wird angewandt, wenn zwei Freier kommen, ein armer aus dem eignen, ein reicher aus einem fremden Dorf.

Digitized by Google

Oder: Cântă cuculeţule
Seara dimineţile
Pe la toate porţile
Să se scoale toantele
Să le mân cu vacile,
Şi dorm cu gurile căscate
Şi muştele blăstămate
Că vin la gură nechemate:

Singt der kleine Kuckuck
Am Abend und am Morgen
Über allen Türen:
Wacht auf ihr faulen Mägdelein,
Bleibt nicht zurück mit den Kühen,
Schlaft nicht mit dem Munde offen,
Die Fliegen sind keck und
Kommen ungerufen auf den Mund.

Der Kuckuck schreit schon früh am Morgen, doch früher noch treibt der Hirt die Kühe. Wo ein Mädchen im Hause, darf man ohne sich dem Spott auszusetzen, mit den Kühen nicht zurückbleiben und sie nachtreiben.

Einige Tage nach dem Jahrmarkt, abends, pfeift der Bursch unter dem Fenster, das Mädchen versteht diesen Wink und geht hinaus. „Willst du mich heiraten?" fragt er. Will sie ihn nicht, so sagt sie: „Ich will mirs ja überlegen und auch meine Eltern fragen." Er weiß genug, läßt das Mädchen stehen, geht fort und kommt nicht mehr. Antwortet sie aber: „Ja, warum sollt ich dich nicht nehmen," so kommt er an einem Abend mit zwei Männern in das Haus der Eltern seiner Auserwählten. Nachdem sie sich gegenseitig „guten Abend" gewünscht, beginnt der Älteste: „Wir haben gehört, Ihr hättet eine Tochter zum verheiraten. Wollt Ihr sie uns geben für diesen Burschen?" „Ihr habt gut gehört, warum sollten wir sie euch nicht geben?" usw.

Es gibt aber auch eine andere Art Verlöbnis, wo der Freier zuerst mit dem Vater redet oder wo beide Väter die Sache zuerst richtig machen, ohne die Kinder zu fragen. Der Vater fragt nicht, sondern sagt dem Mädchen in einem Ton, der von vornherein einen Widerspruch gar nicht wagen läßt: „Du sollst den Burschen heiraten." Hat es aber doch den Mut, zu widersprechen, so wird ihm die fehlende Liebe mit der Peitsche eingepaukt — „und auch das ist gut".

Nun kommt die Mutter des Bräutigams mit einer Verwandten zur Mutter der Braut, wo sie zusammen das Braut- und Bräutigamhemd zuschneiden und die Hochzeit bereden. Denn, drei Wochen nach der Verlobung, immer an einem Sonntag, ist die Trauung. Dieses

Digitized by Google

Feſt bedarf außer den Nähereien nicht vieler und langer Vorbereitungen, es wird kein Gebäck bereitet, nur gekocht, und zwar gelbe Rübenſuppe und Sauerkraut. Samstag abends kommt die Jugend mit einem Geiger in das Haus der Braut und tanzt die halbe Nacht. Am nächſten Morgen ſetzt man der Braut einen bunten Blumenkranz auf den Kopf, darüber einen Schleier, der ihr das Geſicht bis an den Mund verhüllt. Iſt ſie fertig, kommen ihre Freundinnen und ſingen ihr zum Abſchied das Brautlied:

Goghio drăguceana noastră;
Iami-ţi goghio iertăciune
Dela mamă, dela tată,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fraţi, dela surori
Dela grădina de flori,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fir de siminic
Dela drag de ibovnic,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fir de tămăiţă
Dela fete din uliţă,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fir de busuioc
Dela fete dela joc,
Goghio drăguceana noastră;
I-am ridică-ţi logodu
De-ţi mai vezi ibovnicu,
Goghio drăguceana noastră;
Cum razimă gardurile
Şi cum ţi pică lacrimile,
Goghio drăguceana noastră;
Cum ţi pică grâul nispică
Cum ţi cade grâul scade,
Goghio drăguceana noastră;
Acum goghio s'a vedea
Ai-mi mamă, ai-mi tată,
Goghio drăguceana noastră;
Cari pe tine să te petreacă
Peste munţi şi alte curţi,
Goghio drăguceana noastră;
La părinţi necunoscuţi
Şi la fraţi neîntrebaţi
La surori ca nişte flori,
Goghio drăguceana noastră.

Digitized by Google

Unſere liebſte Braut!
Nimm, Braut, Abſchied (Verzeihung)
Von der Mutter, von dem Vater —
Unſere liebſte Braut.
Von den Brüdern, von den Schweſtern,
Von dem Garten mit den Blumen
Unſere liebſte Braut.
Von dem Sträuchlein der Ringelblume,
Von dem Sträuchlein Gänſefuß,
Von deinen lieben Geliebten,
Unſere liebſte Braut.
Von den Mädchen auf der Gaſſe,
Unſere liebſte Braut.
Von dem Sträuchlein Buſioc,
Von den Mädchen auf dem Tanze,
Unſere liebſte Braut.
Hebe auf den Schleier,
Damit dich dein Geliebter ſieht,
Unſere liebſte Braut.
Wie er an dem Zaune lehnt
Und wie dir fließen die Thränen
Unſere liebſte Braut.
Wie auch die Ähre des Kornes tropft,
Wie es ſich gehört, daß ſie fällt,
Unſere liebſte Braut.
Und nun, Bräutlein, wird ſichs zeigen
Haſt du Mutter, haſt du Vater
Unſere liebſte Braut,
Über die Berge in einen andern Hof
Unſere liebſte Braut.
Zu unbekannten Eltern
Und unbefragten Brüdern,
Zu Schweſtern auch wie die Blumen
Unſere liebſte Braut.

Während ſie ſingen, ſtehen die Freundinnen im Halbkreis um die Braut mit halbgeſchloſſenen Augen, über dem Bauch gefalteten Händen und laſſen ihre Stimme ſo laut ertönen, als ſie nur können. Der Braut und den Frauen fließen unaufhaltſam die Thränen. Nach Beendigung dieſes Geſanges ſteigt die Braut auf den Wagen, neben ſie ſetzt ſich die Nenaſche (Hochzeitsmutter), um ſie herum dicht gedrängt, ſo viel auf dem Wagen Platz haben, ſtehen die Mädchen. Die Burſchen (călăraşi) mit bunten Bändern und Tüchern geſchmückt, rennen hoch zu Roß dem Wagen voraus bis zur Kirche. Das Schreien, Singen und Peitſchenknallen lockt viele vor

Digitized by Google

die Gassentüren und an die Fenster.[1] Nach der Trauung fährt die Hochzeitgesellschaft in das Haus der Braut, wo diese die Geschenke in Empfang nimmt. Während dem Mittagessen packt die Brautmutter die Wäsche auf einen Wagen, und zwar so, daß alles besehen werden kann, Pölster, wollene Decken, Leib- und Tischwäsche, je mehr, desto ehrenvoller für sie. Viele bunte Kretinzen, eine schöner als die andere. Scheint es ihr nicht genug, nimmt sie auch zu leihen von der besten Freundin oder Schwester, ganz heimlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit. Doch weiß es schon am Abend das ganze sächsische und romänische Dorf und lacht über die beabsichtigte, aber nicht lange dauernde Täuschung.

Nach dem Essen fährt man die junge Frau in das Haus ihrer Schwiegereltern, in ihre neue Heimat. Wieder sitzt auf dem ersten Wagen auf einer Lade die junge Frau mit der Nenasche. Um sie herum so viele Mädchen, als sich einen Stehplatz erringen können. Wägen mit den übrigen Gästen folgen nach. Auf dem letzten befindet sich die offene geblümte Truhe mit der Wäsche. Rückwärts steht die Mutter der jungen Frau mit einer Nachbarin, die ihr schreien hilft, sie schreien sich heiser: Hop, hop, hop, şi la nuntă, şi la joc, să-ţi dea Dumnezeu noroc (auf der Hochzeit und dem Tanze gebe dir Gott Glück), hop, hop, hop, ju hu hu — auf das letzte hu folgt ein unartikulierter, wortloser Ton, so daß sich die Stimme überschlägt. Natürlich wählt man nicht den nächsten Weg von der Braut zum Bräutigam, sondern fährt durch die sächsischen Gassen übers Feld, selbst wenn die beiden Häuser nebeneinander stehen. Jetzt laufen diese Fahrten nicht so glatt ab, als Vormittag bis zur Kirche. Denn in den Köpfen der Männer spukt der Branntwein, sie sind lustig und machen Witze. Diese Witze sind meistenteils gröblicher Natur. Da zieht einer den Nagel aus der Achse locker, so daß das Rad nach einer kleinen Strecke herausrutscht und im besten Falle der Wagen halten muß, wenn er nicht sogar umstürzt und seinen ganzen Inhalt in den Chausseegraben ausschüttet. Großes Geschrei, Gejohle und Gelächter, manchmal endigend mit Prügelei.

Auch auf den andern Wägen schreien und singen sie, und zwar wenn der Fuhrmann die Pferde scharf treibt:

---

[1] Die Nenasche setzt der Braut und dem Bräutigam in der Kirche einen Kranz aus Wintergrün (bribanoc, saschiu oder cununiţă = Kränzchen, bot. Vinca minor) auf, daher der Name für Trauung cununie, d. h. Bekränzung. Seit einiger Zeit sind in der Kirche Kränze aus künstlichen Blumen. Manche nehmen auch diese, sie kosten für eine Trauung 10 kr.

Digitized by Google

Mână bade-o caii bine
Nu te uita 'n ochi la mine,
Că ochii mei doi celăi
Ce înşală caii tăi.
Cărăuşul, când trăzneşte
Haina lui se risipeşte.

Mein Vetter, treibe die Pferde gut,
Nicht sieh mit einem Aug' auf mich,
Zwei Betrügern gleich betrügen meine Augen
Deine Pferde.
Beim Peitschenknall verschüttet
Dem Kutscher sich sein Vergnügen.

Im Hofe der Schwiegereltern angelangt, führt die Nenasche die noch immer verschleierte junge Frau an der Hand der Schwiegermutter zu mit den Worten:

Bucură-te soacră mare
Că-ţi aduc o noră tare,
De iarnă nu-i friguroasă
De vară nu-i puturoasă.
Ho, ho, ho, ju, hu, hu.

Freue dich, große Schwiegermutter,
Ich bringe dir eine starke Schwiegertochter,
Die im Winter die Kälte nicht scheut,
Im Sommer sich über die Hitze freut.

Soacră mare heißt „große Schwiegermutter", die Mutter des Mannes; die der Frau heißt „kleine Schwiegermutter", soacră mică.

Obige Worte werden nicht gesprochen, auch nicht gesungen, sondern rhythmisch geschrien. Darauf wirft die Schwiegermutter ihrer Schwiegertochter ein Handtuch um den Hals und zieht sie daran ins Haus, nachdem sie sie auf beide Wangen geküßt, dreimal um den in der Mitte stehenden Tisch, fragend: „ce ai în cap?" (was hast du auf dem Kopf?) Antwort: „un stog de grâu curat, o turmă de oi" (einen Haufen schönen Weizen, eine Herde Schafe). Unterdessen kommen auch die Burschen herein mit zwei Frauen von der Größe der Braut, stellen alle drei nebeneinander und werfen ein Leintuch über sie, so daß alle drei verhüllt sind. Der junge Mann muß nun sagen, welches seine Frau sei, trifft er sie nicht, so kostet es ihn einen Eimer Wein.

[In Nuced holen die „Călăraşi" den Bräutigam zur Trauung ab. Sie gehen mit einer Fahne ins Haus, neigen sie über den Tisch und gehen um diesen herum, sagend: „Aus diesem Hause nehmen wir dich

Digitized by Google

und bringen dich wieder hieher zurück.“ Dann gehen sie zur Braut, wiederholen dasselbe und sagen aber „und bringen dich nicht mehr zurück.“]

Den Schluß der Hochzeit bildet der Tanz, welcher bis tief in die Nacht oder bis zum frühen Morgen dauert. In einzelnen Fällen kommt man am zweiten Tage wieder zusammen.

Masa.

Mit der Hochzeit sind für das junge Ehepaar noch nicht alle Festlichkeiten, die von den Verwandten, der Nachbarschaft, ja vom ganzen Dorfe erwartet werden, zu Ende. Fast ebenso wichtig, mit noch mehr Ausgaben verbunden, ist die masa (Tisch), in der Umgebung von Hermannstadt mărul (Apfelbaum) genannt. Beide Bezeichnungen sind gleich richtig. Es wird der Tisch gedeckt für alle, die gespeist werden wollen, Geladene und Ungeladene, Arme und Reiche, daher der Name „masa“. Eine große Rolle spielt dabei der Apfelbaum. Ohne fünf solcher, künstlich hergestellt, geht es nicht, und Äpfel müssen auch da sein, um jeden Preis, darum wird dieser Brauch auch mărul genannt.

Wohlhabende geben sie schon im zweiten Herbst ihrer Ehe, wenn man eine gute Ernte gehabt. Die Hochzeit besorgten die Eltern, die masa müssen sich die Jungen erworben und erspart haben. Nicht selten vergehen über den Vorbereitungen der Ärmern auch sieben Jahre. Um so größer ist dann die Freude, diesen Ehrentag doch noch erlebt und möglich gemacht zu haben und nun mit gutem Recht Mitglieder der Nachbarschaft zu sein. Bis zur ersten Ernte liegen die Jungen den Eltern im Mehlsack, d. h. sie essen von ihnen den Paluckes und lassen sich von der Mutter die Fisolen kochen. Dies ist die hauptsächlichste Nahrung der Rumänen einmal süß, dann sauer, zu festem Brei gekocht oder dünn als Suppe.

Fällt die erste Ernte auch nicht sehr reichlich aus, so ist doch so viel, daß die junge Frau nun ihr eigenes Töpfchen zum Feuer setzen kann und es auch oft zum Ärger ihrer Schwiegermutter auf den besten Platz setzt. Selten kommt Branntwein auf den Tisch, und den Tabak, ohne den auch der Ärmste nicht leben kann, ersteht der junge Mann für die Eier, die er seiner Frau heimlich aus dem Neste ihrer ersten Hühner nimmt. Übrigens sind die Frauen nicht selten, die selbst dafür sorgen, daß das unentbehrliche Kräutlein im Hause nie fehle, um vorzubeugen, daß hie und da das Nest leer gefunden werde, denn mit den Eiern kann sie sich gar viele kleine Ausgaben bestreiten.

Zeigt sich die zweite Ernte günstig, kann man ernstlich an die

Digitized by Google

masa denken, von ihr sprechen, den Nachbarinnen das große Vorhaben anvertrauen. Neben den Haus- und Feldarbeiten erwächst der Frau noch eine langwierige Handarbeit, zwei Hemden, die mit einer feinen Stickerei aus schwarzer Seide ausgeführt werden, das eine für den Nunu (Beistand), das andere für seine Frau, die Nănaşa. Diese beiden stehen seit der Trauung dem Chinu (jungen Mann) und der China (junge Frau) am nächsten, so nahe, daß ihre beiderseitigen Kinder sich nie heiraten dürfen.

An dieser Arbeit muß die Frau frühe anfangen, sie erfordert Wochen, da ein Stich genau wie der andere sein muß. Denn die Hemden werden von mehr als 100 Augen besehen und bekritelt. Woher soll sie denn so viele Zeit hernehmen? Der Mann ruft sie immer mit aufs Feld. Die Nachbarin weiß guten Rat, sie hat es seinerzeit auch so gemacht. Man stellt sich am Morgen krank, klagt über Kopfschmerzen bis der Mann fort ist, dann hat man den ganzen Tag frei. Daß die Frauen es so machen, weiß jeder Mann, glaubt es aber von der eigenen nicht. Solcher Schwindel hat zu einem Spottlied Veranlassung gegeben:

Cucuruz, mălaiu, ovăs
Nice câmpul să nu-l văz,
Câmpul să-l vază bărbatul
Muierea s'aştearnă patul.
„Hai muiere, să săpăm
Cucuruz, mălaiu s'avem,"
„Aşi merge bucuros, mă doare capul,
Mergi, bărbate, că-s beteagă."
„Tu muiere, hai în tîrg!"
„Stăi bărbate, să mă schimb."

Mais und Hirse, Hafer,
Auch das Feld will ich nicht sehen.
Bestellen soll der Mann das Feld,
Es schüttet auf das Bett die Frau.
„Komm', du Frau, wir wollen hacken,
Daß wir Mais und Hirse haben."
„Ich käme gern, mich schmerzt der Kopf,
Geh', lieber Mann, ich bin ja krank."
„Auf den Jahrmarkt komm, o Frau!"
„Warte, Mann, ich zieh' mich an."

Im Spätherbst, wenn alles eingeerntet und die wichtigsten Feldarbeiten getan, so werden nun die Vorbereitungen zum Feste getroffen.

Acht Tage früher kommen die Frauen der Familie zusammen, sieben das Mehl, kneten den Teig und formen daraus 800—1000 kleine Kolak (Kränze), einige so groß, daß die Öffnung des Backofens erweitert

Digitized by Google

werden muß. Die Männer sorgen für Holz, kehren den Hof und stellen vier Bäumchen, die sie aus dem Wald gebracht, auf. Zwei erhalten ihre Plätze inmitten des Hofes, das dritte am Tore, das vierte im Zimmer. Alle Bäumchen werden mit Äpfeln behangen, daher der Name „Märu“. Der im Zimmer ist für den Priester bestimmt, die beiden im Hof den beiderseitigen Eltern, der am Tore wird, wenn er vom Pfarrer gesegnet worden, den Kindern auf die Gasse geschüttelt.

Unter diesen Vorbereitungen kommt der Sonntag heran. Sowie alle Festlichkeiten, Taufe, Hochzeit, Totenmahl, wird auch die masa an einem Sonntag gefeiert. Was sie tun konnten, hatten sie getan, daß das Fest zu ihrer Ehre und zur Freude der Geladenen ausfalle: Gebacken, den Hof und das Haus geputzt, ausgeräumt und dekoriert mit bunt gewebten und genähten Tüchern, Tellern und Krügen — doch das vollkommene Gelingen liegt allein in Gottes Hand. Unser Herrgott muß auch das Seine dazu beitragen und die Bitte des ganzen Dorfes um blauen Himmel und Sonnenschein wenigstens für den Vormittag erhören. Sieht die junge Frau am frühen Morgen am Himmel die Sterne blinken, so kramt sie beruhigt und glücklich ihre Leinwandschätze aus der bunt geblümten Truhe heraus. Noch einmal soll das ganze Dorf ihren Fleiß sehen und bewundern. Von der Scheune, also vom äußersten Ende des Hofes angefangen breitet sie Ballen Leinwand auf der Erde aus durch das geöffnete Tor bis in die Straße. Dies der Tisch, die masa, für das Volk. Nun legt man auf beiden Seiten, etwa 20 cm entfernt, je zwei Kolak aufeinander, obendrauf einen Apfel, in die Mitte des Tisches abwechselnd einen Teller mit Hirsebrei, einen mit Sauerkraut und einen mit Gerstensuppe, neben letztern zwei hölzerne Löffel, ein Zeichen, daß diese drei Teller für zwei Personen berechnet sind.

Rechts von der Haustüre werden zwei Tische aufgestellt, jeder mit drei Tischtüchern bedeckt, und zwar so, daß alle sichtbar, das größte zu unterst, ein leinenes, baumwollenes und eines aus bunter Schafwolle gewebtes, den schönsten, denn sie sind der mehrere Stunden langen Betrachtung der herbeiströmenden Frauen ausgesetzt. Die Zuschauer beginnen schon am Morgen sich zu versammeln, sich den besten Platz zu erobern, trotzdem die eigentliche Feier erst nach dem Gottesdienst, etwa 11 Uhr, beginnt. Auf den der Tür am nächsten stehenden Tisch kommen die Gaben für den Priester, Äpfel, zwei große Kolak, eine hölzerne Flasche mit Wein, eine Schüssel voll mit kleinen Brocken Kolak, die geweiht unter das Volk verteilt werden.

Auf den zweiten Tisch legt die Frau zuerst zwei große Kolak, in

Digitized by Google

jeden einen Apfel, darüber werden die beiden glücklich fertig gewordenen Hemden gebreitet. Auch hier spielt der Beistand mit seiner Frau die größte Rolle. Auch in seinem Hause wurde gebacken und ein Kalb gerichtet, aber nicht etwa zum Schlachten, sondern fürs Leben, es soll die Stammmutter des gehörnten Viehstandes des Chinu werden. Deshalb hat sich der Nunu, sobald er Nachricht erhalten von der im Herbst bevorstehenden masa, nach einem schönen, weißen weiblichen Kalb umgesehen. Es wird festlich geschmückt, um die Stirne erhält es ein Diadem aus Hagebutten, Kürbiskernen und gebackenen Zwetschen und auch ein gleiches Halsband. An den Hörnern trägt es Blumensträußchen, aus dem gelbe Wachslichter hervorgucken. Die Nenasche behängt auch einen Baum mit Äpfeln, Wachskerzen und einer feinen Scholsch (Kopftuch für die junge Frau).

Auf die Nachricht, daß der Priester mit seinen Kirchendienern, von denen der eine die heiligen Bücher trägt, der andere den Zwergsack, in welchen er nach der Handlung den Tisch abräumt, das festliche Haus betreten hätte, setzt sich auch der Zug des Nunu in Bewegung. Voran zwei starke Burschе mit dem widerstrebenden Kalb, dem zur Besänftigung hie und da ein Apfel in den Mund gesteckt wird, diesen folgen zwei mit dem Baum, dann der Nunu mit seiner Frau und seinen Verwandten, und stellen sich im Hofe, dem Haus und den Tischen gegenüber, auf. Da der Hof nicht alle Zuschauer faßt, werden auch die Zäune in Mitleidenschaft gezogen. Daß es dabei nicht sehr geräuschlos zugeht, läßt sich wohl denken. Doch plötzlich tiefe Stille! Der Pfarrer tritt aus der Tür an seinen Tisch und beginnt die Sluschbe halb lesend, halb singend, in welchen Gesang die beiden Daskol einfallen. Er gedenkt auch der gestorbenen Verwandten und nennt ihre Namen dreimal, betet das Vater unser, schwingt das Räuchergefäß gegen alle Anwesenden, weiht das Kalb, die Bäume und den auf der Erde gedeckten Tisch. Hiemit ist die Zeremonie zu Ende, der Pfarrer tritt mit seinen Leuten ins Haus, ihm folgen der Nunu mit seiner Frau und den übrigen Verwandten und Geladenen. Fast unbegreiflich, wie in dem so kleinen Zimmer so viele Personen, etwa 60, Raum finden.

Das übrige Volk lagert sich im Hofe auf der Erde und greift ohne Nötigen zu. Geschäftige Frauen bringen auf dem Rücken aus dem Keller in schönen färbigen wollenen Quersäcken, welche die Stelle von Präsentierbrettern vertreten, Kolak und Äpfel, aufwartend denen, die keinen Platz am Tisch gefunden. Es bietet sich ein interessantes Bild dem unbeteiligten Zuschauer dar. Zuerst die während der ernsten, feierlichen Zeremonie so sehnsüchtig und heißhungrig blickenden Augen der Armen

Digitized by Google

nach den vollen, aber schon erkalteten Schüsseln und nun die fröhlich Schmausenden, die es auch mit dem Eßbesteck nicht gar genau nehmen, die Gabel nur dem Namen nach kennen oder auch gar nicht.

Ja, das Fest ist gelungen, die Sonne hat geschienen und lauter fröhliche und nun wieder einmal gut gesättigte Menschen beschienen. Und wie das junge Ehepaar jetzt den Armen selbst den Tisch gedeckt, so hofft es dereinst auch im Himmel einen gedeckten Tisch zu finden. Auch die Waisenkinder und Krüppel, — Gott sei Dank, es sind nicht viele, — wurden beschenkt mit einem Hemd, oder einer Schürze oder Tuch.

Trotz alledem fehlt es auch bei dieser Gelegenheit nicht an bösen Zungen. Die eine hatte nur einen alten hölzernen Löffel zum Gebrauche beim Essen bekommen, eine andere den neuen eingesteckt, die dritte ihren Kolak schnell eingesteckt und sich noch einen geben lassen. Dies wird nun alles nicht nur am heutigen Nachmittage, sondern auch an den nächsten Sonntagen, „unter den Wänden", besprochen.

Unbekümmert um diese Vorgänge draußen, hat sich der Priester drinnen unter seinen Apfelbaum am Tische gesetzt, um ihn herum die geladenen Gäste dicht aneinander gedrängt in der festlich geschmückten Stube, aus welcher alle übrigen Einrichtungsstücke entfernt wurden. Es befinden sich nur Tische und Bänke, doch an den Wänden fehlen nicht die Maria mit dem Christuskinde, die Königsfamilie und das „Stufenalter des Menschen". Hoch oben zwischen den Fenstern hängt auch ein Spiegel. Zu hoch, als daß er durch seine Benützung die Eitelkeit erwecken könnte. Ringsherum am Rahmen hängen bunte, frisch gewaschene Krüge. Schadhafte Krüge oder Töpfe dürfen in keinem Hause aufgehängt werden, man hängt sich sonst das Elend ins Haus. Obenauf stehen die Teller. Einen Schmuck der Wände bilden auch die vielen selbstgewebten und gestickten Tücher, der Stolz der Hausfrau. In bezug auf diese Stickerei sind die rumänischen Frauen groß. Sie haben sie abends bei sehr schwacher Beleuchtung ausgeführt ohne irgend eine Vorlage. Es bemerkt eine auf dem Jahrmarkt in einer Bude ein Muster, das ihr gefällt, sie siehts genau an und überträgt es später mit der Nadel gewöhnlich im Kreuzstich auf ein Hemd oder Tüchel, überläßt es aber niemandem zum Nachmachen, denn sie will das Muster allein haben. Doch wie sie es nur im Vorübergehen an der Bude sich erobert, prägen es andere sich beim Tanz oder überhaupt, wo sie den Gegenstand zur Schau trägt, auch ein und gar bald bleibt ihr nur der Trost, es zuerst ins Dorf gebracht zu haben.

Digitized by Google

Es werden nun auch in dieſem ausgeſchmückten Zimmer volle Schüſſeln aufgetragen. Die Alten haben auf Bänken Platz genommen. Die Jungen ſtehen um die Tiſche, ſo gewinnt man mehr Platz.

Die erſte Stunde vergeht in ernſten, leiſe geführten Geſprächen ſo lange von Wein und Branntwein nur genippt wird, allmählich ſchaut man auch tiefer ins Glas, es kreiſt ſchneller in der Runde, um ſo lebhafter wird auch die Stimmung. Da klopft es an die Türe und herein ſchwebt eine Henne, ähnlich geſchmückt wie das Kalb, und beginnt folgendes Lied zum Lobe des Nunu, der ſie kaufen und gut bezahlen muß (der eigentliche Sänger kniet am Boden oder ſteht verſteckt hinter der Türe):

Vers la masă:

Dela poarta nunului
Păn' la poarta finului,
Merge un rîu de lapte dulce,
Nunul, nunul, dom tinăr.
Dela poarta finului
Păn' la poarta nunului,
Merge un rîu de vin roşu.
Unde şede nunul mare
Par' că-i soarele când răsare,
Unde şede nuna mare
Par' că-i luna când răsare,
Unde şed ficiori de nun
Par' că sunt pui de Păun,
Unde şed fete de nun
Par' c'ar fi pene de Păun.
Nune, nu te întrista,
Că nu-i darul aşa mare
Făr' o vacă mulgătoare
Şi-o găină outoare.
Pune punga dea stânga
Şi plăteşte găina,
De-i plăti găina bine
Ia va oua în toate zile.
De-i plăti găina rău.
Să vă meargă la hărău.

Das Maſa-Lied.

Von dem Tor des Nunu
Bis zum Tor des Finu
Fließt ein Bach von ſüßer Milch
Nunu, Nunu, junger Herr.
Von dem Tor des Finu
Bis zum Tor des Nunu

Digitized by Google

Fließt ein Bach mit rotem Wein,
Wo der große Nunu sitzt,
Ist's als ob die Sonn' aufging.
Wo die große Nuna sitzt,
Ist's als ob der Mond aufging.
Wo des Nunu Söhne sitzen,
Ist's als ob sie Pfauen wären,
Wo des Nunu Töchter sitzen,
Glänzen sie wie Pfauenfedern.
O Nunu, nichts betrüb' dich,
So groß ist ja die Habe nicht
Nur eine melkende Kuh,
Ein eierlegendes Huhn.
Hol Geld aus dem Beutel
Zu zahlen die Henne,
Bezahlst du sie gut,
Legt täglich sie ein Ei,
Bezahlst du sie schlecht
Raubt sie der Habicht dir.

Es ist dies das Zeichen, daß nun die „Fidulität" beginnt. Man bringt einen Geiger und fängt an trotz des kleinen engen Raumes zu tanzen. Der Wein und Branntwein fangen an die Lustbarkeit zu steigern. Zorn und Lustbarkeit auf der Höhe sind Geschwister, die man beide nur vertragen kann, wenn man mitten drin aufgewachsen. Da ist dann für den Beobachter gut, wenn er nicht weiter stören will und sich nach Hause begibt bis zur nächsten Feier, die jeder solange als möglich hinausschieben möchte, die aber doch täglich näher kommt, niemandem erspart bleibt — die Totenfeier „Pomeană". Zwischen diesen beiden großen, an welchen sich die Nachbarschaft, ja man könnte fast sagen, das ganze Dorf beteiligt, liegen, wenn der Mensch Glück hat, noch viele kleine, nur im engsten Familienkreise gefeierte Feste — die Taufe der Kinder.

Geburt und Taufe.

Ist das neugeborene Kind gesund und kräftig, darf es bis zum nächsten Sonntag ungetauft bleiben, doch trägt man es zu den heiligen Bildern im Zimmer und gibt es diesen Heiligen in Schutz, darauf hält man es an den Ofen und sagt dabei: so still, wie dieser Ofen, sollst auch du sein, damit das Kind fromm werde. Ist es schwächlich, gibt man ihm vor einem solchen Bilde einen Namen im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dies ist dann die Nottaufe. Dann kann man seinem etwaigen Tode beruhigt entgegensehen, denn es ist durch diese Taufe ein Christ geworden aus einem

Digitized by Google

Heiden und darf christlich begraben werden. Kommt ein Kind tot zur Welt oder stirbt gleich nach der Geburt, so fasten die Eltern eine Zeit lang, denn sie meinen, Gott habe sie für eine begangene Sünde strafen wollen und glauben selbige durch Fasten zu sühnen.

Am dritten Abend legt man Geld, so viel in der Familie aufzutreiben ist, wenn möglich etliche hundert Gulden, auf den Tisch, Salz, Brot, im Winter Fleisch, im Sommer Speck, und die besten Männer- oder Frauenkleider, je nachdem das Kind ein Knabe oder Mädchen ist. Man glaubt nämlich, daß die Urschetor, das sind die dem noch ungetauften Kinde sein Schicksal in die Wiege legenden Geister, in der dritten Nacht kommen und ihm so viel Glück in die Wiege hinein legen als es wert ist. Den Wert ermessen sie aber an den auf dem Tische liegenden Sachen. Früher, als die Menschen noch nicht so sündig waren, hörten sie zuweilen die Urschetor sich über die Geschenke besprechen, doch jetzt lauschen sie vergebens in der stillen Nacht und können nichts mehr erlauschen. Neugierig sind sie übrigens nicht, daß sie sich die Nachtruhe stören ließen, denn abwenden können sie das profezeite Übel doch nicht. „Seinem Schicksal kann niemand entgehen.“ Man weiß Beispiele aus der guten alten Zeit, daß sich das profezeite Unglück trotz aller erdenklichen Sorge und Bemühung doch erfüllte.

Sechs Wochen lang darf die Mutter nicht über die Schwelle der Gassentüre treten. In dieser Zeit schwebt das Kind in steter Gefahr, vom Alb (sächsisch Alof, rumänisch Necuratu) ausgewechselt zu werden, doch kann man es leicht bewahren. Es darf nur nicht allein im Zimmer bleiben, oder wenn die Mutter hinaus geht, legt sie einen eisernen Gegenstand, ein Messer, eine Gabel oder ein Schüreisen, schließlich auch nur einen Besen neben das Kind, sie selbst nimmt auch etwas derartiges in die Hand, so kann ihm nichts geschehen. Auch über die Mutter hat der Teufel in dieser Zeit mehr Gewalt, darum muß sie täglich dreimal das Vaterunser beten und so oft sie etwas ungewöhnliches um sich spürt, sich bekreuzen und sagen: „Herr verlaß mich nicht, Herr hilf mir.“ Kreuz und Gebet kann der Teufel nicht vertragen — er zieht ab, auch das Räuchern mit Weihrauch oder mit Wolfshaar verträgt er nicht. Einmal meinte eine junge Frau zu träumen, der Teufel habe sich zu ihren Häupten gesetzt und sich ihre Zöpfe in den Mund gesteckt. Hierüber erschreckt, wacht sie auf und erzählt ihrer Schwiegermutter diesen Traum. Mein Kind, du hast nicht geträumt, der Teufel war bei dir, mach dir das Kreuz und bete ein Vaterunser, unterdeß werde ich räuchern. Die Frau tat, wie sie die Alte gelehrt und hat seither keinen Teufel mehr gespürt

Digitized by Google

Trifft es sich, daß das Kind bald nach der Taufe stirbt oder wenigstens bevor ein zweites da ist, so trägt man das Nächste nicht durch die Türe zur Taufe, sondern übergibt es durch das Fenster der Nenasche, damit es nicht auch sterbe. Wenn diese ins Taufhaus gekommen, legt sie einige Kreutzer dem Täufling in die Wiege, diese nennt man Schlaf, d. h. sie sollen bewirken, daß das Kind fromm werde oder bleibe.

Die Nenasche trägt das Kind in die Kirche, ihre Begleiterin, eine Frau oder Magd, den Zwergsack, aus welchem sie zwei schöne Tischtücher heraushängen läßt, zur Zierde. Im Sack befindet sich ein Stück neue Leinwand und eine Fatsche. Einen Zipfel von diesen beiden taucht der Pfarrer in geweihtes Wasser, besprengt das Kind dreimal damit, nachher schüttet er ihm unter Gebet dreimal Wasser über den Kopf. Das arme Ding schreit und zappelt, bis es die Nenasche schnell in ein Flanell hüllt, gut zudeckt und nach Hause trägt. Dies ist der erste Grad der Abhärtung. In letzter Zeit, zumal im Winter, wird das Taufwasser gewärmt. Unbewußt ahmen diese Rumänen die Erziehung ihrer Kinder den Spartanern nach. Schwächliche sterben am Taufbade, diejenigen aber, welche die ersten Wochen überdauern, werden stark und kräftig. Auch die Sitten sind denen der Spartanern ähnlich:

„Eine Schande ist es nicht das Fischen
Laß' dich dabei nur nicht erwischen,
Sonst hau
Ich dir die Knochen blau"

lehrt mancher Vater.

Einen besonderen Taufschmaus gibt es nicht. Man ladet die Nenasche zum gewöhnlichen Mittagessen ein, wobei man auch durch Zucker gesüßten Branntwein auf den Tisch stellt, damit sie einmal auf die Gesundheit des Kindes und der Eltern trinke. Als Patengeschenk muß sie einige leinene Windeln und eine aus blauem Flanell geben.

Hat das Kind irgend ein Mal an seinem Körper, so braucht man bei Wahrnehmung desselben nur einen Wunsch über das Kind auszusprechen, so erfüllt er sich. Anna Raiku erzählt: „Mein Junge hatte einen weißen Reif um die Krone des Hauptes, wie ein Häubchen; doch hatte man leider unterlassen im Hinblicke darauf einen Wunsch auszusprechen, und so wird mein Kind immer arm bleiben.

Die Kinder der Wohlhabendern wachsen auf der Gasse groß. Arme Kinder müssen schon in frühester Kindheit sich das Brot oder den kalten Paluckes erwerben, hauptsächlich als Pflugtreiber oder im Dienste eines

Digitized by Google

Hirten. Letzteres allerdings nicht immer so von Poesie umgeben, wie im Gedichte Uhlands.

„Meinen vaterlosen sechsjährigen Knaben wollte der Großvater nur unter der Bedingung in Pflege und Erziehung nehmen, daß er ihm bei der Büffelherde Hirtendienste leiste. Da mußte ich denn noch vor Tagesanbruch das arme Kind aus tiefstem Schlafe wecken, den Schlaftrunkenen selbst anziehen, ihm die Peitsche in die Hand geben und so ausgerüstet auf die Gasse bringen, worauf er seinen Tagesdienst antrat. Kam des Tages über ein Regen, ging ich mit dem Bobo (Mantel aus Schafwolle) hinaus und brachte den Knaben abends im Arme heim, legte ihn ins Bett, gab ihm Hollundertee zum Schwitzen. Wenn es mir möglich war, ging ich noch vor Ausbruch des drohenden Regens zur Herde, schickte das Kind heim und blieb in seiner Stelle, die Erfüllung seiner Pflichten übernehmend. Dabei ist er fröhlich gediehen." (Anisie lui Stefan.) Das ist der Beginn der Laufbahn vieler rumänischer Knaben.

Die Pomeană.

Ein Rumäne, welcher das Alter von sechzig Jahren erreicht, hat genug gelebt. Ist er aber noch rüstig und gesund, freut er sich trotzdem seines Lebens, hat aber den Tod immer vor Augen und fürchtet ihn nicht; befällt ihn dann eine Krankheit, so hält er es nicht mehr für nötig, einen Arzt zu befragen. Er hat ja genug gelebt (şi-o trăit destul), ist eine stehende Redensart.

Vor vielen Jahren war es Sitte, daß der Sohn den Vater, wenn er das Alter erreichte, auf den Kopf schlug, daß er starb. So ein alter Vater sprach einmal zu seinem Sohn: „Mein Sohn, es ist jetzt Zeit, daß du mich auf den Kopf schlägst, was werden die Leute sagen, wenn sie mich noch immer hier auf der Erde herumgehen sehen?" „Vater, ich kann euch nicht töten; wenn ihr nicht mehr unter den Menschen leben wollt, kommt in den Keller, da sieht euch niemand, ich bringe euch das Essen dorthin." So lebte der Alte nun im Keller, der Sohn sorgte für ihn, daß es ihm an nichts fehlte. Wenn der Sohn einen Rat brauchte, ging er zu seinem Vater und fragte ihn. Eines Tages, im Herbst, zur Zeit der Aussaat, kam er wieder zu seinem Vater und klagte ihm, es wäre eine große Hungersnot, man habe nichts mehr zu essen und auch kein Korn mehr zum Säen. Da sprach der Alte: „Die Scheune ist nicht seit sehr lange mit Korngarben gedeckt, nimm sie herunter und drisch sie noch einmal, es sind gewiß noch Körner drinn." Der Sohn tat es und fand noch so viel, daß er nicht nur sein Land

Digitized by Google

beſäen konnte, ſondern es blieb ihm noch genug zum Eſſen. Als die Leute dies ſahen, deckten alle ihre Scheunen auf und begannen das Stroh noch einmal zu dreſchen — die Hungersnot hatte ein Ende. Da kamen ſie über den jungen Mann und beſtürmten ihn, zu ſagen, von wem er es gelernt, denn in ſeinem Kopfe wäre dies nicht entſtanden. Er wollte zuerſt nicht ſagen, bis ſie ihm drohten, ihn umzubringen, da geſtand er, ſein Vater lebe noch im Keller und er habe es ihn gelehrt. Da gingen alle in den Keller und brachten den Alten herauf und ehrten ihn und ſagten: „Wir dürfen die Alten nicht mehr auf den Kopf ſchlagen, ſie ſind geſcheidter wie wir, wir können noch viel von ihnen lernen.“ Seither hat es niemand mehr getan. (Bägendorf.)

Ebenſo geht es mit den kleinen Kindern, wenn ſie krank ſind; was weiß da ein Arzt, und wenn ſie Lebtage haben, ſterben ſie nicht und wenn ſie auch ſterben, ſo ſind ſie befreit von aller Erdennot (o scăpat din lumea asta) und „um Kinder iſt keine Not“, ſie wachſen auf, wie die „Buretz“. Aber trotz aller dieſer tröſtenden Redensarten, die oft naiv geſprochen, doch herzlos klingen, werden doch alle Toten ſehr beweint und beklagt und wird ihnen die letzte Ehre erwieſen, wie es ſich geziemt und ſollten ſich die nächſten Verwandten auch in Schulden ſtürzen. Selten ſtirbt jemand unverſorgt. Scheint er ſterbenskrank zu ſein, holt man gleich den Pfarrer, der ihn verſorgt, das heißt, ihn mit den heiligen Sterbeſakramenten verſieht. Zu ihm hat der Kranke auch mehr Vertrauen als zum Arzt. Er läßt für ſich beten. Iſt die Krankheit langwierig und weicht nach den Gebeten des einen Popen nicht, ſo werden ſieben berufen, die Slujbă (Gebete) machen. Für die Beköſtigung und die entfallende Geldtaxe ſorgt der Kranke oder ſeine Angehörigen gerne. Hilft auch dieſes Gebet nicht, ſo laſſen ſie in 7 oder 13 fremden Gemeinden beten. Solche Ausgaben — 40—50 fl. — ſcheut der glaubensſtarke Rumäne nicht, viel ſchwerer fällt es ihm, dem Arzt oder Apotheker einen Gulden zu geben. Liegt ein ſolches Menſchenkind, ſei es jung oder alt, nur getauft muß es ſein, im Sterben, gibt man ihm eine brennende Kerze in die Hand, nimmt es aus dem Bett und legt es auf den Boden auf Stroh, weil ihm da Gott raſcher „verzeiht“ und von den Leiden befreit. Der Geſtorbene wird gewaſchen, mit dem Brauthemd und neuen Kleidern angezogen, einen Kreuzer ſteckt man ihm in den Mund, oder legt ihn zwiſchen die Hände, denn bis zum Himmel geht der Weg über Päſſe, wo er Maut zahlen muß, und wehe den Verwandten, die ihren Toten ſchwache Schuhe anziehen! Und wehe auch den klagenden Weibern, wenn ſie Unſinn klagen. Noch lange bilden ſie das Geſpräch „unter den Wänden“

Digitized by Google

im Sommer, in den Spinnstuben im Winter. Mit dem „Klagen“ wird der Tote geehrt, aber nicht jeder Frau ist diese Gabe eigen, darum dingt sie sich ein Klageweib. Ist sie selbst sehr angegriffen und wirklich traurig und geht ungekämmt mit einem schwarzen Tuch auf dem Kopf herum, so wird sie bedauert und wegen ihrem Schweigen nicht verurteilt. Einmal traf es sich, daß ein älterer guter Mann starb, der eine noch jüngere Frau hatte. Diese wollte in ihrem Schmerz schön aussehen und richtete sich eine weiße Scholsch vor dem Spiegel auf dem Kopf, während sie einer Frau einen Kukurutzmehlkuchen (Mălaiu) versprach, wenn sie ihren Mann schön klage. Während die trauernde Witwe noch vor dem Spiegel stand, begann die andere ihre singende Klage, so daß alle unter dem Fenster Stehenden und die im Vorbeigehen Stehenbleibenden hören konnten:

Vai de mine hălălău
Că mă cânt dup'un mălaiu,
Moi cânta — şi nu mi da.

Hierauf stampfte die Witwe mit dem Fuße und rief:

„Ba ţi-oi da
Proastă basama.“

Die andere antwortete:

„Că ori mi da — ori nu mi da,
După el tot moiu cânta.“

„Ach, weh' meiner, weh',
Ich klag' um einen mălaiu.
Ich werde klagen —
Und sie wird mir ihn versagen.“
„Ich werd ihn geben dir
Du dummes Vieh.“
„Ob du mir ihn gibst oder nicht gibst,
Um ihn klagen werd' ich doch.

Obwohl diese beiden Frauen noch leben, ist diese Klage zum Zitat geworden und sie bekommen selbige oft und oft zu hören.

Manche klagt so schön, daß kein Auge trocken bleibt. Ich will hier nur noch die Klage einer Frau um ihren Mann und alle ihre Kinder, die ihm bald nachgefolgt, erwähnen. Um den Mann:

Soţu meu, şi bunul meu
Cum mai năpustit de rău,
Cu patru copii mai lăsat.
Da cine să mi-i căsătorească
Şi cine să mi-i hrănească,
Că n'am, dulciule, pe nime,
Că-s străină aşa de rău
Că n'am pe nime, făr' pe Dumnezeu.

Digitized by Google

Mein Gefährte, mein Guter!
Wie haſt du mich verlaſſen,
Mit vier Kindern haſt du mich gelaſſen,
Wer ſoll ſie jetzt unterweiſen?
Wer ſoll ſie mir nun ſpeiſen?
Ich habe, mein Süßer, niemanden mehr.
Bin fremd hier geworden, ach ſo ſehr,
Bei mir ſein wird Gott allein.

Klage um die Kinder:

Floare dulce, cum oiu duce!
Că mă duc cu dorul tău
Tu rămâi cu Dumnezeu.
Eu mă duc cu mila ta,
Tu rămâi cu precesta.
Ioane, sufletul mumi,
Fiiul meu, dragul meu,
Tare m'am bucurat de voi,
Mai bine m'aşi fi dus eu,
Ca voi tinerilor.

Aniţo dulce, floare de vară,
Dute şi te 'ntoarce iară,
Puica mumi, floare 'nflorită,
Da pe-acolo te vei duce,
Şezi jos şi te odihneşte
Şi cu tatăl-tău povesteşte,
Mult să nu zăbovească
După mine să pornească.
Copiii mi i-am crescut şi mi-o luat pe toţi,
Dar' n'am ce zice, Dumnezeu mi i-a dat,
Şi Dumnezeu mi i-a luat, şi m'au lăsat
O muiere străină în lumea asta:
Dar' n'am ce zice.

Meine ſüße Blume, wie werd ichs tragen!
Ich gehe mit der Sehnſucht nach dir,
Du bleibſt bei Gott.
Ich gehe mit meinem Leib um dich,
Du bleibſt bei den Heiligen.
Ioane, mein Leben,
Mein Kind, mein liebes,
Wie hatte ich mich ſo gefreut über euch,
Wenn ich doch wäre gegangen für euch Jungen.
Aniţa (Mädchenname), ſüße Blume des Sommers,
Ach, kehre zurück,
Du meine aufgeblühte Blume,
Wohin du auch wirſt gehen,
Deinen Vater wirſt du ſehen,
Sag' ihm, er ſollt nicht mehr lange ſäumen
Und mich abholen.

Digitized by Google

„Die Kinder habe ich mir erzogen und nun alle verloren, aber ich hadere nicht, ich grolle nicht, denn Gott hat sie mir genommen, Gott hatte sie mir auch gegeben und er hat mich gelassen, eine fremde Frau auf dieser Erde — ich grolle nicht".

Durch solche Klagen scheinen sie sich das Herz zu erleichtern, denn sie gehen dann wieder ruhig ihrer Arbeit nach, und will die Mutter die Erinnerung überwältigen, geht sie aufs Grab und schreit wieder ähnliches.

Zur Totenwache versammeln sich alle Verwandten, Freunde und Nachbarn. Um Mitternacht wird Brot und Branntwein herumgereicht. Am nächsten Morgen kommt der Pfarrer ins Leichenhaus und liest ein Gebet. Die Frauen backen und richten die Pomeană (Totenmal, Tränenbrot) ganz so, wie bei der masa, welches gleich nach der Beerdigung stattfindet. Am Morgen vorher gehen Frauen oder Männer, je nachdem der Tote eine Frau oder ein Mann ist und singen unter dem Fenster folgendes Lied:

Cântecul cel mare.

Acolo sus, şi mai în sus,
Sub cer roşu răsărit
Este o chilie, dalbă de tămâie,
De şede sfânta Marie
Şi tot scrie pe hârtie.
Scrie vii cu vii
Şi morţii cu morţii.
Alelei sfântă Marie,
Nu mă scrie cu morţii,
Da mă scrie cu vii,
Am casă de-a grijî
Şi curte de-a stăpânî
Şi copîi de-a milul.
Dar Marie, faţă dalbă,
Tu te-ai întârziat.
Că cerneala am vărsat
Şi condeiul am pierdut,
Şi hârtia am sfîrşit
Şi-am apucat de te-am scris.
Dar Marie, faţă dalbă,
Tu te roagă de vămaş,
Să nu mă treacă vămile,
Că lor bine le-oi plătî,
Ciucur verde de mătasă
Dorul cu tot de-acasă.
Dar Marie, faţă dalbă,
Tu te roagă, dragă roagă
Iar te roagă de vămaş,

Digitized by Google

Să-şi plece ramurile,
Să-ţi culegi brad verde,
Să-l aşterni braţelor şi spatelor.
Că braţele vor mucezi
Şi spetele vor putrezi.
Dar Marie, faţă dalbă,
Te roagă de socrul-tău,
Ca şi el să te jelească,
Tocmai un an încheiat,
Făr de pălărie pe cap,
Cu părul nepeptenat.
Dar Marie, faţă dalbă,
Să te rogi de fii tăi,
Să te jelească un an încheiat,
Cu năframă neagră pe cap.
Strigă mortul la fereastră:
„I-am, ieşi tu Marie afară!"
Aşi ieşi, nu pot ieşi
Dela copìi a mă despărţi,
Nu mă pot răscumpăni.

Das große Lied (Totenlied).

Dort oben und noch höher,
Unter dem Himmel, mit rotem Aufgang
Iſt ein glänzendes Haus aus Weihrauch,
Dort wohnt die heilige Marie
Und ſchreibt immer auf Papier.
Sie ſchreibt die Lebenden zu den Lebenden
Und die Toten zu den Toten.
Ach, heilige Marie,
Schreib mich nicht zu den Toten,
Schreib mich zu den Lebenden,
Ein Haus hab ich zu beſorgen
Und einen Hof zu beherrſchen
Und Kinder zu erziehen.
Aber, Maria, mit zartem Geſicht,
Du haſt dich verſpätet.
„Verſchüttet hab ich die Tinte
Und die Feder verloren,
Voll geſchrieben das Papier
Und bin zu dir gekommen, dich zu nehmen."
Aber, Marie, mit dem zarten Antlitz,
Bitte doch den Zöllner,
Daß er die Päſſe mich nicht läßt überſchreiten,
Ich wills ihm gut bezahlen,
Mit grünen Franſen aus Seide
Und die Sehnſucht aus meinem ganzen Hauſe.

Digitized by Google

Aber, Marie, zartes Antlitz,
Ich bitte dich, Liebe, ich bitte dich
Und ich bitte dich wieder um den Zöllner,
Es möchten dir gefallen die Äſtlein,
Du möchteſt dir ſammeln grüne Fichtennadeln,
Sie unter Arme und Schultern breiten.
Die Arme werden verweſen
Und die Schultern werden vermodern.
Aber, Maria, zartes Angeſicht,
Bitte deinen Mann,
Daß auch er Trauer anlege um dich,
Grade ein volles Jahr,
Ohne Hut auf dem Kopf,
Mit dem Haar ungekämmt.
Aber, Marie, mit zartem Angeſicht,
Du ſollſt bitten auch deine Kinder,
Daß ſie dich betrauern ein ganzes Jahr,
Mit ſchwarzem Tuch auf dem Kopf.
Es ruft der Tod am Fenſter:
„Komm, du Marie, heraus!“
Ich möchte kommen, aber ich kann nicht kommen.
Von den Kindern kann ich mich nicht trennen,
Von ihnen mich nicht losreißen.

Nach dem Geſang gehen ſie hinein, trinken Branntwein, dem Toten die ewige Ruhe wünſchend, und eſſen Kolak. An den drei nächſten Abenden nach dem Begräbnis laden die Trauernden drei im gleichen Alter und Geſchlecht ſtehende Perſonen wie der Geſtorbene zum Abendeſſen ein und wären es nur drei zweijährige Kinder. Jeder von dieſen drei Gäſten erhält ein Geſchenk mit nach Hauſe. Der eine ein Krüglein, der zweite ein Schüſſlein, der dritte ein Stückchen Leinwand, ſo hat auch der Tote auf ſeinem letzten Wege Speiſe, Trank und Kleidung. Ebenſo erhält jeder, der an der Leichenfeier teil genommen, ein Tüchlein. Oft werden die Kleider des Geſtorbenen unter die Armen aufgeteilt, „de pomană“. Wir würden ſagen „zum Andenken,“ aber es iſt mehr, etwa „um Gotteslohn“. Drei Morgen nach der Beerdigung geht die nächſte weibliche Verwandte mit einer Freundin ſehr frühe zum Grab. Sie umkreiſen dasſelbe dreimal, in der Hand einen Kolak und brennenden Weihrauch, immer wehklagend. Wer ihnen auf dem Heimweg zuerſt begegnet, der erhält den Kolak.

Nach etwa ſieben Wochen findet die zweite Pomane ſtatt und nach einem Jahre die dritte. Früher durften die Gräber ungetaufter oder totgeborner Kinder nicht von der Sonne beſchienen werden, deshalb begrub man ſie ins Vorhaus hinter die Türe, (dieſer Raum iſt weder mit Dielen noch mit Ziegeln eingelegt, ſondern die Erde nur mit Sand

Digitized by Google

überstreut), oder in den Keller. Später wurde es den Leuten doch unangenehm, und sie tragen jetzt den kleinen Toten in der Nacht auf den Friedhof, graben in den frischesten Hügel geschwind ein kleines Grab und legen ihn hinein. Diese Beerdigung besorgt nur eine, höchstens zwei Personen, damit nur ja niemand etwas davon wisse. Früher sollen im geheimen nach sieben oder zehn Jahren die Gebeine herausgenommen, gewaschen und wieder begraben worden sein, doch geschah dies bei nachtschlafender Dunkelheit und nur das Mahl nachher war öffentlich und verriet, daß dies geschehen. Jetzt soll dieser Brauch aufgelassen sein.

3.

Der Festkreis des Jahres in Brauch und Glaube der Rumänen.

Alle Feiertage halten die Rumänen gewissenhaft. Die hohen um ihrer selbst willen, die kleinen, unbedeutenden aus Furcht vor dem betreffenden Heiligen, damit derselbe nicht etwa einmal beleidigt, den Saaten auf dem Felde oder dem Vieh im Hof ein Schade zufüge. Sie feiern sie in schöner poetischer Weise. Fast alle diese Feiertage haben neben der kirchlichen Bedeutung eine zweite, im Volk entstandene, die im Laufe der Zeit zum Wunder herangewachsen ist.

Einer ihrer größten Wünsche ist, die Zukunft zu erkunden. Sie scheuen sich nicht, sich von der wandernden Zigeunerin bis zum Mönche hierüber Auskunft zu verschaffen. Für die Befriedigung dieser Neugierde ist die letzte Nacht des alten, zugleich die erste des neuen Jahres am günstigsten. — Man nennt sie ajunul sfântului Vasile sau anul nou. Vasile war ein frommer Christ und tat viele christliche Werke, darum gab ihm Gott, als er gestorben war, Gewalt über den bösen Geist — Duh necurat. — Ist jemand krank und weiß nicht, was ihm fehlt, läßt er das Gebet des heiligen Vasile beten. Das hilft. Es kostet aber auch 60 Kreuzer.

Diese Nacht wird ausgenützt von jung und alt. Bloß der Kinder Wünsche gehen nicht weit hinaus, sie wissen, daß, wenn sie die Schuhe auf den Herd stellen, sie ihre Wünsche am nächsten Morgen erfüllt finden. Sie freuen sich über die mit Krapfen und Äpfeln angefüllten Stiefel. Sie legen sich ruhig schlafen und überlassen es der erwachsenen Jugend und den Alten, die ganze Nacht hindurch das Orakel zu befragen — vrăjim. — Die hauptsächlichsten Fragen der Alten sind: wie wird es im nächsten Jahre mit der Gesundheit, mit dem Leben stehen? Mit dem Wetter, mit den Fruchtpreisen? Die Jungen haben nur eine Frage: Wie wird der oder die Zukünftige aussehen, wird sie ihn, oder

Digitized by Google

er sie schon in diesem Jahre bekommen? Die Antwort auf diese Frage lockt man dem Schicksal auf verschiedene Weise heraus.

Bezüglich der Gesundheit gilt folgender Brauch: Man schlägt am Abend des h. Vasile — Sylvesterabend — in das Eis des nächsten Grabens ein Loch — burduf, — wirft zwölf Haare hinein, indem man sagt: „Hui im alten, hui im neuen, hui über 100 Jahre.“ Schöpft dann Wasser daraus und bringt es nach Hause. Auf einen Teller legt man Blätter von Immergrün oder Buchsbaum, so viele als Familienmitglieder sind und bestimmt jedem sein Blatt, gießt dann von diesem Wasser darüber und läßt es bis am Neujahrsmorgen stehen. Dessen Blatt grün bleibt, der ist das ganze Jahr hindurch gesund, dessen Blatt aber schwarz wird, der kränkelt. Nach anderen bedeutet das grüne Blatt Leben, das schwarze den Tod.

Man legt auch die bezeichneten Blätter in ein Glas, gießt solches Wasser darauf. Die am Neujahrsmorgen untergesunkenen bedeuten Krankheit, die schwimmenden Gesundheit. Oder man legt Immergrün oder Buchsbaumblätter in die heiße Herdstelle. Das sich streckende oder grade bleibende Blatt bedeutet Gesundheit, das sich kräuselnde Krankheit.

Zwei Blätter von Buchsbaum legt man auf den heißen Herd, das eine bestimmt man dem Mädchen, das andere ihrem Zukünftigen. Bringt die Hitze diese Blätter zu einander, bekommen sich sich, treibt sie sie auseinander, kommen sie nicht zusammen.

Ein bei den Rumänen und auch den Sachsen beliebtes Orakel ist der Zwiebelkalender, sie behaupten, es sei zuverlässig. Man nimmt zwölf Zwiebelschalen, gibt jeder den Namen eines Monates und legt Salz hinein. Bleibt das Salz trocken, so bedeutet es für den betreffenden Monat Trockenheit, ist es feucht oder gar naß, so regnet es in dem Monat.

Man nimmt zwölf Weizenkörner, bestimmt jedem den Namen eines Monates, wirft sie dann der Reihe nach in den heißen Ofen, springt das Korn in den Ofen hinein, ist die Frucht in dem Monat teuer, springt es heraus, ist sie billig.

Ein Haar legt man auf die heiße Herdstelle, krümmt es sich, so ist das Jahr fruchtbar, bleibt es grade, unfruchtbar. Dasselbe gilt auch von der Liebe. Dem Haar gibt man den Namen des Burschen. Das Mädchen reißt es sich aus dem Zopf, legt es auf die Herdstelle. Kräuselt es sich, so liebt der Bursche das Mädchen, bleibt es grade, ist sie ihm gleichgültig.

Man röstet eine Maß Haferkörner. Wenn sie heiß geworden, springen sie in einem fort knisternd herum, dann sagt die Frau: „Wie

Digitized by Google

dieſer Hafer ſchnell durcheinander ſpritzt, ſo ſollt auch ihr, meine Hühner, ſchnell und viel Eier legen. Dieſen gerösteten Hafer miſcht man den Legehühnern ins Futter.

Um Mitternacht gehen die Mädchen zum Holz, nehmen den Arm voll ungezählter Scheite und bringen ſie ins Haus, um ſie zu zählen. Hat das Mädchen eine grade Zahl herein gebracht, heiratet ſie im Laufe des Jahres, iſt das letzte Scheit ein ſchönes grades, bekommt ſie einen ſchön gewachſenen, iſt es verkrüppelt, bekommt ſie einen verkrüppelten Bräutigam, — om ticălos.

Sie gehen zum Zaun, fangen in der Dunkelheit ungefähr in der Mitte die Pfähle an zu zählen, bezeichnen den zwölften mit einem Strohſeil oder ſonſt was, ſehen dann am Neujahrsmorgen nach, ob der bezeichnete ein ſchöner grader iſt oder krumm und häßlich, denn wie dieſer Pfahl, ſo iſt der Zukünftige. Oder ſie fangen an zu zählen bis auf zehn. Iſt der zehnte Stecken behauen, das heißt ohne Rinde, ſo iſt der Zukünftige arm, hat er die Rinde, reich.

Um Mitternacht ſchöpfen ſie aus dem Brunnen Waſſer, es darf nicht im Eimer übrig geblieben ſein — apă neîncepută — unangefangenes Waſſer. Jedes Waſſer, welches um Mitternacht, oder überhaupt am frühen Morgen zuerſt geſchöpft wird, iſt heilſam und beſitzt einige Zauberkraft. Jede emſige Hausfrau trachtet demnach zuerſt das Waſſer aus dem Brunnen für den Trank ihrer Angehörigen zu ſchöpfen. Solches Waſſer alſo nehmen die Mädchen in den Mund, gehen zum Schweineſtall, ſchlagen an die Türe, ſpucken das Waſſer wider ſie und rufen: „Măi porcule, heirat ich dieſes Jahr?“ Grunzt das Schwein, bedeutet es „ja,“ bleibt es ruhig „nein.“

Gewöhnlich verſammeln ſich Burſche und Mädchen zuſammen in einem Haus, manchmal auch Mädchen und Burſche getrennt. Alle dieſe Zaubereien — vrăjitorie — gelten für beide Geſchlechter. Die beliebteſte Zauberei iſt in Alzen und Geſäß „das Töpfchen ſtellen“. Man ſtülpt fünf kleine Töpfchen auf den Tiſch. Dann müſſen alle im Zimmer Anweſenden hinausgehen bis auf eine — die vrăjitoare — Zaubererin. Iſt ſie allein, legt ſie unter das eine ein Ringlein, unter das zweite eine Kohle, unter das dritte Brot, unter das vierte Salz, unter das fünfte Werg. Iſt dies geſchehen, kommen die Hinausgegangenen wieder herein, jede hebt ein Töpfchen auf, trifft ſie das Ringlein, ſo iſt der Zukünftige ſchön, die Kohle bedeutet einen ſchwarzen häßlichen. Wer die bekommt, wird ausgelacht, nicht minder wer das Werg hat, denn dies bedeutet zottig, behaart, einem Hunde ähnlich. Am beſten iſt das Brot

Digitized by Google

es bedeutet Reichtum, das Salz Armut. Sind mehr als fünf Personen, wird das Spiel wiederholt, bis alle ihr Schicksal gezogen.

In Gesäß ist noch ein alter Brauch, der aber immer mehr abkommt. Die Burschen umwickeln alte Wagenräder mit Werg und Stroh, gehen damit auf den Berg, zünden sie an und lassen sie brennend in der Neujahrsnacht den Berg hinunter rollen — dă drumu —.

Am Neujahrsmorgen gehen hauptsächlich die Zigeuner zu ihren Arbeitgebern und Paten, beglückwünschen sie durch Berühren mit einem Stab, der mit bunter Wolle umwickelt, mit Bändern und Papierblumen geschmückt ist. Dieser Stab heißt in Holzmengen Vasolga oder Vasilca, in Alzen Solgova und Sorcova. Während die Gratulanten die Heimgesuchten mit dem Stabe berühren, sagen sie: „Sorcova, sorcova, Ihr sollt leben, Ihr sollt alt werden, wie der Frühling, wie der Sommer, wie die Rebe des Weines, wie die Körner des Weizens."

Für diesen Wunsch erhalten sie Geld und Eßwaren.

Am Neujahr, manchmal auch am heiligen Dreikönigstage, gehen sie mit dem „Bären". Sie bleiben nicht nur im eigenen Dorf, sondern gehen auch in die Nachbarorte. An einem Stabe sind zwei Brettchen zusammengefügt, die leicht auf- und zugeklappt werden können und den Mund des Bären bilden. Auch dieser Stab, oder besser der so hergestellte Kopf wird mit färbigen Tüchern und Bändern geschmückt. Ein Zigeuner hält diesen über seinen Kopf, er selbst wird mit einem Leintuch verhüllt. Zwei andere halten Spieße in der Hand, an die sie Fleisch und Sauerkraut, überhaupt die in Eßwaren bestehenden Geschenke stecken. So gehen sie singend von Haus zu Haus. Dieses Singen heißt colinda. Colinda bedeutet das Herumgehen, Weihnachtslieder singend und Eßwaren dafür erhaltend.

Das Herumziehen mit dem Bären — manche nehmen dazu einen Schweinskopf — lockt die Gassenjungen herbei. Am Anfang des Dorfes sind es drei Personen, die bis am Ende zu einer Prozession anwachsen.

Fast jeder größere Feiertag hat seine bestimmten Speisen. Am Neujahr backt jeder, auch der Ärmste Krapfen und „wenn er ihnen das Fett auch nur zeigen sollte." (Ausdruck für sehr wenig). Die den Krapfenteig bereitende Frau sagt bei Beginn der Arbeit: „Vai sus ii grinda, să te sui, să ajungi" — „Ach, hoch ist der Balken an der Decke, du sollst dich heben, daß du ihn erreichst". Nach diesen Worten springt sie so hoch sie kann, dann fängt sie an zu kneten.

Der heilige Dreikönigstag — bobotează (Taufe) — dauert zwei Tage und ist einer der wichtigsten Feiertage, darum werden auch an

Digitized by Google

diesem die schönsten Kleider angezogen. Der Pfarrer geht von Haus zu Haus, begleitet von den beiden Daskels — Lehrer —, dem Kantor und dem Glöckner. Diese beiden letztern tragen Zwergsäcke auf dem Rücken, einen fürs Fleisch, den andern für die Kolak, jedes Glied der Familie tausend. Hiefür erhält er 3 Kreuzer, 3 Rippen vom Schwein und einen Kolak (gebackener Kranz aus Brotteig). Da dies viele Zeit erfordert, muß er schon am Vorabend beginnen, und zwar fängt er mit dem Gesang schon am Tore an, um das Lied zugleich mit der Taufe zu beenden. Singend taucht er einen Basilikumstengel in das vom Kantor gehaltene Kesselchen und besprengt jedes Familienglied mit geweihtem Wasser. Die Mädchen stehen an der Türe und brechen dem Kantor, welcher die Basilikumstengel trägt, Zweiglein ab, hinter dem Rücken des Pfarrers, denn diese Zweiglein unters Kissen gelegt, bewirken, daß der Zukünftige ihnen im Traum erscheint. Aus demselben Grunde legen sie die Perlen vom Halse unter die Schwelle, damit der Pfarrer darüber schreite, ist dies geschehen, legen sie dieselben ebenfalls unters Kissen.

Nach der Zeremonie wird der Pfarrer zum Tisch genötigt, welcher mit Fastenspeisen besetzt ist. Dieser Vortag ist nämlich ein großer Fastentag, der strenge eingehalten wird. Die Frauen kochen für den nächsten, den heiligen Dreikönigstag, den Schweinskopf und bereiten daraus Sulz — răci —. Diese essen sie mit vom Neujahre übrig gebliebenen Krapfen. Dem Pfarrer setzt man am Vortag Kolak, Sauerkraut, gekochtes Dörrobst oder weiße Bohnen vor und ein halbes Liter Branntwein. Hie und da verschmäht er das Dargebotene nicht, doch überall zuzusprechen, ist bedenklich — gar nicht möglich.

Am nächsten Morgen nach dem Frühgottesdienst geht er direkt aus der Kirche zum nächsten Bach, wohin ihm das Volk nachfolgt, tauft Menschen und Vieh und weiht all das Wasser, welches die Frauen in Krügen vor ihn bringen. Dieses Wasser wird sorgsam aufbewahrt, denn es hilft in vielen Krankheitsfällen bei Menschen und Tieren. Auch manche sächsische Bäuerin sendet ihr Krüglein mit ihrem rumänischen Dienstmädchen, schärft ihm jedoch ein, sie nicht zu verraten. Wird irgend ein Gefäß verunreinigt, einige Tropfen geweihten Wassers machen es wieder rein. Niemand zieht in ein neues Haus ein, ohne es zuerst mit geweihtem Wasser besprengt zu haben. Hiemit begnügt sich übrigens der fromme Bauer noch nicht. Er bittet den Pfarrer, am nächsten Sonntag nach der Kirche das neue Haus mit einem Gebet zu weihen und ladet ihn zum Mittagessen ein.

Kommen im Sommer die Spatzen ins Weizenfeld, so werden auch

Digitized by Google

sie mit Hilfe solchen Wassers verjagt. Noch dreimal im Jahre kann man Wasser weihen lassen: am Himmelfahrtstage, zu Pfingsten und am Dreifaltigkeits-Sonntage. An diesen drei Tagen geht der Pfarrer nach dem Gottesdienst mit seinen Kirchendienern, welche die Fahnen tragen, und dem Volk in feierlichem Zuge singend hinaus aufs Feld, die Saaten zu segnen. An dieser Feier beteiligen sich alle, jung und alt. Die zu alten stützen sich auf den Stock, die zu jungen werden auf dem Arm getragen. Nur die Schwerkranken müssen zu Hause bleiben und mit dem Weihwasser vorlieb nehmen.

Vor dem heiligen Dreikönigstage geht niemand freien. Erst wenn der Bursche frisch getauft ist, denkt er ernstlich ans Brautmachen und zögert nicht lange. Die Dienstmägde treten an ihrem Weihnachtsabend aus dem Dienst, warten dann einige Wochen auf ein etwaiges Glück, kommt es in dieser Zeit nicht, so ist vorläufig keine Aussicht und sie können sich beruhigt wieder eindingen.

Der heilige Dreikönigstag wird zwei Tage lang gefeiert, und zwar ist der zweite — a doua zi de boboteazã — der Tag Johannes des Täufers. Hierüber erzählen sie folgendes:

„Johannes der Täufer war gerade 7 Monate alt, als ihn die Juden suchten, um ihn umzubringen. Seine Mutter floh mit ihm in die Wüste. Weil sein Vater den Juden seinen Aufenthalt nicht verraten wollte, brachten sie ihn um. Als dies seine Mutter hörte, starb sie aus Gram und ließ den kleinen Joan in einem Loch. Neben dem Loch floß eine Quelle und neben der Quelle stand eine Dattelpalme voll Datteln — finic —. Bei diesen wuchs Joan groß. Es war ein Wunder, aber was Gott will, vollbringt er, auch wenn es den Menschen unmöglich scheint. Joan durfte nicht als Kind sterben, es stand ihm noch Großes bevor."

Am 17. Januar ist ein kleiner Feiertag, er heißt sfântul Petru de iarnă — der heilige Petrus des Winters —. Er folgt gerade ein halbes Jahr nach dem sfântul Petru de vară — der heilige Petrus des Sommers — Peter und Paulstag. Der eine wird für die Hälfte des Winters, der andere für die Hälfte des Sommers angesehen.

Nach einem kurzen Frühgottesdienst dürfen die Leute an die Arbeit gehen. Den Frauen ist es aber doch nicht „de haznă". (Ein Ausdruck, der durch „behaglich, recht" übersetzt wird, es kommt nicht fein zum Ausdruck, darum gebraucht ihn auch der sächsische Bauer gern unübersetzt). Sie nähen und spinnen nicht, wenigstens nicht für sich. Da es aber gewöhnlich um diese Zeit mehrere Bräute gibt, gehen sie zu ihnen und helfen ihnen nähen.

Digitized by Google

Die Schafbesitzer feiern ihn, weil Petrus für den Beschützer der Wölfe gilt. Hierüber erzählt man folgende Sage (Marpod):

Petrus geht am sfântul Petru de iarnă in den Wald, den Wölfen ihre Nahrung anzuweisen. Einmal wollte ein Mann sich überzeugen, ob dies wahr sei. Er ging am selben Morgen in den Wald und stieg auf eine sehr hohe Eiche und verbarg sich in ihren Zweigen. Er war nicht lange da, als sich wirklich die Wölfe versammelten. Bald darauf erschien auch Petrus. Den einen Wolf sandte er in eine Schafherde, einen andern in eine Schweinsherde, dem dritten sagte er, wo ein paar Ochsen zu finden wären (vgl. Märchen „Der Jüngling ohne Glück") usw., bis alle ihre Nahrung hatten. Da trat einer hervor und sprach: „Herr, was soll denn ich essen? Hast du auf mich vergessen?" Petrus hatte diesen wirklich übersehen und sprach: „Siehst du dort auf dem Baum den Menschen? Der ist für dich".

Nun ging jeder Wolf um sich seinen Bissen zu holen. Petrus ging nach Hause und nur der eine Wolf blieb und paßte auf seinen Menschen. Der zitterte vor Angst, rührte sich aber nicht vom Baume. Da kamen mehrere Holzhacker, setzten sich unter diese Eiche und begannen zu frühstücken. Als der Wolf diese Leute kommen sah, zog er sich in die Büsche. Da sprang der Neugierige herunter und erzählte, was er vernommen. Die Leute nahmen ihn in ihre Mitte und aßen weiter. Da sprang der Wolf von rückwärts hervor, packte den ihm bestimmten Mann und verschwand mit ihm im Walde. Die Holzhacker konnten ihm nicht helfen.

Man darf eben nicht neugierig sein und den Heiligen nachspüren, sonst rächen sie sich, und man soll ihren Namenstag heilig halten.

Am 30. Januar — Vasile, Grigorie şi Ioan — von den Rumänen kurzweg trei sfinţi — drei Heilige — genannt, ist ein hoher Feiertag. Doch wird nichts über ihn erzählt.

Der Tag des heiligen Triff wird von den Rumänen in sächsischen Dörfern nicht gefeiert, in den ganz rumänischen feiert man ihn mit einem Frühgottesdienst, und die Frauen spinnen und nähen nicht, weil Triffon die heilige Maria mit dem Kinde auf dem Wege zur Kirche vor den Juden beschützte. Sie mußte we en der großen Entfernung schon am Vortage aufbrechen. Darum ist der Tag des heiligen Triff der Vortag von Maria Reinigung — Tretenia oder Stretenia. Man sagt: Maria Reinigung bricht das Eis, findt sie keins, macht sie eins.

Haralambie heißt der 10. Februar und wird mit Gottesdienst gefeiert. In Gesäß sagt man: Haralambie ţine ciuma la lanţ — hält

Digitized by Google

die Peſt an der Kette. „Weil Haralambie für den chriſtlichen Glauben viele Marter ausgeſtanden und ſogar den Tod erlitten, wollte ihm Gott eine Bitte gewähren. Er wollte nichts für ſich, bat nur um die Macht, die Peſt an der Kette halten zu dürfen, damit ſie nicht über die Menſchen herfalle und ſie töte, er werde ſie nur auf Gottes Befehl freilaſſen.“ (Geſäß.)

Trotzdem Haralambie viel gemartert worden, wollte er vom chriſtlichen Glauben doch nicht laſſen. Da ſprach Gott, er wolle ihm eine Bitte gewähren, da bat er, Gott möge ihm die Peſt an die Kette geben, damit ſie nicht willkürlich bei den Menſchen herumgehe und ſie würge. Gott verſprach ſie ihm, wenn er ſie nur fangen könnte. Da ging Haralambie zur Peſt und ſprach: „Du Ciuma, weißt du was? Wir wollen zuſammen betteln gehen. Ich führe dich an der Kette, dann geben uns die Leute allerlei, dann leben wir zuſammen gut.“ Die Ciuma dachte, es ſei ja auch ſo und freute ſich aufs Betteln, ſteckte den Kopf in die Kette, Haralambie zog ſie feſt und hält ſie bis heute noch immer an der Hand und läßt ſie nur ſelten frei, nur wenn es Gott verlangt. (Alzen. Erzählt von einem Zigeuner)

Haralambie wegen ſeinem Glauben vielfach gemartert, lehnte einmal ermüdet am Pfeiler des Hauſes einer armen Witwe. Und als er ſo lehnte, trieb der Pfeiler grüne Blätter und bekam Zweige und wuchs ein großer Baum, ſchlang ſeine Zweige über das Dach und trug viele Früchte. Gott wollte ihm, weil er für den chriſtlichen Glauben ſo viel gelitten, einen Wunſch erfüllen. Haralambie bat aber nur um die Macht, den Menſchen helfen zu können. Gott gewährte ihm dieſen Wunſch. Bald darauf ſtarb einem Armen der eine Ochſe. Wenn der arme Menſch ſein Vieh verliert, ſo iſt er „an der hölzernen Haue angelangt“ (am Bettelſtab). Haralambie erweckte den Ochſen mit Gottes Hilfe wieder zum Leben und bewahrte ſo den Bauern vor der größten Armut. (Leſchkirch, Marpod.)

Alle Rumänen wiſſen, wie viel ſie dieſem Heiligen zu danken haben, darum halten ſie ſeinen Tag heilig.

Bis zur Oſterfaſten, oder der großen Faſten ſind keine Feiertage mehr. Sie dauert jetzt nur acht Wochen, früher waren es zehn. Weil es den Leuten zu ſchwer wurde, verlegte man zwei Wochen in den Sommer. Dieſe beginnt am 1. Auguſt mit einem kleinen Feiertag — Scoat, şi 7 Maiu — und endigt mit dem Tage sfântă Maria mare oder Adormirea Născătoarei Domnului — Maria Himmelfahrt — 15. Auguſt.

Die Oſterfaſten nennt man auch die großen Faſten — postul cel

Digitized by Google

mare. Die erste Woche heißt die große oder weiße Woche, weil man in dieser Milch und Käse essen darf, nur kein Fleisch. Am Sonntag vorher kocht man Sauerkraut und brät Fleisch. Die nächsten Verwandten kommen zusammen zum Abendessen. Sonntag nachmittag laufen die Burschen als Popanz mit der Larve, in weiten mit Stroh ausgefüllten Hosen und Hemden, in der Hand eine Schelle und Peitsche, hinter den Mädchen und den Leuten, hauen sie mit der Peitsche für Geld, Fleisch und Eier. Sie erschrecken die Kinder und drohen ihnen mit der Peitsche, wenn sie in der Fasten nach Fleisch verlangen wollten.

Man nennt sie in Marpod Lola, in Alzen burduhoase oder mătăhale, auch nebunele. Abends verzehren sie das so Zusammengebrachte auf dem Tanz mit den Mädchen. Man nennt diesen Abend la seara de post oder lasărea postului, der Fastenabend oder das Lassen der Fasten. Der folgende Sonntag ist wieder ein seara postului. Abends ißt man Pletschinte (Pfannkuchen) und trinkt Branntwein dazu.

Nun folgen sechs Wochen, die keinen besondern Namen haben, die siebente heißt săptămâna patimilor — Leidenswoche. Wer in dieser Woche stirbt, erleidet alle die Schmerzen auf dem Wege in den Himmel, die Christus in dieser Woche erlitten und muß auch bei jedem Paß die Maut zahlen. Es sind nämlich bis in den Himmel 26 Pässe. Wer von Ostern bis Pfingsten stirbt, zahlt keine Maut, alle Tore stehen offen, nur das in die Hölle ist geschlossen. In der übrigen Zeit zahlt man nur an drei Pässen. Der Leichenzug hält vom Leichenhause bis zum Friedhof dreimal an, alle knieen nieder. Jedesmal setzt die Seele über einen Paß, bei dem sie zahlt.

Der erste Freitag in der großen Fasten heißt „zwölf Freitage" — douăsprezece Vineri — und ist der Vortag des heiligen Teodor.

Wer eine langwierige Krankheit hat oder einen heißen Wunsch erfüllt sehen möchte, beginnt eine zwölffreitägige Fasten. Er fastet jeden Freitag vor einem größeren Feiertag, also vor dem heiligen Teodor, vor den 40 Märtyrern, vor Ostern, vor dem heiligen Georg, vor Himmelfahrt Christi, vor Pfingsten, vor Peter und Paul, Ilie, Christi Verklärung, Kreuz-Erhöhung, Nikolai und Weihnachten.

In Marpod und Leschkirch erzählt man über die zwölf Freitage folgende Sage: „Es war einmal ein Jude, der hatte einen Sohn. Eines Tages kam ein Heiliger zu ihm. Sie saßen am Tisch und unterhielten sich alle drei. Da fragte der Jude den Heiligen, warum man den Freitag vor dem heiligen Teodor „zwölf Freitage" heiße. Der Heilige wußte es nicht — es wissen es ja auch von den Menschen nur wenige — da

Digitized by Google

lachte der Jude und verspottete ihn, weil er, der Jude es wisse und der Heilige nicht. Dies kränkte diesen und auch dem Sohn gefiel das Benehmen seines Vaters nicht und als der Alte einmal hinausging, erzählte der Sohn dem Heiligen die Bedeutung, es war die obige Fasten. Als der Jude wieder hereinkam, sagte ihm der Heilige, daß er es jetzt auch wisse, sein Sohn habe es ihm erzählt. Nun wurde der Jude so zornig, daß er zuerst seinen Sohn, dann sich selbst erschoß. Dies war die Strafe Gottes, weil der Jude einen Heiligen verspottete.

An diesem Freitag arbeitet man nichts anders, als daß man die für den heiligen Teodor vorgeschriebene Fastenspeise „Coliva" vorbereitet. Man schüttet den Weizen auf den Tisch und klaubt ihn schön rein, zerstößt ihn dann in einem eigens dazu gemachten Mörser grob. Dies ist eine hölzerne Schüssel und ein hölzerner Hammer, den wegen seiner Schwere zwei Personen handhaben. Man stoßt den Weizen dreimal und bläst dreimal die Schalen fort und kocht diese verkleinerten Körner in Wasser weich. Nachher wird dieser Brei noch mit Kürbiskernen oder Hanfsamen, natürlich auch gestoßen, verdickt. Vornehme Leute streuen Zucker und Zimt darüber.

Der Tag des heiligen Teodor wird wie ein Sonntag gefeiert — sfântul Toader. An ihn knüpfen sich verschiedene Legenden. Hier hält man ihn für heilig zum Dank dafür, daß er die Christen vor dem Essen verunreinigter Speisen bewahrte und weil er die Sonne jedes Jahr am Durchbrennen verhindert. „Die Sonne, das sieht jeder, geht nicht jeden Tag im Ostpunkt — la răsărit — auf, wie das so sein sollte, sondern jeden Morgen mehr gegen Mittag. Dies tut sie darum, weil sie gerne im Sonnenuntergang auch aufgehen möchte, denn sie ist ja auch müde, jeden Tag den weiten Weg vom Aufgang bis zum Niedergang zurückzulegen. Gefährlich ist ihr nur der heilige Teodor mit seinen zwölf Pferden, den Gott als Wache aufgestellt. Doch hofft sie, mit den neun alten Frauen Glück zu haben, von denen die erste Baba Dochia heißt. Diese trüben den Himmel mit Regen und Schneegestöber. So glaubt sie ungesehen durchzuschlüpfen. Teodor merkt es, rennt ihr nach und holt sie nach 13 Wochen ein und bringt sie vom Mittag zurück. Was soll die Arme jetzt tun? Sie geht zurück und hofft jetzt auf dem Wege durch die Mitternacht zum Abend zu gelangen. Sie läuft, hat aber nur den halben Weg zurückgelegt, da steht der heilige Nikolai und treibt sie zurück. So geht es nun schon, seit die Sonne sich vorgenommen, im Abend auf- und unterzugehen, und sie kann dies Vorhaben nicht ausführen, trotzdem sie es jedes Jahr wieder versucht.

Digitized by Google

Die Welt ist mit zwei Ketten verschlossen, mit der Kette des heiligen Petrus — Petri Kettenfeier — und des heiligen Joan — Ioan gură de aur — goldner Mund — Tor. Die Kette des Petrus sprengt sfântul Todor und öffnet dem Frühling das Tor. Zwischen ihn, den schönen Jüngling, zwängen sich die neun alten launenhaften Frauen, beregnet, beschmutzt und beschneit und weichen nur den 40 Märtyrern. Das Tor des Joan öffnet Dumitru — sfântul Medru — und läßt den Winter herein. Auch neben diesem steht eine alte Frau, die Paraskiva. Der heilige Andrä folgt bald nach und bringt das Eis, falls es nicht schon früher angelangt ist.

Wie Teodor die Christen vor dem Essen verunreinigter Speisen bewahrte, erzählt man in Alzen und Leschkirch folgende Sage, die übrigens überall verbreitet zu sein scheint:

Der König der Heiden wollte die Christen zwingen, sich wieder ihren Göttern zuzuwenden. Weil sie nicht wollten, wurde er böse und befahl seinen Leuten, in alle Speisen, die verkauft wurden, Blut von den geopferten Tieren zu mischen. Gott sah dies und schickte den heiligen Teodor hinunter zum Bischof, er solle es ihm sagen. Der heilige Teodor machte sich auf den Weg und kam zum Bischof und sprach: „Verbiete deinen Gläubigen heute Speisen zu kaufen, denn sie sind mit dem Blute der geopferten Tiere verunreinigt — spurcat —". „Was sollen sie denn essen"? fragte der Bischof. „Coliva" antwortete er. Das ist gekochter Weizen. „Ich bin Teodor, der Märtyrer, den Gott geschickt, dir diesen Auftrag zu verkünden." Der Bischof gebot nun den Christen, an diesem Tage nur Coliva zu essen. Da nun niemand die Speisen vom Markt kaufte, so verdarben sie und mußten alle ins Wasser geworfen werden, daß sie die Fische fraßen. Als die Fische sie gefressen, waren auch sie spurcat, und darum dürfen die Rumänen jetzt erst an Palmarum und Maria Verkündigung wieder Fische essen. Und dies ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie essen auch jetzt am Tage des heiligen Teodor nur gekochten Weizen ohne Brot. Statt diesem machen sie einen Teig, drehen daraus daumendicke, $^1/_2$ Meter lange Flechten und rollen sie übereinander, backen diese kleinen Brötchen — Brodulâză — und essen sie zu dem gekochten Weizen.

Der erste März — Dragobete, cap de primăvară — oder Baba Dochia wird in der Kirche nicht gefeiert, doch hält ihn das Volk aus Furcht vor der Alten, damit sie aus ihren neun Pelzen nicht Kälte über die jungen Saaten schüttle, daß sie erfrieren. Denn die Alten sind wie die Alten, wetterwendisch und leicht gekränkt, zumal diese Baba Dochia.

Digitized by Google

Manche sagen, sie habe 9, andere sie habe 12 Pelze. Aber so viel Pelze, so viele Tage nennt man „Zilele Babelor“ — Tage der alten Frauen, die bis zum Tage der 40 Märtyrer dauern (9. März). In einigen Orten heißt man den 24. Februar Dragobete, cap de primăvară — (Frühjahrs Anfang). Von diesem Tage bis zum 9. März sind nun allerdings 12 zilele babelor. Der 24. Februar heißt richtiger Aflarea capului sfântul Ioan Botezătorul — Auffindung des Hauptes Johannes des Täufers, ein halbes Jahr nach der Enthauptung. Dieser Tag wird auch wegen dem Feuer gefürchtet und anderm Ungemach.

Oft sagt man auch noch im April: Die Tage der Babe sind umgekehrt oder wieder gekommen — având zilele babelor în dărăt — sächsisch: „Das ist ein rechtes Aprilwetter!“

Dragobete ist der Name des Sohnes der Baba Dochia. Er ist seiner Mutter sehr folgsam und hat keinen eigenen Willen. Nur ein einzigmal hat er diesen durchgesetzt, als er ein Mädchen heiratete, das seine Mutter zur Schwiegertochter nicht mochte. Nun will die Alte durch unmögliche Aufträge die junge Frau ins Verderben stürzen und schickt sie während des Sohnes Abwesenheit in der Kälte in den Wald nach Erdbeeren oder mit schwarzer Schafwolle, diese in Eis und Schnee zu waschen, bis sie weiß werde. Aber immer steht der jungen Frau Gott, Christus und Petrus bei, so daß sie diese unmöglichen Forderungen alle erfüllen kann, während die Schwiegermutter gerade dadurch verlockt, den Tod findet samt ihrem Sohne und ihrer ganzen Herde. Denn als die Schwiegertochter ihr die Kohlen, die Gott in reife Erdbeeren verwandelt hatte, bringt, meint sie, der Frühling sei gekommen und treibt mit Hilfe ihres Sohnes das Vieh hinauf ins Gebirge und zieht sich 9 Pelze an. Da es ihr warm wird, wirft sie jeden Tag einen Pelz fort, es sind die 9 Tage — zilele Babelor —. Als sie keinen mehr hat, erhebt sich ein Sturm mit Schneegestöber und sie erfriert samt ihrem Sohne und der Herde.

Auch im Sebeşelor-Gebirge zeigt man den Brunnen, um welchen herum viele Steine liegen, in denen man die Ziegen der Baba Dochia erkennen will. (Alzen.)

Auch in Leschkirch wird die Sage von den Erdbeeren erzählt, doch, wie mir vorkommt, ist das von Mund zu Mund fortgepflanzte Wort unklar geworden und scheint hier auch die Schwiegertochter unfreundlich gewesen zu sein: Baba Dochia verlangte ihrer Schwiegertochter Erdbeeren. Diese antwortete: Dann werde sie ihr Erdbeeren geben, wenn die Schwiegermutter ihr süßen Käse aus der Sennerei bringe.

Digitized by Google

Die Alte hatte große Sehnsucht nach reifen Erdbeeren, darum machte sie sich auf den Weg ins Gebirge zur Sennerei, ihrer Schwiegertochter süßen Käse zu holen. Da es aber noch Winter war, zog sie 9 Pelze an, damit sie nicht friere. Aber auf der Straße wurde es immer kälter und die arme Baba Dochia erfror, noch bevor sie oben angelangt. Seither glauben die Rumänen, man dürfe sich in den 9 Tagen — la zilele babelor — nicht auf die Straße begeben, denn diese Tage wären trügerisch, bald warm, bald stürmisch.

Folgende Sage kennt man in Alzen: Baba Dochia war eine böse, verkehrte Frau, wie die Alten. Sie hatte einen Sohn, der hieß Dragobete, cap de primăvară — (Kopf des Frühlings). Sie hatte ihn sehr lieb, und er dachte auch immer, was seine Mutter tue, das wäre gut. Als sie ihm aber eine reiche Frau ausgesucht, nahm er seine arme aber schöne und gute Nachbarin. Dies ärgerte die Alte und sie beschloß, die junge Frau ums Leben zu bringen. Als ihr Sohn einmal abwesend war, schickte sie die Schwiegertochter zum Tod um ein Sieb. Diese kannte die Gefahr nicht und ging. Als sie ein Stück gegangen war, traf sie eine Maus, die konnte reden und sprach: „Du Frauchen, wenn du zum Tod kommst, geh' nur leise bis ins Vorhaus, der Tod schläft jetzt, aber du darfst mit niemandem sprechen, sonst weckst du ihn auf, dann nimmt er dich. Das Sieb hängt auf der rechten Seite im Vorhaus. Geh' leise hinein, nimm das Sieb und komm' schnell heraus. Weiter als bis ins Vorhaus darfst du nicht gehen, sonst bist du verloren. Die junge Frau dankte, ging weiter bis ins Vorhaus zum Tod, nahm das Sieb und brachte es ihrer Schwiegermutter. Die war sehr verwundert, als sie sie wieder sah. Als sie das Mehl gesiebt, schickte sie die junge Frau wieder, das Sieb heim zu tragen. Sie ging. Auf halbem Wege begegnete sie wieder der Maus. Diese sagte: „Wenn du zum Tod kommst, gehe nicht hinein, bis es nicht zwölf geschlagen, dann setzt er sich zum Tisch und während er ißt, bist du sicher. Häng' das Sieb an seinen Nagel und komm' schnell heraus." Die junge Frau dankte und ging weiter und machte es so, wie ihr das Mäuschen geraten. Als sie nach Hause kam, wurde die Schwiegermutter böse und sagte, sie solle ihr Zeugen bringen, daß sie beim Tod gewesen. Diese dachte gleich an die Maus und ging sie zu holen, denn sie dachte, eine Maus, die reden könnte, wäre ein Mensch und könnte es bezeugen, aber die Maus war fort und nicht mehr zu finden. Nun weinte sie und wußte sich nicht zu helfen, und da sie sich fürchtete nach Hause zurück zu kehren, ging sie zur Nachbarin. Diese sagte: „Bleib' hier, bis dein Mann heimkommt,

Digitized by Google

dann wird er dich beschützen." Als der Mann kam, glaubte er seiner Mutter und dachte, die Frau habe sie betrogen. Sie jagten die Arme in den Wald, wo viele wilde Tiere waren, damit sie von diesen zerrissen werde. Die Tiere kamen um sie herum, taten ihr aber gar nichts. So lebte sie zwischen ihnen so lange, bis ihr die Kleider vom Leibe fielen. Da kam ein schöner Bursch durch den Wald, sie schämte sich und kroch hinter einen Strauch. Der Bursche sah, wie schön sie war und sie gefiel ihm so gut, daß er rief: „Komm' heraus, was machst du da?" „Ich kann nicht heraus kommen, denn ich habe keine Kleider an." Er warf ihr seinen Mantel (bobou) zu, sie nahm ihn um, kam dann zu ihm und erzählte ihm, wie es ihr ergangen. Der Bursche wollte sie gleich mitnehmen, sie erklärte aber, ohne Kleider nicht aus dem Walde gehen zu können. Da ging er nach Hause und ließ ihr Kleider machen. Als sie fertig waren, brachte er sie ihr in den Wald. Sie zog sie an und ging dann mit ihm und hielt Hochzeit und war glücklich. Als Dragobete, cap de primăvară, dies erfuhr, sah er ein, daß seine Frau unschuldig gewesen, denn sonst hätten sie die wilden Tiere nicht geschont. Er sah, daß sie noch schöner geworden als ehedem, denn jetzt plagte sie keine böse Schwiegermutter. Er ging und wollte sie wieder haben, aber nun wollte sie nichts von ihm wissen. Da erschoß er zuerst seine Mutter, dann sich.

Weitere Sagen über Baba Dochia (Eudochia) konnte ich bis jetzt noch nicht ermitteln. Man denkt sich am Anfang dieser Tage einen von diesen zwölfen; wie der dann ist, sonnig oder trüb, ist das ganze Jahr oder das ganze Leben. Die Sage vom Pferd und dem Zigeuner erzählt man immer am Tage der 40 Märtyrer und doch fällt sie mehr in die Tage der Babele. Der Zigeuner hatte sich das Pferd auf dem Jahrmarkt (6. Februar) gekauft, weil er glaubte, er könne das Gras mit der Zange herausziehen, und der 24. Februar, der Kopf des Frühjahrs sei ja nicht mehr weit, er hatte aber auf die zilele babelor ganz vergessen, da kamen sie alle zwölf mit Schnee und Eis und bedeckten das Gras. So viel er auch mit dem Hammer klopfte und mit der Zange zog, die babele hielten es fest. So mußte das arme Pferd vor Hunger sterben (Märchen Nr. 24). Gerade am letzten Tag der babele kamen die 40 Märtyrer mit ihren Stöcken und schlugen die Hitze aus der Erde heraus, daß das Gras zu wachsen anfing. Sie segneten die Saaten derer, die ihren Tag heilig hielten, hundertfältig und straften die, welche ihn vergaßen, daß ihre Saaten fehlschlugen.

Wenn man von ihnen keinen besondern Wunsch begehrt, macht

Digitized by Google

man jedem der Vierzig vier Kniebeugungen — inchinăciuni —. Hat man Kinder, macht man auch 10. Denn für diese hat man immer Wünsche. Will ein Mädchen einen guten Mann, so muß es jedem 100 machen und zwar beginnt es damit schon am Vorabend.

Eine Legende, wie diese 40 Männer heilig gesprochen, wird in diesen Dörfern erzählt: „Der König der Heiden hatte im Krieg 40 Männer, die besonders tapfer gewesen, es waren Christen. Jetzt wollte der König gerne, sie sollten sich auch zu seinen Göttern bekehren. Diese wollten aber trotz vieler Versprechungen ihrem Glauben nicht untreu werden. Als die guten Versprechungen nichts halfen, fing er mit Drohungen an, als auch diese nichts halfen, ließ er sie ausführen. Die 40 Männer wurden ins Gefängnis in Ketten geworfen. Darauf ließ sie der König mit Steinen werfen, diese flogen aber auf ihn und seine Leute zurück ohne die 40 Männer auch nur berührt zu haben, was sie in ihrem Glauben nur noch mehr bestärkte. In jeder Nacht wurden sie von einer göttlichen Stimme ermutigt. Am neunten Tage, dem letzten der zilele babelor, warf man sie gebunden in einen eisigen Teich. Rings herum aber waren warme Bäder. Einer konnte es nicht mehr aushalten, sprang ins warme Bad, da zerschmolz sein ganzer Körper wie Wachs. Vom Himmel aber hauchte Gott die warme Luft des Frühlings, daß es den Männern gut wurde und ließ 40 Kränze auf ihre Häupter fallen. Der vierzigste schwebte über dem Wasser. Als die Wächter dies sahen, wurden auch sie Christen. Der Jüngste sprang ins Wasser, rufend: „Herr gib auch mir die Kraft auszuhalten wie diese." Da senkte sich der Kranz auf sein Haupt.

Als der König sie am Morgen am Leben und gesund fand, wunderte er sich, aber er glaubte doch nicht an ihren Glauben und ließ sie jetzt mit Stöcken schlagen, bis sie tot waren. Dann ließ er sie ins Wasser werfen, sie sanken nicht unter und strahlten in der Nacht, wie die Sterne. Jetzt wollte der König sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, sie verbrannten aber nicht und man mußte sie wieder ins Wasser werfen. Da kam dann der Bischof und ließ sie begraben.

Als Gott die warme Luft ins Wasser hauchte, blieb sie auf der Welt, drang auch in die Erde und das Gras begann zu wachsen. Die Tage der alten Frauen waren verschwunden mit ihren Schneestürmen.

Wieder nach neun Tagen kommt ein Heiliger, er heißt Alexi, ist aber ein sehr bescheidener, den die Leute nicht fürchten, daher oft auf ihn vergessen und ihn nur in vereinzelten Häusern feiern, indem sie ihm zu Ehren nicht backen, nicht sechteln oder andere außergewöhnliche Arbeiten vornehmen.

Digitized by Google

Ein gefürchteter Tag, besonders für die Frauen, ist Mittfasten — Miezul păresei. — Man darf nicht weben, sonst kann es einem schlimm ergehen. Eine Frau glaubte nicht daran und webte bis spät abends, nur einmal fing der Webstuhl im Zimmer herumzuspringen. Die arme Frau hatte sich so erschreckt, daß sie wahnsinnig wurde und zu singen begann: „bald eins, bald zwei, wer noch einmal webt an Mittfasten, dem soll es gehen, wie mir — Tanda una, tanda două, cine mai ţese, la miezul păresei, săi umble ca mie. — Endlich nach vielen Gebeten und Kniebeugen brachte man den Webstuhl zum stehen. Der Frau aber fehlte die „gesprungene Daube im Kopf," so lange sie lebte. Wenn man an diesem Tag etwas arbeiten muß, so soll man sich zuerst bekreuzen und sagen: „Doamne ajută" — „Herr hilf" oder „mit Gottes Hilfe."

In Garn soll man lieber gar nicht arbeiten. Eine Frau wand aus Gespinnst ein Knäul. Als sie fertig war, wanden die Hände in einem fort in der Luft, man konnte sie nicht mehr zur Ruhe bringen.

An diesem Tage zählt jede Frau ihre Eier, denn nun „geht man den Berg hinunter," das heißt, man hat die Hälfte der großen Fasten überschritten und nähert sich Ostern. Da braucht man viele Eier, mehr als an andern Feiertagen und muß es sich einrichten, muß wissen, ob man noch vom Vorrat verkaufen kann.

Dies ist auch der Tag der Ölbereitung. In jedem Dorf ist eine Ölpresse. Am Vortag stößt man in jedem Haus Kürbiskerne oder Leinsamen, was man eben hat. Abends gehen, so viele im Hause des Pressenbesitzers Platz finden, mit ihren mit gestoßenen Kernen angefüllten Trögen hin, legen sich auf den Herd, auf Bänke und auf den Boden schlafen, um bald nach Mitternacht die Arbeit zu beginnen. Es geht der Reihe nach, nach dem Sprichwort: „wer zuerst kommt, mahlt zuerst." Bis alle ihr Öl fertig haben, kommt der Abend. In der zweiten Hälfte dieser Fastenzeit werden viele Speisen aus Öl bereitet, oder mit Öl geröstet, denn das Öl ist heilig. Nun sind auch die Fische von der Verunreinigung am heiligen Teodor frei und dürfen gegessen werden. An Maria Verkündigung — Bunavestire — (buna vestire = gute Nachricht) und am Palmsonntage werden ausschließlich Fische auf Kohlen gebraten zum Palmckes gegessen.

Sonnabend vor Palmarum — Sămbăta lui Lazar — gehen die Kinder in die Häuser, verlangen Krüge oder Töpfe, in denen sie Wasser bringen — de pomeană. — Dafür erhalten sie Geld, Zucker oder Äpfel. Es ist kein Feiertag, aber man arbeitet doch nichts, ohne

Digitized by Google

das Zeichen des Kreuzes zu machen und zu sagen „Herr hilf," denn es ist der Tag des armen Lazarus und des Bruders der Martha und Maria.

Vom armen Lazarus erzählt man in Alzen folgendes: Der arme Lazarus hatte einen reichen Bruder, der machte Hochzeit. Lazar glaubte, er gehöre auch dazu, und ging, so krank er sich fühlte, hin, sein Bruder jagte ihn hinaus. Er ging und fiel an den Düngerhaufen. Da kamen die Hunde und leckten seine Schwären und brachten ihm Brot von der Hochzeit. Da kamen auch die Zigeuner und spielten ihm mit der Violine auf. Er aber sprach: „ich kann euch nur geben, was ich habe," und warf ihnen eine Hand voll Schuppen von seiner kranken Haut hin. Da wurden es Dukaten. Die Musikanten waren erstaunt über das Geschenk des armen Lazar. Sie wollten sich dankbar erzeigen, gingen auch zu seiner Frau und spielten ihr eins auf, die wollte sie fortjagen, sie habe nichts ihnen zu geben. Es sei auch nicht nötig, ihr Mann habe ihnen eine Hand voll Dukaten gegeben. Darüber wurde sie zornig, ging zu ihm und erklärte, sie wolle nicht mehr bei ihm bleiben. Sie werde einen andern heiraten. „Gut," sagte er. „Bevor du jedoch auf den Wagen sitzest, mach dir das Kreuz und sage: Herr hilf mir." Es kam ein schöner Freier auf einem schönen Wagen mit vier Pferden, die Frau war so froh, daß sie auf ihres Mannes Worte vergaß und aufstieg, und fort sauste der Wagen. Da erschrack sie, machte das Kreuz und rief: „Herr hilf mir", da saß sie plötzlich auf der Erde, Freier, Wagen und Pferde waren verschwunden. Hätte sie das Zeichen des Kreuzes nur noch ein wenig nicht gemacht, wäre sie zur Hölle gefahren, denn der Freier war der Teufel. Nun wollte sie wieder zu ihrem Manne zurück, brauchte aber zu derselben Strecke, die sie mit dem Teufel in fünf Minuten zurück gelegt, drei Jahre. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot. (Siehe auch Fl. Marian: „Sărbătorile," Band II.)

In Marpod sagt man, es wäre nicht der Lazar, sondern der Hiob — Iova — und die Sage sei so nicht richtig, sondern so: „Hiob war einmal reich gewesen und hatte viele Kinder, diese starben und er wurde arm und krank. Er konnte gar nichts arbeiten und saß immer vor seiner Türe. Seine Frau ernährte ihn mit ihren Fingern — mit Spinnen. Da kamen einmal zwei Bettler. „Was soll ich euch geben, ich habe nichts als Schwären, aber was ich habe, gebe ich euch auch." Er riß mit der Hand von seiner Brust und warf es ihnen hin. Da wurden es Dukaten. Seine Frau kam grade dazu, als die Bettler die Dukaten aufhoben. Wie die Frauen sind, fing auch sie an, sich mit

Digitized by Google

ihrem Manne zu zanken: „So, ich soll spinnen, um dich zu ernähren und du wirfst den Bettlern Dukaten hin? Ich bleibe nicht mehr bei dir, ich heirate einen andern.“ „Wenn dir ein Besserer kommt, nimm' ihn, bevor du aber auf seinen Wagen sitzest, mach das Zeichen des Kreuzes und sag: „Herr hilf mir.“ Da kam ein schöner Jüngling mit schönem Wagen und vier Pferden, die Frau stieg auf, gedachte aber der Worte ihres Mannes und machte im Aufsteigen das Kreuz und sagte: „Doamne ajută.“ Da saß sie auf der Erde. Freier, Wagen und Pferde waren verschwunden, und sie war dem Teufel frei. Jetzt blieb sie aber doch bei ihrem Manne. Einmal träumte er, er habe sich vor der Türe geschüttelt und sei gesund geworden. „Das wäre ein Leichtes“ dachte er und ging vor die Türe und schüttelte sich und wurde wirklich gesund. Was von ihm beim Schütteln gefallen, aus dem Hof bis in die Stube, wurde lauter Gold, so war er wieder reich und glücklich. — Sein Namenstag fällt auf den 6. Mai, wird aber nicht gefeiert, oder aber am Samstag vor dem Palmsonntag.

Dieser Sonntag hat bei den Rumänen zwei Namen und zwei Bedeutungen. Es werden Palmzweiglein, oder richtiger Weidenzweiglein geweiht, während dem Gottesdienst in Händen gehalten, dann auf die Gräber gesteckt und auch einige mit nach Hause genommen und als Heilmittel aufbewahrt. Von diesen blühenden Weiden hat der Sonntag den Namen Dumineca Floriilor erhalten — Sonntag der Blumen. Über die Entstehung dieses Brauches erzählt man in Alzen und Burgberg folgende Sage: „Maria wollte zu ihrem Sohne gehen und begegnete einem Meister des Eisens. „Wohin gehst du, Meister des Eisens?“ „Ich gehe in den Wald, um Kohlen zu brennen. Die Juden haben Nägel bestellt, um Christus an's Kreuz zu schlagen.“ „Wie lange sollst du sie machen?“ „Eine halbe Elle.“ „Mach sie nur eine viertel Elle“ sagte Maria weinend. Der Schmied kannte sie nicht und fragte, wer sie sei und warum sie weine? „Ich habe nur diesen Sohn, und den wollen mir die Juden an's Kreuz schlagen.“ Der Schmied bedauerte sie und wollte nun den Juden gar keine Nägel machen. Darauf gingen sie zu einem Meister des Holzes und bestellten hölzerne Nägel. Die heilige Maria war weiter gegangen und begegnete dem Meister des Holzes. „Wohin gehst du, Meister des Holzes?“ „Ich gehe in den Wald um Holz, ich soll den Juden Nägel machen, mit welchen sie Christus an's Kreuz schlagen sollen.“ „Wie lange Nägel machst du?“ „Eine halbe Elle lang.“ „Mach sie nur eine viertel Elle lang,“ bat Maria weinend. „Warum weinst du, wer bist du?“ „Ich bin Maria, die Mutter Christi.“

Digitized by Google

Der Meister des Holzes bedauerte sie und wollte nun gar keine Nägel machen. So mußten die Juden nur kleine dünne Nägel, wie sie in den Geschäften zu haben sind, nehmen.

Maria aber ging weiter immer weinend und klagend und traf eine Kröte, die fragte: „Warum weinst du?“ „Sieh, ich habe nur einen Sohn, und den schlagen mir die Juden an's Kreuz.“ „Nicht weine, es geht auch andern Müttern schlecht, ich hatte sieben Söhne, da kam ein Mensch mit einem Fuder Heu und überfuhr mir alle sieben, daß sie tot blieben und ich lebe doch weiter. Maria eilte vorwärts und kam an einen Fluß, der hatte keine Brücke. Sie bat eine am Ufer stehende Weide, sie möge sich über den Fluß bücken, daß sie auf ihr hinüber schreiten könne. Die Weide neigte sich so tief, daß Maria auf ihr hinüber ging.

Als sie drüben war, fiel sie auf ihre Knie und dankte Gott und bat, die Weide zu belohnen und zwar so, daß man aus ihr keine Kohlen brennen könne, und daß die Leute jedes Jahr ihre Zweige mit Blüten in die Kirche tragen, damit sie geweiht würden, und die Gräber der Toten schmückten und daß die Blüten gut wären für die Leiden der Menschen. Gott erfüllte ihre Bitte. So tragen die Frauen bis heute Weidenzweiglein in die Kirche während des Gottesdienstes am Palmsonntage, und stecken sie nachher teils auf die Gräber, teils tragen sie sie nach Hause und bewahren sie für Krankheiten auf.

Diesen Sonntag heißen die Rumänen auch „Cununa anului“ — Kranz des Jahres. Es ist eine Gedächtnisfeier für die Toten und zugleich eine Bitte zu Gott um Abwendung bevorstehenden Unglücks. An diesem Tage lassen sich die Frauen vom Pfarrer einschreiben, die den üblichen Gulden und die zwei Maß Weizen geben wollen, damit er jeden Sonntag für sie bete und all ihrer Verstorbenen Erwähnung tue. Den gemahlenen Weizen aber tragen alle Teilnehmerinnen zur „Prescurariță“, einer Witwe, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben muß und im Rufe der Unbescholtenheit steht. Diese backt die „Prescuri“. Das ist ein oval ausgewalkter Kuchen aus Brotteich, bedruckt mit heiligen Figuren. Vom Geld kaufen sie den Wein. Prescuri und Wein für das heilige Abendmahl — Paști. — Was übrig bleibt, gehört dem Pfarrer.

Der letzte Sonntag im Kranz der Gebete ist Judika des nächsten Jahres.

Übrigens lassen die Rumänen oft einen Prescuri backen, wenn sie Leid im Herzen tragen, und bringen ihn dem Pfarrer, damit er für sie um Trost bitte.

Digitized by Google

Hat der Rumäne Erdäpfel, weiße Bohnen, Sauerkraut und Zwiebel, fastet er geduldig alle diese Wochen und vermißt weder Milch, noch Fleisch. Ist aber eines von diesen Nahrungsmitteln mißraten, so fällt es ihm schwer, eine dieser Fastenspeisen zu missen, noch schwerer, sie zu kaufen.

Für die Frau ist die letzte Zeit die schwerste, weil sie mit der Weberei beschäftigt ist und diese Beschäftigung durch Nahrung erzeugte Kraft erfordert. Kein Wunder also, wenn sie in der letzten Woche die Tage zählt und ihr diese am längsten vorkommen. Und gerade in dieser, der Leidenswoche, halten sie auf strenges Fasten. Sogar die Dienstboten, welche denken, das Dienen sei schon Buße genug, enthalten sich anderer Speisen. Am Karfreitag nehmen viele gar keine Nahrung zu sich. Dieser und der Gründonnerstag sind Feiertage. Da hält man die ganze Nacht Gottesdienst und legt brennende Wachslichter auf die Gräber.

In dieser Woche nehmen die Rumänen keine größere Arbeit vor, außer dem Putzen in Haus und Hof. Da lauscht man oft hinaus nach dem Ruf der Frühlingsgäste: „Cumpărați var, cumpărați var!“ — Kauft Kalk, kauft Kalk! — so schreien die Kalkverkäufer, die sich gegen Ostern mit ihren weißen Koberwägen zeigen. Wie berechtigt die Freude der Frauen in abseits gelegenen Dörfern über das manchmal spärliche Erscheinen dieser Wagen ist, können nur die begreifen, die mitten unter ihnen leben.

Manchmal ist das Gedränge um einen Kalkverkäufer sehr groß, jede Frau fürchtet, die andern würden ihr alles wegkaufen. Der Übereifer kann sogar in Schlägerei ausarten. Denn Kalk muß man haben und bis Karfreitag muß das Haus gereinigt sein. Denn dann kommt die Reihe ans Eierfärben und das Vorbereiten der Osterspeisen.

Einige Tage früher kauft man Blauholzspäne für einige Kreuzer, weicht sie in weiches Wasser ein bis zum Ostersamstag, dann kocht man sie eine Weile gut, legt dann die Eier hinein und kocht auch diese etwa 10—15 Minuten, bestreicht nachher jedes Ei mit einer Speckschwarte und wischt sie mit einem wollenen Fetzen ab. Je länger diese Farbe kocht, desto schöner werden die Eier. Kann man den Topf mit den gekochten Spänen bis zum nächsten Jahre aufbewahren, werden die Eier noch schöner. Will man etwas besonders haben, taucht man einen Stift in zerlassenes Unschlitt und schreibt oder zeichnet damit auf das Ei Namen oder Figuren und legt es für einige Stunden in Krautsuppe — moare. Diese frißt die rote Farbe weg, wo kein Unschlitt darüber liegt, dieses wischt man fort und hat so ein weißes Ei mit roten Verschen, Namen

Digitized by Google

oder Figuren. Einige schreiben mit einem scharfen Messer darauf. Man kann auch aus jungen Korngräsern, Alaun und Zwiebelschalen eine gelbe Farbe herstellen.

In letzterer Zeit beginnt jetzt auch bei den Rumänen das Färben der Eier mit Anilin gebräuchlich zu werden, zumal es für die Bursche insoweit besser paßt, als jeder von jedem Mädchen am zweiten Ostertag ein ungekochtes Ei erhält. Früher blieb dies weiß, jetzt können sie auch färbig sein, weil sie mit Anilin nicht gekocht werden müssen.

Die Bursche gehen mit einem Geiger am zweiten Ostertag von Haus zu Haus und tanzen überall zwei Tänze, dafür bekommen sie Eier. Ein Bub trägt ihnen den Korb mit den Eiern nach. Abends versammeln sie sich in einem Hause und lassen sich von der Hausfrau aus diesen Eiern Eierspeise machen und laden auch die Mädchen dazu ein. (Alzen.)

Am zweiten Ostertag gibt jedes Mädchen ihrem Tänzer ein gefärbtes Ei, er steckt es in den Busen und birgt da an dem einen Nachmittag bis 50 Eier. Das Eierfärben wird auch am nächsten Sonntag, am Sonntag Tomii — Toma necredinciosul — wiederholt. (Untergesäß.)

Die Eier sollen zum Andenken an die beim Auszuge aus Egypten mit dem Blute des Lammes bestrichenen Türpfosten der Israeliten gefärbt werden.

In Leschkirch und Holzmengen findet sich über die Entstehung dieses Brauches folgende Sage: Es waren einmal zwei schöne Mädchen, die wetteiferten miteinander, wer die besondersten Arbeiten machen könnte, sie wollten immer eines das andere übertreffen. Da fiel es dem einen ein, Eier zu färben, das war noch nie dagewesen. Als aber die andere diese Eier gesehen, ging sie nach Hause und färbte noch schönere. Bald verbreitete sich diese Kunst und nach kurzer Zeit kamen alle Mädchen mit roten Eiern zum Tanz und alle Kinder spielten mit solchen.

Wenn die Frauen zu Ostern Kindern begegnen, beschenken sie sie mit roten Eiern. Ein gebräuchlich und beliebtes Spiel bei Kindern ist, daß sie wetten, welches Ei das härteste sei. Ein Kind hält das Ei in der Hand fest, das andere schlägt mit seinem Ei darauf; das mit der dünnen Eierschale zerbricht, das andere bleibt ganz. Oft weint der kleine Eigentümer des zerbrochenen Eies, während der andere, fröhlich lachend, mit einem andern Kind „cioct.“ Früher soll es auch einen Eiertanz gegeben haben, doch kann ihn niemand beschreiben, es war vor so langer Zeit, daß man ihn nur noch dem Namen nach kennt.

Am frühen Morgen des Ostersamstags wird in jedem Haus ge-

Digitized by Google

backen. Der Mann trägt das Holz zum Backofen, während die Frau den Teig zur Hauklich knetet. Ist der Teig fertig gegangen, trägt man ihn zum Backofen, darf ihn aber dort nicht mehr zusammenschlagen sonst „verliert man ein Brot", das heißt, der Teig sinkt so, daß so viel weniger wird, als man zu einem Brot braucht. Das Seil, mit dem der Ofenwisch an die Stange gebunden, darf nicht verbrannt werden, sonst hat man kein Glück mit dem jungen Vieh. Aus diesem Grunde dürfen auch abgenützte Besen nicht verbrannt werden.

Der Nachmittag ist für das Schneiden des Sauerkrautes bestimmt. Dies muß noch am Abend im Topf mit Fleisch und Speck zusammengesetzt zum Feuer gestellt werden, damit es die Nacht über kocht, denn noch ehe der Tag anbricht, erhalten die Rumänen die Paşti in der Kirche. Dies ist ein Bissen Prescură in Wein getaucht. Solchen Bissen bringt man auch denen, die daheimbleiben mußten. Mit dem Genuße desselben ist die Zeit des Fastens erfüllt und es beginnt die Freiheit jeden Speisegenusses. Doch darf direkt auf die Paşti keine Fleischspeise gegessen werden, darum nimmt sich jeder ein gefärbtes Ei im Busen mit in die Kirche und ißt es entweder noch in der Kirche, oder auf dem Heimweg. Das erste Ei, welches in der Kirche gleich nach der Auferstehungsfeier zerbrochen wird, besitzt Heilkräfte, darnm nimmt sich jede Frau auch in der Tasche eines mit und zerbricht sich es sofort. Jede glaubt ihres sei zuerst zerbrochen. (Natürlich sind dies gekochte Eier.)

In einigen dieser Dörfer ißt man zuerst süßen Käse und sollte man sich ihn erbetteln. Hierüber erzählt man folgende Sage, die sich in der Auferstehungsnacht zugetragen: Es waren zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der arme hatte viele Kinder. Sie wohnten nebeneinander. Der Arme schickte oft ein Kind zu seinem reichen Bruder und ließ ihn bald um dieses, bald um jenes bitten, wie die Armen, die nichts haben. Sie tun es nicht gerne, aber sie müssen; wer nichts hat, muß von denen verlangen, die haben. Der reiche Bruder gab nicht gerne, manchmal gab er aber doch, oft hatte er auch keine Zeit dazu.

Der Arme war auswärts in der Arbeit gewesen und kehrte am Ostersamstag heim. Als er durch den Wald kam, traf er einen alten Mann, der ein großes Feuer angezündet hatte. Er wünschte ihm einen guten Abend, der Alte dankte. Der Arme fragte darauf: „Wer seid Ihr?" „Ich bin das Glück und das Unglück — noroc şi nenoroc." Als er heimkam, schickte er einen seiner Knaben zu seinem Bruder und ließ ihn um ein Stückchen süßen Käse bitten, damit er mit seiner Familie am Ostermorgen auch essen könnte, wie das Sitte ist. Der Reiche wollte

Digitized by Google

keinen geben. Darauf schickte er mit einem kleinen Töpfchen um Kohlen, — damals gab es noch keine Zündhölzchen —, ging das Feuer aus, so verlangte man vom Nachbarn Kohlen. Der Reiche wurde ärgerlich und meinte, er habe keine Zeit. Da nahm der Arme das Töpfchen und sprach: „ich weiß schon, von wem ich Kohlen bringen kann." Er ging in den Wald zu dem Alten und bat diesen darum, dieser füllte ihm freundlich das Töpfchen und sprach, er solle nur grade so viele in den Ofen schütten, als er zum Feueranzünden nötig brauche, die übrigen aber ohne Sorge im Hof herum zerstreuen. Der Arme dankte und tat, wie ihn das Glück und Unglück gelehrt. Am nächsten Morgen, als er mit den Seinen in die Kirche gehen sollte, strahlte der ganze Hof, aus den Kohlen waren lauter Dukaten geworden, so viele, daß man sie nicht zählen konnte, man mußte sie messen Da er nun keine Maß hatte, ließ er seinen Bruder um ein Viertel bitten. Der wunderte sich und konnte nicht denken, was der arme Bruder zu messen hätte. Der war aber nicht mehr arm, er war über Nacht, in der Auferstehungsnacht so reich geworden, reicher als sein reicher Bruder. Als dieser das Viertel wieder zurück erhalten, fand er auf dem Boden einen Dukaten. Geschwind hatte er nun Zeit hinüber zu laufen und sich nach der Ursache zu erkundigen. Als er gehört, wie und was, beschloß er im nächsten Jahre ebenfalls zu dem Alten in den Wald zu gehen, er konnte den Ostertag kaum erwarten, nahm sich dann einen großen Topf, daß er ihn kaum tragen konnte und ging in den Wald zum Glück und Unglück; der Alte hatte wieder ein großes Feuer und füllte gleich auch diesem seinen Topf. Ohne zu danken und die Belehrung abzuwarten, kam er nach Hause und streute die Kohlen nicht nur im Hof, sondern auch in den Ställen und Scheunen herum. Bald wurde es auch in seinem Hof hell und heller, aber nicht vom Glanze der Dukaten, sondern von wirklichem Feuer, die Kohlen im Stall und in der Scheune hatten gezündet und nun brannte alles lichterloh. Am Ostermorgen war der reiche Bruder ärmer als der arme vor einem Jahr gewesen. Nun mußte er zu seinem Nachbar gehen und bald dieses bald jenes verlangen. Sein Bruder gab ihm immer, was er wollte, manchmal rieb er ihm seinen frühern Geiz aber doch in die Nase. —

Dort, wo süßer Käse vor dem eigentlichen Frühstück gegessen wird, darf man am ersten Ostertag keine Eier essen, man bekommt sonst Wimmerl im Gesicht und Flecken wie die Juden vom gekochten Hahn, der in der Schüssel lebend wurde und sie mit Suppe bespritzte.

In Gesäß gibt jedes Jahr ein wohlhabender Bauer der Kommunität

Digitized by Google

am Ostermorgen ein aus sieben Broten, Käse und vier Maß Wein bestehendes Frühstück. Derselbe gibt auch das Mehl für die Paşti. Die Prescurariţă muß dies neunmal mit neun Sieben sieben. Diese Gabe wird in der Osternacht in der Kirche verkündet, da sagen alle Anwesenden: „Dumnezeu să-i ierte păcatele, cui ne-o plătit paştile," das heißt: „Gott verzeihe ihm die Sünden, er hat uns die Ostern bezahlt."

Das eigentliche oder zweite Frühstück besteht aus dem die ganze Nacht gekochten weichen Sauerkraut, das mit Hanklich gegessen wird. Brot und Paluckes haben in diesen drei Tagen auch in den ärmsten Häusern Ruhe.

Am ersten Ostertag herrscht feierliche Stille im ganzen Dorf, man darf nicht tanzen, man geht dreimal in die Kirche. Nachher sitzen die Leute ruhig in freundlichen Gesprächen vor den Häusern, wobei sich viele nicht scheuen, im großen Behagen lang entbehrter und nicht empfundener Sättigung sich auf der Erde auszustrecken und zu schlafen. Die Kinder spielen um sie herum mit gefärbten Eiern.

Auf dem Berge neben der Kirche werden am zweiten Ostertag Schaukeln aufgestellt, nicht weit davon ist der Tanzplatz. Ein Zigeuner mit seiner Geige besorgt die Musik. Noch lange nachher zeigt der zerstampfte Boden und die herumliegenden gefärbten Eierschalen, wo ein Stück heiterer Feier des Ostertages stattgefunden hat.

Am dritten Ostertag finden die Burschen ein besonderes Vergnügen darin, die Mädchen zum Brunnen zu zerren, ihnen eimerweise das Wasser über den Kopf zu schütten oder sie ganz in den Brunnentrog zu zwängen. Die Mädchen wehren sich zwar, verstecken sich sogar, keine aber möchte nicht aufgefunden werden und das schauerliche Vergnügen entbehren. In jüngster Zeit zeigen sich hie und da schüchterne Versuche, das rohe Begießen mit zarterem Bespritzen zu vertauschen.

Nach der Leidenswoche folgt die erleuchtete — săptămâna luminată — weil der Weg zum Paradiese und dies selbst in dieser Woche erleuchtet ist, und alle Türen offen stehen.

Von Ostern bis Himmelfahrt Christi haben die Rumänen den Gruß „Christ ist erstanden." Antwort: „Wahrlich, er ist erstanden." An diesem Tage sagt man: „Christ ist aufgefahren," „wahrlich, er ist aufgefahren." Diese Zeit heißt „Praznic" — Fest.

Vom grünen Donnerstag angefangen, geht man zwölf Donnerstage nicht aufs Feld, bis man Garben und Heuschober sieht, aus Furcht der Hagel werde die Saaten zerschlagen.

Nach Ostern ist der nächste Feiertag am 23. April, der Tag des

Digitized by Google

heiligen Georg. An diesem wechselt die Natur die Farbe, das heißt, sie bekommt die Farbe. Die Erde wird grün, die Bäume fangen an zu blühen. Zum erstenmal treiben nun die Hirten das Vieh auf die Weide. Die Hexen und Truden erwachen. Damit sie aber keine Gewalt über den Hof und Stall gewinnen, steckt man über das Tor Äste von Heckenrosen — rug. — Wenn sie dann übers Tor fliegen, hängen sie sich an den Dornen an und stechen sich. Vor die Stalltüre stellt man die Egge, an der können sie sich noch ärger verwunden.

In der Georgennacht bleibt niemand gerne im Stall, denn das Vieh fängt an zu reden und redet über seinen Herrn, wie er es im vergangenen Jahre verpflegt hat. Niemand hört gerne über sich reden. An diesem Tage wird der Dünger aus den Ställen nicht ausgeführt.

In dieser Nacht blüht das Geld und reinigt sich vom Rost, man kann erkennen, welches gut und welches teuflisch ist. (Gesäß.)

Am Tage des heiligen Georg küssen die Leute sein Bild in der Kirche. Es war einmal ein schwacher Knabe, den schlugen alle Kinder, er hatte nicht die Kraft oder den Mut, zurückzuschlagen. Sie nannten ihn immer nur den Geschlagenen. Als der Knabe sah, wie das Bild verehrt wurde, wartete er, bis alle Leute sich aus der Kirche entfernt hatten, lief dann wieder hinein zum Bilde, küßte es und sprach: „Heiliger George, gib mir Kraft, daß ich die Knaben auch schlagen kann, meine Mutter backt heute Pletschinten, ich bring dir auch einen. Als er herauskam, fühlte er sich so stark, daß er alle Kinder durchprügelte. Da lief er zu seiner Mutter, verlangte ihr einen Pletschinten, er solle ihn dem heiligen George tragen, sie gab ihm ihn lachend, denn sie dachte, er wolle ihn selber essen. Der Knabe trug ihn aber in die Kirche und legte ihn neben das Bild.

Bald darauf kam ein Missionär und trat in die Kirche und sah den Pletschinten. Er war hungrig, nahm ihn in die Hand, aß ihn und sagte: „ich will ihn nicht stehlen, ich bezahle ihn.“ Damit legte er 2 Kreuzer hin. Als er fort wollte, konnte er sich nicht von der Stelle rühren. „Was, George, ist er dir zu billig?“ Er legte 10 Kreuzer neben das Bild, konnte sich noch immer nicht von der Stelle rühren. Erst als er 20 Kreuzer niedergelegt, konnte er gehen und sprach: „No, George, scumpe-s plăcintelef“ — nun, George, dieser Pfannkuchen ist teuer. Seither backt man an diesem Tage immer Pfannkuchen.

So tapfer George in seinem Leben gewesen und noch immer auch nach seinem Tode im Volke weiter lebt, desto schwächer in der Arbeit war seine Frau. Sie ist sprichwörtlich geworden, über eine faule Frau

Digitized by Google

ſagt man: „Ea e ca muierea lui George“ — die iſt wie die Frau des Georg. Alle Rumänen ſind bis längſtens am Sonnabend vor Palmarum mit der Weberei fertig. Die Frau des heiligen Georg begann erſt zu weben, wenn die Bäume das Laub bekamen, ſchnitt die Leinwand ab am Johannistag und dachte, ſie wäre zur Zeit fertig geworden, bleichte ſie, wenn die Zwetſchken blau wurden. Mit dem Spinnen der Wolle wurde ſie gar nie fertig. Da kam einmal der Pope zu ihr und ſie bat ihn, er möge erlauben, daß ſie auch am Sonntag ſpinne. „Der Teufel ſoll dich holen“, antwortete der Pfarrer, „haſt du denn nicht Zeit an ſechs Tagen in der Woche deinen caier — die um den Rocken gewundene Wolle — zu ſpinnen? Einen Sack voll Mehl haſt du ſicher gegeſſen.“ Hierauf antwortete ſie auf die an den verſchiedenen Wochentagen verbotene Arbeit anſpielend:

Lunia, Marţa n'am lucrat
Chiar de când m'am măritat,
Miercurea, Joia, nici n'am maturat
Vinerea a fost oprită
N'am lucrat de nu ţiu minte,
Sâmbata mi-am frecat
Oameni mie-mi în casă au intrat.

Montag, Dienstag nicht gearbeitet,
Grade ſeit ich bin verheiratet,
Mittwoch, Donnerstag hab ich nicht einmal gekehrt,
Der Freitag war verboten,
An dem arbeitete ich nie ſeit ich mich kann erinnern,
Samstag hab' ich geſcheuert,
Die Leute traten mir ins Haus.

Sfredelul Rusalelor fällt auf den vierten Mittwoch nach Oſtern. Wie Miezul-Paresei, Mittfaſten, ſo iſt Sfredelul Rusalelor die Mitte zwiſchen Oſtern und Pfingſten — Miezul-Praznicului — die Mitte der feſtlichen Zeit. Rusalele ſind ſieben Schweſtern, die den Menſchen mit ihrem Bohrer — Sfredel — Schaden zufügen, wenn ſie dieſen Tag nicht halten. Obwohl es kein gebundener Tag iſt — ziuă legată — darf man doch nicht aufs Feld, hauptſächlich nicht ins Kornfeld gehen, ſonſt ſchlägt der Hagel und verwüſtet die Saaten oder der Blitz erſchlägt den Arbeitenden. Es ging einmal eine Frau Korn jäten am Sfredelul Rusalelor. Eine andere rief ihr zu: „Du, geh' heute nicht hinaus, weißt du denn nicht, daß heute Sfredelul Rusalelor iſt? Mir iſt es gleich, ob er iſt oder nicht iſt, ich gehe, rief die ungläubige Frau und ging und kam nicht wieder. — Abends, als ſie nicht nach Hauſe kam, gingen ihre

Digitized by Google

Angehörigen sie suchen und fanden sie im Kornfeld liegen vom Blitze erschlagen. (Alzen.)

Eine Frau geht aufs Feld, ihre Nachbarin ruft ihr nach: „Komm zurück, heute haben wir Sfredelul Rusalelor!“ Sie antwortet:

„Sfredelul va sfredeli,
Pe unde va fi
Şi eu voiu plivi.“

„Der Bohrer wird bohren,
Wo er wird sein
Und ich werde jäten.“

Aber der Bohrer war grade dort, wo sie jätete und bohrte ihr ein Auge heraus. Sie brachte es in der Hand nach Haus. (Leschkirch.)

Mit dem Bohrer an diesem Tage zu arbeiten ist gut, darum bohrt man, wenn man etwas zu bohren hat, an diesem Tage, bohrt auch den Kindern die Ohren und macht ihnen die Ohrringel hinein, da jede an diesem Tage erhaltene Stichwunde schnell heilt. Wer das Ohrenstechen verpaßt, wartet noch ein Jahr.

Für sich darf man nichts nähen, sonst zersticht man den Bohrer, aber wer an diesem Tage nähen lernt, der wird eine gute Näherin, darum beginnt man an diesem Tage die Mädchen nähen zu lehren.

Am 21. Mai ist ein hoher Feiertag — Constandin şi Elena — fragt man die Leut, warum sie diesen Tag feiern, antworten sie: „zice, că ne-am pomenit aşa“, weil wir uns damit befunden haben. (Alzen.)

Nach der Kirche geht man in den Wald um junge Vögel. Sie fliegen an diesem Tage zuerst aus dem Nest. Tauben und Wachteln brät man zum Andenken an folgende Begebenheit:

Konstantin war sehr krank, daß man sagte, er könne nie mehr gesund werden, wenn er nicht im Blute 1—2jähriger Kinder bade. Da nahm man alle Kinder und führte sie hinaus, um sie zu schlachten. Zufällig sah der Kranke zum Fenster hinaus und erblickte die wehklagenden Mütter, wie sie sich die Haare zerrissen, und fragte, was das bedeute? Als man es ihm gesagt, gab er gleich Befehl, die Kinder dürften nicht getötet werden; lieber wolle er sein ganzes Leben lang krank bleiben, als die Herzen so vieler Mütter zerreißen. Da fielen diese auf die Knie und dankten Gott für die Rettung ihrer Kinder und baten um die Gesundheit Konstantins, die Männer gingen in den Wald, brachten junge Vögel, Tauben und Wachteln, nahmen ihnen das Blut zum Baden und das Fleisch zum Braten und brachten beides dem Kranken. Er wurde gesund.

Digitized by Google

Seine Mutter Elena war so froh, daß sie gelobte, das Kreuz zu suchen und den christlichen Glauben anzunehmen. Sie ging und suchte und kam an einen Tempel, in dem das Kreuz begraben sein sollte. Sie grub und fand drei Kreuze, konnte aber Christi Kreuz nicht erkennen, denn es waren auch die der beiden andern, welche mit Christus zusammen gekreuzigt worden. Da sagte man ihr, Christi Kreuz könne Tote erwecken. Sie nahm alle drei um sie nach Hause zu tragen. Unterwegs begegnete ihr ein Leichenzug. Sie versuchte mit dem ersten, da stand der Tote auf. Sie trug dies Kreuz nach Hause und glaubte daran. (Gesäß, Leschkirch, Marpod.)

Seither ist der Brauch, an diesem Tage „Tokane" aus jungen Vögeln zu essen. (Ob der Name Eleane Kostindane oder Kosinzeane hier seinen Ursprung hat? Zweimal ist er mir im Märchen als der Inbegriff weiblicher Schönheit vorgekommen — Eleana Cosinzeane, care n'are împărăţie, ascultă floare = Welche kein Königreich hat. Es gehorchen ihr die Blumen.)

Am Himmelfahrtstage, rumänisch Ispas oder Înălţarea Domnului, steckt man Laub von Liebstöckel — Leuştean — übers Tor wieder zur Abwehr gegen die Hexen und Truden. Auch um den Leib bindet man sich Laub von dieser Pflanze, dann hat man das ganze Jahr hindurch keine Rückenschmerzen. „Auch in die Kirche nimmt man einen solchen Strauß in die Hand, das ist gut." Wurzel von Liebstöckel gibt niemand aus dem Garten, er gibt sich die Milch von Büffeln und Kühen fort, man muß sich sie stehlen.

Nach dem Vormittagsgottesdienst geht der Pfarrer mit seiner Geistlichkeit und den Fahnen und allem Volk, das festlich gekleidet ist, hinaus, die Saaten zu segnen. Das Ganze macht einen ähnlichen Eindruck, wie die Wasserweihe.

Himmelfahrt und Pfingsten haben denselben Namen „Înălţarea Domnului" — Himmelfahrt oder Erhöhung Christi. Pfingsten wird häufiger Rusalii genannt, nach den sieben Schwestern, denen der Bohrer gehört oder nach einem Schäfer, der Ruzalie hieß. Dieser kam jedes Jahr, wenn die schönsten Blumen blühen, zu den Menschen, die ihn sehr gerne hatten, weil er ein gutes Herz besaß und die Kirche so liebte und bei keiner slujba fehlte. (Slujba heißt Gottesdienst) Ihm zu Ehren gaben die Leute Pfingsten den Namen Rusalii. (Hochfeld, Leschkirch.) Pfingsten wird nicht für so bedeutungsvoll gehalten und ernst, wie Ostern. Die Vorbereitungen fürs Haus und die Kirche sind nicht so umfangreich, es ist mehr ein heiteres Fest. Am Morgen des ersten Pfingsttages gehen

Digitized by Google

alle in die Kirche, nachher wie am Himmelfahrtstage aufs Feld, Gebete zu verrichten, damit die Saaten gedeihen.

Die zwei nächsten Tage entbehren zwar der kirchlichen Feier auch nicht, aber die Gedanken der Jugend und deren Eltern stehen doch beim Tanze. Es wird der Kaluschärentanz aufgeführt, den nur die besten Tänzer tanzen können. Er enthält verschiedene Figuren, bei welchen jeder Tänzer mehrere Mädchen zuziehen kann. Der „Căluşer" ist weiß angezogen, trägt neue Bundschuhe und drei Reihen Schlittenglöckchen, vom Knöchel bis an die Knie und eine Reihe um den Hut. Wenn nur möglich wird dieser Tanz — Jocul căluşerilor — im Freien aufgeführt.

Um diese Zeit geht das Siebengestirn, „găinuşa", gegen Morgen auf, da sagt man, am großen Sonntag — Sonntag nach Pfingsten — sehe es die kleinen Kukurutzpflanzen zum erstenmal und versuche sie zu sich zu ziehen. Darum wächst der Kukurutz nachher so schnell, daß man's sieht, während er bis dahin nicht von der Stelle kam.

Der 11. Juni ist ein „ungebundner" Tag, Bartholomäus — Bartolomeu —. Das Volk feiert ihn, es geht nicht aufs Feld und arbeitet auch nicht zu Hause, damit die Saaten schöne, dicke Körner bekämen — să se învârtoşează grâul.

Einige Tage später, am 14. Juni, ist Eliseu, wieder ungebunden. Es halten ihn Einzelne, welche Kinder haben, damit er nicht die Wölfe auf sie hetze.

Der 24. Juni, der Geburtstag Johannes des Täufers, heißt im Volk Sânzuenele und ist ein „gebundener" Feiertag. Es geht ihm eine zaubervolle Nacht voraus. Man legt siebenerlei frische Kräuter unter das Kopfkissen, was man dann träumt, ist wahr, oder auch Busiokzweiglein, oder die Perlen, oder den ersten Bissen, den man beim Abendessen in den Mund stecken wollte, dann erscheint der Zukünftige im Traum.

Man windet Kränze aus gelbem Labkraut — Sânzuenele — gibt jedem Kranz den Namen eines Familiengliedes und wirft sie aufs Dach. Bleiben sie alle oben, stirbt niemand aus dem Hause, wessen Kranz herunterfällt, stirbt im Laufe des Jahres.

Die Hirten putzen morgens Ochsen und Pferde mit Kränzen von Labkraut, weil dies den Namen des Tages führt, den Ochsen binden sie Guirlanden an die Hörner und Kränze um den Hals und erhalten dafür von den Eigentümern in Leschkirch 1 Brot, 1 Pfund Speck und eine Maß Branntwein. In andern Dörfern ist es viel billiger.

Digitized by Google

Am Johannistag darf man den Kukurutz nicht hacken, sonst bekommt der Stengel keine Kolben.

Vor Peter und Paul darf kein Apfel geklopft werden, sonst schlägt der Hagel. Die Kinder schnitzen sich nachher kleine Klopfhölzer, mit denen sie die noch harten Äpfel, wenn dieser Heilige vorüber ist, mürbe klopfen und sie dann essen.

Mütter, denen Kinder gestorben sind, dürfen ebenfalls vor Peter und Paul keine Äpfel essen, sie entziehen sie diesen.

Die Peter- und Paulsfasten dauert länger, wenn der Fasching kurz war und kürzere Zeit, wenn er lang war. Es wird gefastet, damit das Ungeziefer: Raupen, Würmer und Mäuse den Feldfrüchten nicht schade, und überhaupt, damit der heilige Petrus die Menschen vor Ungemach bewahre, oder es ihnen nicht bereite.

Pricopius, der 8. Juli, ist der Tag der Wölfe und anderer Gefahren, „ungebunden" — ziua lupilor şi alte primejdii.

Ilie Proroc ist einer der gefährlichsten Heiligen. Sein Tag fällt auf den 20. Juli. Die Kirche und auch das Volk feiert ihn. Ilie oder Elias bringt, wenn er böse ist, schwere Ungewitter mit Hagel und Feuer, und zwar weil er und auch die Menschen auf seinen Namenstag vergaßen. Er fragte bei Gott an, wann sein Tag sei? Gott sagte, er sei noch lange nicht. Als er dann wieder fragte, war er schon lange vorüber. Gott sagte ihm ihn darum nicht, damit er nicht Feuer und Hagel auf die Erde schütte, denn auf seinem Wagen fährt er immer mit Feuer.

Andere sagen, der Donner habe einen andern Grund. Als Elias von den Soldaten heimkehrte, begegnete ihm Juda und sagte, seine Frau sei ihm untreu geworden. Er wurde zornig, nahm den Säbel und lief heim. Zu Hause fand er im ersten Zimmer einen Mann und eine Frau, und ohne sie anzusehen, hieb er ihnen in seiner Wut die Köpfe ab. Im zweiten Zimmer fand er seine Frau bei seiner Schwester und dachte an keine Untreue. Er hatte seinen Vater und seine Mutter getötet. Hierüber fast wahnsinnig lief er hinter Juda und läuft noch immer. Juda will sich nicht fangen lassen und so laufen sie in den Wolken hintereinander und verursachen dadurch Feuer und Blitz. (Burgberg.)

Zur Strafe, weil er seine Eltern getötet, darf er nicht sterben, leben kann er auch nicht, darum läuft er nur in den Wolken herum, bis der „Antihrist" — Wiederchrist — mit Feuer kommt, dann geht die Welt unter, und Elias ist erlöst. (Marpod.)

Auch folgende Sage wird noch erzählt:

Elias kam von der Jagd, da begegnete ihm der Teufel, Diavol.

Digitized by Google

(Es gibt zweierlei Teufel, Drac und Diavol. Ersterer lebt in der Hölle und übernimmt die Gestorbenen, die in ihrem Leben schlecht gewesen und nicht in den Himmel kommen. Diavol lebt oben im Gebirge, kommt manchmal unter die Menschen und verleitet sie zu Schlechtigkeiten, nimmt sie zuweilen auch mit in seine Einsamkeit.) Diesmal erzählte er dem Elias, seine Frau sei ihm untreu geworden, wenn er heim käme, werde er einen Mann bei ihr im Hause finden. Elias rennt zornig nach Hause, sieht da einen Mann und eine Frau und erschießt beide ohne Überlegung. Im andern Zimmer findet er seine Frau bei seiner Schwester, die Erschossenen sind seine Eltern.

Nun ist er ob der begangenen Sünde untröstlich, wendet sich zu Gott, erzählt ihm, was er getan und bittet um eine Strafe. Gott sprach: „Dort oben auf dem Berge steht ein junges Reis. Trage im Munde Wasser aus dem Tal und gieße es so lange, bis es ausgeschlagen, dann komm' und sag es mir." Elias tat, wie ihm der Herr befohlen. Er trug unverdrossen im Munde so viel Wasser hinauf, bis das Reis zu grünen anfing, dann meldete er es Gott, der sprach: „Trage weiter das Wasser, bis der Baum Früchte bringt und wenn die ersten Birnen reifen, dann ist dir deine Sünde vergeben." Elias ging wieder ins Tal und trug unermüdet Wasser im Munde und goß es auf das Bäumchen, jahraus, jahrein, bis es in einem Frühling anfing zu blühen und schöne, schöne Birnen daran wuchsen. Da nahm Gott Elias zu sich und sprach ihn heilig. Der Tag, an welchem dies geschah, wird seitdem heilig gehalten bis auf den heutigen Tag. (Alzen.)

Andere erzählen, als Elias seine Sünde begangen und sie Gott gebeichtet, habe er ihn zum Teufel in Dienst geschickt. Elias war darauf hinauf ins Gebirge zum Diavol gegangen und hatte sich eingedungen. Am ersten Tage schickte ihn der Teufel um Holz, Elias nahm sich sieben große Bindseile und antwortete auf die Frage des Teufels, was er damit wolle: „den ganzen Wald auf einmal heimbringen." Da erschrak der Teufel und fürchtete, Elias werde ihm sein Haus verbrennen und ließ ihn nicht in den Wald gehen. Am nächsten Tage schickte ihn der Teufel um Wasser. Elias nahm den Spaten um den ganzen Brunnen auszugraben und ins Haus zu tragen. Wieder erschrak der Teufel und wäre diesen gefährlichen Knecht gerne frei geworden, wußte aber nicht, wie. Am dritten Tage fuhr der Teufel baden. Als er ins Wasser stieg, ließ er Elias auf dem Wagen und befahl der Elster — sie ist der Vogel des Teufels — ihn zu hüten, und falls er durchbrennen wolle, zu schreien. Während der Teufel im Wasser steckte, schrie die Elster: „zark,

Digitized by Google

zark," denn Elias fing sich mit Gottes Hilfe an himmelwärts zu heben. Der Teufel wollte aus dem Wasser ihm nachspringen, da breitete Gott eine Eisdecke über das Wasser und reichte Elias die Hand. Als er fast oben war, hatte der Teufel die Eisdecke zersprengt und eilte Elias nach, konnte ihn aber nur an den Füßen packen, Gott hatte größere Kraft und zog ihn in den Himmel, dem Teufel blieb ein Stück Fleisch vom Fuße in der Hand. Seither fehlt dies allen Menschen an der Sohle des Fußes.

Zwei Tage später, am 22. Juli, ist Maria Magdalena, auch Polin genannt. Er ist nicht so heilig, als der Ilie, aber doch auch sehr gefürchtet. Man darf sich nicht verwunden, es heilt nie mehr. Ins Kornfeld darf man nicht gehen, denn man kann sich leicht mit einer Kornähre ins Auge stoßen, dann erblindet man. Auch mit dem Vieh darf man auf dem Felde nicht arbeiten, es ist schon oft vorgekommen, daß es im Geschirr tot zusammengesunken.

Am 27. Juli — Pantilimon — hat man früher nur Frühgottesdienst gehalten und ist dann an die Arbeit gegangen, das ist aber schlecht gewesen, denn dieser kleine Heilige ist sehr rachsüchtig. In Leschkirch kam er mit Hagel und schwerem Ungewitter. In Bägendorf zerschlug er alles und in Alzen brachte er einen Sturm, der Scheunen umwarf und Bäume entwurzelte. Da sah man ein, daß er ordentlich, wie ein Sonntag gefeiert werden wollte. So ist er nun in der ganzen Umgegend eingeführt worden. Nun haben die Leute Ruhe.

Am 1. August wird nur ein Frühgottesdienst gehalten, dann gearbeitet. Mit diesem Tage beginnt die zweiwöchentliche von der Osterfasten abgebrochene Fasten, sie heißt postul sfintei Marii, weil sie am Tage sfintei Maria mare aufhört.

Am 6. August ist ein auf der Neige zwischen Sommer und Herbst stehender hoher Feiertag, Schimbare la faţă — Christi Verklärung. Vom heiligen Georg, an dem die Welt die grüne Farbe erhält, bis zu diesem bleibt sie sich immer gleich, doch an diesem wechselt sie die Farbe, sie wird bleich. Die Blätter beginnen gelb zu werden um abzufallen. „Auch der Mensch ist wie das Laub. Wer im Laufe des Jahres sterben wird, wechselt an schimbarea feţi die Farbe, er verändert sein Angesicht, wird gelb und welkt."

Sfântă Maria mare oder Adormirea Născătoarei de Dumnezeu — Maria Himmelfahrt — 15. August, ein gebundener Tag.

Ein ebenso großer Feiertag ist am 29. August — Täiere capului sf. Ioan Botezătoriul — Johannes Enthauptung.

Digitized by Google

Vom 8.—15. September sind vier Feiertage, im Kalender sind sie mit vier Kreuzen bezeichnet, darum nennt man diese Woche die Kreuzwoche, vielleicht auch nur um den größten Feiertag, Ziua crucii — Kreuzerhöhung. In diesen Tagen darf das Korn nicht gesäet werden, es gerät nicht. Auch der Sachse hält es nicht für gut. Der erste ist Maria Geburt — die Schwalben sammeln sich — sfântă Maria mică — dann folgt am 9. September Ioachim şi Ana, den hält nur, wer will, es ist kein gebundener Tag, es traut sich aber doch niemand recht zu arbeiten. Am 14. September ist Ziua crucii, am nächsten Nichita.

An Sfântă Maria mică, fliegen die Vögel fort und man setzt die Strohhüte zum letztenmal auf. Die Sonne, die nachher noch scheint, kann man gut vertragen im Altweiber-Sommer — vara babelor.

Ziua crucii ist für die Aussaat von großer Bedeutung. Nicht leicht säet jemand — auch von den Sachsen nicht — vor diesem Tage. Jeder nimmt eine Schüssel voll Weizen mit in die Kirche und läßt sie vom Pfarrer weihen und segnen. Diese geweihte Saat mischt man unter den Kornsamen, es hilft gegen die Vögel und trägt zum guten Gedeihen bei. Acht Tage vorher beginnt man zu fasten nach folgender Sage:

Am Ziua crucii schickte eine Frau ihre Tochter zum Brunnen um Wasser, die Tochter, wie ja die Mädchen sind, reckte den Mund und sagte: „bring dir's, wenn du es brauchst — aduţi-o dacă-ţi trebue. — Die Mutter ärgerte sich und sprach: „daß dich der Teufel hol" — să te ia dracul. — Das Mädchen hatte es nicht so übel gemeint, die Töchter reden ja den Müttern gegenüber immer so, es nahm den Krug und ging zum Brunnen, da stand ein Fremder und sprach: „Kommst du, Mädchen, ich habe auf dich gewartet, deine Mutter hat mich gerufen." Er nahm das Mädchen und flog mit ihr nach Hause ins Gebirg und machte es zu seiner Frau.

Sie lebten lange Zeit gut miteinander. Die junge Frau war zufrieden und dachte nicht mehr an ihre Heimat. So kam die Kreuzwoche. Da sagte der Teufel zu ihr: „Du Frau, wenn deine Mutter wüßte, daß sie dich leicht von mir befreien könnte, wenn sie diese ganze Woche mit all ihren Freunden fasten und beten sollte. Am achten Tage müßte ich zerplatzen."

Bis dahin hatte die junge Frau nie den Wunsch gehabt, ihr Mann solle sterben, da fing es ihr plötzlich an im Gebirge einsam zu werden, sie sehnte sich nach irdischen Menschen und nach ihrer Mutter und dachte immer öfter und ernstlicher daran, dem Teufel frei zu werden. Da sah sie einmal Wanderer vorbeigehen. Er war nicht zu Hause. Sie ging zu

Digitized by Google

ihnen und bat sie, ihrer Mutter zu sagen, auf welche Weise sie vom Teufel befreit werden könnte. Sie versprachen es ihr und hielten Wort.

Als die Kreuzwoche wieder heranrückte, ging ihre Mutter zu allen Freundinnen und bat sie mit ihr zu fasten und zu beten, damit ihre Tochter erlöst werde. Sie versprachen alle und begannen acht Tage vor Ziu'a crucii zu fasten. Oben im Gebirge fing der Teufel über Leibschmerzen an zu klagen, es wurde ihm von Tag zu Tag schlechter. Er sprach zu seiner Frau: „Mir ist grade so, als ob deine Mutter mit ihren Freundinnen bete und faste, aber von wo kann sie es wissen?" Die Frau schwieg. Am achten Tage zerplatzte der Teufel, seine Frau aber kehrte mit seinem ganzen Vermögen zu ihrer Mutter zurück. (Bägendorf.) (Vgl. Märchen Nr. 79, Alzen.)

Seither fastet man die acht Tage vor Kreuzerhöhung, damit man von allem Bösen befreit werde. Wer will, kann um einige Kreuzer ein hölzernes Kreuz kaufen und es der Kirche schenken. Der Pfarrer sagt dann an diesem Tage in der Kirche zu den dort Anwesenden: „Seht, Ihr Leute, diese Frau (nennt ihren Namen) hat unserer Kirche ein schönes, neues Kreuz geschenkt, möge Gott ihr ihre Sünden vergeben." Dann kommen alle nach einander zum Altar und küssen das Kreuz. Die Spenderin aber geht glücklich nach Hause und denkt noch lange mit Stolz an ihr Geschenk.

Zwei kleine Feiertage am 23. und 26. September werden nur am frühen Morgen mit einem kurzen Gottesdienst gehalten. Zwei solche sind auch am 6. Oktober — Toma und am 9. Oktober Iacob. — Dagegen ist ein gebundener — Serbătoare legată — das ist einer, der in der Kirche und vom Volk gefeiert wird, also ein hoher Feiertag der Namenstag des heiligen Freitag. Der Freitag heißt Paraschiva. Er wird unter dem Namen Vinerea mare, großer Freitag, gefeiert. Auf welchen Wochentag er immer fällt, er heißt Freitag.

Am 26. Oktober feiert man den Dumitru oder Sân-Medru, welcher den Winter hereinläßt. Am ersten November, am Tage des heiligen Michael des Erzengels (ein gebundener Tag), werden die Schmiede gedungen, man sagt: „să mută ţiganii" = die Zigeuner wechseln. Das Schmiedehandwerk lernen nämlich immer die Zigeuner. Jedes Dorf hat seinen Schmied, den es sich jedes Jahr wählt und dingt, oft melden sich mehrere, daher wechseln sie am sf. Mihaiu oft den Wohnort.

Diese Schmiede-Zigeuner spielen eine Rolle im Dorf. Die Schmiede ist ein Sammelplatz für Sachsen und Rumänen, von da verbreiten sich die Neuigkeiten. „Woher weißt du das?" „Ich war beim Zigeuner mit

Digitized by Google

der Axt, oder beschlagen.“ „Weißt du keine Gelegenheit in die Stadt?“ „Nein, ich war seit lange nicht beim Zigeuner, oder „ich will den Zigeuner fragen.“

Die Schmiede-Zigeuner sind bei den Zigeunern gesuchte Partien. Sein Hammer trägt ihm täglich Geld ein. Jeden Morgen geht die Schmiede-Zigeunerin in das Haus ihrer Kunden und trägt zusammen, was sie für den Tag zu essen brauchen. La ţigani nu să gată banii din pungă pănă-i lumea, şi fârină din troacă = beim Zigeuner wird der Beutel nie leer und der Mehltrog, so lange die Welt steht. (Sie haben allerdings nur einen Trog, nicht einen Mehlkasten.)

Ioan, gură de aur — Ioan, Mund aus Gold — wird am 13. November gehalten, weil er die Welt an der Mitternachtsseite festhält und bewacht und ist geheiligt wegen den Augen. Auch wer Bienen hat, hält ihn sehr.

21. November — Întrarea în biserică — Maria Opferung, ebenfalls ein gebundener Tag.

Der 30. November — Andreiu — gilt als Winteranfang. „Vine sf. Andreiu şi coasă pământul“. — „Kommt der h. Andreas und mäht die Erde.“ Er mäht die Wärme von der Erde fort oder „er schließt die Erde auf, damit die Kälte heraus kann“ — descuie pământul. — Er klopft die Kälte heraus. „Findet Andreiu kein Eis, so bringt er's. Dacă nu găseşte Andreiu ghiaţă, aduce.

Seit Bischof Andreiu Şaguna gestorben, wird dieser Tag ihm zum Andenken in jedem Ort auch kirchlich gefeiert. Er ist kein großer Feiertag, doch werden Vormittag in der Kirche Gebete verrichtet und Nachmittag keine großen Arbeiten vorgenommen, wenn man nicht vergißt.

Am 15. November beginnt die Christfasten. Die drei Tage vor und die drei ersten Tage in der Fasten heißen die Tage der Tiere — zilele gadinelor. — Die Frauen, welche Schafe besitzen, dürfen an diesen sechs Tagen mit der Hechel, den Wergkämmen und Bürsten nicht an Wolle, Hanf oder Flachs arbeiten, auch nicht mit der Scheere schneiden, sonst kommt der Wolf und frißt die Schafe. Nähen und Spinnen ist erlaubt, den Faden reißt man mit den Fingern oder beißt ihn mit den Zähnen ab.

Eine Frau hatte nur zwei Lämmchen und wohnte mitten im Dorf, fühlte sich also vor dem Wolf sicher, und bürstete an einem dieser Tage Hanf, da kommt ihr Sohn dazu und sagt: „Mutter, was tut Ihr? Fürchtet Ihr denn den Wolf nicht?“ „Er wird ja nicht gleich meine Lämmer fressen.“ In der nächsten Nacht kam der Wolf und holte sich

Digitized by Google

sie, der Hund bellte, die Frau ging hinaus und sah noch, wie der Wolf dieselben im Munde tragend über den Zaun sprang. Der Wolf kommt um Schafe, der Fuchs um Hühner.

Der 4. und 6. Dezember sind Feiertage, von denen die Rumänen aus diesen sächsischen Dörfern nur den ersten, Barbara, und den letzten, sf. Nicolae, halten. An diesen drei Tagen ißt man keine Hülsenfrüchte, oder man kocht so viele, daß man auch den Armen davon geben kann.

Barbara — Barvara — kommt am selben Wochentage, wie der Christtag, nur drei Wochen früher. Die Rumänen sagen, wenn kein Barbaratag gewesen, wäre auch kein Christtag, darum feierten sie ihn. Die heilige Barbara hatte einen Mann, der hieß Crăciun. Sie waren wohlhabende, schon alte Leute, als Maria und Joseph in Bethlehem Herberge suchten und sie bei diesen Leuten im Stalle fanden. Im Pferdestalle konnte Maria nicht bleiben, die Pferde waren zu unruhig, nickten immer mit dem Kopfe und wollten fressen, sie versuchte im andern Stalle, da war es still. An der einen Seite lagen die Ochsen, an der andern die Schafe, in die Mitte legte die Maria ihr Kindlein. Da brannten die Wachslichter mit heller Flamme, und dufteten die Blumen und summten über ihren Häuptern Bienenschwärme. Seither sind die Bienen heilige Tiere, wer sie tötet, begeht eine große Sünde. Die Ochsen und Schafe waren still und besahen sich auch das Wunder.

Crăciun hatte eine Herde Schafe und eine Herde Hornvieh, und Pferde und sieben Knechte. Als er seinen ältesten Knecht schickte, das Vieh zu füttern, konnte er nicht in den Stall hineingelangen wegen der großen Flamme der Kerzen, dem Geruch der Blumen und dem Schwärmen der Bienen. Crăciun sandte den zweiten Knecht, dem erging es auch nicht besser. Der Jüngste war klüger, der ging zuerst von rückwärts an's Fenster und sah das Wunder. (Damals waren die Ställe eine Verlängerung der Scheune, gegen diese hatte der Stall ein Fenster.) Er sah, daß die Ochsen ihr Futter noch nicht gefressen, sondern auch das Kindlein in der Krippe betrachteten. Er ging und erzählte es seinem Herrn. Weil aber Christus im Stalle des Crăciun zur Welt gekommen, heißen die Rumänen seinen Geburtstag nicht „ziu'a creştinelor" sondern „Crăciun".

Die heilige Sava wird von den Rumänen in den sächsischen Dörfern übergangen, aber den heiligen Nikolai verehren sie und erzählen seine Geschichte mit Tränen in den Augen. Ich glaube, es ist der einzige Heilige, vor dem sie keine Furcht haben und seinen Tag nur aus Dankbarkeit und Verehrung hoch halten: „Es war einmal vor langer, langer

Digitized by Google

Zeit ein sehr armer Mann, der hatte drei Töchter. Als nun die älteste alt genug zum Heiraten war, sprach ihr Vater, sie wäre zu arm um einen irdischen Burschen heiraten zu können, sie müßte den Teufel — diavol — nehmen. Dies hörte Nikolai und wollte das Mädchen vor dem Bösen bewahren. Darum warf er ihr in der Nacht ein Päckchen Geld zum Fenster hinein. Es war aber so viel in dem Päckchen, daß das Mädchen den vornehmsten und schönsten Burschen heiraten konnte. Im nächsten Jahre kam die zweite Tochter an die Reihe. Wieder sagte ihr Vater, sie wäre für einen irdischen Burschen zu arm, sie müßte den Teufel nehmen. Da kam in der Nacht wieder der heilige Nikolai und warf auch für die zweite Tochter so viel Geld, daß auch sie genug hatte, zum Fenster hinein.

Im dritten Jahre wollte der Vater wissen, wer der edle Geber sei, denn nun war er überzeugt, der werde auch die dritte nicht dem Teufel überlassen, und paßte auf. Da kam richtig Nikolai mit seinem Päckchen. Der Vater packte ihn am Bobo — Mantel — und fragte: „Wer bist du? Sag mir deinen Namen, damit ich weiß, für wen ich beten, wem ich danken soll?“ „Ich bin Nikolai und wollte deine Töchter vor dem Bösen retten, aber du darfst es niemandem sagen.“ Der Mann fiel vor ihm auf die Knie und dankte ihm. Am nächsten Morgen aber sagte er es allen Leuten. Alle, die es hörten, verehrten den heiligen Nikolai und halten auch heute noch seinen Tag heilig und in jedem Haus wird ein Knabe Nikolai getauft. Überall, wo einer diesen Namen trägt, kommen am Vorabend die Burschen und Mädchen an's Fenster und singen ihm. Dafür erhalten sie Geld und Getränke.

Auf den 12. Dezember fällt noch ein kleiner Feiertag — Spiridon —, der wird gefeiert, damit sich nicht verwünschte Arbeit an den Menschen hefte, ihm Ärgernis und Ungemach bereite. Auch versammeln sich die Burschen in einem Haus um zum Faß zu treten — să bagă fecior la bute. — Früher war es wirklich ein kleines Faß, jetzt begnügen sie sich mit einigen Litern Branntwein. Sind alle beisammen, so teilen sie sich in vier Gruppen. Jede geht am Weihnachtsabend singen — colindau — das heißt, von Haus zu Haus gehen um Weihnachtslieder zu singen, wofür man Geld und Eßwaren erhält.

In Gesäß hat jede Gruppe einen Namen — Văleni — Conrieşti — Berieşti — Păreni. Diese beginnen alle zusammen mit dem Gesang beim Ortshannen. Den ersten Vers singen sie vor der Türe, nach diesem gehen sie singend hinein, dort sind die Ältesten — Juraţii, Biräii — versammelt. Nach dem Gesang erhalten sie Geld und trinken alle zu-

Digitized by Google

ſammen mit den Männern, dann trennen ſich die Gruppen. Dieſer Geſang dauert faſt die ganze Nacht. Denn in jedes Haus, wo ein Mädchen iſt, welches zum Tanz „la bute“ gehen will, werden ſie hineingerufen und mit weißen Bohnen und gekochtem Korn bewirtet. In jedem Ort werden andere Kolindelieder geſungen, in Leſchkirch und Hochfeld ſind ſie ähnlich, nur iſt das Hochfelder ausführlicher. Dies will ich anführen. Sein Inhalt iſt die Chriſtnacht im Stalle des Crăciun:

Asta-i seara de ajun, Domnului Doamne,
Mâne-i ziua de Crăciun,
De-o născut şi Dumnezeu, Domnului Doamne,
În curţile lui Crăciun.
Iar' Crăciun cel mai bătrân, Domnului Doamne,
Mâna sluga cea mai mare,
Ca boilor să le dea, Domnului Doamne,
El se duse şi se 'ntoarse,
Se 'ntoarse în casă spuse la masă, Domnului Doamne,
Dar aceasta ce-o să fie,
Nu mă pot apropia, Domnului Doamne,
De mirosul florilor,
De sborul albinelor, Domnului Doamne,
De para făcliilor,
De glasul paserilor, Domnului Doamne;
Iar' Crăciun cel mai bătrân,
Mâna sluga mijlocie, Domnului Doamne,
Ca boilor să le dea,
El se duse şi se 'ntoarse, Domnului Doamne,
Se 'ntoarse în casă, spuse la masă,
Iar' aceasta ce-o să fie, Domnului Doamne?
Nu mă pot apropia,
De mirosul florilor, Domnului Doamne,
De sborul albinelor,
De para făcliilor, Domnului Doamne,
De glasul paserilor.
Iar Crăciun cel mai bătrân, Domnului Doamne,
Mâna micul aprinjor,
Ca să vadă şi să creadă, Domnului Doamne,
El tare s'apropia,
Prin mirosul florilor, Domnului Doamne,
Prin sborul albinelor,
Prin para făcliilor, Domnului Doamne,
Prin glasul paserilor.
Pe fereastă se uita, Domnului Doamne,
Ce văzù se bucura,
Văzù Domnul mitutel, Domnului Doamne,
Mitutel şi 'n făşiat,

Digitized by Google

Faţă albă de mătasă, Domnului Doamne,
Scutecel de bumbăcel,
Legănel de aurel, Domnului Doamne,
Păsturi albe spalioare,
Ploaia plouă şi mi-l scaldă, Domnului Doamne,
Neaua ninge şi mi-l unge,
Trei zine că mi-l apleacă, Domnului Doamne,
Vântul bate leagănul,
Noi umblăm şi colindăm, Domnului Doamne,
Şi gazdei i-o închinăm,
I-o 'nchină cu seara bună, Domnului Doamne,
Şi mâna în voia bună.

Dies iſt der Abend des Vortags, des Herrn Herr,
Morgen iſt der Tag des Crăciun,
Wo geboren iſt auch der Herr, des Herrn Herr,
In den Höfen des Crăciun.
Wieder der Crăciun, der ältere, des Herrn Herr,
Schickt den Knecht, den größten,
Damit er den Ochſen gebe zu freſſen, des Herrn Herr,
Dieſer ging und kehrte wieder um,
Er kehrte um und erzählte im Hauſe, des Herrn Herr:
Aber dieſes, was ſollte das ſein?
Ich kann mich nicht nähern, des Herrn Herr,
Wegen dem Geruche der Blumen (Weihrauch),
Wegen dem Schwärmen der Bienen, des Herrn Herr,
Wegen der Flamme der Fackeln,
Wegen dem Geſange der Vögel, des Herrn Herr.
Wieder der Crăciun, der ältere,
Schickt den Knecht, den mittlern, des Herrn Herr,
Den Ochſen ſollt er geben.
Dieſer ging und kehrte wieder, des Herrn Herr,
Er kehrte um und erzählte in der Stube,
Aber dieſes, was ſollte das ſein? des Herrn Herr,
Ich kann mich nicht nähern,
Wegen dem Geruch der Blumen, des Herrn Herr,
Wegen dem Summen der Bienen,
Wegen der Flamme der Fackeln, des Herrn Herr,
Wegen der Stimmen der Vögel.
Wieder Crăciun, der ältere, des Herrn Herr,
Schickt den jüngſten Knecht,
Damit er ſehe und es glaube, des Herrn Herr,
Stark näherte er ſich
Durch den Geruch der Blumen, des Herrn Herr,
Durch das Schwärmen der Bienen,
Durch die Flamme der Fackeln, des Herrn Herr,
Durch den Geſang der Vögel,
Durch das Fenſter blickte er, des Herrn Herr,
Er ſah es und freute ſich.

Digitized by Google

Er ſah den Herrn, den kleinen, des Herrn Herr,
Klein und eingewickelt,
Eine Binde, weiß aus Seide, des Herrn Herr,
Die Windeln aus Baumwolle,
Das Wiegelein aus Gold, des Herrn Herr,
Die Tücher weiß gewaſchen.
Regen, regne und mir ihn bade, des Herrn Herr,
Schnee ſchneie und mir ihn ſchmiere,
Drei Nymphen mir ihn ſäuge, des Herrn Herr,
Wind, bewege das Wiegelein.
Wir gehen herum und ſingen, des Herrn Herr,
Und die Hausleute, ich begrüße,
Ich begrüße ſie mit gutem Abend, des Herrn Herr,
Und bleibt mit gutem Mute.

Am zweiten Chriſttage tragen die Burſchen die erſungenen Eßwaren in ein Haus, welches ihnen Herberge gibt für den Tanz. Die Hausfrau kocht das Kraut, brät das Fleiſch und jedes Mädchen, das dazu geladen wird, bringt Gebäck mit. Der Tanz, abwechſelnd mit Eſſen und Trinken, dauert vom zweiten Chriſttag bis am dritten abends.

Obwohl dem Chriſttag auch eine ſechswöchentliche Faſten vorausgeht, wird er doch nicht ſo ſchwer erwartet als Oſtern. Der Tag iſt kürzer, die Nacht länger, man ſchläft mehr und verſchläft den Hunger. Am Chriſtmorgen geht man mit nüchternem Magen in die Kirche. Dort ſteht ein Stuhl mit einer Schüſſel voll Prescuri, Brocken. Diesmal ohne Wein. Man heißt dies Nafură — Abendmahl —. Jeder legt einen Kreuzer hin und ſchluckt dafür einen Brocken ein, damit iſt ihm die Erlaubnis gegeben, „de dulce“ zu eſſen, d. h. nicht mehr zu faſten.

Wie am Oſtertag, ſo hat das Sauerkraut auch die ganze Chriſtnacht hindurch gekocht, mit friſchem Schweinefleiſch. Abends wird die Chriſtwurſt verzehrt. Ein Chriſttag ohne Wurſt iſt gar nicht denkbar. Der Ärmſte hat ein Schweinchen, das er gegen Weihnachten ſchlachtet.

Die Kinder kennen keine Chriſtbeſcherung, den Chriſtbaum nicht einmal dem Namen nach. Die Mutter tröſtet die Kinder, wenn ſie über die Faſtenſpeiſen klagen: „Wartet nur, der Chriſttag bringt euch Fleiſch und Wurſt.“ — Aşteptaţi numai, vine Crăciun, şi vă aduce carne şi cărnaţi. Dann freuen ſich die Kinder, als ob man ihnen die koſtbarſten Geſchenke in Ausſicht geſtellt.

Die Wochentage.

Die Rumänen denken ſich die Tage als Perſonen. Der Montag — Lunia — ſoll eine Frau ſein, und zwar eine böſe. Dienstag — Marţi

Digitized by Google

— und Miercuri — Mittwoch werden für Männer gehalten. Mittwoch zuweilen auch für eine Frau — Miercurate. Über Donnerstag — Joia — sagt man in Leschkirch, er wäre der größte Mann, den es gäbe. In Gesäß heißt man ihn Joile — also in der Mehrzahl und sagt: „das sind die Kinder," Freitag — Vineri — Venus, eine Frau, der man nichts zu leide tun darf, denn es trifft die Maria. Samstag ein Mann. Doch werden Donnerstag und Samstag hie und da auch als Schwestern des Freitags bezeichnet. Sonntag ist die Schwester der Sonne.

Am Montag, Mittwoch und Freitag darf man keine Lauge machen, die Lauge erhält Leben und kann einen arg verbrennen oder sonstiges Übel zufügen.

Der Montag fängt erst mit Sonnenaufgang an, man darf also nicht früher an die Arbeit gehen. Fromme Frauen fasten am Montag, und zwar so, daß sie gar nichts essen, oder höchstens trocknes Brot. Wer etwas erreichen will, etwa die Gesundheit eines Angehörigen, oder den Sohn vom Militär befreien usw., fastet am Montag, die nächste Woche am Dienstag und so fort bis sie nach sieben Wochen an jedem Wochentage gefastet, dies nennt man „ajun". In dieser Zeit wird der Wunsch erfüllt, oder wenn der Sohn trotzdem Soldat wird, so wiederholt die Mutter dies Fasten noch einmal, damit es ihm dort gut gehe und ihm das Soldatenleben leicht werde.

Man darf nicht nähen, sonst zersticht man der Maria das Gesicht. Man darf auch keine Lauge machen, sonst kommt der heilige Montag und rächt sich.

Eine Frau glaubte nicht daran und hatte die Lauge im Kessel über dem Feuer. Da kam eine große Frau in langem Hemd ungegürtet und mit langem, schwarzem, ungeflochtenem Haare und näherte sich dem Herd.

Als die Frau die Fremde erblickte, erschrak sie und lief zum Nachbarn und erzählte es ihm. Da sagte dieser: „Das ist der heilige Montag. Dein Glück, daß du fortgegangen, sonst hätte es dir schlecht gehen können." Aber geh' in den Hof und rufe: „Zu Hilfe, der Berg Sinai brennt, (in Marpod sagt man „der babilonische Turm brennt") dann läuft der heilige Montag fort um zu löschen, und du bist frei." Die Frau tat, wie sie der Nachbar gelehrt und war gerettet. Aber Lauge hat sie am Montag nie mehr gemacht.

Dienstag und Donnerstag sind die ungefährlichsten Tage für die Arbeit. Nur an den schon erwähnten zwölf Donnerstagen, vom grünen Donnerstag angefangen, darf man nicht aufs Feld gehen, sonst kann leicht der Hagel schlagen.

Digitized by Google

Am Mittwoch und Freitag fasten viele, die Alten alle, nur an dem Mittwoch und Freitag, welche zwischen Weihnachten und heiligen Dreikönigstag fallen, dann in der zweitletzten Woche vor der Osterfasten und in der Woche nach Ostern — săptămâna luminată — ißt man Fleischspeisen, d. h. man fastet nicht. Diese Zeit, also dreimal im Jahre heißt hârți.

Lauge macht man auch am Mittwoch keine. Es sind jetzt viele Jahre her, da goß eine Frau Lauge in ein Schaff, ihr Knabe war ihr dabei behilflich, da begann die Lauge an zu kochen und zu tanzen, schnell schlug sich die Frau das Kreuz und sprach: „Doamne iartămă," da wurde die Lauge ruhig, die Frau aber hat nie mehr an diesen drei Tagen Lauge gemacht und auch ihrem Buben das Versprechen abgenommen, es in seinem Hause nie zu tun. Er ist jetzt ein Greis und hat dies Erlebnis selbst erzählt. (Alzen.)

An einem Freitag saß einmal eine Frau und spann, da kam eine Fremde und wollte ihr helfen, spann aber so schnell, daß sie bald ihren ganzen Vorrat aufgesponnen. Als sie fertig waren, freute sich die Frau und dachte, nun könne sie geschwind Lauge machen und das Garn sächteln, während die Fremde in den Hof ging. Da kam die Nachbarin und sah es. Als sie hörte, um was es sich handle, sagte sie: „die Fremde ist niemand anders als der heilige Freitag, dein Glück, daß sie hinaus gegangen. Sperr jetzt zu und nicht laß' sie herein. Nimm' alle Töpfe vom Rahmen und stell' sie auf den Mund, sonst geht es dir schlecht." Die Frau tat, wie sie die Nachbarin gelehrt. Kaum war sie fertig, pochte der heilige Freitag an die Türe, als sie nicht hinein konnte, rief sie: „Ihr Töpfe macht mir auf die Türe!" Die Frau hatte ein kleines Töpfchen am Nagel vergessen herunter zu stellen. Da rief die Fremde: du mein kleines Töpfchen, sperre mir auf die Türe. Dies sprang vom Nagel und trop, trop, ging's der Türe zu. Die Frau nahm einen Stock und zerschlug es in tausend Scherben, noch ehe es die Türe erreicht. Da rief der heilige Freitag: „Dein Glück, daß du es zerschlagen, wenn ich hereingekommen, hätte ich dich gleich samt dem Garn mit der Lauge verbrannt." Seither spinnt niemand mehr und macht auch keine Lauge. (Holzmengen.)

Es hatte eine Frau Lauge gemacht und Garn eingelegt. Da kam eine Fremde und fragte: „Hast du Holz genug, soll ich dir nicht noch bringen?" „Ich hab' ja, und hab' auch nicht sehr" — am, şi nu prea am. — Die Fremde ging hinaus auf den Friedhof, zerbrach die Kreuze und brachte sie im Arme. Inzwischen war auch eine Nachbarin gekommen

Digitized by Google

und als sie hörte, daß eine Fremde um Holz gegangen, sie hatte aber niemanden beim Holzstoß gesehen, meinte sie gleich, das sei der heilige Freitag gewesen. Nun nahmen sie alle Töpfe herunter und stülpte sie auf den Mund. Als die Fremde mit dem Holz kam, war die Türe zugesperrt, sie rief: „Macht auf die Tür, ihr Töpfe!" „Wir können nicht, wir sind umgestülpt." „Kessel, mach du die Türe auf!" Es war unter dem Tisch ein kleiner Kessel, der fing auch gleich an sich zu bewegen. Die Frau lief geschwind, hielt ihn fest und stellte auch ihn auf den Mund. Da rief der heilige Freitag: „Du hast eine gute Lehrmeisterin gehabt, sie war dein Glück." (Marpod-Leschkirch.)

Wenn Frauen den heiligen Freitag ehren, so belohnt er sie auch manchmal. So hatte eine Frau eine Tochter die nie spinnen wollte, trotzdem sie Schläge genug wegen ihrer Faulheit erhielt. Der König traf einmal grade dazu, als ihre Mutter sie wieder geschlagen und sie weinte. Mitleidig fragte er das schöne Mädchen, warum sie Schläge bekommen. Die Mutter schämte sich, die Wahrheit zu sagen und sprach, sie sei so fleißig und wolle immer spinnen, da sprach der König er wolle sie mitnehmen, er habe drei Fuhren Hanf. Er nahm die Tochter mit, führte sie in die Spinnstube, ließ ihr die drei Fuhren Hanf bringen und sagte, wenn sie diesen Hanf in drei Tagen spinnen könne, solle sie seine Frau werden. Damit ging er hinaus und ließ das erschrockene Mädchen allein mit dem Hanf. Der heilige Freitag hatte alles gesehen und ging zu seinen Schwestern, dem heiligen Donnerstag und dem heiligen Sonnabend und sprach zu ihnen: „Kommt, meine Schwestern, wir wollen nun dem armen Mädchen auch zu seinem Glücke verhelfen, denn es hat unsere Tage immer gehalten und in seinem ganzen Leben nie gesponnen." Alle drei gingen und spannen sämtlichen Hanf. Der König heiratete die vermeintliche fleißige Spinnerin, und die hielt auch nachher die heiligen Tage und feierte sie durch Nichtstun. (Alzen.) (Vgl. Märchen 78 „Torcătoare.")

Am Freitag darf man keine Arbeit anfangen. Bringt man den Webstuhl ins Haus und zieht das Garn auf, beginnt es sich zu verwirren, die Fäden reißen und man hat eine halbe Woche zu tun, bis diese Arbeit in Gang kommt.

Die Kinder entwöhnt man am Freitag, sie vergessen leichter.

Am Sonnabend darf man keine Arbeit fertig machen. Am Abend spinnt man nicht, dagegen jede Nacht von Freitag auf Sonnabend. Nachmittag reinigt man das Haus und sich selbst, denn am Sonntag darf man nicht kehren, man kehrt der heiligen Sonne den Staub ins

Digitized by Google

Geſicht. Man darf ſich nicht kämmen, den Kamm auf den Kopf tun am Sonntag, iſt Sünde. In Gegenwart des Mannes darf man ſich überhaupt nicht kämmen, wenn er es ſieht, ſo erwiſcht man ihn beim Holzſtehlen im Walde.

Für die Frauenarbeiten ſind die Tage am gefährlichſten, die im Kalender den Namenstag einer Frau bezeichnen. Da iſt es gut, daß, bevor man die Arbeit beginnt, man ſich das Zeichen des Kreuzes macht und ſagt: „Herr, hilf mir!“ Es iſt auch gut, wenn man die Arbeit am Vortage angefangen hat und ſie an dieſem nur fortſetzt.

Digitized by Google

Rumänische Volksmärchen.

1. Von der schönen Rora.[1]

Es war einmal ein König, der hatte einen schneidigen Sohn, alt genug zum Heiraten. Der König sprach: „Mein lieber Sohn, du sollst gehen und dich verheiraten.“ Nun gut. Er stieg auf den Aufboden und suchte die Schriften der Tage und fing an, in diesen zu lesen. Er las und weinte und las und weinte. „Warum weinst du so, mein Sohn?“ „Wie soll ich nicht weinen, Väterchen, es steht hier geschrieben, ich solle mir die schöne Rora, welche zwölf Feen aus Tau gemacht haben, holen; und ich weiß nicht, wo sie wohnt.“ Nun gut. Er rüstete sich für die Reise, die schöne Rora zu suchen. Nur einmal kam ein Engel und sagte: „Auch ich will mit dir gehen, wir wollen Busenfreunde (frate de cruce)[2] sein. Sie zogen die Säbel heraus und schwuren bei Brot und Salz. Dann gingen sie beide zum heiligen Freitag.

„Guten Tag heiliger Freitag.“

„Ich danke dir, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?“

„Wo wohnt die schöne Rora?“

Der heilige Freitag wußte es nicht, schickte ihn aber zum heiligen Sonnabend, der wohne eine Treppe höher. Sie stiegen hinauf zum heiligen Samstag.

„Guten Morgen, heiliger Samstag.“

„Ich danke, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?“

„Kannst du mir nicht berichten, wo die schöne Rora, welche zwölf Feen aus Tau gemacht haben, wohnt?“

„Gehe hinauf zum heiligen Sonntag, der wohnt drei Treppen höher.“ Er stieg hinauf zum heiligen Sonntag.

„Guten Morgen, heiliger Sonntag.“

„Ich danke, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?“

---

[1] Rora, roana, ‚Tau‘.

[2] frate de cruce, wörtlich: „Bruder des Kreuzes“, Busenfreund.

Digitized by Google

„Kannst du mir nicht sagen, wo die schöne Rora, von zwölf Feen aus Tau gemacht, wohnt?“

Der heilige Sonntag gab ihm sein Pferd, auf dem er in die Kirche ritt, und belehrte ihn, er solle nur aufsitzen und reiten, das Pferd kenne den Weg. Zuvor nahm er das Herz der Eiche und berührte den Kopf, damit der Königssohn wie ein alter Mann aussehe, denn die Feen ließen nur Alte hinein. Dort sei immer Tanz, immer Tanz; elf Feen wären wie andere Menschen, die zwölfte habe drei Augen, vor der müßte er sich hüten. Rora liege in einer Lade eingeschlossen. Wenn es 12 schlage, schlafe auch das dritte Auge, dann solle er die Lade nehmen. Aber öffnen dürfe er sie nicht, so lange er noch unterwegs sei; wenn er die Rora auf dem Wege sehe, so verliere er sie und bekomme sie nie mehr.

Der Königssohn dankte, setzte sich aufs Pferd, sein Engel stieg hinter ihn und nun ritten sie, bis sie zu den zwölf Feen kamen. Dann tat er alles, wie ihn der heilige Sonntag gelehrt. Das Pferd lief, so schnell es konnte, nach Hause, damit es da sei, wenn die Glocken zur Kirche läuteten, den Sonntag hinzutragen.

Als der Tanz zu Ende war, sagte die dreiäugige Fee zu den andern: „Legt euch jetzt schlafen, ich setze mich auf die Lade und hüte die Rora. Gut. Nur kurze Zeit verging, und alles schlief, nur das Auge im Nacken wachte und wollte sich nicht schließen, bis es 12 schlug. Nachher schlief auch dieses. Als der Königssohn dies sah, nahm er die Lade mit der Rora und ging und ging, bis er in den Wald kam, dann konnte er sich nicht mehr enthalten sie zu sehen. Wie sehr ihn auch der Engel und Rora selbst bat, zu warten, bis sie zu Hause wären, so nahm er doch den Säbel und öffnete nur ein wenig; nur einmal erhellte sich die Welt, als ob die Sonne aufgehe, die Fee öffnete alle drei Augen zugleich, und ihr Pferd wieherte und sprang bis an die Decke. Die Alte fragte das Pferd: „Was denkst du, mein Pferd, werden wir sie noch erreichen?“

„Was ist denn geschehen?“

„Der Königssohn hat uns das Mädchen genommen. Können wir noch einen Ofen voll Brot und einen Ochsen essen und ein Faß Wein trinken?“

„Wir können das alles essen und trinken und sie einholen.“

Sie aßen und tranken und holten sie ein, und als sie sie eingeholt, hieb die Fee dem Königssohn den Kopf ab und nahm sich das Mädchen.

Digitized by Google

Der Engel ging und hieb sich einen Ast vom roten Hornstrauch[1] ab, nahm von diesem die drei Zweiglein, rieb dem Königssohn mit diesen Kopf und Leib und sogleich schlug er die Augen auf und sagte: „Ach, Bruder mein, wie schwer hab' ich hier geschlafen."

„Schwer wirklich, wenn ich nicht gewesen, wärst du nie mehr erwacht."

„Was soll ich jetzt machen?"

„Komm', wir gehen wieder zum heiligen Sonntag." Sie gingen.

„Guten Morgen, heiliger Sonntag."

„Du sollst leben, Sohn des Königs."

„Sei so gut, und lehr mich, was ich machen soll. Sieh', wie es mir ergangen." So und so. Er erzählte genau der Wahrheit gemäß, wie es sich zugetragen hatte.

Der heilige Sonntag schüttelte den Kopf und sprach: „Warum gehorchtest du nicht zuerst, jetzt ist es noch schwerer als bisher. Aber merk' jetzt gut auf, was ich dir sage: Du sollst gehen zur Mutter des Drachen, welche hinter den schwarzen Bergen wohnt, diese schlagen ihre Spitzen in einem fort zusammen und stehen nur 5 Minuten um Mitternacht still. In dieser Zeit sollst du geschwind zwischen ihnen durchgehen. Dann mußt du dich bei der Alten als Knecht verdingen, darfst aber keinen andern Lohn verlangen als das achtfüßige Füllen, welches die Stutte füllnen wird, während du sie hütest. Ich will dir wieder mein Pferd geben, auf dem ich in die Kirche reite, nur mußt du dafür sorgen, daß es zurück kommt, bis die Glocken läuten." Nun gut.

Der Königssohn schwang sich aufs Pferd, der Engel setzte sich hinter ihn. So ritten sie nun und ritten bis nahe an einen Wald, dort trafen sie einen Raben mit einem verletzten Fuß, der Königssohn wollte ihn schießen. „Na, schieß' mich nicht, komm' lieber und verbinde mich." Dieser zog sein Taschentuch aus dem Busen und band ihm den Fuß. Der Rabe dankte, gab ihm eine Feder und sprach: „ich will dir auch einmal helfen."

Nun ritten sie weiter und kamen an einen Bach, an dessen Ufer lag ein Fisch auf dem Sande fast tot und rief: „Komm, mein Bursche, und leg mich wieder ins Wasser, sonst sterbe ich hier vor Kälte und

[1] Roter Hornstrauch = Sânjer (Cornus sanguinea). Jeder Ast erhält im Frühling drei gegenüberstehende Triebe, die bis im Herbst ½ Meter lange Zweige werden und eine blutrote Farbe erhalten. Diese werden als Heilmittel für krankes Vieh, besonders bei Blutungen verwendet. Daher der Name Sânjer. Sânje = Blut. Die getrockneten Blätter liefern einen guten Tee.

Digitized by Google

Hunger; nimm' dir dafür eine Schuppe von mir, du kannst dich auch einmal auf mich verlassen." Er nahm den Fisch, warf ihn ins Wasser, die Schuppe aber steckte er in die Tasche.

Als sie eine Strecke weiter geritten, sahen sie einen Fuchs, der saß und wehklagte über seinen wehen Fuß. Der Königssohn zog wieder sein Tüchlein aus dem Busen und band ihm den Fuß. Der Fuchs dankte und sagte: „Zieh dir ein Haar von mir heraus, ich will dir auch einmal gehorchen." Er zog ein Haar heraus, legte es in die Tasche und sprach: „Gott helfe dir." Dann ritt er weiter, immer weiter bis zu den schwarzen Gebirgen, die die Häupter immer zusammen schlagen. Dort wartete er bis 12 Uhr, nachher standen sie still. Gleich beeilte er sich, zwischen ihnen hindurch zu kommen, und langte bei der Mutter des Drachen an. Als er in den Hof trat, erschrak er sehr, da er sah, wie alle Häupter der Knechte, die dort gedient, am Zaun aufgesteckt waren, aber trotz aller Angst trat er in die Stube: „Guten Morgen, Mutter des Drachen!"

„Ich danke, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?"

„Sieh', ich bin gekommen, um mich bei dir als Knecht zu verdingen." „Nun gut, ich dinge dich, hier hast du keine andere Arbeit, als daß du meine Stutte hütest, aber wisse: Falls du sie verlierst, schlage ich dir den Kopf ab und hänge ihn auch zu den andern. Nun, was verlangst du als Lohn, Sohn des Königs?"

„Ich verlange nicht viel, nur das Füllen, welches die Stutte in diesem Jahre füllnen wird" (damals hatte aber das Jahr nur drei Tage).

Nun gut. Er nahm die Stutte, trieb sie auf seidenes Gras und hütete sie. Nur einmal übermannte ihn der süße Schlaf, nur ein wenig und wie er die Augen öffnete, sah er die Stutte nirgends. „Was soll ich nun machen? Jetzt haut mir die Alte den Kopf ab." Wie er so stand und nicht wußte, was er tun sollte, steckte er die Hand in die Tasche, in welcher er die Feder vom Raben hatte. Als die Hand die Feder berührte, kamen die Raben aus der ganzen Welt herbeigeflogen und fragten: „Was wünschest du, unser Herr?" „Nun seht, wie es mir ergangen. Ich hütete die Stutte, da bezwang mich ein Schlaf, der süße, und wie ich die Augen öffnete, sah ich sie nirgends; jetzt schlägt mir die Drachenmutter den Kopf ab."

„Fürchte dich nicht, sie macht dir nichts, bis 12 Uhr bringen wir dir die Stutte. Die Alte hat sie in einen Adler verwandelt, da flog sie in die Wolken und hat dort ein Füllen mit acht Füßen gefüllent. Wenn

Digitized by Google

du sie siehst, sollst du ihr gleich den Zaum über den Kopf werfen, dann wird aus dem Adler gleich wieder die Stutte.“ Gut.

Sie flogen wie der Wind, und nur ein wenig, so kamen sie zurück mit dem Adler. Der Königssohn warf den Zaum über seinen Kopf und gleich stand die Stutte da mit einem achtfüßigen Füllen. Nun blieb sie ruhig da, er konnte ohne Sorge um sie sein. Als es 12 schlug, kam die Alte und ärgerte sich sehr, als sie die Stutte im Grase fressend sah und das Füllen mit acht Füßen bei ihr.

Am andern Tag nahm der Knecht die Stutte wieder und trieb sie auf das seidene Gras und hütete sie, da überkam ihn wieder der süße Schlaf, nur ein wenig, doch als er die Augen öffnete, war sie wieder fort und er konnte sie nirgends finden. Aber jetzt erschrak er nicht so sehr, er zog die Schuppe heraus, und wie er sie in die Hand nahm, versammelten sich gleich die Fische aus allen Wässern und fragten: „Was wünschest du, unser Herr?“ Er sagte ihnen, wie es ihm ergangen. „Wart' nur ein wenig, wir bringen dir die Stutte. Die Alte hat sie in einen Fisch verwandelt und zu uns ins Wasser gebracht.“ Die Fische zogen zurück und brachten schnell einen großen, großen Fisch; der Knecht warf ihm den Zaum über den Kopf, und gleich stand die Stutte im Grase fressend. Als es 12 schlug, kam die Alte und ärgerte sich furchtbar, als sie das Pferd neben dem Knecht im Grase sah, und dachte: „Warte nur, Königssohn, morgen hau' ich dir doch den Kopf ab und steck' ihn an einen Stecken wie die andern.“ Gut.

Am dritten Tage trieb er sie wieder aufs Gras und wieder betrog ihn der Schlaf, aber nur grade auf einen Augenblick, doch die Stutte war fort. Als der Knecht die Augen öffnete, sah er sie nirgends. Nun zog er das Haar des Fuchses heraus, gleich versammelten sich die Füchse aus der ganzen Welt und fragten: „Was wünschest du, unser Herr?“ „Nun seht, wie es mir ergangen.“

„Wenn es nur das ist, dann helfen wir dir gleich. Die Mutter des Drachen hat die Stutte in ein Ei verwandelt und in eine Lade gelegt und sitzt darauf. Komm, wir gehen jetzt in den Hof, wir begeben uns zwischen die Hühner, dann wird die Alte herauskommen, du gehst aber schnell hinein, öffnest die Lade, wirfst den Zaum über das Ei, gleich steht das Pferd da, und du reitest in den Hof.“ So geschah es. Als die Füchse in den Hof drangen, war das ein Lärmen, die Hühner gackerten, die Hähne krähten; die Alte hörte es und lief hinaus, der Knecht lief hinein, öffnete die Lade, warf den Zaum über das Ei, setzte sich auf die Stutte und ritt hinaus zur Alten; eben schlug es 12 und das Jahr war zu Ende. Dann gab ihm die Alte seinen Lohn.

Digitized by Google

Er setzte sich auf das Füllen und machte sich auf den Weg zur schönen Rora. Er ritt und ritt bis gegen Abend, nur einmal sagte das Füllen: „Lieber Herr, du mußt mir erlauben, umzukehren zu meiner Mutter und noch eine Nacht an ihr zu trinken, damit ich stärker werde."

„Ich würde dich ja lassen, aber du kommst dann nicht mehr." „O, ich komme, lieber Herr, ich bin dir zugeteilt und du mir." Das Füllen lief fort, kam aber am nächsten Morgen mit dem Tag wieder. Nun gingen sie weiter, abends bat das Füllen wieder, er möchte es zu seiner Mutter lassen. Am dritten Abend sagte es: Nur dreimal, lieber Herr, bis jetzt hast du mich auf dem Rücken getragen, dann werde ich dich tragen, dann sollst du reiten! Fürchte dich nicht!" Gut.

Als das Füllen nach der dritten Nacht von seiner Mutter zurückkehrte, war es kein Füllen mehr, jetzt war es ein Pferd, größer und feuriger als seine Mutter, auch als sein Bruder, welchen die Fee mit den drei Augen hielt, denn dieser hatte nur sechs Füße. An diesem Tage gelangten sie zur schönen Rora. Diese saß am Fenster und säumte mit goldenem Faden. Der Sohn des Königs hob sie durchs Fenster auf's Pferd, und das Pferd rannte fort wie Feuer.

Die Alte mit den drei Augen war ein wenig eingenickt, als sie wieder um sich sah, sah sie sich ohne Rora. Gut. Sie war sehr bestürzt und ging in den Stall zu ihrem Pferd, das wieherte und sprang vom Boden bis ans Dach. „Was denkst du, mein Pferd, können wir sie noch einholen?" „Wir müssen gleich aufbrechen, sonst können wir sie nicht mehr erreichen." Sie machten sich auf und ritten und ritten schneller als der Gedanke und holten sie ein, aber das Pferd war sehr ermüdet. Als sie nahe an ihnen waren, wandte sich das Pferd mit den acht Füßen um und schlug die Alte zu Boden, der Engel zog das Schwert und hieb ihr den Kopf ab. Das Pferd blieb bei seinem Bruder. Nun wurden beide an einen Wagen gespannt. Der Bräutigam mit der Braut saßen vorne neben einander, der Engel setzte sich in den Korb (şeriglă). Da hörte er einen Vogel singen: deine Mutter erwartet dich mit einem vergifteten Pferd, wenn du dich drauf setzest, wirst du zerspringen. (Es war die Stiefmutter.) Wer dies hört und es sagt, wird eine Steinsäule." Zum zweiten Male sang der Vogel: „Deine Mutter erwartet dich mit einem Becher voll vergiftetem Wein, wenn du ihn trinkest, wirst du zerspringen, wer es hört und sagt, der wird eine Steinsäule." Zum dritten Male sang der Vogel: „Deine Mutter erwartet dich mit einem weißen Hemd voll Gift, wenn du es anziehst, wirst du zerspringen. Wer dies hört und dir es sagt, der wird eine Steinsäule."

Digitized by Google

Der Engel hatte alle dieſe Worte gut verſtanden, aber die beiden andern plauderten und hörten nichts.

Als ſie zu Hauſe ankamen, wurde das Tor geöffnet und die Königin kam ihnen mit einem Pferd entgegen. Als der Bräutigam ſich darauf ſetzen wollte, zog der Engel das Schwert und hieb das Pferd in zwei Teile. Alle Leute, welche dies ſahen, erſchraken und wußten nicht, was dies ſein könnte. Als ſie in den Hof traten, kam wieder die Mutter mit einem Becher voll Wein zum Gruße. Der Engel ſtieß ihr den Becher aus der Hand, daß der Wein ſich verſchüttete. Nun traten ſie ins Haus. Die Mutter brachte ein weißes Hemd, als der Sohn es anziehen wollte, nahm es der Engel und warf es ins Feuer, daß der Ofen zerbarſt.

Jetzt wurden aber alle Leute zornig und wollten den Engel hängen, wenn er nicht ſage, warum er dies alles getan. Da fing er an zu erzählen, wie er den Vogel hätte ſingen hören, und als er vom Pferd erzählte, wurde er Stein bis an die Knie, als er zum Becher kam, wurde er Stein bis ans Herz, und als er ans Hemd kam, da war er ein Stein bis über den Kopf. Und wie ſie auch klagten, wie ſie auch weinten und jammerten, die Rora mit dem Sohn des Königs, ſie konnten es nicht ändern.

Als ein Jahr vergangen, bekam das junge Paar einen Knaben, ſo ſchön, der wuchs geſund wie ein Fiſch. Ein Jahr verging nach dem andern bis vier verfloſſen waren. Da ſtieg der Sohn des Königs auf den Aufboden und fand wieder die Bücher der Tage und las darin, nur einmal rief er ſeine Frau herbei und ſprach zu ihr: „Sieh nur, was hier geſchrieben ſteht: Wenn wir die Steinſäule mit dem Blut unſeres Knaben beſtreichen, dann kommt der Engel wieder heraus.“ „Heit! wir machen es.“ Aber wer ſoll den Knaben töten? „Du.“ „Nein Du“. So ſtreitend gingen ſie mit dem Kind beide zur Steinſäule. Nun ſtanden beide und wußten nicht, wie ſie an dieſe Arbeit gehen ſollten. Das Kind ſpielte da herum, nur einmal ſtieß es ſeine Hand an den Stein, daß das Blut floß, und legte die blutende Hand auf den Stein, da zerſprang er und der Engel ſtand zwiſchen ihnen geſund und ſchön und ſagte: „Ach wie lange ich geſchlafen hab.“ Nun war große Freude unter ihnen allen. Der Engel lebte nun mit ihnen in Friede und Geſundheit und geehrt, und wenn er noch iſt, ſo lebt er auch heute.

Erzählt von Jakob Janku, Alzen.

Digitized by Google

2. Der Knecht mit der Flöte.

Ein Bauer hatte drei Söhne, aber wenigen Grund zum Pflügen. Deshalb kam der Älteste zu seinem Vater und bat ihn, ihm zu erlauben, daß er sich als Knecht verdinge. Sein Vater sprach: „Mein Sohn, meinetwegen gehe.“ Und er ging. Wie er so ging, begegnete er einem Pfarrer mit rotem Bart. „Nun, wohin gehst du, Bursch?“ fragte der Pope. „Ich gehe dienen, Herr Pfarrer.“ „Willst du zu mir kommen?“ „Ich will.“ Nun gut. Am Morgen gab der Pope dem Knecht einen runden Käse und ein Brot und sprach: „Du sollst jetzt gehen und die Schafherde hüten,“ den Käse und das Brot sollst du essen, sollst es aber wieder so rund zurückbringen, sonst jage ich dich nach Hause. Dieser ging, zerbrach sich aber so viel den Kopf darüber, wie er es machen sollte, Käse und Brot so zu essen, daß alles ganz blieb. Abends kam er nach Hause, aber hungrig. Der Pope jagte ihn fort.

Nach diesem bat der zweite Sohn seinen Vater, ihn dienen zu lassen. Auch diesen ließ er gehen. Doch auch ihm erging es, wie dem ersten. Er begegnete dem Popen mit dem roten Barte und verdingte sich auch zu ihm als Knecht. Auch er wußte nicht, wie er es machen sollte, Käse und Brot zu essen, daß beide Stücke ganz blieben. Als es Abend wurde, jagte der Pope auch ihn nach Hause.

Nun kam der dritte und bat seinen Vater, er möge jetzt ihm erlauben, in den Dienst zu gehen. Aber der Alte sagte: „Mein Kind, bleib' du hier bei mir, damit es dir nicht auch gehe, wie deinen Brüdern.“

„Fürchte dich nicht, Vater, ich diene bis auf den Christtag.“[1] „Dann geh', wenn du deinem Vater nicht gehorchen willst, gescheiter als die andern wirst du doch nicht sein.“

Nun gut, er ging. Und wie er ging, begegnete er dem Pfarrer mit rotem Bart. „Wohin gehst du, mein Freund?“ „Ich geh' in Dienst, Părinte (Pfarrer).“ Na, komm' zu mir, ich gebe dir einen guten Lohn und verlange nichts anders von dir, als daß du eine Herde Schafe hüteſt und einen runden Käse und Brot ißt. Beide müssen aber ganz bleiben. Wenn du dich aber über mich ärgerst, dann schneide ich dir die Nase ab, wenn ich mich über dich ärgere, so sollst du mir die Rippen aus dem Rücken herausschneiden. Na gut.

---

[1] Christtag ist gleichbedeutend mit „Ausdienen“. Der rumänische Knecht dingt sich immer bis zum Christtag, zu welcher Zeit immer er in den Dienst eintritt. Wird er fortgejagt, oder verläßt er den Dienst aus eigenem Trieb, so sagt man: Er hat Christtag gemacht.

Digitized by Google

Am Morgen ging der Knecht mit den Schafen auf die Hut, das Essen im Tornister tragend. Bis zum Mittag hütete er gut, dann setzte er sich nieder, machte in das Brot ein Loch und höhlte es aus, mit dem Käse machte er es ebenso, und aß dann die Schmolle. Käse und Brot blieben ganz, das Loch stopfte er zu. Als er gegessen, stieg er in den Himmel und verlangte von Gott eine Flöte. Gott gab ihm eine, wenn er auf dieser blase, müsse alles tanzen, was zuhöre. Als er wieder bei den Schafen anlangte, fing er an zu blasen, die Schafe fingen an zu tanzen und tanzten bis zum Abend. Abends kamen sie alle hungrig nach Hause. Der Pope verwunderte sich, als der Knecht ihm den Käse und das Brot ganz, d. h. rund zurückgab, und doch hatte er fast alles gegessen, nur die Krusten waren übrig geblieben. Er verwunderte sich auch über die Schafe, weil sie so hungrig waren.

Am andern Tage ging der Pope hinter dem Knechte, um zu sehen, was er mit den Schafen mache, und versteckte sich im Gesträuch. Nur einmal fing der an auf der Flöte zu blasen, die Schafe tanzten, der Pope im Gesträuch tanzte auch und hing sich an den Dornen an und tanzte, bis er nicht mehr konnte und bis er sich alle Kleider zerrissen hatte. Dann fragte der Knecht: „Hast du dich geärgert, Părinte?"

„Ich habe mich nicht geärgert, aber komm' mit den Schafen nach Hause."

Als er nach Hause kam, stand die Preoteasa (Pfarrerin) auf der Leiter, um den Pferden Heu vom Stalle herunter zu werfen. Dieser fing an zu flöten, die Preoteasa fing an zu tanzen und tanzte, bis sie von der Leiter herunterfiel und sich den Hals brach. „Ärgerst du dich, Părinte?" „Ich ärgere mich nicht," sagte der Pfarrer, heimlich aber dachte er doch darüber nach, wie er den Knecht frei werden könnte.

Gegen Abend rief er seinen Sohn und den Knecht, sie sollten alle drei aufs Feld gehen. Abends legten sie sich am Ufer der Donau schlafen. Der Pope legte sich in die Mitte, gegen das Wasser der Knecht, auf die andere Seite der Sohn. Der Alte hatte die Absicht, wenn der Knecht schlafe, ihn ins Wasser zu stoßen. Der Knecht merkte so etwas und schlief nicht. Als die beiden andern eingeschlafen, nahm er den Sohn und legte ihn an seine Stelle, er legte sich hinüber. Um Mitternacht erwachte der Pope und stieß seinen eigenen Sohn ins Wasser, daß er ertrank, er dachte aber, es sei der Knecht.

Als es Tag wurde rief der Knecht aus der Stelle des Sohnes: „Guten Morgen, Părinte, hast du dich über mich geärgert?" „Nein, ich habe mich nicht geärgert", antwortete der Pope, obwohl er zornig

Digitized by Google

war, daß ihm die Tränen aus den Augen flossen. Er war furchtbar traurig und dachte, er solle aus dem Orte auswandern, um so von dem Knechte frei zu werden. Die Frau hatte der verfluchte Kerl ihm umgebracht und jetzt auch den Sohn. Er nahm seine Evangelien, steckte sie in den Sack, band ihn zu und ging die Türe zuzusperren. In der Zeit nahm der Knecht die Evangelien geschwind heraus, kroch selbst hinein und band den Sack wieder zu. Der Pope nahm den Sack auf den Rücken und ging. „Aber schwer war er, ach welche Last," seufzte er. Nun kam er an einen Fluß ohne Brücke. Wie er durchs Wasser ging, rief der Knecht aus dem Sack: „sus părinte[1] (hinauf, Părinte,) die Evangelien nässen sich."

Der Pfarrer erschrak so sehr, daß er den Zorn nicht mehr verbergen konnte. „Tulai, oameni buni,"[2] rief er (Ach, Ihr guten Leute) „ich glaubte, ich hätte mich von diesem Elend befreit." „Ach, Herr Părinte, wie du dich über mich geärgert hast!" rief der Knecht, nahm das Messer und schnitt ihm die Rippen aus dem Rücken heraus. Dann ging er zurück, nahm sich die Schafherde und seine Flöte und kehrte heim zu seinem Vater. *Sive Bârsan, Alxen.*

3. Die Tochter des Schweinehirten.

Ein reicher Kaufmann mit zwölf Geschäften in der Stadt hatte einen schönen und verständigen Sohn. Jetzt, da er einen Sohn hatte, kam die Zeit, daß dieser ein junger Herr wurde und ans heiraten dachte.

An einem Tage ging dieser junge Herr spazieren bis in den Wald. Als er in den Wald trat, traf er eine Schweinsherde. Die Tochter des Schweinehirten hütete die Schweine. Aber dies Mädchen war so schön, wie man noch nie gesehen, mit der Sonne auf dem Rücken, dem Mond auf der Brust und den Sternen in Augen.

Als der Sohn des Kaufmanns dies schöne Mädchen gesehen, konnte er nicht mehr von ihr lassen. Alle Tage ging er zu ihr in den Wald. Als es Winter wurde, ging er abends in die Ziganie (Zigeunerwohnungen) zu ihr. Aber ihre Eltern wollten ihn nicht hinein lassen, weil er ein reicher Herr war und sie nur eine Zigeunerin. Aber er bat sie so viel, sie möchten ihm ihre Tochter zur Frau geben, bis sie einwilligten, er werde sie ehren wie eine Königin. Er kaufte ihr schöne, kostbare Kleider, daß

[1] Sus Părinte! Mit diesen Worten macht sich der Rumäne noch heute Mut, wenn er etwas schweres heben soll.

[2] Tulai oameni buni, Ach Ihr guten Leute! Ein Ausruf des Schreckens.

Digitized by Google

sie darin noch schöner aussah als ein Fräulein. Dann machten sie Hochzeit und lebten nachher viele Jahre in Friede und Gesundheit.

Die Jahre vergingen, eines nach dem andern. Da traf es sich, daß die Frau starb. Der Mann war so traurig und untröstlich, daß er nicht mehr wußte, was er machen sollte. Er ging mit schwerem Herzen hinaus aus der Stadt dem Walde zu. Nur einmal kam ein Vöglein aus dem Paradies und gab ihm ein Blatt, er solle es auf den Mund der Toten legen, so erhalte sie die Seele wieder. Er dankte und kehrte schnell nach Hause um, legte ihr das Blatt auf den Mund. Da erhob sich die Frau und war gesund und schön wie eine Blume. In Frieden aber lebten sie nicht mehr. Die Leute quälten sie zu viel mit Fragen, wie es auf der andern Welt sei, bis sie es satt wurde und ihren Mann bat, sie sollten in ein anderes Land auswandern. Ihr Mann tat alles, was sie wollte, und wenn sie sagte: So soll es sein, so sagte er: „Gut."

Sie packten alles zusammen und machten sich auf den Weg. Als sie schon einige Tage unterwegs waren, nahe an ihrem neuen Wohnort, fiel dem Manne ein, daß er das Blatt mit der Seele der Menschen zu Hause vergessen. Er ließ seine Frau im Wirtshause und eilte zurück um das Blatt. Als er fort war, kam ein Offizier und raubte die Frau. Gut.

Ihr Mann nahm das Blatt und seine Trompete und kehrte wieder zurück. Als er zum Wirtshaus kam, fand er seine Frau nicht mehr. Die Leute sagten ihm, wer sie gestohlen. Nun wußte er nicht, was er machen sollte. Da nahm er sich die Trompete und ging blasend in die Stadt. Nur einmal kamen einige Gendarmen und fingen ihn, um ihn ins Gefängnis zu werfen, ihn auszankend: „Du siehst, wie traurig wir sind, alle Leute gehen in schwarzen Kleidern, alle Häuser sind mit schwarzen Tüchern behangen, nur du kommst lustig blasend!"

„Ich habe nichts gesehen, was für Trauer habt Ihr?"

„Die Tochter des Königs ist gestorben."

„Sagt dem König, ich brächte seiner Tochter das Leben wieder."

Als der König von diesem Manne hörte, schickte er um ihn. Er kam, bückte sich und legte dem Mädchen das Blatt auf den Mund. Gleich erhob es sich, war gesund und froh und schön wie eine Blume. Den König freute es so sehr, daß er zu dem Fremden sagte: „Weil du mein Kind vom Tode befreit hast, gebe ich dir, was du verlangst, wenn du willst, gebe ich dir das Mädchen zur Frau."

„Ich danke dir, Herr König, eine Frau habe ich, aber sieh, wie es mir mit meiner ergangen. Es hat sie mir ein Offizier gestohlen. Wie soll ichs wohl machen, daß ich sie wieder bekomme?"

Digitized by Google

Der König lud alle Offiziere, die in der Stadt waren, zum Essen ein, und befahl, daß jeder auch seine Frau mitbringe. Sie kamen alle mit ihren Frauen zum Tische, nur der Dieb kam allein. Zu diesem ging der König und fragte ihn, wo er seine Frau gelassen? Nur einmal wurde er ganz bleich und wußte nicht, was er antworten sollte. Der König aber fragte alle, was verdiene ein Mann, der einem andern die Frau gestohlen. Alle urteilten, der müsse an den Schwanz eines Esels gebunden durch die Stadt geführt werden. Die Worte waren noch nicht ausgesprochen, so kamen die Gendarmen und brachten die gestohlene Frau ihrem Manne zurück. Den Dieb aber fingen sie, banden ihn an den Schwanz des Esels und zogen ihn durch die Stadt zum Spotte der Menschen und zu seiner Schande.

Der Kaufmann aber mit seiner Frau wird auch heute noch leben, wenn sie das Blatt des Lebens nicht verloren haben.

Petru Fauer, Alzen.

4. Mär von einem geschaidten Manne.

Ein Mann hatte viele Kinder, und was er auch arbeitete, die Kinder konnte er doch nicht sättigen. Er ging als Hirte zu einer Schafherde. Sein Herr sagte ihm, es käme jeden Abend ein Riese und stehle ein Schaf. Wenn er sich verpflichte, so zu sorgen, daß er keines stehlen könne, so gäbe er ihm den vierten Teil der Herde. Der Hirte machte sich ein Feuer unter einer Tanne und wärmte sich, ließ aber nicht ein Auge von den Schafen. Alles blieb ruhig bis gegen Mitternacht. Da wurde der Hund unruhig und er sah den Riesen kommen. Er stand auf, ging ihm entgegen und gab ihm einen guten Abend, sagte dann, es sei ihm nicht erlaubt ein Schaf zu stehlen. „Wie sollt' es mir nicht erlaubt sein, ich bin doch viel stärker als du. Oder kannst du einen Stein pressen, daß Wasser heraus fließt?" „Wie sollt' ich nicht, sieh nur her." Der Hirte nahm aber nicht einen Stein, sondern einen Käse und preßte ihn, daß die Milch herausfloß. Der Riese wunderte sich sehr über solche Kraft und fragte ihn, ob er ihm dienen wolle? Ja, ich will, warte nur ein wenig, bis ich meine Schafe heim getrieben, damit meine Kinder was zu essen haben.

Zuerst führte er die ganze Herde zu seinem Herrn, und als dieser sah, daß nicht eines fehlte, freute er sich und gab ihm den vierten Teil. Er bedankte sich und schickte sie nach Hause, er selbst ging dem Riesen nach in Dienst. Als er in sein Haus kam, gab ihm dieser zwei Büffel-

Digitized by Google

häute, er solle darin Wasser aus dem Brunnen bringen. Aber ach, waren die schwer, daß er sie leer kaum tragen konnte, und erst mit Wasser! „O, ich armer, was soll ich machen? Ich will etwas versuchen, habe immer gehört, die Riesen wären ein wenig dumm.“ Er zog sein Messer aus der Tasche und fing an am Brunnen zu schneiden. Der Riese wußte nicht, was der Knecht so lange beim Brunnen mache, und ging um nach ihm zu sehen. „Was machst du, daß du nicht mehr mit dem Wasser kommst?“

„Sieh', ich will den Brunnen herausnehmen, immer nur mit zwei Büffelfellen um Wasser gehen, ist ja doch zu wenig.“ Der Riese erschrak, wenn der Knecht den ganzen Brunnen ins Haus trage, würden sie alle ertrinken, und sagte: „Laß' nur sein, ich trage auch weniger, der Brunnen ist noch von meiner Großmutter, und meiner Mutter würde es leid um ihn sein, wenn wir ihn von dort wegnähmen. Aber geh' du in den Wald und bring eine Eiche, daß wir Feuer machen.“

Der Knecht dachte wieder: „Wie kann ich wohl diesen dummen Kerl noch betrügen, denn ich bin um die Welt nicht stark genug, eine ganze Eiche zu tragen.“ Er nahm sich einige Ranken von der Waldrebe und ging in den Wald. Der Riese mit seiner Mutter wartete lange Zeit, das Feuer verlosch, aber der Knecht kam nicht. „Du Kind, so geh doch bis in den Wald, und sieh' ein wenig, was macht dieser Mann, ich fürchte er fängt wieder die Arbeit einfältig an.“ Gut. Er ging, und wie er an den Waldesrand kam, sah er die Eichen alle mit Waldrebenranken gebunden. „Du Mensch, was machst du denn, daß du nicht mehr nach Hause kommst?“

„Schau, ich will die Eichen alle mit der Wurzel herausziehen, damit ich den Wald auf einmal nach Hause trage und nicht um jeden einzelnen Baum kommen muß.“ Wieder erschrak der Riese und fürchtete, er werde ihm das Haus anzünden, und sprach: „Laß den Wald in Ruhe, ich will schon selbst eine Eiche herausnehmen und sie nach Hause tragen.“ Er zog eine heraus und trug sie wie einen Besen auf dem Rücken.

Nun beriet er mit seiner Mutter, wie sie diesen starken Knecht aus dem Hause bekommen könnten, denn sie fürchteten, er werde ihnen doch einmal einen starken Schaden antun. „Geh' in der Nacht und schlag ihn auf den Kopf,“ sagte seine Mutter. Der Knecht dachte sich so was, oder wird er auch zugehört haben; als er schlafen ging, legte er sich unter's Bett und legte ins Bett einen Holzklotz. Um Mitternacht kam der Riese leise mit einem dicken Schlägel und hieb auf den Holzklotz ein, daß die Späne flogen. „Nun, meine Mutter, dieser ist tot. Die

Digitized by Google

Knochen flogen alle heraus.“ Er legte sich beruhigt nieder, weil er sich von dem argen Knecht befreit glaubte.

Am Morgen kam der Knecht fröhlich herbei, wünschte einen guten Morgen seinem Herrn und fragte, was er arbeiten solle? Der Riese war entsetzt und fragte ihn, ob er in Frieden geruht? „Ich hätte wohl Ruhe gehabt, doch war es mir, als ob mich jemand gejuckt.“ Dann fing der Riese an ihm zu sagen, es sei jetzt keine Arbeit mehr, er könne nach Hause gehen, seinen Lohn fürs ganze Jahr, einen Sack voll Dukaten, werde er ihm selbst nach Hause tragen. Dies freute den Knecht sehr. Der Riese aber wollte den Sack deshalb selbst tragen, um zu sehen, wo der Knecht wohne, um dann in der Nacht den Sack wieder stehlen zu können. Der Knecht lief aber voraus zu seinen Kindern und lehrte sie, wenn der Riese in die Nähe käme, sollten sie rufen: „Wir essen Menschenfleisch, wir essen Menschenfleisch.“ Der Riese kam keuchend mit dem schweren Sack auf dem Rücken, wie er ganz nahe war, hörte er die Kinder schreien: „Wir essen Menschenfleisch, wir essen Menschenfleisch.“ Als er diese Worte hörte, warf er den Sack auf die Erde und floh und kehrte nicht mehr um. Gott behüte. Der Knecht aber und seine Kinder lebten gut und hatten zu essen, so viel sie brauchten, so lange sie lebten.

Sive Bursan.

5. Hör' nicht, Sieh' nicht, Sei nicht schwer, wie die Erde.[1]

Es war einmal eine Königin, die hatte eine Köchin. Beide bekamen zu gleicher Zeit einen Knaben. Als diese groß waren, schlossen sie treue Freundschaft, Bruderschaft. Der Prinz wollte in die Welt gehen, die Königin erlaubte es nicht, aber der Prinz bat seine Mutter so lange, bis sie ihn ziehen ließ. Der Sohn der Köchin blieb zu Hause. Als der Prinz aufbrach, gab er seinem Kreuzbruder ein Tüchlein und einen Ring und sprach: du Bruder, wenn du an diesem Tüchlein drei Blutstropfen siehst, kannst du wissen, daß ich irgendwo verwünscht bin, dann komme, suche und befreie mich. Wenn aber das Ringlein verrostet ist, dann bin ich tot, dann kannst du mir nicht mehr helfen.

Der Bruder gab ihm die Hand und kehrte um, heimwärts, aber der Prinz ging und ging, bis er in einen Wald kam. Er ging und ging, aus dem Wald kam er nicht mehr hinaus. Er wußte es nicht, daß er einen verwunschenen Wald getroffen hatte, in welchem eine Hexe wohnte. Nun, er ging immer weiter, bis die Sonne unterging, dann ließ

[1] Na'ude, Na'vede, Na'greul pământului.

Digitized by Google

er sich unter einer Eiche nieder, machte sich ein Feuer und begann zu abend zu essen. Seine Mutter hatte ihm einige gebratene Tauben in den Torniſter gepackt und einen Punja gebacken aus weißem Kornmehl. Nur einmal rief jemand aus den Ästen der Eiche: „Aule-o, ich friere, aule-o, ich friere.“ Er blickte hinauf und sah in den Zweigen eine alte Großmutter sitzen und jammern. Es war die Hexe, er wußte es aber nicht. „Komm herunter und wärme dich.“ Sie kam herunter, setzte sich neben ihn, plötzlich nahm sie eine Kröte aus dem Busen und warf sie ihm ins Gesicht, rufend: „Wer Tauben ißt, ißt Kröten, wer Tauben ißt, ißt Kröten.“ „Gib Frieden, alte Großmutter,“ sagte er. Sie aber nahm das Feuerzeug und warf es dem Prinzen über den Kopf, daß er gleich umfiel. Dann zog die Hexe ein Messer heraus, gewann damit das Herz und verwahrte es in der Eiche, die Knochen begrub sie unter die Eiche.

Nun verging eine lange Zeit, vom Prinzen hörte man nichts mehr. Da dachte der Sohn der Köchin daran, einmal nachzusehen, wie es ihm gehe und er zog das Ringlein hervor, dies war blank, also tot war er nicht. Nachher zog er auch das Tüchlein heraus, nur einmal, siehe, drei Blutstropfen darauf. Er erschrak heftig, denn nun wußte er, sein Bruder war verwünscht, deshalb also hörte man nichts mehr von ihm. Er beeilte sich sehr mit der Vorbereitung für die Reise. In den Torniſter nahm er sich gebratene Tauben, das Gewehr und drei Hunde, die hießen Naude, Navede, Nagreul pământului, mit Augen, schwarz wie die Kohlen. Nun ging er immer weiter, bis er auch in den verwunschenen Wald kam. Als die Sonne unterging und er noch immer nicht aus dem Walde herauskam, verstand er, daß es mit diesem Walde nicht richtig sei, und dachte sich, es würde mit seinem Bruder hier etwas geschehen sein, er brauche nicht weiter zu gehen. Er machte sich unter der Eiche ein Feuer und wärmte sich. Da hörte er oben in der Eiche eine alte Großmutter rufen: „Aule-o, ich friere, aule-o, ich friere.“ „Komm herunter und wärme dich.“ „Ich komme nicht herunter, deine Hunde beißen mich.“

„Meine Hunde tun dir nichts.“

„Ich komme nicht herunter, bis du nicht diese drei Haare auf sie wirfst.“ Er nahm die drei Haare und warf sie ins Feuer. Die Alte hatte es nicht gesehen und glaubte, sie lägen auf den Hunden. Nun sprang sie herunter, setzte sich neben ihn ans Feuer und fing an zu schreien: „Wer Tauben ißt, ißt Kröten, wer Tauben ißt, ißt Kröten.“ Zog eine Kröte aus dem Busen, und warf sie dem Jüngling ins Gesicht. Aber die Hunde standen immer auf zwei Füßen und hüteten ihren Herrn.

Digitized by Google

Wie sie die Kröte warf, packten sie die Hunde am Halse, daß sie sich nicht rühren konnte und immer zu Hilfe schrie. Sie bat sehr schön, er möchte sie doch von den Hunden befreien, sie wolle ihn gewiß nicht mehr mit der Kröte ärgern. Aber er sagte: „Du Hexe, du hast mir meinen Kreuzbruder versteckt, sage die Wahrheit, wo ist er?“ Sie wollte es zuerst nicht sagen, bis er nicht das Gewehr auf sie richtete, dann sagte sie es ihm. Das Herz habe sie in der hohlen Eiche versorgt, die Knochen unter der Eiche eingegraben. Wenn er sie alle zusammennehme und mit dem Blut der Kröte einreibe, würde der Prinz wieder frisch und gesund. Er tat, wie ihn die Hexe gelehrt. Wie er das Herz herausnahm, sah er dort noch mehrere und ersah daraus, daß die Alte noch viele Sünden begangen und nicht wert sei, zu leben und noch mehr zu sündigen. Er nahm auch die Knochen aus der Erde, rieb sie mit Krötenblut ein, da stand der Prinz frisch und gesund neben ihm, er aber nahm das Gewehr und schoß die Hexe nieder. Wie er schoß, wurde es ganz helle, nirgends sah man einen Wald, die beiden standen auf der Straße, um sie herum erstreckte sich ein schönes Weizenfeld. Die beiden Kreuzbrüder nahmen sich an der Hand und gingen nach Hause. Dort herrschte große Freude überall, weil der Prinz wieder gesund nach Hause gekommen. *Marie Braun, Leschkirch.*

6. Die Frau des Herrgott.

Drei Brüder hatten eine Schwester, ihre Eltern waren gestorben. Jetzt, da sie nur diese eine Schwester hatten, kamen sie überein, sie niemandem zur Frau zu geben, außer unserm Herrgott. Gott hört alles, sieht alles, was die Menschen auf dieser Erde tun und reden. Dies wissen wir alle. So hörte auch der liebe Gott, wie diese drei Brüder sich beredeten, darum kam er auf unsere Erde, trat unter das Fenster und rief dem Ältesten: „Gibst du mir deine Schwester zur Frau?“ „Komm herein, wenn du meine Schwester haben willst, ich werfe sie nicht zum Fenster hinaus.“ Gott ging fort. Am nächsten Abend kam er wieder unter das Fenster und rief dem zweiten: „Gibst du mir deine Schwester zur Frau?“ „Komm herein in die Stube, ich werfe sie nicht zum Fenster hinaus.“ Gott wollte nicht hinein gehen und ging fort. Am dritten Abend kam er wieder unter's Fenster und rief dem jüngsten Bruder: „Gibst du mir deine Schwester zur Frau?“ Dieser nahm seine Schwester und warf sie zum Fenster hinaus. Gott nahm sie und stieg mit ihr in den Himmel.

Digitized by Google

Nun waren die Brüder allein und arbeiteten. Dann kam der Winter und verging, der Sommer kam und verging. Es verging ein Jahr nach dem andern, doch die Schwester war nicht ein einzigesmal gekommen, nach ihnen zu sehen. So waren drei Jahre vergangen. Da kam eine große Sehnsucht über die Brüder nach der Schwester, und der Älteste sprach zum Jüngsten: Nun siehst du, wir wollten unsere Schwester nicht zum Fenster hinausgeben, du hast sie gegeben, von wo sollen wir jetzt wissen, wo wir sie suchen sollen? Aber doch will ich mich auf den Weg machen, vielleicht finde ich sie tot oder lebend. Er machte sich einen guten Malai (ein Gebäck aus Maismehl), steckte ihn in den Torniſter und ging. Er trat auf die Straße und ging nun lange, lange, bis er auf eine große, schöne Wiese kam. Auf dieser mähte ein alter Mann mit einer hölzernen Sense. Dieser alte Großvater aber war Gott, nur wußte es niemand. „Guten Tag, alter Großvater!" „Du sollst leben, Bursche! Wohin gehst du?" „Ich gehe meine Schwester suchen. Eine große Sehnsucht nach ihr hat uns gepackt. Jetzt weiß ich nicht, welchen Weg ich gehen soll, daß ich sie finde." „Gehe immer nur auf dem rechten Wege, bis du an einige schöne Häuser kommen wirst, dann tritt hinein, dort wohnt deine Schwester. Er ging und kam zu den schönen Häusern, trat ein und hatte seine Schwester gefunden. Als er eingetreten war, ging er sogleich hinter den Tisch[1] und setzte sich auf den Stuhl Gottes. „Komm', Bruder, setz' dich auf einen andern Stuhl, es sind ja noch genug hier, komm, ich will dir zu essen geben," redete seine Schwester besorgt zu ihm. „Laß mich hier auf dem Stuhle Gottes. Essen brauch ich keines, ich habe Malai."

Abends kam Gott nach Hause. Als er den Bruder seiner Frau sah, sagte er: „Guten Abend, Schwager". „Ich danke Euch, Schwager," antwortete der Jüngling. „Du Frau, hast du deinem Bruder zu essen gegeben?" „Hör' Schwager, willst du mir nicht dienen? Ich gebe dir einen guten Lohn, und du sollst mir nur einen Tag das Pferd auf die Weide treiben. Wohin dich das Pferd trägt, dorthin sollst du gehen, wo es fressen wird, dort sollst du sammeln, wo es trinken wird, dort sollst du füllen."

Er blieb bei Gott für einen Tag als Knecht. Er setzte sich auf's Pferd und ritt hinaus bis an einen Garten mit vielen Blumen, schönen

[1] „Hinter dem Tisch" ist der Ehrenplatz, den niemand einnimmt, ohne zuerst viel dazu genötigt zu werden. Der Tisch steht bei den Rumänen im Zimmer vorne zwischen den Fenstern. Also vorne hinter den Tisch zu gehen, gilt als eine große Unverschämtheit und Selbstüberhebung.

Digitized by Google

und verwelkten. Die schönen riefen: „Komm' pflück uns für deinen Hut, es steht dir dreimal schöner." Er ging, pflückte einen Strauß und steckte ihn auf den Hut. Dann stieg er wieder auf's Pferd und ritt bis ans Wasser. Das Pferd sprang hinein, schüttelte ihn ab ins Wasser, daß er ertrank.

Die beiden andern Brüder warteten lange Zeit auf ihren ältesten Bruder; als sie sahen, daß er nicht mehr kam, brach auch der mittlere auf mit einem Malai im Torniſter, ſo groß wie ein Rad, und ging denſelben Weg wie ſein Bruder. Als er an die Wieſe Gottes kam, ſtand wieder der alte Mann mit der hölzernen Senſe dort. Der Jüngling redete mit ihm und fragte, welchen Weg er wohl gehen müſſe, um die Frau Gottes zu finden? „Geh' nur auf dem rechten Wege, dann wirſt du an einige ſchöne Häuſer kommen, tritt ein, dort wirſt du deine Schweſter finden."

Er ging immer rechts, traf die Häuſer und trat ein. Als er eintrat, ging er gleich bis in die Hälfte der Stube, als er den Stuhl Gottes erblickte, ſetzte er ſich gleich darauf. „Komm' Bruder, ſetz' dich auf einen andern Stuhl, es ſind ja genug und laß den Stuhl Gottes in Ruhe," bat die Schweſter. Aber er gehorchte nicht und blieb ſitzen. Als Gott am Abend nach Hauſe kam, ſagte er: „Guten Abend ‚Schwager'." „Ich danke euch, Schwager." „Haſt du deinem Bruder zu eſſen gegeben, du Frau? Willſt du dich nicht für einen Tag bei mir als Knecht verdingen zu einem Pferd? ich gebe dir einen guten Lohn. Wohin dich das Pferd tragen wird, dorthin ſollſt du reiten, wo es freſſen wird, dort ſollſt du ſammeln, wo es trinken wird, dort ſollſt du füllen."

Er blieb und ſetzte ſich aufs Pferd und ritt bis zum Garten mit den Blumen, den ſchönen und den verwelkten. Die ſchönen riefen: „Komm' zu mir und ſteck mich auf den Hut, es ſteht dir dreimal beſſer." Er dachte nicht lange; hätte er gedacht, ſo würde er nicht gegangen ſein, aber ſo ſprang er vom Pferd, trat in den Garten, pflückte ſich einen Strauß und ſteckte ihn auf den Hut, dann ritt er weiter bis ans Waſſer. Das Pferd ſprang hinein, ſchüttelte ihn herunter ins Waſſer, daß er ertrank.

Der Jüngſte war allein geblieben und wartete und wartete auf ſeine Schweſter und die Brüder, aber niemand kehrte zurück. Nun legte ſich Trauer und Sehnſucht auf ſein Herz, daß er dachte, er ſolle nicht hier allein bleiben, ſondern auch gehen, ſie zu ſuchen.

In ſeiner Trauer und Sehnſucht dachte er nicht daran, ſich ein gutes Eſſen für den Weg zu bereiten, er machte nur ein wenig Malai aus Aſche, brach dann auf und ging, bis er auf eine Wieſe kam, groß und ſchön. Auf dieſer Gotteswieſe mähte wieder Gott als alter Mann

Digitized by Google

mit einer hölzernen Senſe. „Könnt Ihr noch, alter Großvater?“ „Noch ein wenig, Burſche.“ „Könnt Ihr mich nicht zurecht weiſen, wo ich meine Schweſter finden ſoll?“ „Gehe immer nur auf dem rechten Wege, dann wirſt du einige ſchöne Häuſer antreffen, tritt ein, dann wirſt du deine Schweſter ſehen.“ Er dankte und ging.

Als er angekommen und eingetreten war, blieb er nur hinter der Türe ſtehen, ſetzte ſich dann auf den Boden, wie viel ihn ſeine Schweſter auch bat zum Tiſch zu kommen, er wollte nicht. Nun brachte ſie gutes Eſſen, er dankte aber und nahm nichts. Zog dann ſeinen Torniſter hervor und aß ein wenig Malai aus Aſche. Als am Abend Gott nach Hauſe kam, erhob ſich der Jüngſte von der Erde und wünſchte einen guten Abend. „Du Schwager, komm an den Tiſch und iß mit mir!“ ſagte Gott. „Ich bedanke mich, ich will noch ein wenig hier auf der Erde ſitzen, gegeſſen habe ich aus meinem Torniſter.“

„Du Schwager, bleibe hier bei uns, was ſollſt du ſo allein zu Hauſe? Sieh', ich gebe dir einen guten Lohn, du ſollſt mir mein Pferd hüten. Wohin es dich führen wird, dorthin ſollſt du gehen, wo es freſſen wird, von dort ſollſt du ſammeln, wo es trinken wird, von dort ſollſt du füllen.“ Er blieb, und ritt bis zu dem Garten mit den ſchönen und den verwelkten Blumen. Die ſchönen riefen: „Komm' zu mir, ſteck mich auf den Hut, es ſteht dir dreimal beſſer.“ „Wer euch gepflanzt hat, und wer euch gepflegt, der ſoll euch auch pflücken.“ Er hielt ſich gar nicht auf und ritt weiter bis er an ein Kloſter kam, das Pferd führte ihn hinein. Als er eintrat, waren dort alle Heiligen verſammelt und wollten ihn verurteilen, denn es iſt einem Menſchen von der Erde nicht erlaubt, dies Kloſter zu betreten. Als ſie berieten, was ſie ihm tun ſollten, ſagte Gott: „Er war gehorſam und beſcheiden, ihr ſollt ihm nichts tun. Aber du, heiliger Petrus, ſollſt ihn nehmen und ihm alles zeigen.“

Der Jüngling erzählte dem heiligen Petrus, wie es ihm auf dem Wege ergangen mit den Blumen. Darauf meinte Petrus, es ſei ſein Glück geweſen, daß er die Blumen nicht gepflückt hätte, das wären die getauften Kinder geweſen. Die welken aber wären die ungetauften Kinder. Dann zeigte er ihm noch viele Sünden der Menſchen, bis ſie an die Türe kamen, dann ließ er ihn hinaus. Der Jüngling aber ritt mit dem Pferd auf die Wieſe Gottes und fütterte es gut bis zum Abend und führte es nach Hauſe. Da er Gott gefiel, behielt er ihn bei ſich. Sie lebten alle drei gut mit einander bis auf den heutigen Tag.

Und ich ſtand auf einem Nagel und ſage nichts mehr.

Ana Subţirel, Alzen.

Digitized by Google

7. Der Gänsehirt.

Ein König hatte einen kleinen Knaben; der weinte fort und fort, so daß seine Eltern nicht mehr wußten, was sie mit ihm machen sollten. Sie gaben ihm Kamillentee mit Zucker, rieben ihn mit Butter ein, wiegten ihn, trugen ihn herum, es half alles nichts, er weinte und weinte, bis auch seine Mutter weinte, weil sie nichts mit ihm schaffen konnte. In einer Nacht klopfte jemand ans Fenster. Es waren drei Pfarrherren, welche die Nacht auf der Straße ereilt hatte, nun baten sie um Herberge.

Der König rief sie ins Haus und gab ihnen Abendessen. Der Knabe aber weinte noch immer, und weil er so weinte, sagte ein Pfarrer: „Wir wollen ihn taufen, vielleicht weint er dann nicht mehr.“ Sie tauften ihn, alle drei Pfarrer waren Paten. Der Knabe aber weinte weiter.

Eines Tages kam eine alte Frau und sagte, wenn ihr der König 100 fl. gäbe, so mache sie, daß der Knabe nicht mehr weine. Er versprach es. Sie richtete ein Bad und badete das Kind, nahm es dann in den Arm und sang ihm diese Worte: „Schweig mein Knabe, schweig, du bekommst dann auch die Königstochter zur Frau, welche auf den Felsen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt, schweig mein Knabe, schweig.“ Er hörte und hörte, und weinte seitdem gar nicht mehr, wuchs aber so schnell in einem Jahre, wie andere in dreien.

Als 6 Jahre vergangen waren, war er so groß, wie ein Jüngling von 20 Jahren, und kam zu seiner Mutter und bat, sie möchte ihm Wegzehrung in den Torniſter legen, er gehe, sich die Braut zu suchen. Wie seine Mutter nichts mit ihm schaffen konnte, als er klein war, so konnte sie auch jetzt, da er groß geworden, nichts mit ihm anfangen. Sie sagte: „Mein lieber Sohn, bleib zu Hause, du bist noch zu jung, wirst dir schon noch eine Frau bekommen, wenn du älter bist.“ Er aber sagte, bis er sich das Mädchen finde, von welchem ihm die Alte gesungen, als er klein gewesen, würde noch viele Zeit vergehen, und er brauche keine andere zur Frau als gerade diese.

Darauf legte ihm seine Mutter Proviant in den Torniſter, und er ging, vor sich Tag, hinter sich Nacht. Er ging weit, weit, bis er einen Hof erreichte. Die Sonne ging gerade unter, er hatte sich ermüdet und trat hinein. Was für ein Glück hatte er! Gerade in das Haus seines ältesten Paten war er eingetreten, gerade als der Alte hinaus kam. „Guten Abend, lieber Pate (Nunule).“ „Ich danke dir, Finule, was bringst du mir?“ „Ich bringe gute Laune, ich gehe mir die Braut zu

Digitized by Google

ſuchen. Kannſt du mich nicht auf den Weg weiſen, wo die Königstochter wohnt, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt?“ „Ich weiß es nicht, aber ich will die Meinen fragen, ob ſie es nicht wiſſen.“ Er ging hinaus und rief alle Mäuſe und Ratten zuſammen. Als ſie ſich verſammelt hatten, fragte er, ob nicht vielleicht jemand von ihnen zu tun gehabt habe im Getreide der Königstochter, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt. Es war niemand dort geweſen. Jetzt gab ihm ſein Pate einen goldenen Apfel, in den alles hineingeht, ſei es noch ſo groß, auch ein ganzes Land. Der Jüngling dankte, ſteckte ihn in den Buſen, nahm Abſchied und ging weiter, vor ſich immer Tag, hinter ſich Nacht. Er ging wieder bis gegen Abend, dann erreichte er wieder ein Haus, es wohnte dort gerade ſein zweiter Pate. „Guten Abend, lieber Pate!“ „Du ſollſt leben, mein Finule, was bringſt du mir?“ „Gute Laune, Nunule, ich gehe, mir die Braut zu ſuchen, von der mir die Alte geſungen, als ich immer weinte. Wißt ihr nicht, wo die Königstochter wohnt, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt?“ „Ich weiß wirklich nicht, aber vielleicht wiſſen es die Meinen.“ Er ging zum Fenſter und rief alle Wölfe und Füchſe, ſie ſollten ſich unter dem Fenſter verſammeln. Sie waren gerade alle gekommen. Der Pfarrer fragte jeden einzelnen der Reihe nach, ob er nicht vielleicht etwas geſtohlen aus dem Hofe der Königstochter, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt? Es war aber keiner da geweſen, ſie hatten nicht einmal etwas von ihr gehört. Der Pate gab ihm drei Federn in einem Beutel, eine kupferne, eine ſilberne und eine goldene. Aus der kupfernen kommt, wenn man ſie bewegt, ein kupfernes Pferd, aus der ſilbernen ein ſilbernes, aus der goldenen ein goldenes Pferd, eines mutiger als das andere. Er verſorgte ſich ihn im Buſen, dankte und ging fort, vor ſich Tag, hinter ſich Nacht. Er ging, bis er an ein Haus kam. Hier wohnte der jüngſte Pate. „Guten Abend, lieber Pate!“ „Du ſollſt leben, Finule! Was bringſt du mir?“ „Sieh' ich bringe dir gute Laune, ich bin auf dem Wege zur Braut.“ „Ach, geh zum Teufel, du wirſt doch nicht Heiratsgedanken haben?“ „Ja wirklich, ich gehe mir die Braut zu ſuchen, von der mir die Alte geſungen, als ich immer weinte. Wißt ihr nicht, wo die Königstochter wohnt, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt?“ „Ich weiß es nicht, aber vielleicht weiß es jemand von den Meinen.“ Er ging ans Fenſter und pfiff, da kamen alle Vögel aus der ganzen Welt herbei, und er fragte ſie, ob nicht vielleicht einer Arbeit gehabt im Garten der Königstochter, welche auf den Felſen

Digitized by Google

Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt? Nicht einer war dort gewesen; nur einmal siehe, kommt noch ein Vöglein langsam herbei mit zerschossenem Flügel. „Was ist mit dir, Vöglein?“ „Ach, Herr, ich hatte mich verirrt im Lande der Königstochter, welche auf dem Felsen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt, dort hat mich ein Mensch geschossen, welcher auf die Jagd ging.“

„Wo ist das Land?“ fragte der Pfarrer. „Es ist weit, dort hinter dem Glasberge, aber der Junge wird auch den nicht finden, ich werde mit ihm gehen.“ „Geh, mein Vöglein,“ sagte der Pate und gab seinem Finu einen goldenen Ring: „wenn du diesen Ring bewegst, geschieht, was du verlangst. Aber du sollst dir wünschen, ein Gänsehirt zu sein und goldene Gänse zu hüten. Die Königstochter wird dich sehen, du wirst ihr gefallen, sie wird die Gänse kaufen wollen.“ Er dankte, nahm Abschied und ging dann mit dem Vöglein bis an den Glasberg. Dann nahm er die kupferne Feder, es kam ein kupfernes Pferd. Er kam auf diesem aber nicht weit hinauf, es war zu glatt. Er nahm dann das silberne, mit diesem erreichte er die halbe Höhe, aber mit dem goldenen ging er über den Glasberg hinüber, von dort sah er die Häuser der Königstochter.

Jetzt wünschte er sich ein Gänsehirte zu sein, und gleich hatte er die goldenen Gänse neben sich. Er hütete sie auf einer Wiese neben der Straße, auf welcher die Königstochter in die Stadt auf den Ball fuhr. Sie stand immer am Fenster und sah hinaus auf die goldenen Gänse und wünschte sie zu kaufen. Eines Tages fuhr sie auf den Ball, und wie sie nahe an die goldenen Gänse kam, rief sie den Gänsejungen und gab ihm 10 Kreutzer. Als sie vorüber war, bewegte er die kupferne Feder, es kam das kupferne Pferd heraus, er, ein schöner Jüngling, setzte sich darauf und ritt auch auf den Ball und tanzte in einem fort, immer mit der Königstochter. Dieser junge Herr gefiel ihr sehr. Er sagte ihr aber nicht, wer er sei, und ging vor Ende des Balles fort.

Am andern Tage fuhr die Königstochter wieder auf den Ball. Wie sie auf der Straße wieder zu den goldenen Gänsen kam, rief sie den Gänsejungen an die Kutsche und gab ihm 10 Kreutzer. Als sie vorüber war, zog er die silberne Feder hervor, setzte sich auf das silberne Pferd und ritt zum Tanze und tanzte immer nur mit der Königstochter, aber wieder ging er vor den andern Mädchen und Burschen vom Tanze weg. Als er fort war, wurde die Königstochter traurig, denn er hatte ihr seinen Namen nicht gesagt, und sie liebte ihn so sehr. Am nächsten Tage nahm sie sich Pech in die Tasche, um ihn zu zeichnen. Als sie auf den Ball fuhr und an den Gänsen vorbeikam, gab sie dem Gänsejungen

Digitized by Google

wieder 10 Kreutzer. Was sollte dies wohl sein, daß dieser Hirte ihr so gut gefiel? fast gefiel er ihr besser als seine goldenen Gänse, diesesmal war er aber auch ganz nahe an der Straße gestanden und hatte auf die 10 Kreutzer gewartet. Als sie fort war, setzte er sich geschwind auf das goldene Pferd und ritt hinter ihr. Wie sie beide zusammen tanzten, klebte sie ihm das Pech in den Nacken. Am nächsten Tage befahl sie ihren Dienern, sie sollten alle Jünglinge aus dem ganzen Lande baden. Den, in dessen Nacken sie Pech fänden, sollten sie zu ihr bringen. Doch sie fanden es bei keinem. „Habt ihr denn alle gebadet?“ „Alle, nur den Gänsejungen nicht.“ „Badet auch den.“ Als sie ihn genommen und baden sollten, da hatte der das Pech im Nacken. Gut. Jetzt war große Freude und Verlobung. Aber jetzt wollte der Königssohn mit seiner Braut in sein Land ziehen, aber sie wußte nicht, wie sie ihr Land allein hier lassen sollte. Nur einmal öffnete der Bräutigam den goldenen Apfel und steckte das ganze Land mit allem hinein, dann setzten sie sich beide in den Wagen, vor den das silberne, kupferne und goldene Pferd gespannt war. So fuhren sie nach Hause und feierten die Hochzeit, die Paten hatten sie alle drei geladen und diese waren die Beistände, und das Vöglein sang am Fenster.

8. Das Fett im Hundefell.

Die Nachbarin hatte Krapfen gebacken und gab auch ihrer Nachbarin zwei. Dieser schmeckten sie sehr gut und sie fragte, von wo sie das Fett gehabt. „Jetzt, von wo soll ich's gehabt haben? ich nahm mir den Bratspieß und stach mir's aus dem Fell des Hundes heraus.“ Die Nachbarin ging schnell nach Hause, nahm sich den Bratspieß und eine Schüssel und stach fort und fort in das Fell ihres Hundes, bis er umfiel und tot war. Fett hatte er aber nicht einen Tropfen gehabt.

Seither sagt man über einen magern Menschen: „Du bist mager wie ein Hund.“

Ana Casan, Alsen.

9. Der Pope im Ziegenfell.

Ein Pope hatte keine andern Gedanken, als immer nur, wie er die Leute betrügen und bestehlen sollte. Einmal pflügte er auf seinem Acker und als er fertig war, nahm er auch seinem Nachbarn ein Stück weg. Der Nachbar ärgerte sich, als er es bemerkte, kam zum Popen und sagte: „Herr Parinte, komm' und sieh', du hast auch auf meinem Acker gepflügt.“ „Aber wie sollte ich dir deine Erde gepflügt haben,

Digitized by Google

meine geht doch bis dahin," entgegnete der Pope. „Dann, wenn die Steine reden, dann will ich dir meine Erde überlassen," schrie der Nachbar." Gut. Sie gingen beide mit dem Hannen hinaus auf den Acker. Als sie dort ankamen, fingen die Steine in der Erde an zu reden: „Der Acker des Popen reicht bis her." Der Nachbar und der Hann standen bestürzt da, aber was in aller Welt konnten sie tun? Sie gingen beide nach Hause, doch der Pope blieb zurück bei seinem nun vergrößerten Acker. Aber dieses verhielt sich so: Als der Nachbar gesagt, er würde ihm das Stück überlassen, wenn die Steine redeten, so ging er mit seinem Sohne und grub ihn in die Erde, damit er rede, daß die Leute dächten, es redeten die Steine in der Erde. Als nun die beiden fortgegangen, zog der Pope seinen Sohn aus der Erde, aber er hatte ihn tot gefunden. Gut.

Als er sah', daß Gott die Sünden nicht vergibt, dachte er: „Gut, ich will die Leute nicht mehr betrügen, jetzt werde ich nur noch stehlen." Er nahm sich ein Ziegenfell und zog sich es über seine Kleider, damit ihn die Leute nicht erkennen sollten. Und so ging er jetzt stehlen. Aber die Leute merkten, daß bald hier, bald dort etwas fehlte, und sahen diese Ziege bald hier, bald dort und fürchteten, es werde der Pope sein. Sie ließen in der Kirche Gottesdienst halten und beteten zu Gott, er möchte sie behüten vor dem Popen und sie von ihm befreien. Und der liebe Gott machte, daß der Pope das Fell nicht mehr ablegen konnte. So mußte er, so lange er lebte, im Ziegenfell herumgehen, doch die Leute hatten Ruhe.

Marie Bran, Leschkirch.

10. Der heilige Petrus als Geiger.

Vielerlei machte der heilige Petrus, als er noch mit unserm Herrgott auf der Erde wandelte. Einmal kam er in ein Dorf und trat mit dem Herrn in ein Wirtshaus. Dort waren viele Rekruten, die tranken und sangen. Der heilige Petrus setzte sich mit Gott an einen Tisch hinter die Türe. Nur einmal fing Petrus an: „Ich mache mich zu einem Geiger." „Gib Ruhe, Petrus, du fällst in Ungelegenheit." Aber Petrus gehorchte nicht, nahm die Geige aus dem Zwergsack und fing an aufzuspielen. Als die Rekruten die Geige hörten, sprangen sie auf, fingen an zu tanzen und zu schreien, immer mit dem Wein im Kopfe und lustig. Nur einmal kehrten sie sich gegen den Geiger und schlugen ihn und hieben auf den armen Petrus ein, wie betrunkene Leute, kaum konnte er sich bis zur Türe und hinaus schleppen. Gott kam hinter ihm.

Digitized by Google

Aber der heilige Petrus hatte sich sehr geärgert und sprach: „Es soll regnen immer, wenn die Rekruten einrücken zu den Soldaten.“ Und so ist es geblieben, bis auf den heutigen Tag. Wenn im Herbst die Rekruten sich versammeln um aufzubrechen, dann fängt es an zu regnen.

Am andern Tage gingen sie wieder beide, Gott und der heilige Petrus, weiter. Da fing Petrus wieder mit Gott an: „Unser Gott! warum hast du reiche und arme Leute gelassen? Es wäre ja besser, wenn nur Reiche wären.“ „Gib Friede, Petrus, es ist gut so, wie es ist.“ Aber es ließ ihm keine Ruhe, bis Gott sagte: „Tu also, wie du denkst, es sei besser.“ Dann machte sie Petrus alle reich. Und es war gut so, aber nur kurze Zeit.

Einmal fing Petrus an, sich ein Haus zu bauen, aber Arbeiter bekam er keine. „Ach, ihr guten Leute, was soll ich anfangen, nicht einmal um großen Lohn bekomme ich weder Arbeiter noch Maurer?“ Nun gut. Gott sprach zu Petrus: „Nun siehst du, Petrus, hatte ich dir nicht gesagt, du solltest nicht nur reiche Leute machen? Auf dieser Welt braucht es auch Arbeiter, ohne diese kannst du nicht leben, selbst wenn du eine Lade voll Geld hast.“ *Potru Fauer, Alzen.*

11. Der Bursche mit dem Weinberg.

Es waren einmal drei Brüder, die hatten jeder einen Weingarten. Nun gingen einmal Gott und der heilige Petrus die Straße entlang und kamen an diesen Weingärten vorbei. Dort stand der älteste Bruder. Gott verlangte eine Traube. Dieser wandte sich gleich um und brachte zwei Trauben. Er hatte sie aber aus seines Bruders Weingarten gepflückt. Gott wußte es, sagte aber nichts, nahm sie, dankte und ging weiter, bis an des zweiten Weingarten. Auch dieser stand da. Gott verlangte ihm eine Traube. Er ging und brachte zwei aus seines Bruders Weingarten. Gott wußte es, sagte aber nichts, dankte und ging weiter bis an des Jüngsten Weingarten und verlangte auch ihm eine Traube. Dieser nahm aus seinem eignen zwei der schönsten Trauben, gab eine Gott, die andere dem heiligen Petrus. Gut. Gott gefiel dieser Jüngling und er sprach: „Mein Junge, nachdem du mir diese Trauben geschenkt, möchte ich dir auch was geben, aber du sollst mir gehorchen. Du sollst heute abends zu dem reichsten Manne im Dorf gehen und seine Tochter zur Frau verlangen.“ „Aber wie soll ich mich unterstehen, dieses zu tun, ich, ein armer Bursche, habe nichts als diesen Weingarten.“ „Habe keine Angst, geh nur und tu, wie ich dir gesagt.“ Gott ging mit dem heiligen Petrus

Digitized by Google

ins Dorf. Bis er hinkam, war es grade abend. Sie traten auf den Hof, wo das reichste Mädchen wohnte, und fragten, ob sie nicht Unterkunft für die Nacht bekommen könnten? Der Vater des Mädchen sagte: „Nun, ich möchte Euch ja herein nehmen, aber diesen Abend kommen die Freier zu meiner Tochter.“ „So laßt uns auch nur ins Vorhaus, wir legen uns hinter den Ofen.“ Sie legten sich beide schlafen. Nur einmal kamen zwei Freier, beide reich mit großem Erbe, so daß die Eltern nicht wußten, welchem sie ihre Tochter geben sollten. Der Vater sagte zur Mutter: „Hör' du, wir sollen auch die Leute aus dem Vorhaus fragen, die sind ja alt, daß wir hören, was auch die sagen.“ Gut. Als sie fragten, sagte Gott: „Ihr sollt Eure Tochter keinem von diesen beiden geben, nehmt den dritten.“ „Aber wie sollen wir denn den dritten nehmen, es sind nur zwei gekommen?“ Kaum hatte er ausgeredet, trat unser Jüngling ein und verlangte das Mädchen. Weil er schön war und redete mit schönen Worten, gefiel er ihr und sie nahm ihn. Gott aber und der heilige Petrus drückten sich hinaus. Als die Eltern ins Vorhaus kamen, um auch die beiden Alten zur Verlobung hinein zu rufen, fanden sie niemanden mehr dort. Da glaubten sie, es werde Gott mit dem heiligen Petrus gewesen sein. *Ana Casan, Alzen.*

12. Der Zigeuner mit dem Speck.

Es ging ein Zigeuner mit einem Speck auf dem Rücken über einen Fluß. Und es war Nacht, und die Nacht war dunkel, oben wetterleuchtete es. Der Zigeuner sagte so mit seinem Munde: „Leuchte, Herr, leuchte, ich werde dir ein Stück Speck geben.“ Als er nun nahe an das Ufer des Flusses kam, sagte er mit seinem Munde so: „Ob du leuchtest oder nicht, Speck werde ich dir keinen geben.“ Nach diesen Worten fiel er ins Wasser und rief: „O, Herr, ich hatte nur gespaßt, und schon stößt du mich hinunter.“ *Iuon Bursan, Alzen.*

13. Iliane, der die Blumen gehorchen, die kein Königreich hat.

Vor langer Zeit lebten ein paar alte Leute, die hatten ein kleines Kind. Da sie nun ein kleines Kind hatten, einen Knaben, weinte dieser immer, so daß die Mutter nicht mehr wußte, was sie mit ihm anfangen sollte. Als er nun wieder weinte, sagte seine Mutter zu ihm: „Schweig, mein Knabe, nicht mehr weine, wenn du groß bist, gebe ich dir das

Digitized by Google

Mädchen zur Frau, das so schön ist wie die Sonne.“ Man heißt sie Iliane Costindene (Barcianu: Cosinzeâna), welcher die Blumen gehorchen, die kein Königreich hat. Darauf wurde der Knabe gleich fröhlich und weinte gar nicht mehr. Und wie er nicht mehr weinte, wuchs er und wurde ein strammer Jüngling zum Verwundern, so daß er zu den Soldaten genommen wurde. Gut.

Als er gedient hatte und von den Soldaten heimgekehrt war, sagte er eines Tages zu seiner Mutter: „Nun, mein Mütterchen, ich möchte mir jetzt ein Heim gründen, gib mir jetzt das Mädchen, welches du mir versprachst, weißt du damals, als ich ein kleiner Knabe war und immer weinte? Sie heißt Iliane.“ „O, Herr, aber von dem Mädchen habe ich nicht einmal etwas mehr gehört seitdem, nicht einmal mehr an sie gedacht.“ „Na, gut, wenn sich die Sache so verhält, dann geh' ich und suche mir sie. Leg' mir ein wenig Brot und Speck in den Torniſter.“ Die Alte nahm den Torniſter und sackte ihm ein, dann ging der Bursch. Er ging und ging, weit, weit, aber das Mädchen traf er nicht, nur einmal erreichte er den heiligen Montag. Aber der heilige Montag war gerade in der Kirche und hatte das Haus ohne Wasser gelassen, nicht gekehrt und nicht versorgt. Doch der Bursch nahm den Besen, kehrte und versorgte, dann nahm er sich die Krüge und ging zum Brunnen um Wasser. Als er mit allem fertig war, versteckte er sich hinter den Ofen. Wie nun der heilige Montag aus der Kirche kam, machte er: „Hm, hm, wer wird wohl hier so schön versorgt haben, wenn es ein guter Mensch gewesen, soll er herbei kommen, damit ich ihm danke. Wenn es aber nicht ein guter war, so rufe ich den Hund mit den eisernen Zähnen, daß er ihn frißt.“ Hierauf kam der Bursch hinter dem Ofen hervor und sagte: „Guten Tag, alte Großmutter!“ „Ich danke, aber was bringt dich zu mir?“ „Nun sieh, so und so, ich gehe mir die Iliane suchen, weißt du nicht, wo ich sie finden kann?“ „Ich weiß wirklich nicht, aber geh' zu meiner Schwester, dem heiligen Freitag, vielleicht weiß sie es. Und weil du mir so gut gemacht, gebe ich dir hier einen kupfernen Zaum, wenn du ihn schüttelst, steht gleich ein kupfernes Pferd fertig da; sage ihm nur, wie du willst, daß es dich trage, wie der Wind oder wie der Gedanke. Aber lieber wie der Gedanke, du bist schneller dort, als wie der Wind, mit dem Wind hängst du dich an die Äste an.“ Gut. Er dankte, schüttelte den kupfernen Zaum und gleich stand das kupferne Pferd fertig da. Er stieg auf und ritt und war so schnell wie der Gedanke beim heiligen Freitag. Der war aber in der Kirche. Er trat ins Haus, und wie er hineinkam, fand

Digitized by Google

er die Stube unversorgt, ungekehrt und in den Krügen war nicht ein Tropfen Wasser. Gut. Er nahm den Besen, kehrte und versorgte und brachte in den Krügen Wasser. Stellte dann den Besen hinter die Türe und verkroch sich hinter ihn. Als der heilige Freitag aus der Kirche kam, verwunderte er sich, wie gekehrt und versorgt es im Zimmer war und die Krüge voll Wasser. „Hm, hm," machte die Alte mit dem Munde: „Wer wird mir wohl dies alles getan haben? Ist es ein guter Mensch, soll er herbeikommen, daß ich ihm danke, war es ein schlechter, so rufe ich meinen Hund mit den eisernen Zähnen, daß er ihn frißt." Hierauf kam der Bursch hinter dem Besen hervor und sagte: „Guten Morgen, alte Großmutter." „Ich danke, was bringt dich zu mir?" „Ich gehe mir die Iliane zur Frau suchen, erreichte deine Schwester, den heiligen Montag, diese hat mich zu dir geschickt, es könnte sein, daß du es wüßtest, wo ich sie finden kann." „Nein, wirklich, ich weiß es nicht, gehe aber zu meiner Schwester, dem heiligen Sonntag, es kann sein, daß sie es weiß. Weil du mir aber im Hause gearbeitet, gebe ich dir einen silbernen Zaum, wenn du ihn schüttelst, steht gleich ein silbernes Pferd fertig da und trägt dich, wohin du willst, wie der Wind oder wie der Gedanke, besser wie der Gedanke, mit dem Winde hängst du dich an die Äste an." Er dankte, schüttelte den Zaum und gleich stand ein silbernes Pferd neben ihm. Er setzte sich darauf und ritt wie der Gedanke zum heiligen Sonntag. Der war aber in der Kirche. Als er hineinkam, ach was war dort! die Stube nicht versorgt und nicht gekehrt und in den Krügen nicht ein Tropfen Wasser. Er legte geschwind seinen Tornister weg, nahm den Besen, kehrte und versorgte, dann nahm er die Krüge, brachte Wasser, und als er mit allem fertig war, versteckte er sich hinter den Besen hinter die Türe. Als der heilige Sonntag aus der Kirche kam, verwunderte er sich und machte: „Hm, hm, wer hat mir wohl hier Ordnung gemacht? Wenn es ein guter Mensch war, soll er herbeikommen, daß ich ihm danke, aber wenn es ein schlechter ist, rufe ich meinen Hund mit den eisernen Zähnen, daß er ihn frißt." Hierauf kam er hinter dem Besen hervor und sprach: „Guten Morgen, alte Großmutter!" „Ich danke, was bringt dich so weit zu mir?" „Schau so und so", fing unser Bursch an, „und weißt du nicht, wo die Iliane sein wird?" „Ich weiß es wirklich nicht, aber mein Kind, die heilige Sonne wird es wissen, sie kommt jeden Tag mittags 12 Uhr zu mir, bleibt aber nur eine Stunde, ich will sie fragen. Jetzt muß ich dich aber in die Erde stecken, daß dich die Sonne nicht verbrennt, sie wird gleich kommen." Er nahm den Burschen und warf ihn 99 Klafter tief

Digitized by Google

in die Erde. Kaum hatte sie ihn hinuntergeworfen, kam gleich die Sonne. Sobald sie gekommen, fragte ihre Mutter: „Hast du jemals von der Iliane Costindene gehört?“ „Wie soll ich nicht. Der Weg zu ihr geht gerade aus unserem Tor in ihres.“ Die Sonne ging mehr hinunter und als sie ging, nahm der heilige Sonntag den Burschen wieder heraus aus der Erde und sprach: „Aus unserem Tore geht der Weg gerade in das Tor der Iliane. Und sieh, hier gebe ich dir einen goldenen Zaum, wenn du ihn schüttelst, steht gleich ein goldenes Pferd fertig neben dir und trägt dich wie der Wind oder der Gedanke zu ihr.“ Er dankte, schüttelte den Zaum, sprang aufs Pferd und ritt schnell wie der Gedanke in das Dorf. An einem Brunnen stand eine alte Frau. „Guten Tag, alte Großmutter.“ „Ich danke, mein Junge, bis wohin sollst du?“ „Ich suche die schöne Iliane, welcher die Blumen gehorchen, und die kein Königreich hat. Wo sollte sie wohnen?“ „Dort in den schönen Häusern, aber du sollst dich nicht unterstehen und hineingehen, dort wohnt der Drache, welcher die Iliane gefangen hält, warte bis sie heraus zum Brunnen kommt.“ Er gehorchte aber nicht, sein Herz ließ ihm keine Ruhe, so sehnte er sich nach diesem Mädchen. Er ging hinein. In der ersten Stube war niemand, er ging weiter aus einer Stube in die andere durch 99 Stuben, in der hundertsten war ein großes Faß, in welchem der Drache eingeschlossen saß und jammerte: „Ach wie durstig bin ich, wenn jemand käme und mir einen Krug voll Wasser brächte.“ Der Junge bedauerte ihn, nahm den Krug und brachte ihn voll Wasser. Der Drache trank ihn aus und als er ihn ausgetrunken hatte, sprang ein Reif. „Bring mir noch einen!“ Der Junge brachte ihm noch einen Krug voll. Als er auch diesen ausgetrunken, sprang der zweite Reif. „Bring noch einen.“ Er ging auch zum dritten Male, aber jetzt wußte er, wenn der Drache den dritten Krug getrunken, würde auch der letzte Reif springen, der Drache herauskommen und ihn fressen. Trotzdem bedauerte er ihn und wollte ihm auch den dritten Krug bringen. Als er zum Brunnen kam, stand auch die Iliane dort. Er fragte sie, ob sie mit ihm kommen und seine Frau werden wolle? Sie wollte. Nun schüttelte er den kupfernen Zaum, gleich stand das kupferne Pferd neben ihm. Gut. „Steig auf, Iliane, ich trag nur geschwind dem Drachen das Wasser, dann reiten wir weg.“ Er ging mit dem Krug zum Drachen, wartete aber nicht, bis er getrunken, lief schnell hinaus, setzte sich hinter die Iliane aufs Pferd und flog fort. Aber als der Drache auch den dritten Krug Wasser ausgetrunken, krachte es einmal, und der dritte Reif war gesprungen und der Drache kam heraus, und als er heraus-

Digitized by Google

gekommen war, sah er, daß die Iliane mit dem Jüngling geflohen war. Er ging in den Stall und fragte sein Pferd: „Könntest du wohl noch einen Backofen voll Brot essen und ein Schaff voll Wein trinken, daß wir sie noch einholen?“ „Ich werde essen und trinken,“ sagte das Pferd. Gut. Als er gegessen und getrunken hatte, setzte sich der Drache aufs Pferd und holte sie ein, bevor sie am Wasser angekommen waren. „Nun, du Knabe, ich verzeihe dir wegen dem ersten Krug Wasser, den du mir gebracht, aber dies darfst du nicht wieder tun,“ sprach der Drache, nahm sich die Iliane auf sein Pferd und ritt davon.

Am andern Morgen schüttelte der Jüngling den silbernen Zaum, das silberne Pferd stand gleich fertig neben ihm, er setzte sich mit Iliane drauf und floh wieder. Als der Drache erwachte, sah er gleich, daß die Iliane mit dem Jüngling wieder geflohen war. Er ging in den Stall und fragte sein Pferd: „Kannst du noch einen Backofen voll Brot essen und drei Schaff Wein trinken, daß wir die Betrüger einholen?“ „Ich kann.“ Er aß und trank, dann trug er seinen Herrn wie der Gedanke hinter den Entflohenen und holte sie ein. „Ich verzeihe dir dies für den zweiten Krug Wasser, du sollst dies aber nicht mehr versuchen.“ Er nahm die Iliane und ritt mit ihr nach Hause. Am dritten Morgen schüttelte der Bursch den goldnen Zaum und versuchte noch einmal auf dem goldnen Pferd mit der Iliane zu fliehen. Aber auch zum dritten Male holte ihn der Drache ein, aber jetzt war er zornig und sagte: „Du Kind, aber jetzt gehorche mir, ich will dir auch zum dritten Male verzeihen um den dritten Krug Wasser, welches du mir gebracht, aber wenn du noch einmal solche Sachen machst, dann fresse ich dich.“ Er nahm die Iliane und brachte sie nach Hause.

Am andern Tage stand er betrübt beim Brunnen und wußte nicht, wie er es machen sollte um die Iliane zu befreien, nur einmal siehe da, die Alte, welche ihm die Häuser des Drachen gezeigt hatte. „Guten morgen, alte Großmutter!“ „Ich danke mein Kind, was machst du noch?“ „Sieh' Großmutter, so und so ist es mir ergangen,“ und er erzählte der Alten alles. „Geh' du zur Mutter des Drachen und verdinge dich als Knecht, verlange aber keinen andern Lohn als das schwächste Füllen aus dem Stalle.“ Gut.

Er ging und ging bis ihn der Hunger überkam, aber Proviant hatte er keinen mehr, was ihm seine Mutter in den Tornister gelegt, hatte er gegessen, nun hatte er nichts mehr. Nur einmal sah er einen Raben von einem Ast zum andern hüpfen mit gebrochenem Flügel. „Diesen hat mir Gott geschickt, diesen soll ich essen,“ dachte unser Bursch, streckte

Digitized by Google

die Hand aus um ihn zu fangen. „Laß mich, du Bursch, nicht iß mich, ich will dir auch einmal helfen.“ Gut. Er ließ ihn und ging weiter und kam zu einem Hasen, auch dieser war lahm. „Nun, diesen ess' ich doch.“ Als er die Hand ausstreckte, sagte der Hase: „Laß mich, du Bursch, nicht iß mich, ich will dir auch einmal helfen.“ Gut. Er ließ ihn und ging weiter und traf einen Fuchs. Als er die Hand ausstreckte, ihn zu fangen und zu essen, bat auch dieser: „Laß mich doch, ich will dir auch einmal helfen.“ „Dann geh, ich will jetzt nichts mehr essen.“ Er ging nun immer weiter bis er an einen Hof kam. In der Türe saß gerade die Mutter des Drachen. „Guten Tag, alte Großmutter.“ „Ich danke, bis wohin?“ Ich bin bis hieher gekommen, um mich zu verdingen, braucht nicht Ihr einen Knecht?“ „O ja, ich brauch einen. Was verlangst du für ein Jahr?“ (Damals hatte ein Jahr nur drei Tage.) „Du sollst mir ein Füllen geben.“ Gut. Die Alte rief ihn in die Stube und gab ihm zu essen. Als er gegessen, sagte ihm die Alte, was er zu tun hätte. „Du sollst nichts anderes machen, als diese Stutte hüten und dafür sorgen, daß sie sich füttert, bis es tagt, aber du sollst sie gut hüten, wenn sie dir durchgeht, hau ich dir den Kopf ab und steck ihn an den Stecken, hier an dem Zaun, es sind dort 99, alle von meinen Knechten, jetzt brauch ich noch einen, damit ich hundert habe.

Der Junge setzte sich auf die Stutte und ritt hinaus, er blieb immer auf der Stutte sitzen, damit sie ihn nicht betrügen könne. Gegen Morgen schloß er nur ein wenig die Augen, und als er sie öffnete, war die Stutte nirgends. Nun wußte er nicht, was er tun sollte und fing an zu weinen. Nur einmal kam der Rabe: „Warum weinst du, mein Kind?“ „Sieh' so und so, mir ist die Stutte fort und ich weiß nicht, von wo ich sie nehmen soll.“ „Siehst du dort den Habicht?“ „Ich seh' ihn.“ „Nimm den Zaum und wirf ihn gegen denselben und rufe: „Ho, Stutte der Alten.“ Als er es so gemacht, wie ihn der Rabe gelehrt, stand die Stutte da, er setzte sich auf und ritt heim, es war aber etwas spät, als er bei der Alten anlangte. Sie verwunderte sich, daß er die Stutte gebracht und ärgerte sich darüber, zeigte ihm aber keinen Zorn, rief ihn in die Stube und gab ihm das Frühstück. Aber während er am Tische saß, ging sie in den Stall zur Stutte, die war ihre Tochter, und schlug sie mit einem Strang so lange, bis die schrie: „Halt ein, nicht mehr schlag', morgen will ich mich besser verstecken.“ Am andern Abend schickte ihn die Alte wieder mit der Stutte aufs Feld, damit er sie füttere. Jetzt hütete er sie noch besser, er blieb auf ihr sitzen und schloß kein Auge bis gegen Morgen, da überkam ihn der Schlaf, aber nur, daß er gerade die Augen schloß, und die

Digitized by Google

Stutte war fort. Nun war er sehr betrübt und wußte nicht, was er anfangen sollte und fing an zu weinen. Als er weinte, kam der Hase: „Was fehlt dir, mein Kind, warum weinst du?“ „Nun sieh', so und so ist es mir ergangen, und jetzt zum Schluß ist die Stutte wieder fort, und nun wird es Tag, und wenn ich die Stutte nicht finde, haut mir die Alte den Kopf ab.“ „Na, laß nur, nicht mehr weine, ich will dir schon helfen, da du mich nicht gegessen, als du hungrig warst. Siehst du dort die Schafherde? Das schönste und größte Schaf ist deine Stutte. Ich gehe jetzt zwischen die Schafe und bringe es dir entgegen, dann fliehe ich aber in den Wald, denn ich fürchte mich wie ein Hase vor den Hunden. Wenn ich dir das Schaf gebracht, wirf ihm den Zaum entgegen und sage: ‚Ho, Stutte der Alten.‘ (N'o iapă bătrână). Darauf setze dich aufs Pferd und reite nach Hause.“ Der Bursch tat so, wie ihn der Hase gelehrt. Als er heimkam, stand die Alte gerade in der Türe und dachte, vielleicht wäre heute sein Kopf doch ihr, da sah sie ihn auf der Stutte heimkehren. „Du bist heute lange auf dem Feld geblieben.“ „Ich dachte, ich sollte gut füttern.“ „Geh' hinein zum Frühstück.“ Er ging hinein, sie hinaus in den Stall, nahm sich einen Strang zweifach und schlug auf die Stutte, bis sie sie ganz zerschlagen. Diese versprach, wenn sie aufhöre zu schlagen, werde sie sich morgen besser verstecken. Am andern Abend ging der Jüngling wieder mit der Stutte aufs Gras und hütete sie so gut, daß sie nicht fort konnte, bis die Sonne aufgehen sollte. Da schloß er nur ein wenig die Augen, und sie war fort. Jetzt war es auch Zeit zum nach Hause reiten, ohne Stutte traute er sich nicht und fing an zu weinen, und weinte so, daß sich die Steine von seinen Tränen erweichten. Da kam der Fuchs: „Mein Kind, warum weinst du so?“ „Sieh' so und so,“ und erzählte ihm alles. „Na, wegen dem nicht mehr weine, ich helfe dir, daß du die Stutte findest. Sie hat sich in ein Entenei verwandelt, die Alte sitzt in der Gassentür darauf und brütet es. Komm jetzt nahe an die Türe, dann mische ich mich zwischen die Hühner, wenn die Alte das Geschrei unter den Hühnern hört, wird sie laufen um nachzusehen, was da sei, dann wirf den Zaum über das Ei und sage: ‚Ho, Stutte der Alten.‘ Dann setz dich auf sie und tu', als kämest du nur jetzt vom Feld.“ Grade so machten sie es. Als er kam, saß die Alte in der Türe auf dem Ei und brütete. Der Fuchs lief zwischen die Hühner, der Hahn schrie: Kukurigu, so daß die Alte aufsprang vom Ei, um nach den Hühnern zu sehen. Gleich warf er den Zaum gegen das Ei: „Ho, Stutte der Alten.“ Gleich stand sie da, er schwang sich hinauf und ritt zur Türe hinein. Der Zorn der Alten war groß, sie sagte: „Warum bist du so spät nach Hause gekommen?“

Digitized by Google

„Weil ich die Stutte gut fütterte.“ „Komm, nimm dir den Lohn, das Jahr ist zu Ende.“ Er ging in den Stall, dort standen 99 Pferde, gerade so viele, als abgehauene Köpfe an den Stecken des Zaunes. Immer, wenn sie einen Kopf abhieb, mästete sich ein Pferd. Hinter der Türe stand das hundertste, noch ganz schwach und mager. Er wandte sich gegen das Füllen und verlangte gerade dieses. Die Alte gab es ihm. Und als sie es ihm gegeben, setzte er sich darauf, versetzte ihm eins über den Kopf, nur einmal sprang das Füllen über das Tor und fiel auf der Gasse um. Er gab ihm noch ein Gutes, darauf schüttelte es sich und stand auf; da aber stand an seiner Stelle ein schönes Pferd mit sechs Füßen. Nun ritt der Jüngling schnell wie der Gedanke zum Brunnen des Drachen. Und siehe, die Iliane stand dort mit dem Wasserkrug. „Komm, du, geschwind her zu mir, steig herauf. Nun, sie war auf einmal oben und das Füllen flog, als hätte es grade Flügel. Aber als der Drache merkte, daß die Iliane wieder geflohen, ging er in den Stall zu seinem Pferd und fragte es: „Könntest du wohl noch einen Ofen voll Brot essen und drei Schaff voll Wein trinken?“ — „Ob ich sie trinke oder nicht, die Fliehenden können wir nicht mehr erreichen, sie sind auf einem Pferd mit sechs Füßen davon.“ „Wir wollen doch versuchen.“ Der Drache setzte sich aufs Pferd, und wie der Gedanke waren sie hinter dem Jungen. Aber es war vorbei, und Friede. Sie flogen grade übers Wasser. Er aber in seinem Zorn und Elend sah nicht einmal mehr den Weg, er sah immer nur die Fliehenden, und als er die sah, nahm er das Wasser nicht wahr, und schnell wie der Gedanke sprang er samt dem Pferde ins Wasser und ertrank. Doch die Iliane mit ihrem Bräutigam erreichten in Friede und Gesundheit ihr Land und machten Hochzeit, und wenn sie nicht gestorben, leben sie bis auf den heutigen Tag. *Lina Subţirel, Alzen.*

14. Frau Katze.

An einem Sonntag ging eine Frau mit ihren Angehörigen in die Kirche, und es blieb niemand zu Hause außer der Katze und einem Topf voll Milch. Bevor die Herrin gegangen war, hatte sie zur Katze gesagt: „He, Katze, du darfst dich nicht unterstehen und diese Milch fressen, falls ich sie nicht mehr finde, wenn ich nach Hause komme, bring' ich dich um.“ Gut. Sie brachen auf zur Kirche. Als die Katze aber sah, daß sie allein war, nahm sie sich[1] und steckte den Kopf in den Topf und trank bis

[1] „Nahm sie sich“ (s'o luat). Eine sehr gebräuchliche Redensart, auch im Sächsischen. Es heißt ungefähr: „Sie machte sich auf.“

Digitized by Google

nicht ein Tropfen Milch mehr im Topfe geblieben. „Jetzt, was soll ich machen, hier kann ich nicht mehr bleiben, meine Herrin bringt mich um", überlegte die Katze. Aber sie war nicht dumm, schnell fiel es ihr ein, was sie tun sollte. Sie fing sich zwei Mäuse, spannte sie vor den Wagen und fuhr fort. Als sie nun fort fuhr, begegnete ihr ein Pferd: „Guten Tag, Frau Katze." „Ich danke." „Bis wohin?" „Ich gehe in die Häuser der Räuber, um besser zu leben." „Nimmst du mich auch mit?" „Ich nehme dich, steig auf." Nun fuhren sie weiter und begegneten einem Hahn. „Guten Tag, Frau Katze." „Ich danke." „Bis wohin?" „Ich gehe in die Häuser der Räuber, um besser zu leben." „Nimmst du mich auch mit?" „Steig auf." Sie fuhren weiter und begegneten einer Gans. „Guten Tag, Katze." „Nicht sag' Katze, sag' Frau Katze." „Guten Tag, Frau Katze." „Ich danke." „Bis wohin?" „Ich fahre in die Häuser der Räuber, um besser zu leben." „Nimmst du mich auch mit?" „Steig auf den Wagen." Sie fuhren weiter und begegneten einem Ochsen. „Guten Tag, Katze." „Nicht sag' Katze, sag' Frau Katze." „Guten Tag, Frau Katze." „Ich danke." „Bis wohin?" „Ich gehe in die Häuser der Räuber, um besser zu leben." „Nimmst du mich auch mit?" „Steig auf." Nun fuhren sie weiter und begegneten einem Hund: „Guten Tag, Frau Katze." „Guten Tag." „Bis wohin?" „Wir fahren in die Häuser der Räuber, um besser zu leben." „Nimmst du mich auch mit?" „Steig auf den Wagen."

Jetzt fuhren sie alle zusammen, bis sie in den Wald langten. Im Walde fuhren sie und fuhren bis zu den Häusern der Räuber. Als sie dort ankamen, war niemand zu Hause. Sie spannten die Mäuse aus, diese krochen gleich hinauf an die Stubendecke zum Kukuruz. Auch die anderen traten alle in die Stube; auch dort war niemand, aber der Tisch stand gedeckt fertig da mit Essen aller Art. Sie setzten sich an den Tisch und aßen und tranken und plauderten und waren sehr fröhlich. Die Katze sagte „mäu", die Gans „gigak", der Hahn „kukurigu", das Pferd „miha", der Ochse „muh", der Hund „hau, hau" und die Mäuse sangen oben an der Decke: zi, zi, zi. Als die Räuber abends nach Hause kamen, sahen sie Licht durchs Fenster schimmern. Sie wunderten sich, wer sich denn getraute, in den Wald zu kommen, in ihre Häuser. Als sie sich dem Fenster näherten, sahen sie, daß es nicht Leute waren, wie unsere, und auch ihre Stimme tönte anders. Ihnen wurde Angst, und sie wagten es nicht hinein zu gehen und flohen alle in den Wald.

Als nun die Katze mit den ihren gegessen, löschten sie das Licht aus und gingen schlafen. Die Katze legte sich ans Feuer, die Gans auf den

Digitized by Google

Tisch, das Pferd stand in der Türe, der Ochs legte sich in den Hof, der Hund auf die Türschwelle, der Hahn flog auf das Tor.

Als die Räuber sahen, daß kein Licht mehr durch die Fenster leuchtete, dachten sie, die Fremden wären fort, und schickten einer den andern, zu gehen und nachzusehen, ob das Haus von den Fremden gereinigt sei. Sie zankten sich, denn alle fürchteten sich wie die Räuber, sie tragen ja immer Angst im Herzen. Sie wählten den lahmen und krüppelhaftesten, und der ging. Als er ankam, hörte er nichts, sie waren gerade eingeschlafen. Und wenn der Mensch im ersten Schlaf liegt, so schläft er und sagt nichts. Er kam leise und ging gegen den Tisch, um sich Zündhölzer zu nehmen. Als er die Hand ausstreckte, rührte er an die Gans. Die erwischte ihm den Finger mit dem Munde. Er erschrak und dachte, es sei einer da und erwische ihm mit der Scheere den Finger. Er ging zum Ofen, das Zündholz anzuzünden. Er dachte, es sei eine Kohle, legte das Hölzel daran, nur einmal sprang die Katze ihm in das Gesicht und machte: ch, ch, ch. Er erschrak noch ärger und fing an zu laufen. Als er durch die Türe lief, gab ihm das Pferd mit dem Fuß eins über den Mund, daß ihm die Zähne in den Hals fielen. Er lief weiter, im Hof fiel er über den Ochs, dieser nahm ihn auf die Hörner und warf ihn dem Hund in den Mund, dieser biß ihn in den Fuß, und der Hahn schrie: „kukurigu". Nun, der arme Räuber gelangte mit genauer Not in den Wald zu seinen Freunden, fiel dort nieder und jammerte. Die Räuber erschraken ebenfalls, als sie sahen, wie es ihrem Kameraden ergangen, wie ihm das Blut floß. Als er ein wenig ausgeruht, fing er an zu erzählen: „Als ich in das Haus kam, war es ganz dunkel, und man hörte nichts. Als ich zum Tisch ging, packte mich jemand an der Nase mit einer Scheere. An der Decke machte jemand immer zi, zi, zi, als ob einige Hexen lachten. Dann ging ich ans Feuer, dort saß eine alte Frau, ich sah nur ihr Auge, aber es war wahrscheinlich des Teufels Großmutter. Es kam mir vor, als wollte sie mich fressen, ich aber floh, was ich konnte. Aber in der Tür stand der Teufel und schlug mich wider den Mund, seht, ich habe keine Zähne mehr, kaum konnte ich entkommen bis in den Hof, dort nahm mich einer auf seine Hörner und warf mich einem andern zu, dieser fing schon an mir zu fressen an, er fing am Fuß an, und ein anderer schrie gerade wie ein Hahn: ‚kukurigu'. Mit Mühe bin ich frei geworden und will lieber sterben, als noch einmal in unsere Wohnung zurückkehren." Als die Räuber dieses schreckliche Erlebnis gehört, kamen sie überein, es gehe dort nicht mit rechten Dingen zu, und sie sollten lieber über zwei Berge und zwei Täler gehen und dort sich ein Haus bauen.

Digitized by Google

So blieb die Frau Katze mit ihren Freunden in den Häusern der Räuber und lebten gut in Friede und Gesundheit, und ich trat auf einen Nagel und erzähle nichts mehr. *Sive Bursan, Alzen.*

15. Die dumme Frau.

Ein Bursche hatte sich mit einem schönen Mädchen verheiratet, aber sie war dumm. Als nun die Hochzeit vorüber war, ging der Mann in den Wald um Holz. Als er aufbrach, fragte die Frau, was sie arbeiten sollte? „Na, dann geh zur Nănaṣe (Frau des Beistandes), sieh, was die arbeitet." Die junge Frau ging. „Guten Morgen Nanasche!" „Ich danke dir, Fina." [1] „Was bringt dich so frühe zu mir?" „Ich bin nur gekommen, um zu sehen, was du heute arbeitest." „Schau, ich sächtele die Wäsche." „Nun gut, gute Gesundheit." „Du sollst leben, aber bleibst du nicht mehr?" „Ich kann nicht mehr bleiben, hab' keine Zeit, auch ich muß sächteln." Als sie nach Hause gekommen, nahm sie die Cretinţe (rückwärtige Schürze, immer aus Wolle, die nicht gekocht werden darf, weil Wolle zerfällt, ebenso die Schürzen), Schürzen, Brustpelze, Stiefel und Pelze, legte alles in ein großes Sächtel-Schaff und fing an, die Sachen zu kochen. Unreine Wäsche hatte sie keine, ihre Mutter gab ihr sie alle gewaschen und neu. Als ihr Mann aus dem Walde kam, sah er die junge Frau mit vom Feuer geröteten Gesicht, wie sie geschäftig hin und her lief. „Na, was für eine Arbeit hast du dir gefunden, meine Blume?" „Nun sieh', ich war zur Nanasche, und die sagte, sie sächtele Wäsche, jetzt sächtele ich auch, sieh, ich habe das Schaff voll." „Um Gottes Willen, woher hast du so viele unreine Wäsche bekommen? Wir führen erst seit gestern ein Haus?" „Na, jetzt, ich habe alles zusammen genommen, was ich gefunden, unsere Stiefel, Pelze, Brustpelze, es kommt ja zusammen." Der Mann erschrak über ihre Dummheit, nahm die Mistgabel, steckte sie ins Schaff und zog lauter Fetzen heraus. Die Wolle, die Pelze, das Leder, alles war zerkocht. Er ärgerte sich heftig, am liebsten hätte er sie mit der Mistgabel geschlagen, aber weil sie noch nur einen Tag beieinander waren, wagte er es nicht, und sagte nur: „Morgen sollst du wieder zur Nanasche gehen, aber du sollst besser sehen, was und wie sie es macht." Gut. Am andern Tage fuhr der Mann wieder in den Wald, sie ging zur Nanasche. „Guten Morgen, Nanasche!" „Du

[1] Der Beistand „Nunu", seine Frau „Nănaṣa" nennen das junge Ehepaar Finul und Fina. Seit der Trauung gelten sie als die nächsten Blutsverwandten, ihre Kinder dürfen sich deshalb auch nicht heiraten.

Digitized by Google

sollst leben Fina, was bringst du mir?" „Gute Laune, und ich bin gekommen zu sehen, was du noch machst am heutigen Tage." „Nun sieh, ich wäge den Speck." „Gute Gesundheit." „Ich danke." Sie verschwand eilig. Zu Hause ging sie in die Kammer, nahm den ganzen Speck und schnitt ihn in Stückchen, rief ihren Hund, der hieß Pfund. Sie warf ihm ein Stück nach dem andern. „Du Pfund, wieviel Pfund haben wir?" Der Hund antwortete nichts außer hau, hau, und fraß jedes Stück. Sie schnitt weiter, bis sie ihm den ganzen Speck hingeworfen. Gut. Als er fertig gefressen, legte er sich in seine Hütte und schlief satt. Der jungen Frau schien es, als ob sie nicht gut gearbeitet hätte, aber was zum Teufel konnte sie machen? Als ihr Mann nach Hause kam, stand er in Gedanken, sie in Fetzen zu zerreißen. Aber umsonst, wenn du einen dummen Menschen im Hause hast, kannst du dich vor seinen Dummheiten nicht bewahren. Am andern Tage getraute er sich nicht mehr, seine Frau zur Nanasche zu schicken und sagte, sie solle mit ihm in den Wald kommen. Gut. Sie zog sich schön an wie zum Tanze, nahm sich die weiße Legătoare (Sonntags-Kopfbedeckung der Frau) auf den Kopf und gingen beide. Als sie aufgebrochen, fragte der Mann: „Du Frau, hast du die Türe zugesperrt?" „O nein, ich habe sie nicht zugesperrt." „Also kehr um und sperr zu, ich gehe nur langsam." Sie kehrte um, und wie sie an die Türe kam, wußte sie nicht, wie sie zusperren sollte, was das hieß. [Der Rumäne sagt „zunageln", die Tür hängt an Nägeln (Angeln).] Sie wußte nicht, wie sie das machen sollte, ja, jetzt wußte sie es, so mußte es sein, die Türe aus den Nägeln herausheben. Sie quälte sich, bis sie die Türe herunter hatte. Sie nahm sie auf den Rücken und ging hinter ihrem Manne. Dieser war gegangen, immer nur langsam, aber trotzdem kam er endlich in den Wald. Bevor er in den Wald hineintrat, wandte er sich noch einmal um, nur einmal sah er seine Frau kommen, die Türe hinter sich auf dem Rücken über die Straße ziehen, in einer Hand das Essen, Knödelsuppe. „Ach, ihr guten Leute, es ist doch schlecht mit einer so dummen Frau zu leben," jammerte der Mann. Aber sie, trotzdem sie schwer getragen, kam doch fröhlich herbei. „Na, du mein Männchen, du bist gegangen und hast mich auch mit dem Topfe und der Türe gelassen." „Aber um Gottes willen, warum hast du denn die Türe gebracht?" „Aber du hast doch gesagt, ich sollte sie zunageln. Ich habe es getan, und warum habe ich es getan, wenn ich sie nun doch zu Hause ließ?" Kaum hatte sie ausgesprochen, hörte ihr Mann Räuber kommen. Auf einmal schwang er sich auf eine Eiche und zog auch die Frau mit der Türe und dem Topf hinauf. Die Räuber

Digitized by Google

kamen gerade unter die Eiche, machten sich ein Feuer und zählten Geld. Sie hatten ein Viertel Dukaten. Die jungen Leute standen auf der Eiche, wie lange sie gestanden sein werden, da sprach sie: „Ich kann nicht mehr stehen mit der Suppe und mit der Türe.“ „Bleib ruhig und schweig, wenn uns die Räuber sehen, bringen sie uns um.“ Aber sie schüttete die Suppe auf die Köpfe der Räuber. Es saß gerade einer ohne Haar nahe an der Eiche und sagte: „Mir scheint es fängt an zu regnen.“ „Woher soll es regnen, sieh, es ist keine Wolke am Himmel.“ Es verging noch etwas Zeit, wie viel vergangen sein wird, da fiel auch der Topf mit den Knödeln herunter. Nun sahen die Räuber hinauf in die Eiche, aber gerade als sie hinauf sahen, fiel auch die Tür zwischen sie, so daß sie vor Schrecken nichts sahen und nur flohen, so schnell sie die Füße trugen. Nun stieg auch die Frau hinunter, trotzdem ihr Mann sagte, die Räuber würden wieder umkehren. Die junge Frau machte sich am Feuer zu schaffen, schüttelte sich geschäftig nach allen Seiten und fing an zu singen. Den Räubern aber war es um ihre Dukaten zu tun, sie schickten den Dümmsten nachzusehen, wie und was. Er ging und wie er eine so schöne junge Frau singend sah, trat er näher und fing an zu reden: „Lehr mich auch, ich möchte auch so schön singen, ich weiß aber nicht, wie.“ „Komm nur her, ich lehr dich's.“ Sie zog ihr Taschenmesser aus dem Gürtel und sagte, er solle die Zunge herausrecken. Als er den Mund aufsperrte, schnitt sie ihm die Zunge ab. Dieser schrie vor Schmerz und floh hinter den andern Räubern immer ohne Zunge lallend. Die Räuber glaubten, der Teufel habe ihm etwas angetan, und getrauten sich nicht mehr umzukehren. Dann nahm sich der Mann die Dukaten und ging mit seiner Frau nach Hause und versorgte das Geld, und dachte: Jetzt, wenn meine Frau auch dumm ist, zuletzt war sie doch verständig, und schön ist sie auch, und vielleicht werde ich's ja doch mit ihr tragen.

Sive Bursan, Alzen.

16. Heimkehr aus der Fremde.

Es war einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen. Es waren ein paar Leute, die hatten einen kleinen Knaben. Sie beide mit diesem Knaben würden sehr gut in Frieden und Gesundheit gelebt haben, wenn nur dieses gewesen wäre. Wenn sie nur nicht gar so verarmt wären. Sie waren aber so arm, daß sie oft hungrig zu Bette gingen. Er war ein Cioban (Schafhirt), aber es hatte nichts herausgesehen, die Schafe erkrankten und starben. Eines Abends saß er mit seiner

Digitized by Google

Frau auf dem Ofenherd neben dem Feuer und sie berieten sich, wie sie es doch anfangen sollten, auch zu etwas zu kommen, wie auch andere Leute. Der Knabe schlief in der Wiege. Nur einmal sagte der Mann: „Du Frau, ich gehe in das Land[1] und verdinge mich zu einem Cioban als Knecht, vielleicht habe ich dort mehr Glück, als zu Hause.“ „Du, Mann, was habe ich zu sagen, wenn du denkst, du würdest dort mehr Glück haben, so gehe, ich will auf das Kind sorgen, es ist jetzt bald zwei Jahre alt, ich will mich bemühen, unsere Teilchen auf dem Felde zu arbeiten, damit ich mich ernähre, bis du heimkehrst.“ Gut.

Er ging, und verdingte sich im Lande zu einem Păcurar,[2] der sehr reich war, als Knecht und hütete im Sommer und im Winter die Schafe. Weil er ein zuverlässiger Mensch war, ließ ihn der Stăpân[3] nicht mehr fort, ehrte ihn und gab ihm, was er brauchte. Jetzt, wenn es damals gewesen wäre, wie heutigen Tages mit dem Postwesen, hätte er auch seiner Frau oft etwas schicken können, aber damals wußten die Leute von solchem Verkehr nichts, und die Frau hörte nichts mehr von ihrem Manne, ob er noch lebte oder nicht.

Als er nun zwanzig Jahre dort gedient, überkam ihn eine solche Sehnsucht, daß er fast krank wurde. Oft, wenn er mit den Schafen allein auf dem Felde war, klagte er:

De-ar fi pânea cât de bună
Tot îi rea 'n ţară străină
De-ar fi pânea cât de rea
Tot îi bună 'n ţara mea.

Wäre das Brot noch so gut,
Es ist doch hart im fremden Land,
Wäre es auch noch so schlecht,
Ist es doch gut in meinem Land.

Als der Stăpân sah, wie traurig er herumging bei den Schafen, fürchtete er, er sehne sich nach den Seinen, und sagte: „Höre, Mensch, was ist mit dir?“ „Ach, Stăpân, ich kann nicht mehr vor Sehnsucht, seit zwanzig Jahren habe ich meine Frau und mein Kind nicht mehr gesehen.“ „Dann sollst du nach Hause gehen, und weil du mir ehrenhaft gedient, gebe ich dir mein bestes und schönstes Pferd, ein Gewehr und

[1] Mit dem „Land“ ist die Walachei gemeint.

[2] Păcurar heißt der Schafbesitzer, seine Knechte heißen Cioban. Besitzt ein Păcurar viele Schafherden, so hat er einen Oberknecht, der dann noch mehrere Hirten hält, alle heißen „Cioban“.

[3] Stăpân nennen die Knechte ihren Dienstherrn.

Digitized by Google

dieſes Brot. Aber du ſollſt mir gehorchen und tun, was ich dich lehren werde: ‚Mit dem Pferd ſollſt du nicht zu einer Witwe ins Quartier gehen, und mit dem Gewehr ſollſt du nie ſchießen, wenn du zornig biſt, und das Brot ſollſt du nur anſchneiden, wenn du fröhlich biſt.'" Der Cioban verſprach, es ſo zu halten, dann nahm er Abſchied, gute Geſundheit wünſchend und um Verzeihung bittend und dankte für alles, dann ritt er fort.

Als er in ſein Dorf kam, zog ihn das Herz heim zu ſeiner Frau, aber es kam ihm in den Sinn: nicht zu einer Witwe, und ſeine Frau hatte er ja ſelbſt 20 Jahre lang zur Witwe gemacht. Und er ging zu ſeinem Nachbarn. Dieſer kannte ihn nicht mehr, nahm ihn aber ins Quartier ſamt dem Pferde. Als er dieſes verſorgt, ging er an das Fenſter ſeines Hauſes, nur einmal ſah er ſeine Frau am Tiſche ſitzen mit einem ſchönen Burſchen und eſſen. Dann nahm die Frau ihn um den Kopf und küßte ihn. Da legte unſer Mann die Hand ans Gewehr, ſie beide zu erſchießen, er glaubte, dieſer Burſch ſei ihr Geliebter, und es legte ſich eine Trauer und Sehnſucht auf ſein Gemüt, daß er glaubte, gleich ſterben zu müſſen. Nur einmal kamen ihm die Worte ſeines Herrn in den Sinn, er ſolle nie im Zorne ſchießen. Er ging in ſeine Herberge. Als er in die Stube treten wollte, hörte er drinnen den Nachbarn zu ſeiner Frau ſagen: „Morgen hat jetzt die Nachbarin Hochzeit." Wieder war es unſerm Armen, als ob ihm das Herz zerreiße, wieder legte er die Hand ans Gewehr, aber er rührte ſich nicht, er ſtand wie ein Holz. Da kam der Nachbar heraus und fragte ihn, ob er ſein Pferd nicht dem Bräutigam leihen wolle, er habe es geſehen und es gefiele ihm ſo gut, er möchte gerne auch in die Kirche reiten, wie die Călăraşi,[1] mit einem ſo ſchönen Pferde, und ſo geputzten. Wie dumm doch der Menſch in ſeinem Zorne iſt! Er dachte nicht mehr daran: He, du hatteſt einen Knaben, als du fortgingſt, der muß ja jetzt ein großer Jüngling geworden ſein. Er hatte ganz und gar auf ihn vergeſſen. Aber am Morgen putzte er das Pferd noch ſchöner, und als der Bräutigam kam, um zu fragen, was er dafür verlange, wollte er gar nichts. Darauf ging der Junge und ſetzte ſich mit ſeiner Mutter auseinander, ſie ſollten den Fremden auch zur Hochzeit laden, weil er ein ſo feiner Menſch ſei und ihm das Pferd umſonſt zum Reiten gebe. Gut. Als dieſer zur Hochzeit eingeladen worden, ging er, nahm ſich aber auch das Gewehr mit, denn jetzt wollte er ſie doch alle zuſammen-

[1] Călăraşi, wörtlich Reiter, heißen die zur Hochzeit geladenen Burſche. Dieſe reiten, mit Bändern und bunten Tüchern geſchmückt, auf den Hüten Sträuße, dem Wagen, der die Braut zur Kirche führt, voraus.

Digitized by Google

schießen. Als er eintrat, sagte er: „Guten Tag, und Glück zum heutigen Tage.“ „Ich danke euch,“ antwortete die Frau, „welch ein großes Glück hätte es sein können, wenn jetzt auch mein Mann hier wäre.“ Und fing an zu weinen. „Daß er jetzt seinen Sohn nicht auch als Bräutigam sehen kann! Er ist seit 20 Jahren fort und ich weiß nicht, ob er noch lebt, oder nicht.“ Und sie fing noch heftiger an zu weinen. Da war es ihm, als öffne ihm jemand die Augen. „Dies war ja nicht der Bräutigam seiner Frau, es war ja ihr Sohn.“ Jetzt hatte er gesehen, wie sie um ihn trauerte, sein Herz wurde so leicht und er fragte: „Würdest du deinen Mann erkennen, wenn er jetzt heimkehren sollte?“ „Wie sollt' ich nicht, er hatte auf der Brust ein schwarzes Zeichen.“ Da knöpfelte sich der Mann auf, daß die Brust entblößt wurde. Als die Frau das schwarze Zeichen sah, war eine so große Freude, die nicht gesagt werden kann. Darauf kam auch der Sohn in die Stube, und es wurde eine Hochzeit, wie man nicht mehr gehört hatte bis dahin und auch nachher. Da fiel es dem Manne ein, wenn er am fröhlichsten wäre, solle er das Brot seines Stăpân anschneiden. Er zog es aus dem Tornister und schnitt es an. Nur einmal war es voll Dukaten. Jetzt sah die Frau, wie geehrt ihr Mann gewesen, und was für ein Glück er gehabt, und sie fing wieder an zu weinen, aber jetzt vor Freude und sie dankte Gott, der ihren Mann erhalten und ihn zurückgebracht hatte. Nun lebten sie noch viele Jahre bis in ein hohes Alter. *Sive Bursan, Alzen.*

17. Gott und der Teufel.

Der Teufel war der erste, der ein Haus aus Steinen gemauert. Aber der Teufel machte alle Arbeiten ohne Verstand und Überlegung. Jetzt mauerte er, trug Steine zusammen, hob sie auf die Mauer, und bemühte sich, bis das Haus fertig war. Nach Außen zeigte es sich schön, aber drinnen blieb es den ganzen Tag dunkel. Der Teufel hatte nicht gewußt, daß er auch Fenstern machen müsse. Als das Haus fertig war, nahm er sich einen Trog, um sich das Licht von draußen hinein zu tragen, als er ihn aber hineintrug, war er auch schwarz, wie sehr er auch draußen geleuchtet. Er wußte gar nicht, wie er es machen sollte, und da er nicht wußte, so klagte er es Gott und bat ihn, ihm das Haus abzukaufen. Gott kaufte es. Als er es gekauft, zerstörte er gleich ein Stück Mauer und machte einige Fenster! Herr, was für schöne Fenster! Sie leuchteten wie im Paradiese. Als der Teufel dies sah, schlug er sich den Kopf mit den Hörnern immer an die Wand um seiner Dummheit willen und ging wieder zurück in die Hölle. Dorthin gehört er. *Potru Fauer, Alzen.*

Digitized by Google

18. Wie die Wölfe geworden.

Der Teufel kam zu Gott und sprach: „Unser Herrgott", jetzt hast du Menschen aller Arten auf dieser Welt, Tiere, welche im Hof der Menschen leben, und auch wilde, nur Wölfe sind keine, mach' doch auch solche. Gut. Gott zeigte dem Teufel einen großen Stein neben dem Walde: „Hör', du Teufel, gehe hin zu dem Stein und sage: ‚Teufel friß den Stein.'" Der Teufel ging und sagte: „Stein friß den Wolf." Der Stein rührte sich nicht. Der Teufel ging wieder zu Gott und sprach: „Der Stein rührt sich nicht." „Wie hast du gesagt?" „Stein friß den Wolf." Aber du sollst ja nicht so sagen, du sollst ja sagen: „Teufel friß den Stein." Der Teufel ging wieder zum Stein und sprach: „Stein friß den Teufel." Darauf bewegte sich der Stein und fraß den Teufel; gleich stand an seiner Stelle ein Wolf mit einem Gesicht wie der Teufel.

Seitdem leben keine Teufel mehr in der Welt, aber Wölfe sind noch zu viel.

Petru Bauer, Alzen.

19. Der Zigeuner und seine sieben Söhne.

Ein Zigeuner hatte sieben Söhne. Mit diesen ging er in den Wald um Holz. Als er nun in den Wald um Holz gegangen war, sah er an einem hohen Baum oben einen Bienenstock mit Wachs und Honig. Der Baum aber hatte bis in die Spitze keine Äste. Nun standen sie alle acht unter dem Baum und sahen hinauf zum Wachs und zum süßen Honig und konnten ihn nicht erreichen. Es kam eine so große Sehnsucht nach dem Honig über sie, daß der Zigeuner zu Gott betete: Gott, gib dem Baum Äste, damit wir uns den Honig nehmen können, das Wachs wollen wir der Kirche für Kerzen geben. Wie er so betete, da bekam der Baum Äste. Der Alte kroch schnell zuerst hinauf, hinter ihm alle sieben Knaben, der Jüngste reichte nicht gut. Sie aßen und aßen und als sie den Honig gegessen, sagte der Alte: „Jetzt essen wir auch das Wachs. Wenn wir Gott betrügen, macht das nichts, er hat genug, gut, daß wir oben sind." Sie fingen auch am Wachs an. Als sie fertig waren, nur einmal fielen alle Äste ab, und alle sieben samt dem Alten sausten hinab, alle auf den Kleinen, daß er tot blieb. Der liebe Gott duldet keinen Betrug.

Sive Bursan, Alzen.

Digitized by Google

20. Der Birnbaum mit drei Ästen.

Es war einmal und noch einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen, wie Seifenblasen wäre es zerplatzt.

Es waren zwei Leute, die hatten gar nichts, nur drei Kinder, alle drei waren Knaben. Da sie nun arm waren, lebten sie, wie alle Armen, aus der Hand in den Mund. Die Zeit verging, sie kam auch wieder, die drei Brüder wurden groß und drei stramme Burschе. Nur einmal ereignete es sich, daß ihr Vater starb und nach kurzer Zeit auch ihre Mutter. Als auch sie begraben war, war es der Gebrauch, daß nun das Erbe aufgeteilt werden sollte unter die drei Brüder, aber es fand sich gar nichts außer einem Birnbaum mit drei Ästen. „Nun, ihr Brüder, wie sollen wir diesen Baum teilen?“ Die beiden ältern wußten nicht, wie man das anstellen sollte, aber der jüngere sagte: „Ihr Brüder, seht euch den Baum an, er hat grade drei Äste. Der Älteste soll den größten Ast nehmen, der Mittlere den mittlern, und ich nehme den kleinsten Ast.“ Gut. Diese Teilung gefiel allen. Der Winter war vergangen, der Sommer kam. Der Baum war voll beladen mit Birnen, sie waren so schön, daß es Mär gab, und als sie anfingen reif zu werden, leuchteten sie auf der einen Seite gelb, auf der andern rot. Die drei Brüder kamen überein, sie sollten sie hüten, damit man sie nicht stehle. Nachher müßten sie dieselben mit der Hand herunter nehmen und in die Stadt führen, so könnten sie einen ganzen Haufen Geld machen. Die erste Nacht hütete der Älteste. Grade damals traf es sich, daß Gott und der heilige Petrus auf der Welt herumgingen, um zu sehen, wie die Leute wären. Als sie auf der Straße nahe an dem Baume mit den drei Ästen vorbeikamen, sprach Gott: „Gerne möchte ich eine Birne von dem Baum essen, gehe du, Petrus, und bringe einige im Hut. Aber du darfst sie nicht stehlen, der Mann hütet sich sie, aber verlange ihm einige.“ Der heilige Petrus ging und sagte: „Guten Abend, du Mensch.“ „Ich danke Euch.“ „Willst du nicht so gut sein und mir ein paar Birnen geben? Wir sind zwei arme Menschen, gehen betteln, und nun hat uns die Nacht auf der Straße bekommen, wir sind hungrig, daß wir nicht mehr können.“ „Wie sollt' ich dir nicht geben? komm' herein und halte deinen Hut.“ Petrus hielt den Hut, dieser füllte ihm ihn, aber vom Aste seines Bruders. Petrus dankte und brachte sie Gott, darauf sagte Gott: „Höre Petrus, du sollst keine essen von diesen, diese sind nicht gerecht.“ Er nahm den Hut und leerte ihn in den Straßengraben.

Am nächsten Abend hütete der zweite Bruder. Da kam Gott wieder diesen Weg und schickte wieder den heiligen Petrus um Birnen. Petrus

Digitized by Google

ging und sagte zu dem Jüngern: „Guten Abend, du Mensch.“ „Ich danke Euch.“ „Würdest du nicht so gut sein und mir ein paar Birnen geben, ich bin mit meinem Kameraden auf der Straße gekommen, wir sind hungrig, daß wir nicht mehr können.“ „Wie sollt' ich dir nicht geben, es sind ja genug.“ Er streckte die Hand nach dem Aste seines Bruders und gab ihm den Hut voll. Dieser dankte und ging mit den Birnen zu Gott. Gerne hätte er unterwegs zwei Birnen gegessen, aber er wagte es nicht, denn Gott weiß alles. Als er zu ihm kam, nahm er sie und warf den ganzen Hut voll in den Graben der Straße: „Diese essen wir nicht, sie sind nicht rein, sie sind gestohlen.“

Am andern Abend hütete der Jüngste die Birnen, wieder kam Gott mit dem heiligen Petrus. Wie er in die Nähe des Birnbaumes kam, schickte er Petrus wieder um Birnen. Nun, Petrus getraute sich nicht, etwas zu entgegnen, obwohl es ihm zuviel war, jeden Abend Birnen zu verlangen, um sie in den Graben der Straße zu werfen. Er ging, und als er in die Nähe des Birnbaumes gelangte, sagte er: „Guten Abend, du Mensch.“ „Ich danke Euch, aber was bringt Euch so spät am Abend auf diesen Weg?“ „Sieh, ich bin mit meinem Kameraden gekommen, wir sind arme Leute und gehen betteln, nun hat uns die Nacht auf der Straße erreicht und wir sind hungrig, daß wir nicht mehr können, sei so gut, gib mir ein paar Birnen.“ „Ich gebe dir, Gott hat sie gegeben, komm halt den Hut.“ Der Jüngste brach Birnen von seinem Ast und füllte den Hut.“ Petrus dankte und kehrte nun zu Gott zurück. „Nun, Petrus, komm, daß wir uns jetzt füttern, diese sind recht.“ Sie setzten sich neben die Straße und aßen und aßen, bis der Hut leer war. „Petrus, gehe noch einmal und bring noch einen Hut voll.“ Dieser ging und bat noch um ein paar, der Junge füllte den Hut noch einmal von seinem Ast, dann fragte Petrus, was er schuldig sei. „Ach Herr, mir hat sie ja Gott gegeben, damit ich auch den Armen geben kann.“ Gut. Petrus brachte die Birnen, und sie aßen auch diese, dann waren sie satt. „Petrus geh' noch einmal und frage: ‚Welches Gute verlangt er auf dieser Welt.‘“ Petrus ging und fragte: „Welches Gute wünschst du dir in dieser Welt?“ „Ich verlange mir gar kein Gutes, alles ist schon von Gott geordnet. Mir würde es gut kommen, wenn mir eine gute Gefährtin bestimmt wäre.“ Petrus wandte sich zurück und sagte diese Worte. Jetzt erhob sich auch Gott, sie gingen nun beide zum Jüngling und Gott sprach: „Heute sollst du jetzt die Birnen nicht mehr hüten, du sollst mit uns kommen.“ (Sie waren schon früher auf ihrem Wege zu einem Mädchen gekommen, welches sehr arm, aber auch wie

Digitized by Google

dieſer Burſch immer auf dem rechten Wege gewandelt. Gott war viel auf der Erde herum gewandert, hatte aber nur dieſe beiden ehrenhaft gefunden.)

Der Burſch ſprang vom Birnbaum herunter und ging mit, ſie gingen vorwärts und gingen weit, bis ſie in ein Dorf kamen. Als ſie im Dorf waren, traten ſie in ein Haus nur mit Stroh gedeckt, es wohnten dort nur ärmere Leute. Aber im Hof und in der Stube waren viele Leute, und man hörte drinnen die Geige und Flöte, man ſah, es war der Anfang einer Hochzeit. Als ſie eintraten, kam die Braut und brachte eine Schüſſel voll Suppe und rief dieſe drei Fremden zum Eſſen. Sie hielt dieſelben für Bettler. Als ſie gegeſſen, blieben ſie in der Mitte des Vorhauſes ſtehen, bis die Leute ſagten: „Warum ſteht ihr noch hier im Wege, geht beiſeite, geht jetzt auch auf andere Hochzeiten, es ſind noch im Dorfe.“ „Wir rühren uns nicht von der Stelle, bis ihr uns nicht die Braut gebt.“ „Dann geben wir euch die Braut, wenn der Wein von der Decke der Stube fließt und die Flaſchen füllt.“ Gott dachte nur, und als er gedacht, floß der Wein von der Decke und füllte die Gläſer, und als dieſe voll waren, floß er auf den Tiſch, vom Tiſch auf die Erde, daß die Leute erſchraken und alle davonliefen. Es blieben nur die drei Fremden, die Braut und ihre Eltern. Dieſe ſagten nichts mehr, und am nächſten Tage war Hochzeit. Der Bräutigam war unſer Burſch und Gott der Nänaș (Beiſtand). Als die Hochzeit vorüber, packte die junge Frau alle ihre Sachen in den Zwergſack, ſie hatte nicht viel, und nun gingen alle vier auf die Straße. Sie gingen ein Stück zuſammen, bis ſich ihre Wege trennten. Dann wünſchten ſie dem Nanaſch und ſeinem Kameraden gute Geſundheit und trennten ſich. Die jungen Leute gingen auf dem rechten Wege, Gott und der heilige Petrus gradaus. Als die Jungen eine Weile gegangen, kamen ſie auf eine ſchöne Wieſe, ſetzten ſich nieder, um ein wenig auszuruhen. Der junge Mann legte den Kopf in den Schoß ſeiner Frau und fing an zu weinen und weinte und weinte ſo, daß ihre Schürze ganz naß wurde. Trotzdem Gott ſchon weit war, ſah er doch dies große Weinen und ſchickte den heiligen Petrus, ihn zu fragen, warum er ſo traurig weine. Nun, Petrus kam und fragte ihn. „Wie ſoll ich nicht weinen, wenn ich meine gute junge Frau ſehe, und weiß nicht, wohin ich ſie führen ſoll, ich habe nicht einmal ein kleines Häuschen, habe nur den kleinſten Aſt eines Birnbaumes.“ Als Gott dieſe Worte hörte, dachte er, und als er gedacht, ſtand ein ſchönes Haus auf der Wieſe und neben dem Haus eine Kirche, einige Geſchäfte und ein Wirtshaus, und Gott gab dies alles ihnen.

Digitized by Google

Die junge Frau mit ihrem Manne fielen auf die Kniee, küßten die Erde, schlugen sich das Kreuz und dankten Gott, aber sie wußten noch immer nicht, daß ihr Nanaſch Gott war. Jetzt ſagte der junge Mann zu ſeiner Frau: „Du Frau, jetzt wohnen wir in dieſen ſchönen Häuſern, aber wir wollen nicht einen Armen an unſerer Türe vorbeigehen laſſen, ohne ihm zu eſſen zu geben oder Kleider zum herumgehen. Und ſo war es. Sie halfen den Armen, verrichteten Gebete und gaben Wachs für Gott und was ſich für einen Menſchen von Ehre geziemt. Einmal ging der Mann auf die Jagd, die Frau blieb allein zu Hauſe. Da traf es ſich, daß Gott mit dem heiligen Petrus wieder auf der Welt herumwandelten, nur einmal fielen Gott dieſe jungen Leute ein, und er ſprach zum heiligen Petrus: „Komm, Petrus, wir wollen gehen und ſehen, was noch die jungen Leute machen, ob ſie noch immer ehrenhaft ſind?“ Gut, ſie nahmen ſich und gingen bis an die Türe, angezogen wie Bettler. „Guten Abend, unſere Stăpână!“ „Ich danke Euch!“ „Seid ſo gut und gebt uns ein wenig Herberge für dieſe Nacht, wir haben uns verſpätet und ſind müde, daß wir nicht mehr können.“ „Die Herberge iſt Gottes, nicht unſer,“ antwortete die Frau, „kommt herein, ſetzt Euch an den Tiſch, ich bringe Euch Suppe.“ Sie breitete ein weißes Tiſchtuch aus, und brachte eine große Schüſſel voll Suppe und Palukes, aber ſie legte auch das Brot auf den Tiſch und Branntwein und ſagte dann: „Es ſoll Euch wohl bekommen.“ Wie ſie dann anfingen zu eſſen, ging ſie und richtete einen weißen Strohſack aus der Truhe und machte ein Bett, und als ſie gegeſſen — ſie hatten noch Suppe übrig gelaſſen, ſo viel war in der Schüſſel geweſen — ſagte die junge Frau: „Nun kommt, Ihr guten Leute, legt Euch ſchlafen, Ihr werdet ſchläfrig ſein, da Ihr von der Straße kommt.“ „Laß nur ſein, Stăpână, wir legen uns nur in die Türe mit dem Kopf auf die Schwelle, wir haben nicht reine Wäſche, wir beſchmutzen dir das Bett.“ „Aber deswegen ſollt Ihr Euch nicht betrüben, wir haben noch Waſſer zum Waſchen, aber ich habe auch Wäſche, ich gebe Euch zum Wechſeln.“ „Laß nur, liebe Stăpână, mach dir Arbeit wegen uns nicht mehr, wir ſind auf der Schwelle gewöhnt.“ Sie legten ſich hin. Da kam der Mann nach Hauſe, es fehlte nicht viel, ſo wäre er auf die Leute getreten. „Du, wen läßt du hier in der Türe liegen, warum machſt du den Fremden nicht ein Bett, wie es ſich gehört?“ „Sieh, ich hab' es ihnen gemacht, aber ſie wollten durchaus nicht, komm jetzt und iß, du wirſt hungrig ſein.“ Er hatte keine Ruhe, er ging zu den Fremden, ſchüttelte ſie: „He, Ihr guten Leute, kommt und eßt mit mir.“ Gott hatte alles gehört, er ſtellte ſich nur ſchlafend. Als ſie nun

Digitized by Google

geschüttelt wurden, erhoben sich beide und sprachen: „Aber laß sein, unsere Stăpână, deine Frau, hat uns schon Abendessen gegeben, wir sind satt.“ „Aber mir ist es nicht gemütlich, wenn ihr nicht wenigstens ein wenig mit mir eßt.“ Jetzt setzten sie sich alle zum Tisch. Die beiden kosteten ein wenig und plauderten, dann legten sie sich schlafen.

Morgens erhoben sich die Fremden mit dem Tage, dankten für die Herberge und alles und gingen fort. Die junge Frau bespritzte den Boden mit Wasser, um zu kehren, als sie bis an die Türe gekehrt, erblickte sie den Sack. Die Fremden hatten ihn hinter der Türe stehen lassen und er war voll Geld. „Du Mann, komm, sieh, die Leute haben ihren Sack voll Geld vergessen, geh schnell und trag ihn ihnen nach, die Armen, wer weiß, wie viel sie herumgewandert, bis sie so viele Kreuzer gesammelt.“ Der Mann lief hinter den beiden immer schreiend: „He, Ihr guten Leute, steht still, he, nun, hört Ihr nicht?“ Er lief und schrie und lief und schrie, Gott hörte ihn, antwortete aber nicht gleich. Dann bedauerte er ihn, weil er sich so ermüdete und stand still mit dem heiligen Petrus, bis er sie erreichte. Dann sagte Gott: „Du Mensch, weißt du, wer ich bin? Ich bin Gott und kam zu dir, um zu sehen, ob Ihr noch gute Menschen seid und ehrenhaft lebt, wisse, ich war Euch auch Nanasch. Das Geld in dem Sack brachte ich Euch, Ihr solltet Euch Vieh kaufen können und noch anderes, was Ihr braucht.“ Als unser Mensch diese Worte vernommen, fiel er auf die Kniee, küßte Gott Hände und Füße und dankte sehr, aber Gott und der heilige Petrus gingen weiter. Er aber und seine Frau blieben immer auf dem rechten Wege und halfen den Armen, so lange sie lebten. *Lina Subţirel, Alzen.*

21. Das Bild der heiligen Maria.

Es war einmal in einem Dorf ein Mädchen, fleißiger als alle andern aus seiner Gesellschaft. Die andern Mädchen spannen an einem Abend 2—3 Spindeln voll Garn. Diese nahm sich immer 1 Viertel mit und füllte sie alle. Diese Sache verhielt sich aber so: Alle Mädchen hatten einen Geliebten. Dieser sitzt aber neben seinem Mädchen und plaudert und macht Späße, das Mädchen hört ihm zu und lacht und vergißt über dem Spiel auch manchmal auf die Spindel. Dieses Mädchen hatte keinen, also auch keine andere Sorge als ihre Spindeln. An einem Abend traf es sich, daß ein fremder Bursch in die Şezătoare (Gesellschaft) kam, so schön, viel schöner als die andern alle, aber niemand kannte ihn; die Mädchen aber sahen ihm alle nach, und jede hätte ge-

Digitized by Google

wollt, wenn er neben sie gesessen. Dieser aber sah sich nach keiner um, außer nach dieser einen, die allein saß und nicht um sich blickte außer immer nur auf ihren Rocken und ihre Spindel. Dieser ging in einem auf sie zu und setzte sich neben sie und fing mit ihr an zu reden. An diesem Abend konnte sie ihr Viertel nicht füllen. Als sie nach Hause kam, fragte ihre Mutter: „Was ist mit dir, daß du die Spindeln nicht gefüllt? das Viertel ist fast nur halb.“ „Weiß ich, Mutter, was mit mir ist, es ist als ob mir die Hände gefroren wären.“

Am andern Abend kam der fremde Bursch wieder und setzte sich neben dieses Mädchen, und plauderte und plauderte und sagte, er wolle sie zur Frau nehmen. Nun, an diesem Abend spann sie nicht mehr als zwei Spindeln. Als sie nach Hause kam, fing ihre Mutter mit ihr an: „Mein Kind, sage mir, was ist mit dir, daß du diesen Abend grade nur zwei Spindeln gesponnen?“ „Ach, meine Mutter, es ist ein so schöner fremder Bursch gekommen und hat sich immer neben mich gesetzt und geplaudert und gesagt er wolle mich zur Frau nehmen.“ „Mein Mädchen, sage ihm, wenn er solche Gedanken hat, solle er zu uns kommen.“

Am nächsten Abend war es wieder so. Als er aber von der Liebe anfing zu reden, sagte sie ihm, er solle zu ihrer Mutter kommen. „Ich werde einmal kommen, aber jetzt nicht.“ Als sie diese Worte ihrer Mutter mitteilte, lehrte sie ihre Mutter, sie solle ein Knäul mit Faden nehmen, und wenn er wieder neben ihr säße, ihm den Faden an den Fuß binden, sie solle machen als sei ihr die Spindel entfallen und dies beim Bücken tun. Gut.

Am nächsten Abend machte sie es, wie ihre Mutter sie gelehrt. Sie band ihm den Faden an den Fuß und behielt das Knäul in der Hand, als er fort ging. Dann ging sie ihm nach. Aber wie erschrak sie, als sie sah, wohin er ging! Er ging auf den Friedhof und stieg in ein Grab, nahm einen Totenkopf und fing an daran zu nagen. Unser Mädchen erschrak furchtbar und floh nach Hause.

Als am nächsten Abend der Bursch wieder kam und sich neben sie setzte, wollte sie nicht mit ihm reden. „Nun, was ist mit dir, warum bist du zornig?“ fragte er. Sie antwortete nichts. „Du, sage mir, warum bist du zornig? wenn du es mir nicht sagst, stirbt deine Mutter.“ Sie schwieg. Als sie nach Hause kam, fand sie ihre Mutter tot. Nachdem sie nun gestorben war, begruben sie die Leute, was sollten sie auch anders tun? Und als eine Zeit vergangen war, ging das Mädchen wieder in die Şezătoare. Siehe, dieser Fremde kam auch wieder und setzte sich neben sie und fing wieder an: „Warum bist du zornig über mich?“ Sie wollte

Digitized by Google

es ihm nicht sagen. „Du, sag mir die Wahrheit, wenn du sie mir nicht sagst, so stirbt dein Vater.“ Sie sagte nichts. Als sie nach Hause kam, fand sie ihren Vater tot. Nachdem nun auch ihr Vater gestorben, wurde auch er begraben.

Als sie wieder in die Şezătoare kam, war auch jener wieder da, setzte sich neben sie und fragte sie wieder, warum sie über ihn zornig sei? Sie wollte auch jetzt es ihm nicht sagen. „Du sag' es mir. Deine Mutter ist gestorben, dein Vater ist gestorben, jetzt stirbst auch du.“ Sie sagte es ihm nicht. Als sie nach Hause kam, bereitete sie sich vor zum Sterben, zog ihre schönsten Kleider an, und als sie fertig war, starb sie. Nun, dieses erregte großes Aufsehen. Die Leute begruben sie neben die Straße.

Als der Frühling kam, sproßte aus dem Grabe ein Rosenstrauch hervor. Dieser blühte. Seine Rosen waren so schön, wie noch niemand gesehen. Alle Leute, welche die Straße daher kamen, blieben stehen und besahen sie, aber nehmen konnte sie niemand. Einmal kam ein Königssohn vorbeigefahren. Als er die schönen Rosen sah, befahl er dem Kutscher, sie zu brechen und ihm sie in den Wagen zu geben. Wie sich der Kutscher auch bemühte, er war nicht imstande einen Ast zu brechen. Als der Königssohn sah, daß der Kutscher nicht konnte, stieg er hinunter und riß den Stock samt der Wurzel heraus und warf ihn über seinen Rücken in den Wagen. Wie er ihn über den Rücken geworfen, wurde aus dem Rosenstock wieder das schöne Mädchen, nur noch schöner als sie früher war, so schön, daß sie dem Königssohn gleich so gut gefiel, daß er sich mit ihr trauen ließ. Nun lebten sie beide gut und ohne Sorgen. Aber sie wollte nie in die Kirche gehen. Oft sprachen die Leute davon und fragten sich: Was sollte doch sein mit unserer Königin, daß wir sie nie in der Kirche sehen? Der junge König hörte solche Worte, ließ ihr aber den Willen ein ganzes Jahr. Dann kam die Zeit, daß sie ein kleines Knäblein bekamen. Nun wünschten die Leute sehr, die junge Königin und das Kind zu sehen. An einem Sonntage befahl der König, seine junge Frau möchte sich schön anziehen für die Kirche. Die Königin jammerte zuerst und sagte dann, er werde sehen, sie käme nicht mehr aus der Kirche zurück, wenn sie einmal hineingehe. Ihr Mann sagte aber, sie sollte nicht so dumme Gedanken haben. Gut. Sie richtete sich mit schönen Kleidern, nahm den Knaben in den Arm und ging hinter dem König zur Kirche. Er trat ein, als aber auch sie eintreten wollte, da stand der schöne fremde Jüngling aus der Şezătoare neben ihr und fragte: „Warum bist du zornig über mich?“ Sie antwortete nicht. „Du, sag mir die Wahrheit, sonst stirbt auch dein Kind.“ Hierüber erschrak sie sehr, und sagte die Wahrheit. „Siehst du, du Alberne. Du

Digitized by Google

hätteſt mir es damals ſagen ſollen, ſo wäre deine Mutter und dein Vater nicht geſtorben und du würdeſt doch hierher gekommen ſein.“ Jetzt will ich dir ſagen, wer ich bin: „Ich bin der Tod“ (Harhangel).

Sie ging in die Kirche. Und als ſie eintrat, konnte ſie nicht an ihrer Stelle bleiben, es zog ſie etwas immer mehr nach vorne, immer mehr hinauf, immer mehr hinauf, bis zum Altar, nur einmal ſchien ſie etwas hinauf zu ziehen. Da plötzlich wurde ſie das Altarbild. Seit dieſer Zeit ſteht das Bild der heiligen Mutter mit dem Kinde im Arm in allen Kirchen.

Lina Subţirel, Alzen.

22. Das Büchlein Gottes.

Drei Brüder hatten ſich beſprochen zu gehen um zu ſehen, wie es in der Welt ſei. Sie gingen, und gingen, da ſchien es ihnen, als wären ſie auf dem Waſſer, und einer ſagte zum andern: „Hört, ihr Brüder, uns trägt das Waſſer.“ „Ja, wirklich, uns trägt das Waſſer.“ Sie gingen immer weiter, immer auf dem Waſſer, wurden aber gar nicht naß, es war, als ob das nicht naſſes Waſſer ſei. Sie gingen, wieviel ſie gegangen ſein werden, da ſagte wieder einer zum andern: „Hört, ihr Brüder, mir ſcheint, wir ſtehen auf Sand.“ „Ja wirklich, ihr Brüder, wir ſtehen auf Sand.“ Und ſie ſtanden auf dem Sand. Neben ihnen ſtand ein Apfelbaum. Sie waren ermüdet, und der Jüngſte ſagte: „Ihr Brüder, ich muß eine Stunde ſchlafen, ihr ſollt mich hüten. Wenn die Stunde vorüber iſt, dann ſollt ihr ſchlafen und ich hüte euch.“ Gut.

Er legte ſich nieder in den Schatten des Baumes und ſchlief ein. Nach einer Stunde erhob er ſich, und die beiden ältern legten ſich ſchlafen. Er ſetzte ſich neben ſie und ſorgte, nur einmal kam ein alter Mann, es war aber Gott, nur wußte es niemand. „Guten Tag, mein Sohn.“ „Ich danke, alter Großvater.“ „Was machſt du?“ „Sieh', ſo und ſo, ich hüte meine Brüder.“ „Komm' du mit mir, ich führe dich zu deinem Glück.“ „Ich würde gerne kommen, aber ich kann ja meine Brüder nicht allein hier laſſen, ich muß ſie hüten.“ „Komm' du mit mir, deine Brüder behütet Gott.“ Als der Alte ſo ſagte, ging der Jüngſte mit ihm bis zu einigen Häuſern, in eines traten ſie ein. Darauf ſagte der alte Großvater, das heißt Gott: „Setze dich hieher auf den Herd, und was du immer ſehen und hören wirſt, ſchweige und rühre dich nicht. Wenn du dieſe meine zwei Worte befolgen wirſt, wird es dir gut gehen, wenn du aber nicht hörſt, ſchlecht genug.“

Dieſer blieb allein in der Stube. Gott ging fort. Als Gott ihn verlaſſen, und er allein geblieben, fühlte er ſich zuerſt einſam, nur einmal

Digitized by Google

kamen viele mit Musik und fingen an zu tanzen und riefen auch ihn, er aber rührte sich nicht, da kamen auch seine Eltern und Brüder und redeten ihn an. Es waren ja nur Betrügereien, er aber rührte sich nicht und antwortete auch nicht. Nur einmal sonderte sich einer ab, kam zu ihm und sprach: „Wenn du jetzt nicht herbeikommst, hau ich dir den Arm herunter.“ Dieser rührte sich nicht, wie ein Holz. Darauf zog der das Messer aus dem Gürtel[1] und hieb ihm den rechten Arm mit drei Rippen ab und warf ihn auf den Tisch, dann verschwand alles, und der Bursche saß allein auf dem Herd. Als er nun so allein saß, da kam der Alte zu ihm und sprach: „Du hast gut gehorcht, es wird dein Glück sein.“ Während dieser Worte nahm er den rechten Arm und klebte ihn an die Schulter, daß er noch fester war, als früher.

Am nächsten Tage wiederholte sich alles, nur war die Musik noch schöner, der Tanz war noch größer, und noch mehr Verführer und Betrüger standen hinter ihm, konnten aber nichts mit ihm machen, er rührte sich nicht und redete nicht ein Wort. Der Größte von allen rief ihn, er rührte sich nicht, da zog er das Messer und hieb ihm die linke Hand mit drei Rippen herunter und warf sie auf den Tisch. Darauf verschwanden alle aus der Stube, und es kam wieder der Alte, nahm den linken Arm vom Tisch, klebte ihn dem Burschen an die linke Schulter, so daß er noch fester war, als früher, dann zog er ein Büchlein aus dem Gürtel, gab es ihm und sprach: „Du hast dich gut ans Wort gehalten, jetzt gebe ich dir dieses, es wird dein Glück sein, versorg es gut.“ Der Bursche dankte, steckte das Büchlein in seinen Gürtel, wünschte gute Gesundheit und wandte sich heimwärts.

Er ging und ging und näherte sich der Heimat immer mehr, da überfiel ihn der Hunger. Er suchte im Tornister und im Gürtel nach einer Brotkruste, er fand aber nur das Büchlein. Als er dies herauszog und darauf sah, kamen drei Soldaten aus ihm hervor und fragten: „Was wünschest du, unser Herr, Gerechtes?“ Zuerst erschrak er und verwunderte sich und dachte dann, er werde es von Gott erhalten haben, und sagte: „Ich bin hungrig, Ihr sollt mir etwas zu essen bringen, dann brauche ich hier auf dieser Wiese ein Haus. Diese taten, was er wünschte, sie breiteten auf der schönen Wiese, voll Gras und Blumen, ein Tischtuch aus, da war darauf ein gutes Essen, wie er noch nie in seinem Leben gehabt, und Getränke aller Arten. Bis er gegessen, stand auch ein großes

[1] Die erwachsenen Burschen tragen im Gürtel eine Scheide, in der zwei Messer mit einem dicken bunten Griff stecken. Ebenso ist auch ein Zeichen, daß sie Burschen und nicht mehr Knaben sind, die Schnur mit den Quasten auf Hut und Kappe.

Digitized by Google

schönes Haus fertig da. Es war dreimal so groß und schön als das des Königs, angehaucht mit Gold und der Fußboden aus Gold, Fenstern so viele, als das Jahr Tage hat. In jedem Zimmer zwölf Fenstern.

Am Morgen, als der König ans Fenster trat, sah er weit, weit auf der schönen Wiese ein Haus, welches dreimal so schön und groß war als seines. Er nahm sich die Brille, um besser zu sehen. Als er nun sah, daß es so war, dachte er, der Herr müsse über ihn sein und schickte seinen Diener hin und ließ ihn zum Frühstück einladen. Der Diener des Königs ging und trat in das erste Zimmer, es war niemand da. Er ging durch alle, bis er im letzten den Jüngling fand. „Guten Morgen." „Ich danke, was bringt dich zu mir?" „Der Herr König hat mich geschickt. Er läßt einen guten Morgen wünschen, Ihr solltet so gut sein und zum Frühstück kommen." „Sage dem König, ich ließe danken und würde kommen." Als der Diener gegangen, sah der Jüngling in das Büchlein, gleich standen drei Soldaten da und fragten: „Was wünschest du, unser lieber Herr, Gerechtes?" „Eine Reihe Kleider, welche waren und welche nicht mehr waren, und ein schönes Pferd." Kaum hatte er ausgeredet, lagen Kleider da, die noch nicht gewesen, und vor der Türe stand ein Pferd, wenn es den Fuß hob, sprang es über neun Länder, so mutig war es und voll Gold. Als sich der Jüngling darauf setzte, sah er aus, wie ein Engel. Als er zum König kam, verwunderte sich dieser sehr, welch ein schöner Mensch es sei, setzte ihn neben sich an den Tisch und dachte es wäre ein Engel. Der König hatte drei Töchter, die saßen auch bei Tische, nur einmal trat die Älteste ihrem Vater auf den Fuß und flüsterte ihm ins Ohr: „Schweig, mein Vater, mach', daß mich dieser Jüngling zu seiner Gefährtin nimmt, er gefällt mir." „Schweig, du Einfältige, der wird gerade dich nehmen, er sieht nicht einmal auf dich." Da trat die zweite Tochter ihrem Vater auf den Fuß. „Du Vater, mach', daß dieser mich zur Frau nimmt, er gefällt mir so gut," sagte auch diese. „Du Elende, nicht sei doch so dumm, der wird auch gleich auf dich sehen, mir scheint, er ist ein Engel, lass' mich zufrieden." Nachher trat auch die Jüngste auf den Fuß des Königs: „Du Vater, mach', daß mich dieser zur Frau nimmt." „Was willst du, du Aschenbrödel, oder denkst du, der werde dich nehmen? Gebt Ruhe!"

Als sie gefrühstückt, gingen die Mädchen hinaus, und der König blieb noch mit dem Jüngling bei Tische, um eine Zigarre zu rauchen und auch manchmal ein wenig zu trinken. Jetzt, da sie nur beide allein waren, fing der König an: „Du hast gesehen, mein lieber Herr, ich habe drei schöne und kräftige Töchter, ich würde dir gerne eine, welche du willst, zur Frau geben." „Du würdest gut tun, Herr König, ich möchte eine

Digitized by Google

nehmen, am liebsten die Jüngste, aber bei uns ist es so Sitte, daß sich zuerst die Älteste verheiratet, und ich möchte nicht einen andern Brauch einführen, darum sei so gut und gib mir die Älteste." Der König freute sich, rief gleich seine Tochter herein, sagte es ihr und machte Verlobung, bald darnach Hochzeit, die dauerte acht Tage. Als die Woche vorüber, sagte der Jüngling, jetzt der junge Mann, sie sollten nun auch in sein Haus kommen und auch dort eine Woche Hochzeit feiern. Nun kamen sie alle in das schöne Haus, aber dort waren weder Tische noch Stühle. Als er sah, daß niemand sitzen konnte, sah er in das Büchlein, gleich standen drei Soldaten da und fragten: „Was wünschest du, unser Herr, Gerechtes?" „Bringt Tische und Stühle, Speisen und Getränke aller Art." Nur einmal waren die Zimmer alle voll Tische, beladen mit Speisen und Getränken aller Art, und jedermann hatte einen Stuhl. Es war eine Fröhlichkeit und Freude, daß es Mär gab. Als nun die Woche zu Ende, war auch die Hochzeit vorüber, die Gäste verließen das junge Paar und dies lebte glücklich, denn es hatte, was es brauchte. Und fehlte etwas, sah er nur in das Büchlein und gleich war da, was er wollte.

Er ging gerne auf die Jagd, dann blieb sie allein und es war ihr einsam, darum sagte sie zu ihm: „Geh' zu meinem Vater und bring' mir das Reh, damit auch ich jemanden habe, wenn du auf die Jagd gehst." „Aber wie soll ich gehen und das Reh verlangen, der Vater wird es nicht gerne geben wollen." „O, er gibt es."

Er ging und brachte das Reh. Nun spielten sie gerne beide mit dem Reh, sie hatten es gerne, dies war aber ein Betrüger und nicht wert, daß es lebte. Eines Tages ging der junge Mann mit dem Hund und dem Gewehr in den Wald. Als er fort war, sagte das Reh zur jungen Frau, sie solle ihm ein Papier geben, damit es ein Kistchen für Zündhölzer mache. Sie sah nach einem Papier, fand aber in der Geschwindigkeit dieses Büchlein und gab es dem Reh. Wie dies hinein sah, standen drei Soldaten da und fragten: „Was wünschest du, unser lieber Herr, ungerecht?" „Tragt mich mit Sack und Pack in das arabische Land, wo die Araber sind." Schnell wie der Gedanke war das Haus mit allem auf den Wolken, und bis sich die Frau nur umsah, war sie schon im arabischen Lande, wo die Araber wohnen.

Der Hund hatte keine Ruhe, er bellte und ging immer bellend und kehrte um. „Was nur dieser Hund hat," dachte der Mann und ging auch dem Hause zu. Als er aus dem Walde trat, sah er kein Haus mehr, die Wiese lag allein drüben.

Oft stand der König am Fenster und sah hinüber zu dem Hause,

Digitized by Google

wo seine älteste Tochter wohnte. Auch jetzt sah er hinüber, traute seinen Augen nicht, nahm das Augenglas, sah aber noch immer nichts, er erschrak heftig, zumal als sein Schwiegersohn kam und ihm sagte so und so. „Laß diese Betrüger und komm, nimm dir eine andere Frau, ich habe noch zwei Töchter." „O nein, Vater, es wäre eine zu große Sünde, wenn ich meine angetraute Frau lassen sollte, ich gehe lieber und suche sie. Gib mir eiserne Bundschuhe und einen Stock aus Stahl." Der König sagte nichts mehr, als er sah, daß sein Schwiegersohn von seiner Frau nicht lassen wollte. Er gab ihm Bundschuhe aus Eisen und einen Stock aus Stahl. Er brach auf und ging immer zu, bis die eisernen Schuhe ganz Fetzen waren und der stählerne Stock nur noch so lang, wie eine Hand war, aber seine Frau hatte er nicht gefunden. An einem Tage kam er in einen Wald und begegnete zwölf Räubern. Er erschrak und wollte fliehen, aber sie waren schon zu nahe an ihm, und er dachte, es würde besser sein, wenn er ihnen mit Mut entgegen ginge. Er ging auf sie zu und sagte: „Guten Abend, zwölf Räuber." „Wir danken, Erd-Mensch, was bringt dich zu uns?" „Ich bin gekommen, um zu fragen, ob Ihr nicht noch einen Menschen braucht, ich möchte gerne Kreuz-Bruder mit Euch werden." Die Räuber beredeten sich, sie sollten ihn annehmen, er müsse ein mutiger Mensch sein, weil er sich vor ihnen nicht fürchte. Es war noch nie vorgekommen, seit Räuber sind, daß ein Mensch dieser Erde sich nicht vor ihnen gefürchtet hätte. Sie schwuren sich Kreuz-Bruderschaft bei Brot und Salz. Jetzt ging er mit den Räubern und sorgte sich auf seine Ehre, aber immer mit offnen Augen. Abends, als sie sich schlafen gelegt, hörte er den größten der Räuber zum kleinsten sagen, er solle sich auf die Schuhe sorgen, bis sie sehen, was für ein Mensch dies sei. In der ersten Nacht blieb er ruhig, um keinen Verdacht zu erregen, in der zweiten aber hatten die Räuber keine Sorge mehr, sie glaubten, er werde ein guter Räuber werden wie sie, und schliefen alle. Als nun alle eingeschlafen waren, erhob er sich leise und zog die Schuhe eines Räubers an, um zu sehen, welche Zauberkraft sie besäßen. Als er sie angezogen, flogen sie schneller als der Wind und er kam schnell wie der Gedanke zur Sonne. „Guten Morgen, heilige Sonne." „Ich danke, was wünschest du?" „Kannst du mich nicht zurechtweisen, wohin das Reh mit meiner Frau gekommen ist?" „Ich weiß wirklich nicht, aber gehe zu meiner Schwester dem Mond, der wandelt auch in der Nacht herum und sieht besser." Er ging zum Mond und fragte ihn, der sagte: „Ich habe sie nicht angetroffen, aber gehe zu meinem Bruder, dem Wind, der geht, wohin er will." Der Wind hatte

Digitized by Google

sie wirklich im arabischen Lande gesehen und wollte mit ihm hingehen. Er solle nur im voraus aufbrechen, er werde ihn einholen. Ja, aber der Wind wußte nicht, was für Schuhe dieser hatte. Als er aufbrach und nur einmal auftrat, war er schon über alle Länder. Als er sah, daß ihn der Wind nicht einholen konnte, kehrte er wieder um und ließ nun den Wind voraus gehen, holte ihn dann ein, und sie betraten zusammen das arabische Land, wo die Araber wohnen. Jetzt verwandelte er sich in eine Fliege und flog in sein Haus, grade als seine Frau die Palukes auf den Tisch brachte, um mit dem Reh zu frühstücken. Er setzte sich unter die Palukes und fing auch an zu essen und aß und aß sehr schnell, bis nicht ein Bröckchen mehr übrig geblieben. Da rief das Reh, sie solle noch Palukes bringen, es sei, als esse noch jemand, so schnell sei sie gegessen worden. Die Fliege aber sah sich in der Stube nach dem Büchlein um und fand es unter einem Bild, sie flog hin und nahm es. Und als sie es genommen, sah sie gleich hinein, da standen die 3 Soldaten und fragten: „Was wünschest du, unser Herr, gerecht?“ „Bindet das Reh an den Schwanz des Hengstes und jagt diesen auf die Gasse. Aber mein Haus tragt mir nach Hause.“ Schnell wie der Gedanke war das Haus mit Sack und Pack wieder zu Hause auf der schönen Wiese mit Gras und Blumen.

Seit der Zeit lebten sie nun beide in Frieden. Und ich trat auf einen Nagel und sage nichts mehr.

23. Die Mär von den Räubern.

Ein Gastwirt ging einmal mit seiner Frau auf den Jahrmarkt und ließ nur seine Tochter allein im Wirtshaus, um zu schenken. Öfter hatten sie diese schon allein gelassen, aber nie war etwas schlechtes vorgekommen. Aber diesmal waren nur wenige Menschen im Dorf geblieben. Da traten nur einmal zwölf Räuber in das Wirtshaus: „Guten Tag, unser Mädchen.“ „Ich danke Euch,“ sagte das Mädchen. Es erschrak furchtbar, ließ aber nichts merken und redete fröhlich mit ihnen. „Was wünscht Ihr, gute Leute?, bitte zum Tisch.“ „Hast du gute Getränke?“ „Ich habe, geduldet nur ein wenig, daß ich Euch frisches aus dem Keller bringe.“ Sie nahm die Flasche und ging. Im Keller aber wetzte sie ein großes Messer und stellte sich hinter die Türe. Jetzt, die Räuber setzten sich an den Tisch und warteten und warteten, das Mädchen aber kam nicht mehr. Als sie nun sahen, daß das Mädchen nicht kam, schickte der Anführer der Räuber den Jüngsten, er solle gehen und nachsehen, was es sei, daß sie nicht mehr mit dem Branntwein

Digitized by Google

käme. Er ging, und als er den Kopf zur Türe hineinsteckte, hieb das Mädchen ihm ihn mit dem Messer ab. Die andern warteten, aber weder kam das Mädchen noch der Räuber. „Nun mußte ich auch grade den Jüngsten schicken, jetzt kommen sie grade nicht, die werden unten plaudern und Späße machen und vergessen auf uns", sagte der Anführer und schickte einen andern. Als der den Kopf zur Türe hineinsteckte, buff, fiel auch sein Kopf in den Sand. Und so ging diese Arbeit fort, bis das Mädchen elfen die Köpfe abgehauen, daß nur noch der Anführer blieb. Als nun dieser sah, daß niemand mehr aus dem Keller heraufkam, fürchtete er, es wäre etwas nicht Gutes dort geschehen und ging auch, aber mit Sorge und langsam, so daß das Mädchen ihm den Kopf nicht abhauen konnte, sie zerhieb nur das Ohr. Aber doch erschrak er so, daß er sich auf die Beine nahm und bis in den Wald floh immer, „tulai" [1]) schreiend vor Schmerz.

Abends, als ihre Eltern vom Jahrmarkt kamen, sagte das Mädchen: „Sieh', Vater, wie es mir ergangen, so und so. Komm in den Keller, daß wir jetzt die Räuber begraben." Sie gingen beide, und als sie in den Keller kamen, reichte ihnen das Blut bis an die Knie. Des Wirtes bemächtigte sich ein Grausen, daß er zitterte, tulai, was hätte mit dem Mädchen geschehen können, wenn sie nicht so tapfer gewesen wäre. Nun, sie begruben sie und sagten niemandem ein Wort von dieser Sache und das Mädchen lebte mit seinen Eltern ein Jahr lang in Frieden, es ereignete sich nichts. Nur einmal eines Tages kam ein Freier, ein schöner und kräftiger aus einem andern Dorf um das Mädchen. Und weil er schön war, gefiel er dem Mädchen und seinen Eltern. Aber er nahm die Kappe nicht ab und zog sie auf einer Seite übers Ohr. Das Mädchen aus dem Wirtshaus hatte auf den Anführer der Räuber vergessen und dachte nicht mehr daran, wie sie ihm das Ohr abgeschnitten. (Der Rumäne hält die Kappe oft auch in der Stube auf dem Kopf, auch bei Tisch und auch beim Tanze, deswegen fällt es gar nicht auf.) Sie hatten Verlobung und nachher auch Hochzeit. Als die Hochzeit vorüber, ging sie mit ihm auf seinen Hof. Aber wo hatte er seinen Hof? Sie gingen bis in den Wald, und als sie in den Wald gekommen, gingen sie weiter, bis sie an eine tiefe Vertiefung kamen, in dieser war ein Häuschen (Colibă), wie sie die Räuber haben. Dort hinein gingen sie und nun nahm sich der Mann auch die Kappe vom Kopfe und gleich wußte die junge Frau, wo sie sei und wer ihr Mann. Das Ohr war zwar geheilt, doch das Zeichen geblieben. Viele Räuber saßen um das Feuer und ein Mädchen

[1]) Ausruf des Entsetzens oder der Verwunderung.

Digitized by Google

von etwa zwölf Jahren. Über dem Feuer hing ein großer Kessel, aber nur halb mit Wasser. Der Anführer sprach zu diesem Mädchen: „Geht mit der jungen Frau und bringt noch Wasser.“ Sie gingen ziemlich weit bis zu einem Rohrbrunnen. Als sie dort anlangten, sagte das Kind zur jungen Frau: „Die Räuber haben den Kessel übers Feuer gehangen, um dich zu kochen, weil du ihre Freunde umgebracht.“ Diese hatte so etwas gefürchtet und wollte fliehen, nur einmal sah sie einen Mann aus der Mühle kommend mit einem Wagen voll Mehlsäcken, und dieser Mann war grade aus ihrem Dorf. Sie bat ihn, er möge einen Sack in den Graben schütten und statt dem Mehl sie hineinstecken, ihr Vater werde ihm mehr bezahlen als das Mehl. Er leerte das Mehl und half ihr in den Sack, legte sie zu unterst und alle Mehlsäcke auf sie, so fuhren sie heimwärts.

Als das Kind mit dem Wasser nach Hause kam, fragten die Räuber gleich, wo die junge Frau geblieben? Diese sagte ihnen, sie sei in den Wald geflohen. Nun nahmen sie sich alle hinter ihr, fanden aber nichts außer einem Wagen mit Mehlsäcken, diese zerstachen sie ganz mit einem Messer und verstreuten das Mehl, doch der unterste blieb unversehrt. Dann kehrten sie zornig um. Die Tochter aber gelangte zu ihren Eltern, und sie freuten sich alle, daß sie noch einmal von den Räubern frei geworden. Wieder verging ein Jahr. Und nur einmal kam wieder ein Freier, fein und schön, so daß er der Tochter gefiel und auch den Eltern, aber sie hatte jetzt die Augen offen und sah gleich, daß er die Kappe nicht abnahm und das Kleid nicht ablegte, er sagte, es sei in seinem Dorf so der Brauch. Die Tochter sprach zum Vater: „Geh' in die Stadt und bring die Gendarmen, dieser Mensch ist nicht richtig. Ich will ihn halten mit schönen Worten, bis du zurückkommst.“ Der Alte eilte schnell. Die Tochter sprach zum Bräutigam: „Komm, kleide dich um, ich habe dir ein neues Hemd gemacht, gesteppt mit Seide, damit ich sehe, ob's gut getroffen.“ Er wollte nicht und sagte: „Laß, ich schäme mich, bis wir getraut, dann gehen wir nach Hause, dann werde ich mich ausziehen.“ So plauderten sie hin und her, bis der Schenkwirt mit den Gendarmen kam. Als diese ihn sahen, legten sie gleich die Hand auf ihn und nahmen ihm die Kappe vom Kopf und sahen am Ohr das Zeichen und zogen ihm das Kleid aus, nur einmal steckten im Gürtel ringsherum Pistolen. Jetzt erkannten ihn alle, wer er sei. Sie nahmen ihn, führten ihn ins Gefängnis und henkten ihn.

Seit sich dieses ereignet, gibt von den Rumänen niemand seine Tochter einem fremden Burschen, bis man nicht „auf Besehen“ gewesen (La câutare de loc.)

Lina Subtirel, Alzen.

Digitized by Google

24. Die vierzig Märtyrer.

Als der Frühlingsmonat anfing, man heißt ihn März, sagte ein Zigeuner zu einem Rumänen: „Hait, ich gehe auf den Jahrmarkt und kaufe mir ein Pferd.“ „He, Kamerad, laß du das Pferd in Ruhe, bis die vierzig Märtyrer vorüber sind, Futter hast du keines, und das Gras wächst nicht, bevor dieser Feiertag vorüber. Dieser ist des Frühlings Anfang (22. März). Nach diesem Tag wächst das Gras, aber früher darf man gar nicht daran denken.“ „Ich werde es mit der Zange herausziehen, wenn es nicht allein kommt,“ antwortete der Zigeuner und ging auf den Jahrmarkt. Abends kam er mit dem Pferd. Jetzt, abends war's, ja abends und das Pferd wird ja nicht so hungrig gewesen sein, dachte der Zigeuner und gab ihm nichts zu fressen. Am Morgen ging er auf die Wiese, um zu sehen, ob das Gras hervorbreche. Aber woher, es war Eis auf der Wiese. „Ach, Herr, mein Pferd hungert, was soll ich machen! Es muß warten bis morgen.“ Am andern Tage ging er wieder hinaus, Eis war keines mehr, aber Gras zeigte sich auch nicht. Der Zigeuner nahm sich die Zange und bemühte sich, das Gras herauszuziehen, aber auch mit dieser Arbeit ging es nicht. Ein Tag verging nach dem andern, und was der Zigeuner auch die Wiese besah, sie blieb doch gelb und dürr. Das Pferd magerte ab, wurde immer schwächer und eines Tages starb es vor Hunger, grade am Tage der vierzig Märtyrer. Als der Zigeuner mit dem Pferd hinausging, es zu begraben, nur einmal siehe da, das Gras sproßte hervor. Als er sah, daß die Wiese grün wurde, erzürnte er so, daß er ein übers anderemal rief: „Călcatear nevoia“ (ein beliebter Fluch = „Der Schlag soll dich treffen.“) Er ging nach Hause um den Hammer und schlug das junge Grün in den Erdboden. Warum sollte es noch wachsen, sein Pferd war tot? Aber wie er sich auch bemühte, es in die Erde zu schlagen, das Gras wuchs immer stärker und schöner. Umsonst, der Frühling war gekommen, vergangen die vierzig Märtyrer. *Potru Fauer, Alzen.*

25. Der Knecht des Teufels.

Es ging ein Mann zum Brunnen, sah hinein und rief: „Komm, komm, komm!“ und wie er so sagte, kam ein Mann mit roten Augen und fragte, habe er keinen Sohn, ihm ihn als Knecht zu geben? „O, ich habe einen, welchen Lohn gibst du ihm?“ „Ich gebe ihm 100 Gulden.“ „Gut, wohin soll ich ihn bringen?“ „Bring ihn her.“ Er brachte den Knaben, und der Teufel sagte, er solle von heute über ein Jahr wieder

Digitized by Google

hier am Brunnen sein, dann werde er den Knaben samt Lohn bringen. Darauf stieg der Teufel mit seinem Knechtchen in den Brunnen.

Als das Jahr um war, ging der Mann wieder zum Brunnen und sagte: „Komm, komm, komm!“ Darauf kam der Teufel mit dem Knaben und 100 Gulden und fragte, ob er ihm ihn nicht noch ein Jahr lassen wolle, er gebe ihm 200 Gulden. Der Knabe war aber so groß und stark geworden, fast nicht zum Erkennen. Der Vater ließ ihn. Als auch das zweite Jahr vorüber, ging er wieder zum Brunnen und rief: „Komm, komm, komm!“ Darauf stieg der Teufel mit dem Knaben wieder heraus und fragte, ob er ihm ihn nicht noch ein Jahr lassen wollte für 300 Gulden. Der Mann ließ den Sohn auch das dritte Jahr dem Teufel. Als auch dieses vergangen, kam der Teufel und sprach: „Jetzt bringe ich dir drei Jünglinge, wenn du dir nicht deinen herausfindest, dann ist er mein, dann geb' ich ihn dir nicht mehr.“ Diese drei waren aber ganz gleich. Er wurde traurig, nur einmal kam eine Hummel und sprach zu ihm: „Du Mann, fürchte dich nicht, wenn der Teufel die drei bringt, komme ich auch und mache brr, brr, brr, dann wird einer von den dreien sein Tüchlein nehmen, um mich zu fangen, das ist deiner.“

Als der Teufel die drei Burschen brachte, einer wie der andere im Gesicht, kam die Hummel und surrte brr, brr, brr. Ein Bursch zog sein Tüchlein, sie zu fangen, da legte der Mann die Hand auf diesen und sprach: „Das ist mein Sohn.“ Darauf konnte der Teufel nichts mehr entgegnen und verschwand, sein Knecht aber hatte in den drei Jahren viele Künste gelernt.

Im Dorf war Jahrmarkt, und der Bursch sagte zu seinem Vater: „Nun kommt, Vater, daß wir Geld machen. Ich verwandle mich in einen Hengst, Ihr sollt mich um ein Viertel Geld verkaufen, aber einem Menschen mit roten Augen dürft Ihr mich nicht geben.“ Sie gingen, und als sie auf den Jahrmarkt kamen, war auch gleich einer mit roten Augen da, der Vater aber sagte: „Dir geb' ich ihn nicht.“ Es verging noch eine Zeit. Nach einer Weile kam wieder einer mit roten Augen. Nun glaubte der Alte, es werde kein Käufer mehr kommen, und verkaufte ihn. Als der Mann mit den roten Augen dem Hengst den Halfter über den Kopf werfen wollte, verwandelte sich dieser in einen Hasen und lief schnell, schnell, schnell, der Teufel hinter ihm, und als er ihn fast eingeholt, wurde der Hase ein Rabe, schnell, schnell, schnell flog er, der Teufel hinter ihm. Als er ihn bald eingeholt, wurde der Rabe ein Fisch und begab sich ins Wasser, schnell, schnell, schnell, der Teufel hinter ihm Als er zum Wasser kam, begegnete er einem Fisch:

Digitized by Google

„Haſt du keinen fremden Fiſch geſehen?“ „O ja, er iſt um drei Tage voraus.“ Er ging weiter und begegnete einem Fiſchlein: „Haſt du keinen fremden Fiſch geſehen?“ „O, ich habe einen geſehen, er iſt um 7 Stunden voraus.“ Der Teufel lief hinter ihm, und als er ihn faſt eingeholt, verwandelte ſich der Burſch in einen Hahn, ſchnell, ſchnell, ſchnell floh er und flog auf den Zann des Königs, und rief: Kukurigu, und wie er kukurigu ſchrie, kam die Königstochter heraus, der Teufel hinter dem Hahn, der Hahn wurde ein Ringlein, ſchnell, ſchnell, ſchnell ſprang an den Finger der Königstochter und ſagte ihr, ſie möchte den Ring niemandem geben, was man ihr auch immer dafür bieten ſollte, und wenn ihr Vater ſie zwingen ſollte, ſo müſſe ſie ihn auf die Erde werfen und auf ihn treten, daß er ganz Staub werde. Nur einmal kam der Teufel und bot dem König für den Ring ein Viertel Geld. Jetzt zwang er ſeine Tochter den Ring herzugeben, dieſe nahm ihn vom Finger, warf ihn zu Boden und trat darauf, daß er zu Staub wurde. Aus dem Staub löſte ſich Hirſe heraus. Nun verwandelte ſich der Teufel in einen Hahn, der beeilte ſich, die Körner aufzupicken, doch konnte er nicht ſo ſchnell, als ein Korn wieder der Burſch wurde. Der zog ſchnell ſein Meſſer und ſchnitt dem Hahn den Kopf ab, ſo wurde er vom Teufel frei. Jetzt machte er mit der Königstochter Hochzeit und ging dann nach Hauſe zu ſeinem Vater. Dieſer freute ſich, ihn noch einmal geſund zu ſehen. „Siehſt du, Vater, faſt hätteſt du mich verdorben, weil du mich einem mit roten Augen verkaufteſt, und nun war es zuletzt doch mein Glück.“

Iuon Bursan, Alzen.

26. Der Knecht mit der Geige.

Damals, als unſer Herrgott noch mit dem heiligen Petrus auf der Erde herumwandelte, war das Jahr nur von drei Tagen. Ein Burſche diente einem Mann ein Jahr und erhielt dafür drei Kreuzer. Am Chriſtſonnabend ging er heimwärts. Auf der Straße begegneten ihm zwei alte Großväter, bettelnd: „Sei ſo gut, gib uns ein Brötchen, wir haben gar nichts.“ Er gab ihnen einen Kreuzer. „Gott vergelt dirs.“ Er ging weiter, aber Gott und der heilige Petrus gingen einen andern Weg, ſo daß ſie dem Knecht wieder begegneten. „Sei ſo gut, gib uns ein Kreuzerchen, Gott ſoll dir Gutes dafür geben.“ Er reichte ihnen auch den zweiten Kreuzer und ging weiter, begegnete wieder zwei Bettlern, dieſe verlangten ihm einen Kreuzer, er gab auch den dritten. „Gott ſoll dir Gutes geben, du Burſch, du haſt ein gutes Herz. Was wünſcht du dir von Gott? Du ſollſt dir dreierlei wünſchen.“ „Nun, wenn du mich

Digitized by Google

grade fragst, will ichs dir sagen, ich weiß ja, du alter Großvater hast doch nicht, mir zu geben, ich würde mir wünschen ein Gewehr, mit dem ich alles schießen kann, was ich will, eine Geige, daß jeder tanzen muß, wenn ich auf ihr spiele, und wenn ich etwas denke, daß es sei." Nun gut. Er ging weiter, nur einmal befand er sich mit einem Gewehr auf dem Rücken, mit einer Geige in der Hand. Nur einmal dachte er, wenn er doch zu Hause wäre, da stand er schon im Tore seines Vaters. „Guten Tag, Vater." „Du sollst leben, mein Sohn. Wie ist es dir ergangen in der Fremde?" „Gut ist es mir ergangen, sieh, ich habe mir eine Geige bekommen und ein Gewehr. Morgen, wenn du aus der Kirche kommst, sollst du den Pfarrer und alle Leute zu uns zum Essen rufen." „Tulai, mein Sohn, wir haben ja nichts, ihnen zu essen zu geben und auch keine Stube, in diesem Stübchen haben ja nicht einmal zehn Personen Platz." „Lass' das nur auf mich." Am andern Tage ging der Alte in die Kirche und rief, wie sein Sohn gewünscht, den Pfarrer und alle Leute nach Hause zum Essen. Als sie aus der Kirche kamen und zu dem Alten einkehren wollten, hätten sie sein Haus nicht gefunden, wenn der Bursch nicht in der Türe gestanden. Er hatte nur gedacht, und gleich stand an Stelle der Hütte ein großes, schönes Haus, mit lauter Tischen, beladen mit guten Speisen und Wein aller Art. Der Pfarrer und die Leute setzten sich zum Tisch und aßen und tranken bis sie nicht mehr konnten, dann nahm der Bursch die Geige und spielte so schön, daß alle zu tanzen anfingen, voran der Pfarrer, nach ihm alle. Es war eine Fröhlichkeit und eine Lust, bis alle umfielen.

Am andern Tage ging er auf die Jagd und begegnete einem andern Pfarrer, der war ein Betrüger, der sprach: „Kannst du den Vogel, welcher über dem Gesträuch fliegt, schießen?" „Ich kann, Herr Pfarrer, aber Ihr sollt mir ihn herbei bringen." Gut. Er schoß, der Pfarrer ging in das Gesträuch, um den Vogel zu bringen. Als er hinkam, fing dieser auf der Geige zu spielen, der Pfarrer fing an zu tanzen und tanzte im Gesträuch und in den Dornen, bis er die Kleider zerrissen, daß sie von ihm fielen. Der Bursch lachte, daß er fast zerplatzte. Und ich stand auf einem Nagel und sage nichts mehr. *Sive Bursan, Alzen.*

27. Halmesch, Balmesch.

Ein Zigeuner ging in die Arbeit zu einem Rumänen. Abends machte der Rumäne das Abendessen. Er schnitt Speck in eine Pfanne und briet ihn, dann schüttete er auch Käse über den Speck, dann machte er den Palukes.

Digitized by Google

Und sie aßen. Na, dem Zigeuner schmeckte diese Speise, und er fragte den Rumänen: „Was ist das?“ „Was soll es sein, halmesch, balmesch.“ „Nun, dies muß mir meine Frau auch einmal machen.“ Er ging nach Hause und auf dem Wege sagte er immer: Halmesch balmesch, halmesch balmesch, bis er zur Brücke kam. Halm .... Na, jetzt habe ich das Wort vergessen, daß dich der Hund fressen sollte. Wie sollt doch das Wort nur sein, es war aus, er wußte es nicht mehr. Als er in die Stube trat, sprach er zu seiner Frau: „Du Frau, diesen Abend habe ich eine gute Speise gegegessen, die sollst du mir auch machen.“ „Ich mache sie dir, sag' mir nur, was es gewesen.“ „Ich habe das Wort vergessen, aber du bist die Frau, du mußt es wissen.“ „Aus was hatte der Rumäne sie gemacht?“ „Nun, er tat etwas in die Pfanne, ich weiß nicht mehr, was es war, aber warum bist du eine Frau, wenn du nicht einmal das weißt? Du bist nicht wert, daß du lebst, immer nur soll ich mich mit dir zanken, geh' zum Teufel.“ Schups gab er ihr eine Ohrfeige, dann nahm er ein Stück Holz und schlug sie in einem fort, bis ihr Knabe schrie: „Gib Friede, Vater, du machst aus der Mutter alles halmesch balmesch.“ Da wußte der Zigeuner, was er zu Abend gegessen. *Potru Fauer, Alzen.*

28. Der Zigeuner mit dem Pferd.

Es sagte einmal ein Zigeuner zu seiner Frau: „Du Frau, heute ist Jahrmarkt in der Stadt. Ich gehe auch zum Jahrmarkt, wie alle Zigeuner, und kaufe mir ein Pferd, damit ich etwas zum Reiten habe. Dann wird die Stute füllnen.“ — Nur einmal schrie der Knabe vom Herd: „Ach wie gut würde das sein, Väterchen, dann habe auch ich etwas zum Reiten.“ „Was, du Elender, du willst mir das Füllen reiten? um es zu verderben? Na, wart' nur, du Räuber, Häßlicher, ich will dich lehren, mir das Füllen zu ruinieren, du wirst es nicht hüten auf der Wiese, lieber bring ich dich um.“ Er nahm sich einen Strick und schlug ihn, daß er ihn fast verstümmelte, bis der Knabe entwischte und sich verkroch, bis seinem Vater der Zorn vergangen. So sind die Zigeuner. *Potru Fauer, Alzen.*

29. Der Zigeuner und der Zwiebel.

Ein Bauer ging in den Garten. Der Wind wehte. Nur einmal erhob sich ein Zigeuner aus dem Zwiebel und hatte den Torniſter und die Hand voll. Als der Zigeuner den Bauern sah, erschrak er und schrie: „Ich bin nicht schuld, der Wind hat mich hieher geworfen.“

Digitized by Google

„Warum haſt du an den Zwiebel gegriffen?“ „Damit mich der Wind nicht wegführe.“ „Warum haſt du dir den Torniſter gefüllt?“ „Dann, Romänchen, das iſt ja das.“ *Marie Bran, Leschkirch.*

30. Der Zigeuner mit den Krebſen.

Ein Bauer hatte einen Zigeuner zum Knecht. Eines Tages ſchickte er dieſen Knecht zu einem Freunde in die Stadt, er ſolle ihm einige Geſchenke bringen. Er ſteckte ihm einige Fröſche in den Zwergſack und gab dem Knecht einen Brief, den dieſer in dem Buſen bewahrte. Er ging auf der Straße und die Sonne brannte ihn, und er war ſo müde. Da kam er in einen Wald, im Walde floß ein Bächlein, das Waſſer floß ſo ſchön und dem Knecht kam der Schatten ſo gut. Da dachte er, es werde ja nichts machen, wenn er ſich ein wenig neben dieſem Bach niederlaſſe, wenn er ein wenig ausruhe, würde er um ſo ſchneller weiter kommen. Er legte den Zwergſack neben ſich und ſetzte ſich nieder, und ſchlief gleich ein, und ſchlief, wie lange er geſchlafen haben wird. Als er wieder erwachte, ſiehe, der Sack war leer; nicht einen Froſch fand er mehr. „Nun, was mache ich jetzt? Wie ſoll ich zum Freunde meines Herrn gehen? Der wird denken, ich hätte ſie gegeſſen. Ach, ach, wie mich doch der Schlaf betrogen.“ Jetzt, wie er ſich auch ärgerte, es war aus und Friede. — Die Fröſche hatte er nicht mehr. Dieſe, da der Sack auf der Erde lag, waren herausgekommen und waren in den Bach gekrochen und hatten ſich in Löcher verſteckt. Der Knecht kam in die Stadt und gab den Brief dem Freunde ſeines Herrn. Der las und las, nur einmal ſprach er zum Knecht: „Was iſt, im Briefe ſtehen auch Krebſe?“ „Die Krebſe ſind im Brief? Ich danke dem Heiligen, daß ſie dort ſind, ich habe mir ſo Vorwürfe gemacht, als ich ſah, daß ich ſie nicht mehr im Sack hatte. Aber wie werden die wohl in den Brief gekommen ſein, ich hatte ihn im Buſen?“ *Marie Bran, Alzen.*

31. Der Rumäne und der Tod.

Gott kam einmal mit dem heiligen Petrus auf die Erde, um zu ſehen, wie die Leute wären, gut oder böſe. Sie gingen auf der Straße einen langen Weg. Als ſie in einem Dorf anlangten, war es grade abend. „Nun komm, du Petrus, wir gehen in das erſte Haus hinein, daß wir ſehen, was ſagen die Leute am Anfang des Dorfes, wenn wir Herberge verlangen.“ Sie gingen hinein und Gott ſprach: „Guten Abend,

Digitized by Google

ihr guten Leute.“ „Wir danken, was bringt Euch zu uns am Abend?“ „Verzeiht, weil wir eingetreten sind, wir kommen von der Straße, der Abend ist gekommen, nun sind wir fremd und bitten um Herberge für diese Nacht.“ „Gottes ist die Herberge, tretet ein.“ Die Frau gab ihnen Abendessen und machte ihnen ein gutes Bett und ehrte sie, wie es sich gehört. Am Morgen erhob sich Gott, gut ausgeruht, mit dem heiligen Petrus und sagte zu diesem: „Nun, diese Leute haben sich ihre Ehre gerettet, hier hat es mir gefallen, ich muß ihnen auch etwas geben.“ Als sie Abschied nahmen, sagte Gott: „Was wünscht Ihr Euch Gutes auf dieser Welt? Ihr dürft Euch dreierlei wünschen.“ Aber der Rumäne, wie der Rumäne, dachte nur an diese Welt nicht auch an die andere und sägte: „Jetzt wenn du mich fragst, will ichs dir sagen. Was das Haben anbelangt, haben wir, was wir brauchen, aber der Mensch hat niemals zu viel und es kommt ihm gut, immer mehr zu erhalten. Ich würde mir wünschen einen Beutel mit Geld, der nie leer wird und wenn jemand hineinkriecht, soll er nicht mehr heraus können, bis ich nicht will. Zweitens würde ich mir einen Stuhl wünschen, daß der, welcher auf ihn sitzt, nicht mehr aufstehen kann, bevor ich will. Drittens möchte ich einen Nußbaum vors Fenster, und wer hinaufsteigt, soll nicht mehr herunter können, bis ich nicht will.“ Gut. Gott schenkte ihm alles. Aber es gefiel ihm doch nicht, daß dieser sich solche Dummheiten gewünscht.

Nun hatte der Rumäne mit seiner Frau noch mehr, als er brauchte, und er lebte gut und wie er wollte, drei Jahre lang. Nur einmal kam nach dieser Zeit eines Tages der Tod ins Haus und rief ihn, mitzukommen. Der Mann aber wollte diese Welt noch nicht verlassen und sagte: „Ich komme gleich, soll mir nur noch Wegzehrung in den Zwergsack nehmen, bitte solange auf dem Stuhl zu sitzen.“ Der Tod saß auf dem Stuhl, konnte er sich aber noch von dort rühren? Der Mann ließ ihn allein im Zimmer und ging an seine Arbeit. Der Tod saß, so lange er gesessen sein wird, dann wurde es ihm zu viel, auch er hatte ja Arbeit in dieser Welt. Als der Mann hereinkam, bat der Tod, ihn zu befreien. „Ich will dich befreien, wenn du mir versprichst, in mein Haus drei Jahre lang nicht mehr zu kommen.“ „Ich komme nicht mehr.“ Gut. Der Tod ging. Und der Mann lebte noch drei Jahre in Friede und Gesundheit. Als auch diese vergangen, kam er wieder: „Nun hast' Mensch, jetzt hast du genug gelebt.“ „Ich komme gleich mit dir, du Tod, aber kriech zuerst in den Beutel und nimm das Geld zusammen, ich habe niemanden, dem ichs lassen könnte.“ Der Tod kroch hinein und konnte nicht mehr heraus. Der Rumäne ließ ihn nicht herauskommen, bis er

Digitized by Google

ihm nicht versprach, sieben Jahre nicht mehr zu kommen. Gut. Diese Jahre vergingen wie sieben Tage. So vergehen sie den Menschen, die kein Unglück oder Plage haben. Diese wissen gar nicht, daß sie leben, aber den Geplagten und Trauernden scheint manchmal ein Tag wie sieben Jahre. Nun, als die Zeit um war, welche der Tod ihm versprochen, kam er wieder, ihn zu rufen. „Jetzt will ich nicht mehr säumen, es ist mir eilig, kommt geschwind." „Wir kommen, wir kommen, wir sind fertig, nur die Nüsse haben wir vom Nußbaum noch nicht herunter genommen, ich muß noch schnell hinaufsteigen, es wäre doch Sünde, die hier zu lassen." „Lass' mich, ich bringe sie auf einmal herunter," rief der Tod, und schwang sich mit dem Torniſter hinauf. Dies wollte der Rumäne. Jetzt hatte er ihn auf dem Nußbaum, dort sollte er bleiben, so lange er lebte. Der Tod nahm auf einmal alle Nüsse zusammen und machte sich daran, herunter zu steigen, aber er konnte unmöglich. „Der Mensch der Erde ist des Teufels, he, Mensch, so komm doch und nimm mich herunter," schrie er. Der Mensch kam und sprach: „Bleib' du nur dort, ich nehme dich nicht mehr herunter, soll ich immer in Sorge um dich sein? Nur dann! Dort kannst du sitzen, so lange du lebst." „Lieber Herr, komm, nimm mich herunter, ich schwöre dir bei Salz und Brot, ich komme nicht mehr zu Euch, ich habe ja auch andere Leute. Aber Ihr bleibt also auf dieser Welt, bis Ihr satt seid, noch länger, so lange die Welt steht, dann werdet Ihr sehen, was für ein Elend Ihr Euch gemacht." Der Mann holte ihn herab und der Tod hielt sein Wort, in dies Haus kam er nicht mehr. Nun lebte der Mann mit seiner Frau in Freuden, sie hatten, was sie brauchten.

Viele Jahre vergingen, sie wurden alt, nur einmal kam die Zeit, daß sie dieser Welt überdrüssig wurden, die Leute ihres Alters waren gestorben und sie standen nun allein, konnten auch nicht mehr gut sehen, und mit dem Gehen war es auch schlecht, sie hätten jetzt den Tod gewünscht, aber der kam nicht mehr. Nur einmal sprach der Mann zu seiner Frau: „Du Frau, jetzt sind wir alt, komm, laß uns fertig machen und in die andere Welt gehen. Wir gehen ins Paradies, den Tod brauchen wir nicht zu erwarten, der nimmt uns nicht." Sie legte die Wegzehrung in den Zwergsack und machte alles fertig, dann gingen sie langsam, wie die Alten. Als sie aber an der Türe des Paradieses anlangten, war sie verschlossen und der heilige Petrus stand am Fenster: „Geht weg von hier, es ist kein Platz für Euch. Wer auf der Erde gut gelebt, der ist wert in die Hölle zu gehen, dort ist Euer Platz."

Marie Bran, Leschkirch.

Digitized by Google

32. Der Vogel des Paradieſes.

Ein alter König hatte von dem Vogel des Paradieſes gehört, wer den habe, würde wieder jung. Er wäre ſo gerne wieder jung geworden, nur wußte er nicht, wie er dieſes Vöglein erhalten ſolle. Er hatte drei Söhne, zwei große und einer war kleiner. Die beiden älteren kamen zum König und ſprachen: „Wir gehen in die Welt und ſuchen das Vöglein des Paradieſes, gib uns Kleider zum Auskommen und Pferde zum Reiten und Geld für unſere Ausgaben und 100 Reiter. Der Alte gab ihnen, was ſie wünſchten, dann ritten ſie fort und hinterließen, wenn ſie in ſechs Jahren nicht zurückkämen, wären ſie verdorben. Als ſie nun zogen, kamen ſie in einen Wald, in der Mitte des Waldes war eine ſchöne Wieſe und ein Brunnen, dort machten ſie halt, um auszuruhen. Sie zogen ihre Speiſevorräte hervor um zu eſſen, nur einmal kam ein alter Mann (es war Gott) und ſprach: „Guten Tag, laßt Ihr mich auch ein wenig ausruhen hier bei Euch?“ „O nein, wir laſſen dich nicht, ſieh, wir ſind viele und haben allerlei, damit nicht etwas verloren gehe,“ ſagten beide Brüder. Da machte Gott mit der Hand eine Bewegung und alle wurden Steine.

Als ſechs Jahre vorüber waren, kam der Jüngſte zu ſeinem Vater und bat ihn, er ſolle jetzt ihm erlauben, er ſolle das Vöglein des Paradieſes ſuchen und auch ſeine Brüder. „Jetzt ſoll ich auch dich laſſen, auch du wirſt zugrunde gehen.“ „O nein, ich gehe nicht zugrunde, ich gehe mit Gottes Hilfe. Du ſollſt mir nur das Pferd und die Kleider geben, die du in deiner Jugend gehabt und Geld für meine Ausgaben, dann gehe ich allein.“ Als der König ſah, daß es ihm Ernſt ſei, gab er ihm, was er brauchte, dann ging er mit Gott.

Als er ritt, kam auch er in den Wald zu dem Brunnen und ſetzte ſich nieder, um zu eſſen, aber er hatte nichts mehr als eine Brotkruſte, Geld aber hatte er genug. Aber mit allem Gelde hätte er im Walde vor Hunger ſterben können, im Walde kann man nichts kaufen. Als er anfing an der Kruſte zu nagen, kam wieder der alte Mann und wünſchte ihm einen guten Tag. „Ich danke Euch, alter Großvater.“ „Läßt du mich auch ein wenig bei dir ausruhen?“ „Wie ſollte ich nicht, es gehört ja Gott, nage auch du ein wenig an meiner Kruſte, ich habe nichts beſſeres, hier im Walde bekommt man nichts, auch Euch wird es ſo gehen. Kommt, es iſt mir nicht wohl, wenn Ihr nicht auch ein wenig nehmt.“ Der Alte wollte nicht, als aber der Burſch keine Ruhe ließ, nahm er die Kruſte an den Mund und wie er ſie an den Mund genommen, wuchs das Brot zu einem großen Stück „Bis wohin haſt du den Weg,“

Digitized by Google

fragte der Alte, obwohl er es ja wußte, er wußte auch, wie es ihm weiter gehen würde. „Schau, alter Großvater, so und so“, und sagte ihm, wohin er gehe. „Nun, dies trifft sich gerade gut, auch ich gehe diesen Weg, ich kann dir ihn zeigen, aber das Paradies ist sehr weit.“ „Komm, Alter, setz dich aufs Pferd, ich habe junge Füße und mit Gottes Hilfe erreiche ich es auch zu Fuß.“ Diese Worte gefielen Gott und er sprach: „Setz du dich nur auf, ich bin es nicht gewohnt.“ Jetzt gingen sie zusammen und gingen und gingen, bis sie an eine hohe, hohe Tanne kamen. Ihre Spitze konnte man fast nicht sehen und sie hatte keine Äste bis in die Spitze. „Steig hinauf, dann wirst du das Licht sehen im Paradiese. Sieh' dann gut zu, wo der Weg ins Paradies geht.“ „Aber wie soll ich hinaufsteigen, die Tanne hat keine Äste?“ „Steig nur hinauf, mein Sohn, du mußt hinaufsteigen, sonst findest du den Weg zum Paradiese nicht.“ „Wenn du so sagst, will ich ja mit Gottes Hilfe versuchen.“ Wie er sich der Tanne näherte, bekam sie lauter Äste, daß er hinaufsteigen konnte wie an einer Leiter. Er stieg bis in die Spitze, da sah er weit, weit ein Licht. Er besah es gut, dann stieg er wieder herunter. „Weißt du jetzt, wohin wir gehen sollen, mein Sohn?“ „Ich weiß, Großvater.“ „Dann komm', daß wir gehen.“ „Großvater, komm', sitz auf, es ist zu weit, du ermüdest zu stark.“ „O nein, ich ermüde nicht, ich bin es gewöhnt.“ Sie gingen und gingen, bis sie an die Türe des Paradieses kamen, dann sagte Gott: „Jetzt gehe leise hinein, gleich hinter der Türe steht ein goldenes Nest, in dem Nest liegt der Vogel, ihn nimm, aber das Nest nicht, es wird dir rufen: ‚Nimm mich auch,‘ aber du darfst die Hand nicht darnach ausstrecken, sonst ist es nicht gut, das ganze Paradies wacht auf, dann bekommst du es nicht.“ Er ging hinein, Gott atmete einen warmen Wind, um die Hüter des Paradieses einzuschläfern. Als er hineingetreten, nahm er den Vogel, aber das Nest rief auch: „nimm auch mich, du kannst ohne mich nichts machen.“ Er streckte die Hand nach dem Neste aus, nur einmal strahlte das ganze Paradies so hell, daß die Wächter erwachten und sagten: „Na, pack dich hinaus aus dem Paradies, bis du uns nicht den Hengst vom Negru Dovedit bringst, geben wir dir den Vogel nicht.“ Der Jüngling kam heraus und sagte es dem Alten. „Siehst du, wenn du nicht gefolgt hast. Aber wir wollen auch dies machen.“ Sie gingen weiter, bis sie an den Stall kamen, wo der Hengst des Negru Dovedit stand. Gott sprach zum Burschen: „Jetzt geh' hinein, aber du sollst dich nicht unterstehen und auch den Sattel nehmen, sonst geht es dir wieder so.“ Gott atmete einen warmen Wind, daß alle Hüter einschliefen. Der Bursch ging in

Digitized by Google

den Stall und nahm den Hengst, nur einmal rief der Sattel hinter ihm: „Nimm auch mich, ohne mich kannst du doch nichts anfangen.“ Dieser legte die Hand an den Sattel. Nur einmal strahlte der ganze Stall so hell, daß alle Wächter erwachten und riefen: „Dann wirst du das Pferd nehmen, wenn du den Säbel vom roten König bringst.“ Der Jüngling kam ohne Pferd heraus. „Siehst du, wenn du wieder ungehorsam warst. Aber jetzt komm', vielleicht können wir auch den Säbel erhalten.“ Sie gingen wieder, noch weiter, bis zum Hause des roten Königs, da sagte der Alte: „Hör auf mich, mein Sohn und nimm nur den Säbel ohne die Scheide, sonst geht es wieder schlecht.“ Als der Bursch hineinkam, schlief der rote König am Tisch, neben ihm hing der Säbel in der Scheide an der Wand aufgehängt. Dieser zog ihn schnell heraus, nur einmal sagte die Scheide: „Nimm auch mich, ohne mich kannst du nichts anfangen.“ Er legte die Hand auf die Scheide, nur einmal war das ganze Zimmer erleuchtet, daß der König erwachte und sprach: „Dann wirst du den Säbel erhalten, wenn du mir die Tochter des grünen Königs bringst.“ Dieser ging hinaus. „Nun, siehst du, wenn du mir nicht gefolgt hast! Komm' jetzt, daß wir zum grünen König gehen.“ Sie gingen weit, weit, bis sie an ein großes Wasser kamen, ohne Brücke, aber der Alte blies einmal und gleich stand ein Schiff da mit schönen Waren, wie man noch nie gesehen, sie funkelten, wie die Sonne. Sie stiegen ein und fuhren an das andere Ufer. Nur einmal sah der Kaiser aus dem Fenster, welch ein schönes Ding da auf dem Wasser lag, und schickte die Magd, zu sehen, was da sei. Als sie hinkam, konnte sie sich nicht verständigen, denn diese redeten eine andere Sprache. Darauf sagte der König, seine Tochter müsse gehen, weil sie auch andere Sprachen verstehe. Sie ging und stieg ins Schiff, nur einmal, bis sie eins und das andere angesehen, ging das Schiff zurück. Als sie nun alle drei fortfuhren, schien es dem Jüngling, das Mädchen sei schön, als ob es auch ihm gefallen würde. Er sagte es dem Alten. Dieser sprach: „Nun, wir wollen ja sehen, vielleicht bleibt sie dir.“ Nun kamen sie zum roten Köuig, der schlief, der Bursch nahm jetzt nur den Säbel und als er hinausging, kam auch die Scheide hinter ihm. Als er zu den beiden hinaustrat, sprach er: „Der Säbel ist schön, ich möchte ihn gerne behalten.“ „Vielleicht bleibt er dir.“ Sie gingen weiter, zum Negrn Dovedit. Als er hineinkam, schliefen alle, er nahm nur das Pferd, aber der Sattel kam hinter ihm. Als er zum Alten kam, sprach er: „Es würde mir leid sein, ich sollte dieses Pferd den Hütern des Paradieses geben, gerne behielt ich es für mich.“ „Wir wollen sehen, vielleicht bleibt es dir.“ Jetzt kam er ins Paradies.

Digitized by Google

Auch hier schliefen die Hüter, er nahm den Vogel, das Nest kam hinter ihm. Gut.

Er setzte sich auf seines Vaters Pferd, die Tochter des grünen Königs auf das des Negru Dovedit. Und nun zogen sie heimwärts. Als sie zum Brunnen auf der Wiese kamen, nahm der Alte Abschied, er gehe einen andern Weg. Da sprach der Jüngling: „Wo soll ich doch meine Brüder finden, ich sehne mich so nach ihnen.“ „Das ließe sich leicht machen, aber das sind schlechte Menschen, sie werden zornig über dich, wenn sie sehen, daß du den Vogel des Paradieses gefunden.“ „Wenn sie mich meinetwegen auch umbringen sollten, möchte ich sie doch noch einmal sehen.“ Gott besprengte die Steine und gleich standen die Brüder neben ihm. Als sie hörten, wie und was, wurden sie sehr zornig und beschlossen, ihren jüngsten Bruder zu töten und in den Brunnen zu werfen. Und so machten sie es auch. Dann zogen sie nach Hause, aber das Vöglein des Paradieses wollte nicht singen und saß immer traurig im Nest und der König wurde immer älter, so daß er fast nicht mehr sehen konnte, die Tochter des grünen Königs redete nichts und sah immer auf die Seite. Aber Gott zog den Burschen aus dem Brunnen und machte nur mit der Hand und gleich stand er auf: „Ach, wie gut hab ich geschlafen.“ „Gut, wirklich, wäre ich nicht gewesen, würdest du auch nie mehr erwacht sein.“ Er dankte Gott und ging dann heimwärts. Als er zu Hause den Fuß auf die erste Stufe setzte, fing der Vogel ein Lied an zu singen und wie er auf die zweite trat, sang der Vogel das zweite und der König fing an zu sehen. Als sein Jüngster ins Zimmer kam, sang der Vogel so schön 99 Lieder, so daß der König so jung wurde wie ein 15jähriger Knabe. Er fragte: „Wo bist du so lange geblieben, mein Sohn?“ „Nun sieh, Vater, so und so ist es mir ergangen“ und erzählte ihm alles. „So ist also diese Sache? Darum steht das Pferd niemandem, komm', daß wir sehen.“ Sie gingen in den Hof, als der Hengst seinen Herrn sah, stellte er sich gleich neben ihn ruhig, wie ein Lamm. Das Mädchen fing gleich an zu plaudern und war fröhlich. Dann machten sie Hochzeit. Aber die falschen Brüder band man an die Schwänze von Hengsten und jagte sie durch die Stadt, daß lauter Staub aus ihnen wurde.

Iuon Bursan, Alzen.

Digitized by Google

33. Das Lamm mit den goldenen Blumen.

Zwei Brüder hatten eine Schafherde und einen jüngern Bruder, dieſer beſaß nur ein Lämmchen. Dieſer jüngſte Bruder war ein guter Knabe und hütete die Schafe oft allein, denn er war zuverläſſig, und die ältern Brüder gingen gerne unter die Leute. Jetzt ereignete es ſich, daß der König eine große Tochter hatte, die nie lachte und immer traurig im Zimmer ſaß. Der König ſchrieb aus in alle Teile und in alle Städte, wer ſeine Tochter lachen machte, dem gäbe er ſein halbes Königreich und die Tochter zur Frau. Gut. Dieſe beiden Brüder hatten dieſe Mär auch gehört und waren gegangen, um zu hören, wie und was. Der Jüngſte hütete bis zum Abend die Schafe, dann brachte er ſie nach Hauſe, kochte ſich den Paluckes und aß ihn mit ein wenig Käſe. Paluckes war ihm noch ein gutes Stück übrig geblieben, den Käſe hatte er aufgegeſſen. Als er den Tiſch geräumt, machte er ſich das Bett, um ſich zu legen, nur einmal trat ein alter Mann herein: „Guten Abend, mein Burſch.“ „Ich danke Euch, Großvater, was bringt Euch zu mir?“ Ich bin gekommen um dich zu bitten, ob du mir nicht Herberge für dieſe Nacht geben könnteſt?“ „Die Herberge iſt Gottes, komm, Großvater, ſetz' dich ans Feuer, wenn du nur ein wenig früher gekommen wäreſt, ich hatte auch ein wenig Zugehör zum Paluckes, habe aber alles gegeſſen, aber Paluckes iſt noch, komm und iß.“ „Ach Herr, du haſt eine ganze Schafherde und ſollſt nicht einen Biſſen Fleiſch haben, warum ſchlachteſt du dir nicht ein Schaf?“ „Aber, Großvater, dieſe Schafe ſind ja nicht mein, ſie ſind meinen Brüdern, mir gehört nur ein Lämmchen, und dies möchte ich nicht ſchlachten, ich hoffe, von dieſem auch etwas zu ziehen.“ „Es wird ſo ſein, aber gehe doch und ſchlachte es.“ Der Knabe ging, da es der Alte wünſchte, und tötete es, nahm dann ein ſchönes Stück Fleiſch, ſalzte es und ſteckte es an den Spieß. Als es gebraten war, ſtellte er es auf den Tiſch neben den Paluckes und rief den Alten an den Tiſch zum Eſſen. „Ich komme nicht, mein Sohn, ich bin nicht hungrig.“ „Aber komm doch, hätte ich gewußt, du wollteſt nicht eſſen, würde ich ja das Lamm nicht geſchlachtet haben, Herr behüte, es war mir lieber als 100 Gulden.“ Der Alte ging zum Tiſch und nahm grade einen Biſſen in den Mund, dann ſagte er: „Der Herr vergelt's dir und bleib mit Gott.“ „Was iſt, alter Großvater, du wirſt doch nicht jetzt in der Nacht auf die Straße? So komm doch und ruh' hier bei mir.“ „O nein, mein Sohn, ich habe genug geruht, habe noch einen langen Weg vor mir, guten Abend.“ „Guten Abend.“

Als der Knabe am Morgen aufwachte, hatte er ſo gut geruht und einen ſo ſchönen Traum gehabt. Er hatte geträumt, Gott ſei bei ihm

Digitized by Google

gewesen und hätte ihm das Lamm wieder gebracht und es zwischen die andern Schafe gestellt, es hatte aber auf dem Felle lauter goldene Blumen. Als er erwachte, war er so froh erwacht, daß er dachte: „O Herr, wie kommt es doch, daß ich heute so froh bin, trotzdem ich mir das Lämmchen geschlachtet habe.“ Er ging hinaus um nach den Schafen zu sehen, er ging weiter, weiter ist noch viel und schönes, was ich euch erzählen will.

Als er die Augen über die Schafe gleiten ließ, da sah er sein Lamm zwischen ihnen, auf dem Fell voll goldener Blumen. Er sah auf das Lamm wie auf ein Wunder und rief ihm, und da er rief, kam es gleich, so daß er sah, es sei nicht nur Schein. Bald kamen auch seine Brüder und als sie sahen, wie und was, sprachen sie: „Du Dummer, bei dir war ja Gott.“ Gut. Jetzt erzählten auch sie, wie es ihnen ergangen, was sie gesehen und wie sich die Leute um die Königstochter versammelt, aber lachen könne sie niemand machen. „Laßt mich auch ein wenig hingehen, daß ich seh', was dort ist.“ Sie erlaubten es ihm, denn sie dachten, wenn er fortginge, bliebe das Lamm mit den Blumen aus Gold ihnen. Als er aber aufbrach, kam das Lamm hinter ihm, und wie er es auch umkehrte, es blieb doch bei ihm. Als er dann ging und ging, lief das Lamm immer hinter ihm. Am Abend erreichte er ein Dorf und trat am Ende desselben in ein Haus und bat um Nachtherberge. Es wohnte da eine Witwe mit drei Töchtern. Ihn nahmen sie in die Stube, das Lamm blieb im Vorhaus. Die Mutter befahl den Töchtern, sich nur ja nicht zu unterstehen und die Hand an die goldenen Blumen zu legen. Als sie sich schlafen gelegt, hörte sie ihre älteste Tochter hinausgehen. Sie war deswegen gegangen um sich nur eine Blume zu nehmen. Als sie die Hand an das Lamm legte, blieb sie kleben. Als sie nicht mehr in die Stube kam, ging die zweite um sie hineinzurufen, da sie die Hand auf ihre Schwester legte, blieb auch sie fest. Die Mutter wußte nicht, was ihre Töchter so lange draußen blieben und schickte die Jüngste um nachzusehen. Als diese ihre Schwestern freireißen wollte, war sie auch angeklebt. „Aber um Gottes willen, ihr Mädchen, was macht ihr denn, wollt ihr denn mit dem Menschen in Streit geraten?“ „Mutter, wir haben nichts genommen, wir sind nur am Lamm angeklebt, komm und befreie uns.“ Die Witwe stand auf und ging, ihre Töchter wegzunehmen, als sie aber mit der Hand zulangte, klebte auch sie. Na, gut. Jetzt standen sie alle und konnten sich nicht rühren. Morgens, als der Junge hinaustrat, ging er und als er aufbrach, kam das Lamm hinter ihm und die Witwe mit den drei Töchtern hinter dem Lamm. Sie gingen und gingen, bis sie einen Popen antrafen, der hatte eine Schaufel in der Hand, um einen Graben zu putzen. Als er diese sah, kam er, um

Digitized by Google

sie mit der Schaufel abzutrennen, aber auch er klebte an. Nun erreichten sie die Stadt, wo der König mit seiner Tochter wohnte. Nur einmal kam ein Rauchfangkehrer mit der Leiter und dem Besen und war so schwarz. Als er diese sah, fing er an zu lachen und näherte sich ihnen um sie zu verspotten und sie zu schwärzen, nur einmal klebte auch er fest. Jetzt wagte es niemand mehr, sie wegzunehmen, aber die ganze Stadt lief hinter ihnen, bis zum Hause des Königs. Das Mädchen saß am Fenster und als es diese sah, fing es an zu lachen und lachte bis es nicht mehr konnte. Da der König seine Tochter lachend sah, kam er ans Fenster und lachte auch. Als aber das Lamm sah, daß die Königstochter lachte, schüttelte es sich einmal und alle waren frei.

Der König war so froh, daß er dem Jüngling seine Tochter gleich zur Frau gab und sein halbes Königreich. Wenn sie noch sind, leben sie auch heute noch. *Iuon Bursan, Alzen.*

34. Der Zigeuner und der Wind.

Es ging einmal ein Zigeuner mit Kukurutz in einem Tröglein zur Mühle. Als er gemahlen hatte, ging er mit dem Mehl im Tröglein heimwärts. Da kam der Wind und verwehte ihm das Mehl. Bis er zu Hause ankam, war das Tröglein leer. Seine Frau zankte mit ihm, er aber sprach: „Laß nur sein, Frau, ich will's ihm schon zurückzahlen, daß sich der Wind nur verwundern soll." Er ging zum Holz und hieb sich einen starken Stock und ging des Windes Loch zu suchen. Als er es gefunden, schlug er in einem fort mit dem Stock ins Loch und zerhieb dem Wind alle Knochen. Darauf kam der Wind heraus und bat ihn nicht mehr zu schlagen, er gäbe ihm auch eine Ziege. Wenn er zu ihr sage: „Ziege, spuck' mir ein Geldstück aus," dann spucke sie einmal und das Geldstück falle ihr aus dem Mund. Gut, er nahm die Ziege und ging. Abends kam er in ein Wirtshaus, ging hinein und sprach zur Wirtin, sie solle ihm die Ziege gut versorgen, und sich nicht unterstehen zu sagen: „Ziege, spuck' mir ein Geldstück." Als er schlief, ging sie in den Stall und sprach: „Ziege, spuck' mir ein Geldstück." Darauf spuckte die Ziege gleich einen Dukaten. Diese Frau versteckte sie und stellte an die Stelle ihre eigne. Am Morgen nahm sie der Mann und ging nach Hause. „Siehst du, Frau, was mir der Wind gegeben?" Diese Ziege spuckt Dukaten: „Ziege, spucke ein Geldstück!" Die Ziege stand und tat nichts. Dieser schrie noch einige Male, als dies nichts half, nahm er den Stock, mit welchem er den Wind geschlagen, und hieb in die Ziege, diese aber sprang

Digitized by Google

über den Zaun und lief davon. Der Mann wurde zornig und ging wieder zu des Windes Loch und hieb mit dem Stock hinein. „Na du Menſch, was haſt du wieder mit mir?“ fragte der Wind. „Sieh' ſo und ſo haſt du mich betrogen mit der Ziege, ſie ſpuckt nicht ein Stück Geld!“ „Ich habe dich nicht betrogen, es hat dich jemand anders betrogen. Aber wenn auch, hier haſt du ein Tüchlein, in allen vier Ecken mit Speiſen. Wenn du ſagſt: ‚Breite dich aus mein Tüchlein in vier Ecken mit Speiſen,‘ dann haſt du zu eſſen und zu trinken, ſo viel du willſt.“ Der Mann bedankte ſich und ging heimwärts. Als ihn der Abend auf der Straße überfiel, kehrte er wieder in dem Wirtshaus ein und gab der Wirtin das Tüchlein zum Verſorgen über Nacht, aber ſie ſolle es nicht wagen zu ſagen zum Tüchlein: „Breite dich aus mein Tüchlein in allen vier Ecken mit Speiſen.“ Die Wirtin wartete bis er ſchlief, dann nahm ſie das Tüchlein und ſprach: „Breite dich aus, mein Tüchlein in allen vier Ecken mit Speiſen.“ Nur einmal dehnte ſich das Tüchlein aus und hielt Speiſen und Getränke aller Art, daß die Frau aß, bis ſie faſt zerplatzte. Dann verſteckte ſie das Tüchlein und gab ihm am nächſten Morgen ein anderes. Der nahm es und ging nach Hauſe. „Nun ſieh', Frau, was mir der Wind gegeben.“ Er zog das Tüchlein heraus, legte es auf den Tiſch und ſprach: „Breite dich aus, mein Tüchlein in allen vier Ecken mit Speiſen.“ Das Tüchlein aber blieb ruhig liegen, ſo wie er es gelegt und rührte ſich nicht. Nun wurde dieſer zornig, nahm das Tüchlein und zerriß es auf zwei Teile, dann nahm er ſich den Stock und ging wieder an des Windes Loch und hieb hinein. „Du Menſch, warum hauſt du mich jetzt immer, habe ich dir denn das Mehl nicht genug bezahlt?“ „O ja, du haſt es mir gegeben, aber ſieh', ſo und ſo iſt es mir ergangen,“ und erzählte es ihm. „Laß ſein, ich will dir jetzt noch einmal etwas geben. Hier haſt du eine Peitſche, wenn du ſagſt: ‚Peitſche peitſch mich,‘ dann fährt ſie dir über den Rücken bis du ganz hin biſt.“ Dieſer nahm ſie und ging wieder bis zum Wirtshaus und gab ſie der Wirtin zum Verſorgen, ſie ſolle aber nicht ſagen: „Peitſche peitſch mich.“ Als er eingeſchlafen, ging die Wirtin und ſagte: „Peitſche peitſch mich.“ Darauf ſprang ſie auf ihren Rücken und peitſchte ſie und peitſchte ſie, daß ſie in einem fort ſchrie: „tulai, tulai,“ bis der Mann aufwachte und ſah dann, was für eine Betrügerin die Wirtin war. Die Peitſche ruhte nicht, bis die Frau nicht rief: „Gib Ruhe, du bringſt mich um, ich gebe dir die Ziege und das Tüchlein.“ So erhielt er die Sachen alle, welche ihm der Wind gegeben, und ging damit nach Hauſe und hatte ſeitdem Geld und Speiſen und Getränke, ſo viel er brauchte und er arbeitete auch nicht mehr.

Digitized by Google

Von wo ich's gehört, von dort hab' ich's erzählt und ich trat auf einen Nagel und sage nichts mehr, ich stieg auf ein Huhn, und dies schüttelte mich in den Kot, ich stieg auf einen Hahn, der schüttelte mich hinunter. *Ana Subtirel, Alzen.*

35. Philipp und Alexander.[1]

Der König aus der ganzen Welt hatte keine Kinder seit der Jugend bis ins Alter, obwohl er oft Gott gebeten, er solle ihm auch eine kleine Seele geben. Eines Tages sagte der König zur Königin: „Meine Herrin, komm, wir nehmen uns, wie viele Königlichen, Gott soll uns erhalten." — (Von dieser Mär ist viel Schönes noch zurück.) „Wir nehmen uns Kleider zum Wechseln, Geld für die Reise und ziehen, vielleicht bekommen wir uns eine Kindesseele."

Sie zogen und zogen, bis sie beim König der Zigeuner ankamen. Dort machten sie Halt. Am Tore standen die Soldaten, als sie sahen, wer gekommen, gingen sie ins Haus und meldeten es dem König. Der gab den Schlüssel und bat den König der ganzen Welt ins Haus. Nun fingen die beiden Könige an zu plaudern, wie Könige und die beiden Königinnen wie Königinnen. Dann sagte die Königin der ganzen Welt: „Es wäre alles gut, wenn ich nur ein Kind hätte." „Das kannst du ja schnell haben, ich will dich etwas lehren. Nimm ein Ei von einer Truthenne mit zwei gelben Dottern und laß sie es ausbrüten. Sie wird ein Hühnchen mit zwei Köpfen gewinnen. Aus diesem Hühnchen lass' die Köchin Suppe kochen. Wenn du diese gegessen, wirst du bald ein Kind bekommen." Die Königin der ganzen Welt tat, wie die andere sie gelehrt, aber die Köchin kostete die Suppe zuerst und bekam auch zuerst einen Knaben, nach ihr die Königin. Der König nahm sie beide und hielt sie wie Zwillinge. Ihren tauften sie Philipp, den Sohn der Köchin Alexander. Dieser war gescheiter als der andere, lernte besser in der Schule. Die beiden Brüder hatten sich sehr gerne und gingen immer mit einander. Mit andern Knaben hatte aber Alexander immer Ärgernis, sie sagten immer zu ihm: „Du bist doch nur der Sohn der Köchin." Darauf sagte er zum Philipp: „Mein Bruder, ich bleibe nicht mehr bei Euch, ich gehe in die Welt. Ich gebe dir mein Tüchlein, gib du mir deines. Und wenn wir drei Blutstropfen darauf sehen, können wir wissen, der andere hat ein Unglück, dann soll ihm der andere zu Hilfe kommen." Gut. Alexander ging und ging bis in einen Wald. Jetzt, als er so lange Zeit gegangen war, zerrissen seine

[1] Wird in Alzen erzählt, soll aber aus Magarei hergebracht worden sein.

Digitized by Google

Kleider, daß er fast nichts mehr auf sich hatte. Aber Gott sah es und der heilige Petrus und warf einige schöne Kleider aus dem Himmel, gemacht gerade auf sein Maß. Dann sagte Gott zum heiligen Petrus: „Geh' und zeichne ein schönes Mädchen in den Stein an der Straße, damit es der Alexander sieht, wenn er da vorbeikommt." Alexander schlief unter einer Eiche, und als er erwachte, sah er neue Kleider und dachte: „Na, dort liegen einige Kleider, sie sind schön, wenn die mir gut sein sollten, würde ich sie anziehen, ich soll sie versuchen." Als er sie probiert, siehe da, sie standen ihm so, als ob jemand grade an ihm gemessen. Nun, er zog sie nicht mehr aus und ging weiter, nur einmal kam er an einen Stein, in welchem ein so schönes Mädchen gezeichnet war, so schön als Sonne, Mond und Sterne zusammen. Er konnte sich nicht mehr rühren von der Stelle, so gefiel es ihm, und er dachte: „Ach mein Gott, wie mir dieses Mädchen gefällt, ich muß gehen und es suchen, um es mir zur Frau zu nehmen. Aber wie soll ich gehen allein? Ich muß umkehren und auch meinen Bruder rufen." Er kehrte um und ging zum Philipp und sagte ihm, wie und was. Nun nahmen sie Pferde zum Reiten und neue Kleider und Geld für die Reise und brachen auf. Sie ritten durch den Wald bis zu dem Stein, in welchem das Mädchen eingezeichnet war. Als sie in die Nähe kamen, sagte Alexander: „Nicht sieh mit beiden Augen zugleich, sonst tötet dich die Schönheit." Aber Philipp sah dennoch und fiel wie tot nieder, es brauchte lange, bis er wieder zu sich kam, dann fing er an zu weinen, und weinte, daß der Stein weich wurde, dann sagte Alexander: „Armer Philipp, wenn dir dieses Mädchen so sehr gefällt, will ichs dir lassen, vielleicht hat mir ja Gott auch eines bestimmt, komm', wir gehen, es zu suchen." Da stand Philipp auf und weinte nicht mehr. Nun gingen sie aus dem Wald und gelangten abends auf eine schöne große Wiese, auf dieser stand ein Haus ganz allein. „Komm', Bruder, wir treten ein und bitten um Herberge für diese Nacht." Die Türen standen offen, und sie traten ein. Als sie hinein kamen, war niemand in der Stube außer einem Sarg mit einem toten Mädchen. Nur einmal kam ein Tisch mit Speisen und zwei Stühlen. Diese setzten sich zum Tisch und aßen. Als sie fertig gegessen, verschwand der Tisch und die Stühle und sie befanden sich auf den Füßen. Aber jetzt kam ein Bett zu Füßen der Toten und eines zu deren Häupten. Philipp legte sich zu Füßen, er fürchtete sich vor ihr, Alexander zu ihren Häupten, er fürchtete sich nicht. Er schlief auch nicht ein, er fand neben ihrem Kopf ein Büchlein und las in dem. Nur einmal um Mitternacht rief ein alter Mann unter dem Fenster:

Digitized by Google

„Schläfst du, Tote?“ Nichts. „Schläfst du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfst du, Tote?“ „Nein, ich schlafe nicht.“ „Wen hast du in der Stube?“ „Den König Philipp und Alexander. Sie sind auf dem Wege um die Russanda.“ — „Weit ist der Himmel von der Erde, so weit sind ihre Seelen von der Russanda, doch es wird sein, wie Gott will. — (Alexander schläft nicht, gut hört er.) — Wenn sie morgens gehen, werden sie ein großes Wasser ohne Brücke und ohne Schiff erreichen. — (Alexander schläft nicht, gut hört er.) — Es sind einige Weiden neben dem Ufer, Alexander soll eine Rute schneiden, den Namen Gottes und des Sohnes sagen und sie über das Wasser legen, gleich wird eine Brücke aus Gold. — (Alexander schläft nicht, gut hört er.) — Dann werden sie immer weiter gehen, bis sie in eine Stadt kommen, es wird grade Sonntag sein. Am Anfang der Stadt wohnt ein Goldarbeiter, er soll hineingehen. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Er soll einen silbernen Bären mit Gold bestrichen kaufen, im Bauch müssen zwei Betten sein und eine Musikbande, die in einem fort Musik machten, und den Philipp soll er hineinstecken und ihn mit Gold besprengen. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Den Bauch des Bären soll er zusperren und den Schlüssel in den Torniſter stecken. Er wird neben die Kirche mit diesem Bären gehen, Russanda wird aus der Kirche kommen und zum Bären gehen, er wird ihr gefallen und wird ihn in ihren Hof rufen. — (Alexander schläft nicht, gut hört er.) — Er wird ihr folgen in den Hof, und den Bauch des Bären aufsperren, damit die Russanda sehen kann, wie es drinnen aussieht, sie wird hineingehen und Alexander wird schnell zusperren und auf die Straße aufbrechen.“ — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Als der Alte diese Worte geredet, ging er fort vom Fenster. Alexander konnte gar nicht schlafen, er blieb noch ein wenig im Bett, dann stand er auf und weckte auch den Philipp: „Komm', Philipp, daß wir uns fertig machen und aufbrechen, wir haben noch einen langen Weg vor uns.“ Nun fingen sie wieder an zu reiten und ritten immer weiter bis sie an das große Wasser ohne Brücke und ohne Schiff kamen. „Nun, Alexander, hier gehen wir zugrunde, wie sollen wir über dieses Wasser hinüber?“ „Wir wollen Gott bitten, Gott kann uns hinüber bringen, wenn er will.“ Bis er diese Worte gesprochen, hatte er eine Rute geschnitten und sie übers Wasser gelegt im Namen Gottes und des Sohnes. Nur einmal stand eine goldene Brücke von einem Ufer bis zum andern da, daß sie über sie reiten konnten. Als sie hinüber waren, wandte sich Alexander noch einmal um, nahm die Weidenrute weg und begrub sie am Ufer in die Erde, dann ritten sie auf der Straße weiter, weit, weit, bis sie in die

Digitized by Google

Stadt kamen, gerade läuteten die Glocken in die Kirche. Am Anfang der Stadt machte Alexander „Ho“. Er schwang sich vom Pferd und ging zum Goldarbeiter und verhandelte wegen dem Bären, der hatte grade einen fertig. Wahrscheinlich hatte Gott auch ihm ein Zeichen gegeben. Alexander nahm ihn nur zu leihen, er solle ihn abends zurückgeben und ein Viertel Dukaten, und die Pferde ließen sie zum Pfand dem Goldschmied. Alexander steckte den Philipp hinein und die Musikbande und ging mit dem Bären immer tanzend und flötend bis neben die Kirche. Grade trat Russanda heraus und alle Leute kamen, diesen merkwürdigen Bären zu sehen, daß das Mädchen sich nicht einmal nähern konnte. Als sie nicht gut sehen konnte, bat sie den Alexander, er möge in den Hof kommen. Als er in den Hof kam, sperrte er den Bauch des Bären auf, Russanda stieg hinein um ihn von innen zu besehen, er aber sperrte schnell wieder zu und steckte den Schlüssel in die Tasche und ging geschwind mit dem Bären fort. Als er aus der Stadt hinaus war, dachte er: „O heiliger Gott, es wäre doch nicht gut, wenn wir dies Mädchen mit Gewalt mit uns nehmen sollten, ich will doch sehen, was sie sagt.“ Er nahm den Schlüssel und schloß auf, nur einmal sah er die Russanda fröhlich mit Philipp tanzen. Darauf fragte er sie: „Russanda, willst du mit uns kommen und Philipps Gefährtin werden?“ „Ich will, wenn Ihr mich nicht fortführt um mich zugrunde zu richten.“ Beide kamen sie aus dem Bären heraus, gaben ihn dem Goldschmied zurück und ein Viertel Dukaten, und nahmen die Pferde. Alexander setzte sich auf das seine, Philipp nahm auch Russanda vor sich und so ritten sie alle drei heimwärts. Als sie zu dem Wasser kamen, erschrak sie und sprach: „Jetzt habt ihr mich doch gebracht, mich zu verderben. Hier ist weder eine Brücke noch ein Schiff.“ „O wir verderben dich nicht,“ sprach Philipp. Alexander zog die Weidenrute aus der Erde und legte sie übers Wasser im Namen Gottes und des Sohnes und gleich lag von diesem bis zum andern Ufer eine goldene Brücke über dem Wasser, daß sie hinüber reiten konnten. Bis es abend wurde, waren sie auf der großen schönen Wiese, wo das Haus mit der Toten stand. Als sie hineinkamen, stand gleich ein Tisch da mit dem Abendessen und drei Stühlen. Sie setzten sich, aßen und tranken. Als sie satt waren, verschwand der Tisch und sie befanden sich auf den Füßen. Aber zu Füßen der Toten waren zwei Betten und am Kopfe eines. Die beiden schliefen gleich. Aber Alexander legte die Hand wieder unter den Kopf der Toten und zog das Büchlein heraus und las. Nur einmal um Mitternacht kam wieder der Alte ans Fenster und rief: „Schläfst du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfst du Tote?“ Keine

Digitized by Google

Antwort. „Schläfst du Tote?“ „Nein, ich schlafe nicht.“ „Wen hast du bei dir in der Stube?“ „Den König Philipp mit seiner Frau und den Alexander.“ „Wenn der Alexander hört, was ich sage, wird es gut sein, er hat sich in etwas Großes begeben. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Wenn sie morgen reiten, wird eine große Hitze werden, und sie werden auf einen Brunnen stoßen, aber Alexander soll die Peitsche nehmen und über den Brunnen schlagen im Namen Gottes und des Sohnes. Dann sinkt der Brunnen 99 Klaftern in die Erde. Hitze wird aber keine mehr werden. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Nachher wird eine schöne Kutsche erscheinen mit sechs Pferden und Soldaten und ihren Eltern und werden wollen, auch sie sollten einsteigen in die Kutsche. Aber — (Alexander schläft nicht, er hört gut) — er soll sie nicht lassen, er muß mit der Peitsche über alle schlagen im Namen Gottes und des Sohnes, dann wird dies alles 99 Klaftern tief in die Erde sinken. Darauf werden sie in Frieden nach Hause kommen und Hochzeit halten. Wenn die Hochzeit vorüber, soll der Alexander versteckt mit geschärftem Säbel unter dem Bette bleiben. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Wenn alles schläft, schleicht der Balauer[1] durchs Schlüsselloch und diesem soll er alle Häupter abhauen, und alles Blut wegputzen, von dem Boden und der Mauer.“ — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Als der Alte diese Worte gesprochen, ging er. Dann ruhte Alexander noch ein wenig, dann stand er auf und sie machten sich alle drei auf den Weg. Nur einmal gegen Mittag wurde eine so große Hitze, daß Russanda nach ein wenig Wasser jammerte. Als sie noch ein wenig weiter zogen, sahen sie in der Nähe einen Brunnen. „Hoho, Bruder; hoho, Schwägerin, zuerst soll ich Wasser trinken, wenn es mir schmeckt, soll es auch Euch schmecken.“ Er näherte sich dem Brunnen und schlug mit der Peitsche im Namen Gottes und des Sohnes und gleich sank der Brunnen 99 Klaftern in die Erde, aber Durst hatte niemand mehr von ihnen. Sie gingen weiter, nur einmal sahen sie eine schöne Kutsche leer mit sechs Pferden und ringsherum Soldaten und Diener, alle in Sonntagskleidern. Da sagte Philipp zur Russanda: „Komm du, wir setzen uns in die Kutsche, daß wir sehen, wie steht es uns.“ Aber Alexander sagte: „Steht still, laßt zuerst mich, wenn es mir gut steht, sollt Ihr Euch auch hinein setzen.“ Er ging nahe an alle die Leute und gab die Peitsche über alle im Namen Gottes und des Sohnes. Gleich sank alles 99 Klaftern in die Erde. Es waren lauter verwünschte Dinge gewesen. Nach diesem erreichten sie in Frieden ihre Heimat und hielten Hochzeit eine ganze Woche. Als die Hochzeit vorüber, versteckte sich Alexander unter das Bett, mit geschärftem Säbel

[1] Drache.

Digitized by Google

und blieb dort bis um Mitternacht. Nur einmal zog sich der Balauer dünn durchs Schlüsselloch. Doch wie er drinnen war, wurde er groß, groß mit 7 Häuptern. Aber Alexander bemühte sich und hieb in einem fort in ihn, hieb ihm einen Kopf nach dem andern ab, bis er ihn getötet. Dann nahm er alles zusammen in einen Korb und trug ihn ins Kämmerchen. Als er zurückkam, wischte er das Blut mit einem Fetzen von dem Boden, und von den Wänden leckte er es mit der Zunge. Nur einmal sah er drei Tropfen auf dem Angesicht Philipps und drei auf dem seiner Frau. Er dachte, wenn sie erwachten, würde eines sich über das andere erschrecken. Er beugte sich zuerst über seinen Bruder und leckte sie ihm ab, der spürte nichts, dann leckte er auch zwei von der Russanda, als er aber am dritten war, erwachte sie und schrie und verfluchte ihn, weil er sich ins Zimmer geschlichen, auch Philipp erwachte. Nun wurde er verurteilt und sollte gehenkt werden. Die Soldaten richteten alles zum Henken. Als sie fertig waren, bat Alexander ihm noch einige Worte zu erlauben und fing an alles zu erzählen. Als er das erste sagte, wurde er bis an die Knie zu Stein, als er von dem Brunnen und der Kutsche erzählte, wurde er Stein bis ans Herz, als er an dies letzte vom Balauer kam, war er ganz bis über den Kopf zu Stein geworden. Gut.

Philipp lebte gut mit der Russanda und als sie ein Jahr zusammen gelebt, hatten sie einen Knaben, und es verging, wieviel vergangen sein wird, nur einmal träumte Philipp, er habe den Knaben genommen und ihn wider die Säule Alexanders geschlagen, da habe sich die Säule zerteilt und er sei gesund dort gestanden. Darauf sagte der alte König, dieses müsse er tun, Alexander habe ihnen auch viel getan, und Kinder würden sie ja noch haben. Philipp war gar zu traurig, aber er konnte sich nicht helfen, nahm das Kind, schloß die Augen, und warf es gegen den Stein, und floh, um nicht sein Blut zu sehen, nur einmal rief Alexander hinter ihm, und als er sich wandte, siehe, kam der Knabe an Alexanders Hand und waren beide gesund. Darauf sagte Alexander: „Kommt jetzt alle drei, wir fahren zu dem einsamen Haus, daß wir sehen, was macht noch die Tote.“ Sie setzten sich auf den Wagen, und zogen. Als sie hinkamen, war noch alles so, wie sie es damals gelassen hatten. Wie sie durch die offene Türe in die Stube gingen, kam der Tisch mit den Speisen und vier Stühlen. Als sie gegessen, befanden sie sich gleich ohne Tisch und ohne Stühle. Es kamen aber drei Betten zu Füßen und eines neben den Kopf der Toten. Russanda, Philipp und das Kind schliefen gleich, Alexander aber griff mit der Hand unter den Kopf der Toten, und zog das Büchlein heraus und fing an zu lesen. Um Mitternacht kam wieder der Alte unter

Digitized by Google

das Fenster und rief: „Schläfst du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfst du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfst du, Tote?“ „Nein ich schlafe nicht.“ „Wen hast du bei dir?“ „Ich habe den Alexander und den König Philipp mit seiner Frau und Kind.“ — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — „Wenn die Sonne aufgehen soll, sollen alle vier an den vier Säulen des Hauses heben, an der einen Philipp, an der andern Russanda, an der dritten der Knabe, an der vierten Alexander, im Namen Gottes und des Sohnes. Wenn dies Alexander hört, wird es gut sein.“ Der Alte ging weg. Mit dem erwachenden Tag stand Alexander auf und rief auch die andern drei hinaus und stellte jeden an seine Säule, und sprach: „Jetzt hebt im Namen Gottes und des Sohnes.“ Da fingen die Glocken an zu läuten und es krachte wie Donnerschlag, und man hörte Musik. Nur einmal sahen sie: wo die Wiese mit Gras gestanden, war eine erlöste Stadt. Als sie nun wieder ins Haus traten, war keine Tote mehr da. An ihrer Stelle stand ein Tisch und hinter dem Tisch eine schöne Braut mit ihren Eltern. Sie dankten alle dem Alexander, weil er sie erlöst und sagten, er solle der Bräutigam sein. Dann machten sie eine Hochzeit, wie sich's gehört. Und woher ich's gehört, von dort hab' ich's erzählt. Und wer gut aufgemerkt, wird gut gelernt haben.

Lina Subtirel, Alzen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Dreiunddreißigster Band.

3. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.
In Kommission bei Franz Michaelis.
1906.

Digitized by Google

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Digitized by Google

Rumänische Volksmärchen
aus dem mittleren Harbachtale.

Gesammelt, übersetzt und eingeleitet

von

Pauline Schullerus.

(Schluß.)

36. Die Tochter und der Sohn des Königs.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter, und wollte je ein Sohn solle eine Tochter heiraten. Die beiden ältesten nahmen ihre zwei ältesten Schwestern. Aber der Jüngste und die Jüngste wollten nicht, es sei eine Sünde. Als sie dem Befehle ihres Vaters nicht gehorchen wollten, jagte er sie aus dem Hause. Sie gingen zusammen in den Wald und lebten dort und aßen Erdbeeren und Wurzeln und wohnten in einer hohlen Eiche. Eines Tages sagte der Bruder, er hieß Alexander, zu seiner Schwester Marie: „Mein Schwesterchen, ich gehe zu dem König über den Berg und verdinge mich als Knecht.“ „Geh, mein Bruder, aber ich bleibe hier im Walde.“ Er ging und nahm sich auch ihr Bild mit. Er dingte sich zum König in den Pferdestall, aber alle Tage gedachte er seiner Schwester, und wenn er das Essen erhielt, zog er ihr Bild hervor aus dem Tornister und sah auf seine Schwester und salzte sich die Suppe mit Tränen, aß und weinte, aß und weinte. Das Knechtlein, welches immer das Essen brachte, sah, daß er immer weinte und sagte es dem König. Eines Tages ging der König um zu sehen, was für einen Kummer der Pferdeknecht habe. Als er hinkam, sah er, daß er ein Bild von einem schönen Mädchen hatte, ein so schönes hatte er noch nie gesehen. Nachdem er das Bild gesehen, hatte er keine Ruhe mehr, ging in den Stall und fragte, wen er da habe und warum er immer weine. Der Knecht sagte, es sei seine Schwester, die lebe im Wald und sagte alles, wie es war. Darauf meinte der König, wenn seine Schwester so schön sei, dann nehme er sie zur Frau und schickte seinen Kutscher mit der Kutsche in den Wald, um das Mädchen herzubringen. Die Köchin fuhr auch mit und beredete sich mit dem

Digitized by Google

Kutscher, sie solle die Kleider von der Königstochter anziehen, dann würde der König denken, sie wäre das Mädchen aus dem Walde und würde sie zur Frau nehmen. Als sie in den Wald kamen und das Mädchen antrafen, nahmen sie es, zogen es aus, stachen ihm die Augen aus und warfen es ins Wasser. Nun kamen sie nach Hause, da sah der König, daß das Mädchen nicht so schön war wie das Bild und wurde zornig, weil er glaubte, der Knecht habe ihn betrogen, und warf ihn ins Gefängnis, aber das Mädchen, d. h. die Köchin, nahm er doch zur Frau, weil er sein Wort gegeben.

Das schöne Mädchen hatte ein goldenes Kreuzlein und auch dieses nahm ihr die Köchin und hing es ans Fenster. — Jetzt lassen wir diese und gehen zurück zu dem armen Mädchen in den Wald. Es ging ein Mann, welcher Fische fing, ans Wasser und zog das Mädchen heraus, sie war blind und fragte: „Wer bist du, der mich aus dem Wasser gezogen? Bist du ein Bursch, sollst du mein Bruder sein. Wenn du alt bist, sei mir Vater.“ „Ich bin ein alter Mann, ich will dir Vater sein.“ Er nahm das Mädchen in seine Hütte und ehrte es, wie es sich gehört. Wenn sie sich kämmte, fiel ihr immer ein Teller voll Gold vom Kopf. Am Sonntag trug der Alte zwei Teller voll Gold an die Kirchentüre. Als die Königin kam und das Gold sah, wollte sie es gleich kaufen, und fragte, was der Alte dafür verlange. Der sagte: „Ein paar Mädchenaugen.“ Die Königin kehrte sogleich um und ging die Augen zu bringen, welche sie dem Mädchen aus dem Walde ausgestochen. Der Alte nahm sie und brachte sie der Marie und klebte ihr sie mit Tau wieder in den Kopf, daß sie noch besser sah, als vorher. Abends ging sie unter das Fenster, wo das Kreuzlein angehängt war und sagte:

Mädchen: „„Buna seara, cruciuliţa mea.““
Kreuz: „Să trăieşti stăpâna mea.“
„„Dar ce face împăratul?““
„Face ca un împărat suparat.“
„„Ce face împărăteasa?““
„Face ca o misea blăstămată.“

„„Guten Abend, mein Kreuzlein.““
„Sollst leben mein Herrinlein.“
„„Was macht der König?““
„Er macht wie ein betrübter König.“
„„Was macht die Königin?““
„Sie macht wie eine schlechte Betrügerin.“

Das Knechtlein hatte dies gehört und dachte, er solle aufpassen, wenn sie am nächsten Abend wieder käme, müsse er es dem König

Digitized by Google

sagen. Am nächsten Abend kam sie wieder, und wieder redete sie mit dem Kreuzlein dieselben Worte. Jetzt erzählte das Knechtlein dem König, was er gehört, und als sie am dritten Abend kam, ging der König hinaus und sah das Mädchen, und sah, daß es gerade wie das Bild war, nur noch schöner, die Augen leuchteten wie Sterne. Dann fragte er sie, wie und was und gab den Befehl, man solle mit der Köchin so verfahren, wie sie mit dem Mädchen, man solle ihr die Augen gewinnen und sie ins Wasser werfen. Als man sie hineingeworfen, zog sie niemand heraus, sie ertrank dort. Aber den Bruder nahm man aus dem Gefängnis heraus und dann lebten alle drei in Frieden und Gesundheit bis ins hohe Alter.

Ana Subţirel, Alzen.

37. Der Rumäne mit drei Ferkeln.

Es waren zwei Leute, die hatten drei Ferkel. Er ging mit zweien auf die Wiese, sie zu hüten. Das dritte sollte die Frau schlachten. Als er gehen sollte, sprach er zu ihr: „Du Frau, gib mir etwas in den Tornister zum Essen.“ „Was soll ich dir geben, ich habe ja nichts, iß heute auch Gras.“ „Wenn du geschlachtet, versorg mir auch ein wenig vom Schwanz.“ „Ich werde dir versorgen.“ Sie hatte aber vergessen und als sie fertig mit dem Schlachten war, aß sie den Schwanz ganz. Abends, als er nach Hause kam, fragte er: „Hast du mir ein wenig vom Schwanz versorgt?“ „Ich habe dir versorgt, steig' auf den Boden, ich habe es dorthin aufgehängt.“ Er stieg hinauf, dort war der Boden mit Harz angestrichen, und als er hinauf kam, klebte er an und konnte sich nicht rühren und nicht mehr frei machen; er rief seiner Frau, die kam und klebte auch an und konnte nicht frei werden. Nun riefen sie auf die Gasse und die Leute kamen alle von der Gasse und einer nach dem andern klebte an und konnte nicht frei werden. Und wenn sie sich bis jetzt nicht doch frei gerissen, kleben sie noch immer alle auf dem Aufboden.

Ana Subţirel, Alzen.

38. Die Kappe, Taube, Stöckchen.

Ein Rumäne ging einmal mit ein paar Ochsen auf den Jahrmarkt. Jetzt kamen auch drei Zigeuner, und hatten sich beredet, sie sollten diesen dummen Rumänen verspotten, sie sollten versuchen, ob sie nicht ein paar Ochsen fast um nichts bekommen könnten? Es müsse immer nur einer gehen und sagen, die beiden Kater wären nicht mehr wert als 4 Gulden. Gut. Aber der Rumäne war nicht dumm. Als er auf den Jahrmarkt ging, war er in drei Wirtshäuser neben der Straße eingekehrt und hatte

Digitized by Google

in jedem eine Maß Wein gezahlt, aber nicht getrunken, um sie bei der Rückkehr zu haben. Nun stand er nicht lange auf dem Jahrmarkt, da kam der älteste von den drei Zigeunerbrüdern und sagte: „Was verlangst du für diese Kater?“ „100 Gulden.“ „Ja, 100 Gulden für solche Kater, wie diese! 4 Gulden, mehr sind sie nicht wert.“ Der Rumäne gab sie nicht und der Zigeuner ging. Nur ein wenig, so kam der mittlere: „Was verlangst du für diese Kater?“ „100 Gulden.“ „100 Gulden? Die Leute lachen dich ja aus, wenn du für diese so viel verlangst, sie sind nicht mehr wert als 4 Gulden.“ Er ging. Der Älteste hatte aber den Leuten auf dem Jahrmarkt gesagt, er habe diese Ochsen gekauft, damit niemand mehr darnach frage. Jetzt kamen lange Zeit keine Käufer mehr. Der Rumäne dachte, auf diesem Jahrmarkt hätten die Ochsen keinen Preis. Nur einmal kam der dritte Bruder und sagte: „Was verlangst du für diese Kater?“ „100 Gulden.“ „Hört, ihr guten Leute, welch' einen närrischen Preis dieser verlangt, sie sind nicht mehr wert als 4 Gulden.“ „Also nimm sie dann“, sagte der Rumäne geärgert, „aber komm, daß ich dir Aldemasch[1] gebe.“ Nur einmal siehe, kommen alle drei Brüder. „Na, wartet nur, ihr Zigeuner, ihr habt mich betrogen, aber ich will mir doch noch einige hundert Gulden von euch gewinnen,“ dachte der Rumäne. „Ich habe Eile nach Hause zu kommen, neben der Straße ist ein Wirtshaus, wir gehen bis hin und trinken eine Maß Wein.“ Gut. Sie kamen ins Wirtshaus. Der Rumäne verlangte eine Maß Wein, die Wirtin brachte sie. Diese vier tranken und als die Flasche fast leer war, bewegte er mit der Hand seine Kappe, sie auf dem Kopfe herumdrehend und sagte: „He mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab ich bezahlt.“ „Wahrlich du hast ihn bezahlt,“ antwortete die Wirtin. Die drei Brüder sahen sich an und dachten: „Wie ist diese Sache, der hat ja nicht gezahlt.“ Als sie draußen waren, sagte der Rumäne: „Kameraden, kommt jetzt auch ins zweite Wirtshaus, daß wir noch ein's trinken, es ist nicht weit von hier.“ Sie gingen auch ins zweite. Auch hier verlangte er eine Maß Wein. Die Wirtin brachte eine. Als nur ein wenig noch in der Flasche war, ließ der Rumäne wieder die Kappe sich auf dem Kopfe herumdrehen und rief: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich gezahlt.“ „Ja wirklich, der Wein ist gezahlt.“ Als sie hinaus gegangen, sagte der Rumäne: „Kommt jetzt auch in das dritte Wirtshaus.“ Als sie hinein gingen, ließ dieser auch hier eine Flasche Wein bringen. Nachdem sie auch diesen getrunken, bewegte er wieder seine Kappe und rief: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich bezahlt.“ „Ja wirklich du hast ihn bezahlt.“ Jetzt dachten die Zigeuner,

[1] Aldemasch, der zur Befestigung eines Vertrages dienende Trunk.

Digitized by Google

der Wein käme aus der Kappe, und fragten ihn, was für eine Art Kappe habe er? „He, mein Käpplein ist mir 300 Gulden wert. Wenn ich sie auf dem Kopfe trage, habe ich Essen und Trinken, wie viel ich will.“ „Aber gib sie uns, wir geben dir 300 Gulden.“ „Na, jetzt euch will ich sie auch so geben, einem andern gäbe ich sie aber nicht.“ Sie zogen geschwind die 300 Gulden heraus und gaben sie ihm. Er nahm die Kappe vom Kopf und gab sie ihnen und eilte fort. Die Ochsen hatte er nun doch gut verkauft. Gut.

Die Zigeuner beredeten sich, sie sollten die Kappe versuchen, und kehrten in das Wirtshaus zurück und verlangten eine Maß Wein. Die Kappe hatte der Älteste auf dem Kopf. Als sie die Flasche geleert, legte er die Hand an die Kappe und sagte: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich bezahlt.“ „O nein, den Wein hast du nicht bezahlt, du Betrüger, wart' nur bis mein Mann kommt.“ Der Wirt kam mit einem Stock und schlug den Zigeuner, bis der Stock in zwei Teile zerbrach, dann warf er alle drei hinaus.

„Du mußt es nicht gut gemacht haben,“ sagte der Mittlere, „gib mir die Kappe, daß ich versuche.“ Sie gingen in das zweite Wirtshaus, und er verlangte den Wein. Als sie getrunken, bewegte er die Kappe und rief: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich bezahlt.“ „Den Wein hast du nicht bezahlt, du Betrüger, ich will dir bezahlt geben.“ Wieder wurde er geschlagen, bis der Stock zerbrach, dann warf man sie hinaus. „Nun, ihr habt es nicht gut gelernt,“ sprach der Jüngste, „aber ich habe gut zugesehen, ich sah immer auf ihn, wie er mit der Hand bewegte, jetzt will auch ich einmal versuchen, und die Kappe aufsetzen.“ Gut.

Nun kamen sie in das dritte Wirtshaus und der Jüngste verlangte eine Maß Wein. Als sie getrunken, bewegte er die Kappe mit der Hand grade so wie der Rumäne, und sagte: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein habe ich bezahlt.“ „Was, du Räuber, den Wein hast du bezahlt? Ich will dir geben bezahlt“ und kam mit einem Stock und hieb auf ihn, bis der Stock lauter Staub wurde, dann warf sie den Jüngsten voran zur Tür hinaus, daß er die Treppe hinunter fiel und fast zum Krüppel wurde.

Jetzt lassen wir die drei Brüder dort schreiend und schimpfend und gehen zum Rumänen. Der kam vergnügt nach Hause, weil er die andern zuletzt doch überlistet und 300 Gulden statt der Ochsen heimbrachte. Am andern Tag fürchtete er, die drei würden zornig zu ihm kommen und ihn umbringen wollen. Er hatte zwei Tauben, eine steckte er sich in den Tornister und sagte zu seiner Frau: „Du Frau, mach ein gutes Essen, Hirse mit Milch und backe auch einige Pfannkuchen, bring auch eine Flasche Wein und

Digitized by Google

Branntwein, und richte dich, wie es sich gehört, es werden heute drei fremde Leute zu uns kommen, daß wir sie ehren können, wie sich's gehört." Gut. Er fuhr aufs Feld pflügen. Und als er aufs Land kam, fing er an zu pflügen, aber nicht lange war er da, nur einmal siehe, die drei Zigeuner kamen schon von weitem schreiend: „Du Räuber, du Betrüger, du hast uns betrogen, jetzt kommen wir um dir das Leben zu nehmen." „Nur langsam, Ihr guten Leute, wir sollen zuerst nach Hause gehen und zusammen noch einmal gut essen und trinken." Er zog die Taube heraus, schlug sie auf den Schnabel mit dem Finger und sagte: „Mein Täubchen, geh' jetzt geschwind zu meiner Frau und sag ihr, ich käme mit drei Leuten, sie solle ein gutes Essen machen, Hirse kochen in Milch und auch noch einige Pfannkuchen backen, und eine Maß Wein und Branntwein bringen." Dann ließ er sie fliegen, die Taube flog in die Welt. Als er mit den Zigeunern nach Hause kam, stand die Taube auf dem Backofen, es war aber die andere, die zu Hause geblieben. Diese verwunderten sich, aber noch mehr verwunderten sie sich, als sie in die Stube kamen und den Tisch gedeckt fanden, mit Hirse in Milch und eine Schüssel voll Pletschinten (Pfannkuchen), und Wein und Branntwein, grade wie der Rumäne hatte sagen lassen. Gut.

Sie saßen hinter dem Tisch und aßen und tranken, und tranken auch den Zorn hinunter und dachten immer an die Taube. Nur einmal fing einer an: „Du Mann, was für eine Taube mit Verstand hast du?" „Ich habe sie wirklich, sie ist mir so lieb, ich würde sie nicht um 300 Gulden geben, ich nehme sie immer mit mir, wohin immer ich gehe, und bis ich nach Hause komme, hat meine Frau immer alles fertig, die Taube schicke ich immer voraus." „Höre, Mensch, gib uns das Vöglein, wir geben dir 300 Gulden und der Zorn wegen dem Käpplein soll vergessen sein." Gut. Der Rumäne gab die Taube, und sie gaben ihm 300 Gulden und gingen nach Hause. Als sie nun eine Zeit lang auf der Straße gegangen, sprachen sie, sie sollten die Taube nach Hause schicken, damit sie ihrer Frau sage, sie solle das Abendessen und das Bett machen, sie kämen müde und hungrig diesen Abend nach Hause. Der Älteste zog die Taube aus dem Tornister, schlug sie mit der Hand auf den Schnabel und sagte ihr, was sie seiner Frau berichten solle. Darauf gab er ihr den Laufpaß. Die Taube flog in die Welt.

Als diese nach Hause kamen, war die Türe zugesperrt und das Licht ausgelöscht. Die Frau hatte gedacht, sie würden an dem Abend nicht nach Hause kommen und hatte sich niedergelegt. Nun, als sie sahen, daß sie der Rumäne auch mit der Taube betrogen, wurden sie zornig und beschlossen zu gehen und ihn jetzt doch zu töten.

Digitized by Google

Am nächsten Tage schnitt der Rumäne ein Stöcklein von einem Haselstrauch, versteckte dann auf dem Felde an der Straße in einen Strauch ein Fäßchen Branntwein, ein wenig weiter in einen andern Strauch einen großen Kuchen, wie ein Rad. Es verging nicht viel, so kamen die Zigeuner, zornig wie Teufel: „Du Rumäne, jetzt nehmen wir dir das Leben, nachdem du uns auch mit der Taube betrogen.“ „Na, na, meine Lieben, warum seid Ihr jetzt zornig über mich? Die Taube muß Euch nicht gekannt haben oder wußte sie den Weg nicht und hat sich verirrt. Aber kommt mit mir, daß wir noch einmal gut essen und trinken.“ Der Zigeuner, wie der Zigeuner, wenn er vom Trinken hört, vergeht ihm der Zorn leicht. „Also kommt geschwind, daß wir uns nicht verspäten.“ „Also, Ihr guten Leute, machen wir die Sache so: Wir gehen nicht noch ins Wirtshaus, ich komme noch ein Stück mit Euch, dann setzen wir uns auf eine Wiese und essen und trinken, ich soll mir nur mein Stöcklein nehmen, dann brauch ich nichts mehr.“ Wieder wunderten sich diese, daß er ihnen zu essen und zu trinken geben wolle und nehme nichts in den Tornister, nur ein Stöcklein in die Hand. Sie gingen alle vier auf der Straße bis sie an ein Gesträuch kamen, da sagte unser Mann: „Ho. Weiter gehe ich nicht mit Euch. Mein Stöcklein, bring' uns jetzt Getränke.“ Bis er diese Worte sagte, hieb er mit dem Stöcklein immer in das Gestrüpp. „Nun kommt, Ihr Leute und helft mir dieses Fäßchen herausnehmen.“ Als sie an den Strauch herankamen, standen sie mit offenem Munde vor dem Branntweinfäßchen. „Jetzt, Getränk haben wir, ‚mein Stöcklein, du sollst uns nun auch etwas zum essen geben.‘“ Indem hieb er in einen andern Strauch, nur einmal war auch ein Kuchen, groß wie ein Rad, dort. Nun saßen sie, aßen und tranken, bis sie satt waren und auf die Betrügerei ganz vergessen hatten. Da fing der Zigeuner wieder an: „Was für eine Art Stöcklein hast du wohl?“ „Jetzt, eine solche Art gibt es nicht mehr in der ganzen Welt. Dieses möchte ich nicht geben um 300 Gulden. Wenn ich auf die Straße gehe, brauche ich nie etwas einzusacken, das Stöcklein gibt mir, was ich brauche.“ Die Zigeuner wollten das Stöcklein gerne haben und dachten, wenn sie dann immer zu essen und zu trinken hätten, so viel sie brauchten, wären selbst 300 Gulden nicht zu viel, zumal wenn sie auf drei Teile geteilt werden. Gut. „Hör' du Mann, gib uns dies Stöcklein, wir geben dir 300 Gulden und nehmen dir auch nicht das Leben, dann sollst du bezahlt sein auch wegen dem Betrug mit der Taube.“ „Nun, weil wir so gute Freunde sind, will ich es Euch geben, aber einem Fremden gäbe ichs nicht, Herr behüte.“ Die Zigeuner zählten ihm sofort 300 Gulden in die Hand, nahmen das Stöcklein und gingen.

Digitized by Google

Dieſer hatte nun 900 Gulden, immer für die Ochſen, eigentlich, weil ſie ihn zuerſt betrogen, als ſie ihm nur 4 Gulden geben wollten für die Kater, wie ſie geſagt. Da ſie nun ein Stück gegangen, ſagte einer zum andern: „Du Bruder, wir ſollen jetzt unſere Ware, die wir gekauft haben, auch verſuchen, mir ſcheint ich bin durſtig.“ „Probieren wir.“ Der eine nahm das Stöcklein und ſchlug in einen Strauch: „Mein Stöcklein, bring mir Getränke.“ Die andern ſuchten nach dem Fäßchen, doch es war keines da. Jetzt ſchlug einer nach dem andern, aber es kam weder Speiſe noch Getränk herbei. Gut. „Was machen wir nun? Wir müſſen wieder zu dem rumäniſchen Betrüger umkehren, wir können nichts anderes tun.“ Sie kehrten von der Straße um. Der Rumäne dachte es ſich, wußte aber nicht gleich, was er machen ſollte, außer daß er ſagte: „Na, na, nicht ſeid ſo zornig, das Stöcklein iſt mit Euch nicht gewöhnt, kommt ins Wirtshaus, dort wollen wir uns ſchon verkommen.“ Sie gingen und er kaufte eine Maß Wein. Als ſie dies getrunken, gab er ihnen noch eine und ging hinaus; er hatte einen Schafhirten mit einer Herde Schafe im Hofe geſehen und ſprach zu dieſem: „Laß uns ein wenig die Kleider wechſeln, ich möchte wiſſen, wie ich als Cioban ausſehe, auf deine Schafe ſorge ich, bis du dich ein wenig ausruhſt.“ Gut. Der Rumäne nahm die Cioban-Mütze auf den Kopf und den Pelz um und ſtützte ſich auf den Stock. Neben dem Hof floß ein tiefer Graben, und im Waſſer ſah man dieſe Schafe. Als die Zigeuner auch mit dieſer Flaſche fertig waren, kamen ſie heraus, nur einmal ſahen ſie den Rumänen, gekleidet wie ein Cioban, neben einer Schafherde ſtehen. „Was iſt, woher haſt du dir die Schafe bekommen?“ „Seht Ihr ſie denn nicht hier im Waſſer?“ „Sind noch?“ „Wie ſollten nicht, ich habe ſie ja nicht alle genommen, ich habe genug mit dieſen.“ Der älteſte Zigeuner ſprang zuerſt ins Waſſer, nur einmal ſah der zweite die Mütze ſchwimmen, und dachte es wäre der Kopf eines Schafes und rief: „Sieh' die Schafe kommen heraus, ſieh' die Schafe kommen heraus.“ Schups ſprang er hinter dem erſten, gleich ſchwamm auch ſeine Kappe. Nur einmal ſchrie auch der Jüngſte: „Sieh', die Schafe kommen heraus, ſieh' die Schafe kommen heraus, meine Brüder nehmen ſie mir alle.“ Schups, war auch er drinnen, und alle drei ertranken.

Jetzt kam der Cioban und nahm ſich ſeine Kappe, Mantel und Stock und gab dem Rumänen ſein Kleid und ſeinen Hut. Er ging nun nach Hauſe und hatte Ruhe vor den Zigeunern und Geld hatte er auch genug.

Wer dieſe Mär gut gehört, wird ſie auch gut gelernt haben.

Lina Subtirel, Werd.

Digitized by Google

39. Eine Wette.

Es war einmal ein armer Knabe, der niemanden hatte, und ging, um sich als Knechtlein zu verdingen. Als er in ein Dorf kam, stand ein Kaufmann in der Türe und fragte: „Wohin gehst du mein Knabe?“ „Ich gehe in Dienst.“ „Kommst du zu mir?“ „Ich komme.“ Damals war das Jahr nur von einem Tag. Der Knabe sorgte sich auf seine Ehre und bemühte sich und als das Jahr zu Ende war, brachte ihm sein Herr 100 Gulden und sagte: „Diese sind dein.“ „O nein, mein Herr, ich brauche nicht so viel Geld, du sollst mir nur einen Kreuzer geben.“ „Wie kann ich dir nur einen Kreuzer geben, da du dir bei mir 100 Gulden verdient hast.“ „Sei so gut, gib mir nur einen Kreuzer, mehr brauche ich nicht.“ „Gut, ich gebe dir ihn, aber wisse, bei mir hast du 100 Gulden.“ Der Knabe nahm den Kreuzer und ging zu einem geheiligten Brunnen, und warf ihn hinein, machte eine Kniebeugung und sagte: „Mein Gott, wenn ich wert bin und ein guter Mensch, laß diesen Kreuzer heraufsteigen auf das Wasser, wenn nicht, soll er auf dem Boden bleiben.“ Er stand und sah in den Brunnen, aber der Kreuzer kam nicht mehr herauf. Jetzt ging er wieder und verdang sich auf ein Jahr zum Kaufmann, und als das Jahr vorüber, brachte ihm sein Herr wieder den Lohn und sagte: „Nun mein Knechtlein, du hast mir wieder ehrlich gedient, jetzt hast du 200 Gulden bei mir.“ „Mein Herr, sei so gut, gib mir auch für dieses Jahr nur einen Kreuzer, ich brauche nicht mehr.“ Der Kaufmann gab ihm einen Kreuzer und sagte: „Ich will dir das andere Geld aufbewahren.“ Der Knabe nahm den Kreuzer und ging zu dem geheiligten Brunnen, warf den Kreuzer hinein, kniete nieder und bat Gott, er solle machen, daß der Kreuzer wieder in die Höhe steige, wenn er wert und ein guter Mensch sei. Der Kreuzer kam nicht herauf. Da sah der Knabe, daß er noch nicht wert und gut sei und kehrte um zu seinem Herrn und blieb noch ein Jahr. Als auch diese Zeit um war, brachte dieser 300 Gulden und sagte: „Mein Sohn, jetzt hast du mir drei Jahre ehrlich gedient und bist ein zuverlässiger Mann geworden, sieh, hier hast du deinen Lohn.“ „Mein Herr, gib mir einen Kreuzer, mehr war ich nicht wert, und ich brauche auch nur einen.“ Er gab ihm einen und sprach: „Wenn du vielleicht einmal brauchst, wisse, bei mir hast du es.“ Der Bursch ging wieder zum geheiligten Brunnen und warf den Kreuzer hinein, kniete nieder und bat Gott, er solle gut tun und den Kreuzer wieder heraufkommen lassen, wenn er wert und gut sei. Nur einmal schwammen alle drei Kreuzer oben auf dem Wasser. Was für eine Freude der Knabe hatte! Jetzt wußte er, er sei wert und gefalle

Digitized by Google

Gott. Aber doch kehrte er zu seinem Herrn zurück. Der richtete sich gerade den Wagen um in das Land um Waren zu fahren. Der Bursch gab ihm die drei Kreuzer und bat ihn, ihm auch für diese drei Kreuzer etwas zu kaufen, was ihm auf der Straße vorkomme. Bis er zurückkehre, wolle er ihm auf Haus und Hof sorgen. „Aber mein Junge, du hast 300 Gulden bei mir, laß mich dir für dieses Geld etwas bringen." „O nein, bring' mir nur für diese drei, was du auf der Straße finden wirst." Der Kaufmann fuhr fort und lud dann dort den Wagen voll Waren, dann brach er heimwärts auf. Nur einmal sah er auf der Straße drei Knaben mit einer Katze spielend, um sie zu töten. Die arme Katze jammerte. Er hielt still und sagte: „Ihr Kinder, was soll ich Euch für die Katze geben?" „Gib uns drei Kreuzer, wir sind drei Personen, daß jeder einen hat." Gut. Dem Kaufmann fielen gleich die drei Kreuzer des Knechtlein ein, und er dachte, ihm diese Katze zu kaufen. Steckte sie in den Sack und fuhr dann weiter und kam abends in ein Wirtshaus, um da zu übernachten. Der Wirt meinte, er würde ihm gerne Herberge geben, aber wegen den Tieren fürchte er, sie würden die Waren auf dem Wagen alle fressen. Der Hof sei voll Mäuse. Der Kaufmann meinte, wenn nur das sei, so mache das nichts. Er öffnete den Sack und ließ die Katze heraus. Am Morgen waren um den Wagen lauter tote Mäuse, einige Millionen, daß man bis an die Knie in den Tieren gehen mußte. Der Wirt bat, ihm diese Katze zu überlassen, er gäbe einen Wagen voll Dukaten dafür, und dazu die zwei Pferde für den Wagen. Nun, der Kaufmann freute sich, daß er seinem Burschen für drei Kreuzer so viel mitbringen konnte. Als er nach Hause kam, fand er den Knecht im Geschäft und alles war so gemacht, als ob er selbst da gewesen wäre. Als er ihm sagte, was er für die drei Kreuzer erhalten, freute sich der Knabe so und sprach: „Dieses nehme ich, dies hat mir Gott zuerteilt."

Jetzt bat er um Verzeihung und nahm Abschied von seinem Herrn, setzte sich auf seinen Wagen und sagte: „Hi" und fuhr fort, um sich jetzt auch ein Geschäft einzurichten, in dem Dorf, in das er zuerst kommen würde. Als er auf der Straße fuhr, kam er an einen Brunnen, dort tränkte er die Pferde und ruhte ein wenig aus. Dabei dachte er, wie würde er so allein leben ohne eine Frau, es würde doch schlecht allein sein, wie gut wäre es, wenn ihm Gott eine gute Frau bestimmt hätte. Aber woher sollte er eine bekommen, er kannte gar kein Mädchen. Wie er so in Gedanken am Brunnen stand, kam ein schönes junges Weib mit zwei Krügen zum Brunnen um Wasser und gab ihm einen guten

Digitized by Google

Tag. Als er ihr zurück dankte und sie fragte, wem sie das Wasser trage, antwortete sie, ihrer Herrin. „Bist du ein Mädchen oder eine Frau, hast du Eltern?“ „Ich bin ein Mädchen, eine Dienstmagd, und habe keine Eltern, ich bin ein Waise, habe gar niemanden.“ Über diese Worte freute er sich. „Du Mädchen, willst du mit mir kommen und meine Frau sein? Sieh, auch ich bin eine Waise und habe niemanden, wir wollen zusammen ein Haus gründen.“ „Ich möchte dich ja wollen, aber du wirst mich nicht nehmen.“ „O ja, ich nehme dich.“ Dann kamen sie mit einander überein, machten Hochzeit und lebten gut, und verliebten sich so, daß keines ohne das andere sein konnte. Eines Tages fing er an: „Meine Frau, du sollst jetzt auf das Geschäft sorgen, ich fahre ins Land um Waren, ich muß mich ein wenig herum bewegen, daß wir nicht vom Vermögen zehren. Auch der größte Haufe verliert sich, wenn du immer von ihm nimmst.“ „Mein Männlein, du wirst gehen und eine andere Frau finden und mich vergessen.“ „O ich nicht, aber du, mein Frauchen, wenn ich hören sollte, daß du mit einem anderen Manne geredet, könnte ich gleich sterben.“ „Setz dich nieder auf diesen Stuhl, daß ich dich rasiere, wenn dir der Bart wieder wächst, dann habe ich mit einem andern Mann gesprochen; jetzt sollst du auch dieses Hemd, weiß wie Schnee, anziehen, wenn es schwarz wird, dann wisse, ich habe mit einem andern Mann geredet.“ Bis er sich fertig machte, machten sie noch Späße und lachten, als er aber aufbrach, brach er weinend auf und sie blieb weinend zurück. Er hatte den Gedanken, in die Stadt zu fahren, aus welcher sein Herr die Waren gebracht; so gelangte er auch in das Wirtshaus, in welchem er die Katze verkauft hatte. Als er in die Stube trat, war da ein viereckiges Tischlein. In drei Ecken stand je eine Katze und hielt ein brennendes Licht mit den Füßen. Als dieser sich darüber verwunderte, sagte der Wirt: „Komm', wette mit mir, die Katzen rühren sich nicht bis morgen früh. Wenn ich verliere, gehe ich mit meiner Frau und einem Stock in der Hand aus meinem Hause und mein Alles bleibt dir. Wenn aber du verlierst, dann sollst du mir dein Geld, welches du bei dir hast, geben und dich sperre ich in ein gemauertes Loch.“ Gut, sie wetteten. Sie saßen beide bis am morgen da und die Katzen rührten sich nicht. Als die Sonne aufging, nahm der Wirt vom Kaufmann das Geld und führte ihn in das gemauerte Loch. Aber hier waren noch sechs Männer. Sie blieben lange Zeit in dem Gefängnis. Diese Leute und auch der Wirt wunderten sich, daß sein Hemd weiß wie Schnee blieb und sein Gesicht wie das eines Mädchens aussah, ohne Bart. „Was sollte dies sein, er wird doch nicht ein Heiliger oder gar

Digitized by Google

ein Engel sein? Wenn diese Sache so sein sollte, wäre es besser, ich ließe ihn frei um mir nichts mehr mit ihm zu tun zu machen," dachte der Wirt. Er hatte keine Ruhe, und ging am nächsten Morgen ins Gefängnis und fragte, wie das möglich sei, daß sein Hemd immer weiß bliebe, wäre er ein Heiliger oder ein Engel?" „Ich bin ein Mensch der Erde, wie auch ihr, aber ich habe zu Hause eine gute Frau, die mit keinem andern Manne redet, und so lange sie keinen andern im Gedanken hat, bleibt das Hemd weiß und der Bart wächst mir nicht." Seine Mitgefangenen hatten dies auch gehört und kamen mit dem Wirt überein, es sollten zwei gehen und versuchen, seine Frau zu betrügen. Gut. Der Wirt befreite sie und sie gingen. Abends erreichten sie das Dorf, und fanden sein Haus, in welchem die Frau wohnte, traurig und hinter verschlossener Türe. Sie klopften an, bis sie kam und fragte: „Wer ist da?" „Wir sind hier, zwei ermüdete Leute, kommen von der Straße und können nicht mehr vor Hunger." Da gedachte sie ihres fernen Mannes, wo er jetzt sein sollte, auch hungrig und müde, wenn er noch lebte, weil schon so lange Zeit vergangen und er noch nicht zurück war. Aus Erbarmen sperrte sie auf und gab ihnen ein Abendessen. Als sie gegessen, fingen sie zuerst an zu bitten, sie möge sie auch über Nacht da halten. „Hoho", antwortete sie, „das schickt sich nicht, ich bin eine Witwe allein, geht zum Nachbarn." Nun, sie redeten noch hin und her, nur einmal war es ihr, als öffneten sich ihre Augen und es schien ihr, als müßten diese Männer ihrem Manne begegnet sein, und wüßten etwas von ihm, vielleicht wußten sie auch von dem Bart und dem weißen Hemd, und sie wären sicher zwei Betrüger. Aber sie war eine tapfere Frau. „Also bleibt denn hier, aber wir gehen jetzt hinein in die bessere Stube." Sie öffnete die Türe und trat ein wenig zurück: „Bitte, tretet ein." Die zwei gingen hinein, nur einmal schloß sie die Türe ab und ging zu ihrer Nachbarin und bat um Herberge für die Nacht, es sei ihr gar zu einsam zu Hause.

Am Morgen ging sie an die verschlossene Türe und rief: „Jetzt sollt Ihr mir sagen, ob Ihr von meinem Manne kommt, und sagt mir die Wahrheit, sonst laß' ich Euch nicht heraus." „Sperr auf die Türe, dann sagen wir dir die Wahrheit." „Ich lasse Euch um keinen Preis heraus, bis Ihr mir nicht geantwortet." Als diese sahen, daß sie sich nicht anders helfen konnten, sagten sie ihr alles der Wahrheit gemäß, darauf rief sie: „Jetzt bleibt dort, ich muß gehen und zuerst sehen, ob ihr auch wahr gesprochen." Sie verkleidete sich als Mönch und brach auf; da sie nun von der Wette wußte, nahm sie auch drei Mäuse mit sich. Als sie ans Wirtshaus kam, ging sie hinein und sah gleich das vier-

Digitized by Google

eckige Tischchen mit den drei Katzen, welche drei brennende Lichter zwischen den Füßen hielten. Sie fing gleich mit dem Wirten über diese Katzen an zu reden, wie dies möglich sei, aber lange könnten sie doch nicht so ruhig bleiben. „O wirklich, sie stehen bis am Morgen." Das kann ich nicht glauben." „Gut, kommt, wettet mit mir, wenn sie nicht ruhig stehen bis die Sonne aufgeht, soll dies Haus mit Sack und Pack Euch sein, und ich gehe mit meiner Frau und den Stab in der Hand fort." „So soll es sein. Rufe die Gendarmen aus dem andern Zimmer herein, daß sie mit mir bleiben." So saßen sie die ganze Nacht. Da, gegen Morgen, schlossen alle ein wenig die Augen, in dem Augenblick ließ der Mönch, d. h. die junge Frau, die Mäuse frei über den Tisch laufen. Die Katzen warfen die brennenden Lichter fort und liefen ihnen nach. Darüber öffneten alle die Augen und wußten gar nicht, daß sie geschlummert. Aber die Wette hatte der Wirt verloren, und als die Sonne aufging, gab er alle Schlüssel dem Mönch, nahm den Stock in die Hand und verließ mit seiner Frau den Hof. Sie ging jetzt mit allen Schlüsseln und versuchte, bis sie das Gefängnis aufsperren konnte, fragte alle, wie viel Geld sie dem Wirten gegeben, und gab jedem das Seine zurück und befreite sie. Nur ihren Mann ließ sie bis zuletzt, als die andern alle fort waren, brachte sie ihn in das Haus, ging dann in ein Kämmerlein und zog wieder ihre Kleider an und warf die Mönchssachen auf einen Stuhl, ging dann zu ihrem Manne. Der weinte vor Freuden als er seine Frau gesund wieder sah. „Nun, mein Mann, komm' und sieh, dieses Haus mit Sack und Pack ist mein. Bis jetzt hast nur du Vermögen gehabt, aber jetzt habe auch ich. Alles habe ich durch die Wette erhalten." Dann erzählte sie ihm alles, wie es gekommen, daß sie von ihm gehört. Dann fuhren sie beide nach Hause um auch die beiden andern zu befreien, welche ihnen böses Leben machen wollten, und es grade gut gemacht hatten, darum ließen sie auch diese frei und straften sie nicht weiter.

Sie aber lebten gut von Anfang bis ins Alter und wenn sie noch sind, so leben sie auch heute. *Lina Subtirel, Alzen.*

40. Der Rosenknabe.

Ein König hatte eine Tochter und hielt die von klein auf immer in einem Glas, bis sie 15 Jahre alt war. Da sagte sie: „Lieber Vater, ich möchte auch gerne einmal den Himmel sehen und die Welt, laß' auch mich hinaus. Der König ließ einen Gang rings um das Haus machen und stellte lauter Blumen, überall Blumen hin, alle Arten und ließ

Digitized by Google

dann das Mädchen aus dem Glase auf den Gang. Sie dachte, dies wäre die ganze Welt, es kam ihr so gut, sie wandelte zwischen den Blumen herum, roch an ihnen, besah sie alle und freute sich. Von allen gefiel ihr ein Rosenstrauch am besten, er war voll Blumen und roch wie eine Blume aus dem Paradies. Jeden Morgen ging die Königstochter zuerst zu diesem Rosenstrauch Nur einmal, als sie wieder an einem Morgen hinkam, lag in den Rosenblättern ein kleiner, kleiner Knabe, so klein wie eine Puppe. Nun, dieses Mädchen hatte noch nie in ihrem Leben andere Menschen gesehen außer ihrem Vater, den König, und jetzt dieses Kind. Als sie den Knaben sah, nahm sie ihn in die Arme und spielte mit ihm und war in großer Freude und dachte nicht, es wäre eine verhexte Sache. Der Knabe war so schön, wie eine Rose. Als aber ihr Vater diesen Rosenknaben sah, fürchtete er, es sei etwas Verhextes, und erschrak und ließ die Richter zusammenrufen und sieben Pfarrer, sie sollten sagen, was zu tun sei. Und diese richteten so: „das Mädchen wäre eine Hexe, und man müsse ein Faß nehmen und sie mit dem Knaben hineinschließen und aufs Wasser werfen." Gut. Als die Königstochter am Morgen erwachte, befand sie sich mit dem Rosenknaben auf dem Wasser im Faß. Sie erschraken und wußten nicht, was dies bedeuten sollte. Und als sie sich allein sahen, sagte der Knabe: „Na, jetzt will ich dein Kind sein und du sollst mir Mutter sein." Nun blieben sie eine Zeit lang ruhig bis sie hungrig wurden, sie hatten aber nichts zu essen, da stieß der Knabe im Hunger mit dem Fuß ins Faß, da fing das Faß an zu gehen und stieß ans Ufer. Als es fest stand, stieß der Knabe noch einmal mit dem Fuß und schlug dem Faß den Boden aus, und beide kamen heraus. Nun brachen sie auf und gingen in den Wald, fanden Erdbeeren und aßen sie, auch Wurzeln und Blätter, bis sie satt waren. Als es Abend wurde, fanden sie einen großen Stein, so gestellt, daß sie beide unter ihn kriechen konnten und dort schliefen. Wie nun am nächsten Morgen Gott im Himmel erwachte und herunter auf diese Welt sah, erblickte er diese Armen, bedauerte sie und sagte zum heiligen Petrus: „Du Petrus, komm' wir gehen als zwei alte Männer zu den beiden Armen und taufen den Knaben, wenn er auch ein Rosenknabe ist, wird er jetzt doch ein Erdenmensch bleiben. Nun, sie kamen zur Königstochter und sagten ihr einen guten Morgen und fragten sie, ob der Knabe getauft sei? und ob sie nicht wolle, daß er getauft werde? „Wie sollt ich nicht." Gott und der heilige Petrus nahmen den Knaben und brachten ihn an den Jordan, tauften ihn dort und trugen ihn dann wieder zurück und sagten zum Mädchen: „Es ist doch so der Brauch,

Digitized by Google

daß man den Gevattersleuten zu Essen und Trinken gibt." „Aber Ihr guten Leute, ich möchte Euch ja gerne geben, aber ich habe ja nichts, wir leben von Wurzeln und Blättern." „Was machst du denn mit dem Kuchen und dem Wein, den du unter dem Steine hast?" Sie erschrak, sah unter den Stein und fand richtig eine Flasche mit Wein und einen Kuchen so groß wie ein Rad unter dem Stein. Dann schämte sie sich, diese Leute würden denken, sie hätte es ihnen nicht geben wollen. Nun fingen sie alle an zu essen, nur einmal ging eine Kuh auf dem Wege dem Gebirge zu, und Gott sprach: „Seht Ihr dort die Kuh? Die schenk' ich meinem Patchen. Wenn er ein großer Bursch sein wird, soll er sich sie aus dem Gebirge holen." Dann gingen die beiden wieder auf dem Wege in den Himmel und ließen den Knaben mit seiner Mutter im Walde unter dem Stein. Sie hatten von der Zeit an immer zu essen und zu trinken, die Flasche wurde seit der Taufe nie leer, und der Kuchen blieb auch immer ganz. Der Knabe fing an zu wachsen und es verging nicht eine gar zu lange Zeit, sah er nicht mehr aus wie eine Rose, er ähnelte mehr einem Menschen dieser Erde. Er wurde groß und schön und als er ein Bursch geworden, sprach er zu seiner Mutter: „Ich habe noch nie einen Hund bellen gehört und nicht wie ein Hahn kräht, und wie die Menschen reden, ich möchte gerne einmal die Welt sehen." „Geh', mein Junge, ich warte hier auf dich." Er ging bis er aus dem Walde herauskam, dann ging er immer weiter, nur einmal hörte er „hau, hau", und gleich darauf „kukurigu". Jetzt wußte er, daß er nahe an einem Dorf war und nicht mehr lange, so hatte er es erreicht. Er ging nun hinein und sah in einer Scheune zwei Drescher Getreide dreschen. Er blieb stehen, sah zu und verwunderte sich, er hatte noch nie Leute gesehen, nur die zwei, die ihn getauft, und auch die hatten nicht wie Menschen der Erde ausgesehen, sie waren so alt gewesen, und diese beiden Drescher sahen auch so aus, wie er. Er sagte nichts, ging aber immer näher und besah sichs noch besser, nur einmal sah er einen Flegel, nahm ihn und fing auch an zu dreschen, und als die zum Essen gingen, ging er auch mit und nachher drasch auch er wieder. Da sprach einer zu dem andern: „He Kamerad, sollen wir diesen Blöden uns noch helfen lassen?" „Wir lassen ihn, er hilft uns ja und verlangt keinen Lohn." Abends ging er auch zum Abendessen. Nachher fragte wieder einer den andern: „Sollen wir diesen auch mit zu den Mädchen nehmen?" „Wir nehmen ihn, kaum haben wir Spaß und Gelächter mit ihm." Nach dem Abendessen gingen die Beiden in die Rockenstube zu den Mädchen. Der Rosenknabe hinter ihnen. Als er sah, daß jeder neben einem

Digitized by Google

Mädchen saß, setzte er sich auch neben eines, das noch allein saß, es war grade die Königstochter. Dann sah er, wenn die Spindel herabfiel, hob sie der Bursch auf und gab sie dem Mädchen nicht zurück, bevor ihn diese küßte. Er machte es auch so. Als die Spindel der Königstochter entfiel, bückte er sich geschwind, hob sie auf, das Mädchen wollte ihn aber nicht küssen, so behielt er die Spindel, sie nahm eine andere. Als die beiden Drescher fort gingen, nahm er sich auch hinter ihnen, und schlief auch mit ihnen auf einem Stall, und da er nichts redete, hielten sie ihn für stumm und blöde. Morgens frühstückten sie alle drei zusammen und draschen wieder alle drei. Auch dieser Tag verging wie der gestrige, abends gingen sie alle drei in die Spinnstube. Der Rosenknabe setzte sich wieder neben die Königstochter und als ihr die Spindel entfiel bückte er sich rasch, hob sie auf und steckte sie in den Gürtel zur ersten. Jetzt war auch der zweite Tag vergangen und noch hatte er kein Wort gesprochen. Am dritten Tag war es wieder so. Abends in der Spinnstube setzte er sich auch wieder neben die Königstochter und hob ihr die Spindel auf, da sagte sie: „Dann werde ich dich küssen, wenn du mir bringst, was dir dein Pate geschenkt, als er dich taufte.“ Er sagte nichts, nahm sich aber und lief zu seiner Mutter in den Wald und sagte, er gehe jetzt um zu sehen, wo die Kuh sei, die ihm sein Pate geschenkt, und ging auf dem Wege, auf welchem damals das Rind gegangen und kam ins Gebirge. Da begegnete ihm ein Stier, der hieß Chäsche, der konnte reden und sprach: „Mehr oben ist eine Kuhherde, in dieser war auch deine Kuh, die ist aber in eine Kotlache gefallen und fast tot, aber ich komme mit dir und ziehe sie mit meinen Hörnern heraus. Diese ganze Herde und auch ich stammen alle von der Kuh, wir sind alle dein.“

Der Jüngling trieb sie alle in den Hof des Königs, um sie der Königstochter zu zeigen. Diese verwunderte sich, sie hatte nicht gedacht, daß er so reich sein könnte. Jetzt verlangte er sie zur Frau. Der König aber sprach: „Dann will ich dir meine Tochter geben, wenn du diesen Hof pflügst in einer Stunde von 10—11. (Der Hof war aber mit Kupfer gepflastert.) Wenn du nicht fertig wirst, hau ich dir den Kopf ab.“ Dieser ging zum Stier und sagte es ihm. „Das ist eine leichte Arbeit, du mußt nur tun, was ich dir sage,“ antwortete der Stier. „Morgen ist Jahrmarkt in der Stadt, treibe die ganze Herde hin und verkaufe sie, aber auf einmal für sieben Beutel voll Geld.“ Am andern Tage ging er auf den Jahrmarkt und stand mit der Herde nicht lange dort, als ein Viehhändler kam und sie schnell erhandelte. Als er sie

Digitized by Google

verkauft hatte, nahm er die sieben Beutel und ging mit dem Stier aus der Stadt. „Jetzt nehme ich dich auf die Hörner und werfe dich in den Himmel, dort ist grade jetzt auch Jahrmarkt. Du mußt dich aber schnell an einem Ast festhalten und dich hinaufschwingen. Dann wirst du eine Herde finden, in der befindet sich ein Stier, man heißt ihn Barna, er ist mein Bruder, um diesen sollst du die sieben Beutel Geld geben. Dann komme mit diesem wieder herunter auf die Erde, ich will Euch herabheben." So war es. Der Stier Chäsche nahm den Rosenknaben auf die Hörner und warf ihn in den Himmel, dieser ergriff einen Ast und hob sich hinauf, dort beeilte er sich den Barna zu erhandeln für die sieben Beutel, dann flog er mit ihm herunter auf die Hörner des Chäsche, dann sagte dieser: „Mein Sohn, gehe jetzt zu einem Schmiedemeister und sag ihm, er solle dir einen eisernen Pflug machen, aber es solle nicht ein einziger hölzerner Nagel sein (damals waren alle Pflüge hölzern). Er ging und als er zurückkam, war er sehr traurig, denn der hatte 100 fl. gekostet und sagte es dem Chäsche, und jammerte, daß er sich nicht einen Beutel gehalten, jetzt habe er gar nichts. „Halt den Hut her." Als er ihn hielt, schüttelte der Stier ein Horn und füllte den Hut mit Dukaten. „Leere ihn dem Meister aus und bring' dir den Pflug." Als er den Pflug brachte, steckten die beiden Stiere ihre Köpfe ins Joch. Auf dem Wege zum König fing Chäsche wieder an zu reden: „Wenn wir in den Hof kommen, wird dir der König ein Glas Kaffee und ein Glas Wein bringen. Den Kaffee kannst du trinken, aber im Wein ist Schlaftrunk („Wein des Vergessens"), den darfst du nicht trinken, sonst verlierst du den Kopf. Du mußt aber nahe an mich kommen, dann stoße ich mit dem Horn und verschütte ihn." Als sie angekommen, dachte der Rosenknabe nicht mehr an diese Worte, den Kaffee trank er, und fing auch am Weine an, der Stier bemühte sich um das Glas zu erreichen, konnte es aber erst dann verschütten, als der Bursch es schon zur Hälfte getrunken. Aber jetzt ließ er sich auf die Erde nieder und schlief ein, und konnte nicht mehr erwachen, es verging eine halbe Stunde, dann brüllte der Stier, daß der Hof zitterte, aber dieser schlief weiter, und die Zeit verging. Jetzt war nur noch eine halbe Stunde, da sagte Barna: „Laß jetzt auch mich einmal brüllen," und sie brüllten beide, daß der Hof und das ganze Dorf erzitterten, als ob die ganze Welt untergehe. Darauf erhob sich der Jüngling. „Unser lieber Herr, komm jetzt, daß wir pflügen, sonst verlierst du den Kopf und unsere Mühe war vergebens." Nun fingen sie an zu pflügen und diese Arbeit ging so leicht und schnell vorwärts, daß noch eine viertel Stunde von elf fehlte. Als

Digitized by Google

der König sah, daß dieser gemacht, was er befohlen, gab er ihm seine Tochter. Der Jüngling aber ging in den Wald und brachte auch seine Mutter, sie war auch noch schön, das Haar war ihr gewachsen bis an die Knie, da sie sich nie gekämmt in so viel Jahren, und als sie sich mit schönen Kleidern angezogen, sah sie aus wie eine Königin. Der König gab seinem Schwiegersohn das halbe Königreich, dann machten sie Hochzeit, und wenn sie nicht gestorben, leben sie bis auf den heutigen Tag.

Lina Subţirel, Bägendorf.

41. Der Sohn des Armen und die Tochter des Königs.

Der ärmste Mann aus der Stadt hatte nur eine kleine Hütte am Ende des Dorfes und in der Hütte hatte er nichts als dreizehn Kinder. Aber das dreizehnte hatte so großen Verstand und lernte, wie kein Kind aus der ganzen Stadt. Der Knabe ging in die Schule mit der Königstochter zusammen, und waren so gut mit einander, daß sie glaubten, es könne eines ohne das andere nicht leben. Damals war es so Sitte, wenn die Schule aus war, blieben immer zwei Kinder zurück um zu kehren und Wasser zu bringen in die Schule. Einmal geschah es, daß die Königstochter zurückblieb um die Schule zu kehren, da hörte sie den Lehrer mit dem Prediger reden: „Dieser Knabe frißt entweder dir das Predigeramt, oder mir das Lehramt, er ist zu gelehrt. Wir müssen etwas machen und ihn umbringen. Gut. Morgen, wenn er in die Schule kommt, geben wir ihm einen Becher mit vergiftetem Wein.“ Als das Mädchen dies hörte, erschrak es und erzählte es seinem Kameraden. „Mein Freund, du sollst von hier weggehen, diese fressen dir den Kopf, aber nimm dieses Ringlein und Tüchlein von mir, in beiden steht der Name meines Vaters und meiner Mutter und von mir.“ Der Knabe nahm sie und steckte sie in den Busen, nahm dann Abschied und ging in die Welt, ins Königreich. Gott soll uns erhalten.

Die Worte dieser Mär, viel und schönes ist noch zurück, ich will es Euch erzählen. — Er ging, bis er in einen Wald kam. Im Walde sah er den Strâmbălemne (Holzkrummacher) unter einer Eiche schlafen. Das Kind war ja, wie die Kinder, es fürchtete sich nicht vor ihm, es wußte gar nicht, daß dieser nicht ein Erdmensch sei, der Knabe freute sich, als er noch jemanden im Walde sah, und legte sich neben ihn schlafen. Nur einmal erwachte der Strâmbălemne und sah den Knaben neben sich, er schüttelte ihn und schrie: „Welcher Teufel hat dich her zu mir gebracht? Zu mir kommt nicht einmal der Adler aus der Unterwelt. Weißt du,

Digitized by Google

wer ich bin?“ „Ich weiß ja nicht, aber ich dachte, du wärst ja ein guter Mensch, und darum legte ich mich neben dich, es war mir so unheimlich allein.“ „Wohin gehst du?“ „Sieh, so und so, und jetzt gehe ich in Dienst,“ und erzählte ihm alles, wie es gekommen. „Wenn die Sache also so ist, will ich dich nicht auch krumm machen, sondern dir lieber helfen. Aber wisse: Mich heißt man den Strâmbâlemne, ich mache die geraden Bäume und Menschen krumm, aber du sollst bis in die erste Stadt gehen, dann gehe zum König und ding dich als Knecht, es wird dein Glück sein.“ Er nahm Abschied und dankte, weil er ihn nicht umgebracht und ging vorwärts. Als er aus dem Wald trat, sah er in der Ferne die Stadt. Dann ging er immer weiter, bis er an das Haus des Königs kam, er trat ein und wünschte dem König einen guten Tag und fragte, ob er nicht einen Knecht brauche, er wäre ein armer Knabe. Als ihn der König gesehen, gefiel er ihm und weil er keine Kinder hatte, dang er ihn nicht als Knecht, sondern nahm ihn als eignes Kind auf. Der Knabe hatte Verstand und war gelehrt und zuverlässig. — Der König war reich und hatte auch zwölf Kaufläden, und auch hier verstand er es, sich anzustellen. So vergingen 20 Jahre schnell. Der Knabe war ein schöner, stattlicher Jüngling geworden, da kam es ihm eines Tages in den Sinn: „He, jetzt wird auch das Mädchen groß und schön geworden sein, wir hatten uns ja so gerne, sie wird nicht wissen, wo ich bin, und wird heiraten und mich vergessen.“ Es kam eine große Sehnsucht und Trauer über ihn, daß er gleich zu sterben glaubte, sein Herz sagte ihm, es sei jetzt Zeit zu seinem Mädchen zu gehen, sonst würde es zu spät. Der König sah, daß etwas in ihm vorging, er fürchtete, er werde krank und fragte: „Mein Sohn, warum bist du so traurig? oder schmerzt dich etwas.“ „O nein, es tut mir nichts weh, aber sieh, es ist so eine Sehnsucht nach meinen Eltern und Brüdern über mich gekommen, daß ich nicht mehr kann, ich möchte gerne zu ihnen und sehen, was sie noch machen.“ „Dann geh' und sag' dem Kutscher, er solle den Wagen richten, ich gebe dir Geld, so viel du willst, und Soldaten, die mit dir kommen, und bring' dir die deinen alle mit, sie haben ja hier Platz.“ Nun, dieser freute sich, Soldaten brauchte er nicht, Geld nahm er sich einen ganzen Haufen, immer mit der Hand voll, dann setzte er sich auf den Wagen und fuhr nach Hause, in die allerkleinste Hütte, er wußte noch, daß seine Eltern dort wohnten. Als er hineinkam, erschrak seine Mutter, weil ein so schöner junger Herr zu ihr gekommen, und sie hatte nicht einmal einen Stuhl. Aber er bat um ein wenig Herberge und gab ihr eine Hand voll Dukaten, sie solle etwas zu Essen kaufen. Als sie mit den Sachen kam und ihm

Digitized by Google

das übrig gebliebene Geld zurückgeben wollte, ließ er ihr es, dann standen sie alle um den Tisch und aßen. Er fragte, was für Neuigkeiten es noch in diesem Orte gäbe. „Heute hat die Königstochter Hochzeit, grade werden sie bei der Trauung sein.“ „Seid so gut, liebe Frau (Lele), geht und kauft mir für 10 kr. Nüsse.“ Als sie die Nüsse brachte, zog er das Tüchlein aus dem Busen, legte Nüsse und das Ringlein hinein und gab es der Alten, sie solle auf die Hochzeit gehen und dies der Braut schenken. Sie ging in das Haus der Braut, und traf grade ein, als ihr die Geschenke gebracht wurden, sie stand hinter dem Tisch und empfing alle. „Laßt auch mich, ich will der Braut auch was schenken,“ sie drängte sich unter die Leute, und gelangte zum Tisch der Braut und legte ihr das Tüchlein auf den Teller, kehrte dann schnell um und wollte hinaus gehen. Die Braut hatte das Tüchlein sofort erkannt, es auseinander geschlagen und auch das Ringlein gefunden, und rief man solle die Alte zurückrufen. Die Leute dachten, sie habe gestohlen, und riefen: „Fangt die Alte, haltet sie, haltet sie,“ und liefen hinter ihr und brachten sie zurück. Die arme Alte kam zitternd und sprach, mit dem Tüchlein habe sie ein fremder junger Herr geschickt, er sei gerade auf einer Kutsche angekommen. Darauf sagte die Braut, es solle die Kalesche mit sechs Pferden um ihn geschickt werden. Als er kam, erkannte sie ihn gleich und rief zitternd vor Freude: „Dies ist mein Bräutigam.“ Dann ließ sie sich scheiden von dem Bräutigam, mit dem sie eben aus der Kirche gekommen und hielt mit diesem Hochzeit. Dieser gab sich dann auch seinen Eltern zu erkennen. Nach der Hochzeit nahm er auch seine Eltern und Geschwister mit zu dem König, der ihn zum Kinde aufgenommen. Dort leben sie bis auf den heutigen Tag in Frieden und Gesundheit.

Lina Subtirel, Alzen.

42. Die Schlangen spinnen Gold.

Vor langen, langen Zeiten versammelten sich die Schlangen unter dem Haselstrauch und bereiteten Kuchen aus Gold, und manch ein goldner Faden zog sich bis in die Spitze des Haselnußstrauches, diese nannte man die Schlangenblume. Damals lebte ein Bauer, der hatte einen etwas dummen Knecht, dieser wußte nicht, daß die Schlangenblumen Gold wären. Eines Tages schickte ihn der Bauer mit den Ochsen in die Herde, der ging und als er nach Hause kam, sah er in einem Haselstrauch etwas leuchten. Er ging hin und dachte, es sei eine Haselblume, nahm einige Goldfäden und steckte sie auf den Hut. Sein Herr sah gleich wie und was und

Digitized by Google

fragte, wo er diese Blumen gefunden. Der Knecht sagte es ihm. Da merkte der Herr gleich, der Knecht wisse nichts von Gold, sonst würde er die Erde ein wenig auf die Seite gemacht und den ganzen Goldkuchen genommen haben. Der Alte schwieg, nahm sich das Gewehr und den Zwergsack und ging. Als er zur Haselstaude kam, kehrte er die Erde auf die Seite und fand da den Goldkuchen. Um ihn herum saßen sieben Schlangen und spannen goldene Fäden. Er stieg in die Spitze des Strauches und schoß von dort auf die Schlangen, aber nur eine blieb tot. Die andern umwanden alle den Strauch und schüttelten den Mann herunter und fraßen ihn, daß nur die Knochen übrig blieben. Als diese Nachricht sich im Dorfe verbreitete, rückten alle hinaus mit Stöcken und töteten auch die andern sechs. Den Goldkuchen nahmen sie und teilten ihn unter einander. Aber seither finden sich die Schlangen nicht mehr so zusammen, und seither spinnen sie auch kein Gold mehr.

Potru Fauer, Alzen.

43. Ein kranker Mann.

Es war einmal ein totkranker Mann. Seine Frau hatte den Doktor geholt. Dieser verschrieb eine Arznei, als er ihn untersucht hatte, und machte sich zur Rückfahrt fertig. In der Türe fragte ihn die Frau leise, wie es mit ihrem Manne stehe, sei er schwer krank? Der Arzt antwortete: „Moare (stirbt), ich habe ihm zwar etwas verschrieben, aber er stirbt (moare).“ Der Mann drinnen hatte nur die Worte „moare“ gehört. Moare heißt romänisch auch das Krautwasser vom Sauerkraut, und so dachte er, der Arzt habe ihm solches verordnet. Als die Frau hereinkam, rief er ihr entgegen: „Jetzt lauf geschwind in den Keller und bring' mir moare, moare, moare. Der Arzt hat gesagt, ich solle jede Stunde eine Maß trinken.“ Die Frau wollte ihn nicht ärgern und brachte sie ihm, und er wurde gesund von der moare. Als er das Bett verlassen, lobte er den Arzt und sprach: „Nun dieser Doktor versteht seine Sache, mir hat er die Arznei gut getroffen. Ich muß ihm ein Geschenk tragen.“ Er hatte ein Paar schöne Hendel, nahm die und ging. Als er zum Doktor kam, sagte er: „Guten Tag, Herr Doktor.“ „Ich danke, du lebst?“ „Ich lebe wirklich. Dank den Heiligen und bin gekommen zu danken, weil Ihr mich aus der Krankheit errettet. Seht, da bringe ich diese Hendel zum Geschenk, weil Ihr mir gesagt, ich solle moare trinken, und ich trank immer eine Maß. Und von dieser Arznei bin ich gesund worden.“ „Was sagst du da? was hast du getrunken?“ „Aber moare.“ „Ich habe

Digitized by Google

doch nicht gesagt, du solltest moare trinken, ich gab dir doch Arznei aus der Apotheke.“ Unser Mann fing an zu lachen, weil der Doktor so schnell vergessen konnte, aber er wird ja auch viel im Kopfe haben. Aber der Doktor schüttelte den Kopf und dachte, wenn der Mensch noch Tage hat, so stirbt er nicht. *Lina Subtirel, Alsen.*

44. Der Knabe und der Ochs.

Es war einmal ein Mann, diesem starb die Frau und ließ ihn mit einem Knaben. Nach einer Zeit nahm er sich eine andere, eine Witwe mit drei Töchtern. Diese Stiefmutter ärgerte sich über diesen Knaben und wollte ihn zugrunde richten. Sein Vater schickte ihn alle Tage mit den Ochsen aufs Feld, sie zu hüten, die Frau gab ihm immer einen Kuchen aus Asche zum Essen mit. Er aber ging nicht zugrunde, er wurde immer stattlicher. „Dieses geht nicht mit rechten Dingen zu,“ dachte die Frau und schickte ihre älteste Tochter mit. Nun saßen sie beide auf der Wiese, er hatte eine Flöte und flötete, den Aschenkuchen warf er fort, und als er so flötete, schlief sie ein, und während sie schlief kam der Ochse, schüttelte das Horn, da fielen Speisen aller Art heraus. Der Knabe aß, bis er satt war. Abends ging er mit seiner Schwester heim, sie hatte nichts gesehen. Als sie ihrer Mutter gesagt, sie habe geschlafen, wurde diese zornig und gab ihr eine Ohrfeige. Am nächsten Tage schickte sie die Zweite. Auch dieser erging es so. Am dritten Tage schickte sie die Jüngste und die hatte drei Augen, zwei wie alle Leute und eines im Rücken, mit den zweien schlief sie, aber das dritte blieb offen, mit dem sah sie alles. Der Knabe wußte das nicht und flötete, bis er sah, daß sie schlief, dann lief er zum Ochsen, dieser schüttelte das Horn, und der Knabe aß. Abends sagte das Mädchen ihrer Mutter, was sie gesehen. Da hörte der Knabe sie sagen, morgen werde der Ochs geschlachtet. Unser Armer lief traurig und weinend in den Stall und klagte es dem Ochsen, der aber sagte: „Fürchte dich nicht, komm' nur vor Tag morgen früh zu mir, dann fliehen wir.“ Morgens, als der Knabe kam, nahm ihn der Ochse auf die Hörner und lief mit ihm in den Wald. Der Knabe schlief in der Nacht in einer hohlen Eiche. Der Ochse ging im Walde fressend herum und ernährte auch den Knaben, daß er stattlich wurde. Eines Tages saß er allein unter einer Eiche, nur einmal kam ein großer, fetter Büffelstier und fragte auf den Ochsen und ließ ihm sagen, er solle morgen auf die Brücke kommen, sie sollten miteinander kämpfen. Als er heimkehrte, — ihre Heimat war unter der hohlen Eiche, — sagte der Knabe: „Hör',

Digitized by Google

Großvater, es war ein großer, fetter Büffelstier hier, du solltest morgen auf die Brücke kommen und dich mit ihm schlagen, aber nicht gehe, ich fürchte mich so, er wird dir etwas tun." „Fürchte dich nicht, er macht mir nichts." Am Morgen ging er auf die Brücke und fing nur an, aber gleich stieß er den Büffelstier über die Brücke, kam dann fröhlich nach Hause, schüttelte das Horn, daß der Knabe essen konnte, lief dann im Walde umher, sich auch etwas zu suchen. Kaum war er fort, kam ein Kuhstier, groß und gemästet und fragte auf den Ochsen, und ließ ihm sagen, er solle am nächsten Morgen auf die Brücke kommen und mit ihm sich schlagen. Als er nach Hause kam und ihm der Knabe sagte: „Großvater, es war wieder ein großer, gemästeter Stier hier von den Kühen. Ach Großvater ich habe so Angst, es wird dir etwas geschehen." „Fürchte dich nicht, ich stoße auch diesen gleich unter die Brücke." Am nächsten Morgen ging er und stieß auch den Kuhstier auf einmal hinunter. Dann kam er zum Knaben und gab ihm sein Essen aus dem Horn und ging dann um auch im Walde sein Frühstück zu suchen. Nur einmal kam eine elende, schwache Kuh, nur ein wenig Fell über den Knochen und fragte auch auf den Ochsen. Er solle am nächsten Morgen auf die Brücke kommen mit ihr zu kämpfen. Vor dieser Kuh fürchtete sich der Knabe nicht und er lachte, als er es seinem Großvater erzählte. Aber der sagte: „Nun, mein Sohn, jetzt bin ich fertig. Diese Kuh nimmt mir das Leben. Aber du sollst mit mir kommen und wenn sie mich hinunter gestossen, nimm meine Hörner und versorg sie dir. Doch schütte sie nicht aus, bevor du zu Hause bist."

Morgens gingen sie beide auf die Brücke, das Kuhlein war schon da, und als es den Ochsen sah, kam es auf ihn zu und stieß ihn sofort über die Brücke, daß er ganz zerschellte. Der Knabe nahm die Hörner und ging, er hatte aber keine Ruhe, als er über eine Wiese ging, schüttelte er die Hörner, da kamen lauter Rinder heraus, die ganze Wiese voll. „Nun, Ihr guten Leute, wie soll ich mir diese alle wieder einfangen?" Nur einmal antwortete Juda aus einem Strauch: „Wenn du mir eine Hanklich auf deiner Hochzeit gibst, fange ich dir sie alle wieder ein." „Ich gebe sie dir." Juda nahm sie geschwind wieder alle in das Horn und der Knabe trug sie nach Hause.

Als nun die Zeit kam, daß der Jüngling zum Heiraten war, hielt er Hochzeit und dachte nicht mehr an den Juda. Nur einmal rief der unter dem Fenster um die Hanklich. Der Bräutigam antwortete: „Der Juda unter dem Fenster soll zerplatzen," darauf zerplatzte er. Von wo ichs gehört, von dort hab ichs erzählt. *Nicolai Bursan, Alzen.*

Digitized by Google

45. Ein halber Mensch.

Ein Rumäne hatte drei Söhne. Diese schickte er einmal in die Mühle mit einer Fuhre Frucht, und befahl ihnen, sie sollten sich nicht unterstehen, in ein Wirtshaus am Wege einzukehren, da wäre es nicht geheuer. Sie brachen alle drei auf, als sie aber an das Wirtshaus kamen, sprach der Älteste: „Ihr Brüder, kommt wir gehen nur ein wenig hinein, trinken eine Portion Branntwein, kommen schnell wieder heraus und gehen dann unsern Weg.“ Aber der Jüngste sagte: „Ihr Brüder, immer sollen wir einem alten Mann gehorchen, wir gehen nicht hinein, es ist nicht gut.“ „Na, hör' jetzt, was der Kleine sagt, bleibt hier, ich versuche es.“ Er ging hinein, und als er drinnen war, stand in der Stube ein halber Mensch am Ofen und briet einen ganzen Menschen mit den Augen auf dem Feuer. „Guten Tag, halber Mensch.“ „Ich danke, ganzer Mensch.“ „Du halber Mensch, brätst einen ganzen Menschen mit den Augen auf dem Feuer.“ „Auch dich brate ich, wenn du mir nicht die Mär erzählst, welche du weißt, die niemand weiß.“ „Wie soll ich dir die Mär erzählen, die ich weiß, die niemand weiß?“ „Wenn du sie nicht weißt, so komm.“ Er nahm ihn und band ihn an eine Säule mitten in die Stube. Als der Älteste nicht mehr herauskam, ging der Mittlere, um nach ihm zu sehen. „Guten Tag, halber Mensch.“ „Ich danke, ganzer Mensch.“ „Du halber Mensch, brätst einen ganzen Menschen mit den Augen auf dem Feuer.“ „Auch dich brate ich, wenn du mir nicht die Mär sagst, die du weißt und die nicht ist.“ „Wie soll ich dir denn diese Mär erzählen?“ Auch diesen band der halbe Mensch an eine Säule mitten im Zimmer. Der Jüngste hütete den Wagen mit der Frucht, und als er sah, daß keiner von seinen Brüdern zurückkam, dachte er sich, es wäre etwas schlechtes geschehen, und er solle jetzt doch auch nach ihnen sehen, um sie zu befreien. Als er hineinkam, sah er gleich seine Brüder an der Säule gebunden und der halbe Mensch stand noch immer am Herd und briet den ganzen Menschen mit den Augen am Feuer. „Guten Tag, halber Mensch.“ „Ich danke, ganzer Mensch.“ „Du halber Mensch brätst einen ganzen Menschen mit den Augen auf dem Feuer und meine Brüder hast du angebunden in die Mitte der Stube.“ „Auch dich brate ich, wenn du mir nicht sagst die Mär, welche du weißt, die nicht ist.“ „Ich will dir die Mär erzählen, aber wenn du sagst, es ist nicht so, dann brate ich dich. Dein Vater wurde mit meinem Vater Busenfreund, sie waren beide Esel.“ Als der Jüngste diese Worte sagte, war es, als stäche jemand in den halben Menschen, aber er hielt an sich, damit ihn der ganze nicht brate. Dann erzählte dieser weiter: „Da sie nun beide Esel waren, hatten sie sich vor-

Digitized by Google

genommen in die Hölle zu gehen und Töpfer zu werden. Und sie gingen auch in die Hölle und machten den Teufeln Töpfe und Krüge." Hierüber wurde der halbe Mensch so zornig, daß er schrie: „Du lügst, du lügst, mein Vater war nie Töpfer." „Nun, ich habe dir ja eine Mär gesagt, die nicht war, komm jetzt nur, daß ich dich ins Feuer werfe", und schnell warf er ihn ins Feuer. Dann band er seine Brüder frei und sie zogen in die Mühle. Aber seitdem gehorchen sie ihren Eltern.

Jacob Janku, Alzen.

46. Der Wolf mit den Schuhen.

Es fuhr ein Mann mit dem Pflug. Als er pflügte, kam ein Wolf und wollte ihn fressen. „Aber Onkel Wolf, nicht friß mich, morgen bring' ich dir ein paar Schuhe, daß du sie anziehst." Gut. Der Wolf ließ ihn zufrieden, er freute sich, daß er hinfort nicht mehr barfuß gehen sollte, denn er war stolz und dumm. Am nächsten Tag nahm der Mann einen Wagen und lud zwei Hunde auf und deckte sie mit einer Wolldecke zu. Als er auf sein Land kam, war auch der Wolf schon da und fragte, ob er ihm die Schuhe gebracht? „Wie sollt ich nicht, geh' nur zum Wagen, sie sind unter der Decke." Als er die Decke aufhob, sprangen die Hunde auf ihn und jagten ihn bis zu seinem Loch. Er sprang hinein, aber die Hunde hielten ihn immer an einem Fuß und zogen ihn, daß er jammerte: „Ach, meine Füße, ach meine Füße. Nehmt meinen Schwanz, den könnt Ihr essen, aber laßt mir die Füße." Aber die Hunde verstanden ihn nicht, zogen ihn ganz heraus und fraßen ihn.

47. Der Wolf und die zwei Geislein.

Es hatte eine Ziege zwei Geislein und sagte zu ihnen: „Meine Geislein, sperrt zu die Türe, damit Euch nicht der Onkel Wolf frißt, ich gehe in den Wald und bringe Euch Blätter im Munde mit der Axt in der Hand." Gut. Als die Ziege gegangen, sperrten die Geislein die Türe zu, nur einmal kam der Wolf und rief an der Türe: „Meine Geislein, sperrt auf die Türe, ich bin Eure Mutter, ich bring' Euch Blätter zwischen den Lippen mit der Axt in der Hand." „Leg' die Pfote in das Fenster, daß wir sehen, bist du unsere Mutter." Er tat sie hinauf, nur einmal schrien sie: „Sieh' es ist der garstige Wolf, sieh' es ist der garstige Wolf." Der Wolf ging fort, zerrieb eine Ziegel, und bestrich sich den Fuß mit rotem Ziegelstaub, und kam wieder. „Meine Geislein, macht auf die Türe, ich bring' Euch Blätter in den Lippen mit der Axt

Digitized by Google

in der Hand.“ „Zeig' uns den Fuß, daß wir sehen, bist du unsere Mutter, oder der garstige Wolf?“ Der Wolf streckte den roten Fuß zum Fenster hinein, nur einmal riefen die Geislein: „Sieh' es ist unsere Mutter, sieh' es ist unsere Mutter, ach unsere arme Mutter, wie sie sich den Fuß in den Dornen zerstochen, daß er ganz blutig ist, komm', daß wir schnell öffnen.“ Der Wolf kam herein und verschluckte sie gleich und ging dann nach Hause in den Wald. Als die Ziege zurückkehrte, fand sie die Türe offen und die Geislein nirgends. Sie fürchtete so etwas und kehrte um in den Wald und begegnete dem Fuchs und fragte ihn: „Tante Fuchs, hast du meine Geislein nicht gesehen?“ „Nein, wirklich.“ Sie ging zum kleinern Wolf: „Onkel kleinerer Wolf, hast du meine Geislein nicht gesehen?“ „Nein, wirklich.“ Sie ging zum Wolf: „Onkel Wolf, hast du meine Geislein nicht gesehen?“ „O ja, ich habe sie gesehen, ich habe sie auch eingeschluckt.“ „Also komm' Onkel Wolf, wir wollen Gevattersleute werden, komm' hilf mir den Ofen heizen, daß wir uns einige Kuchen backen.“ „Ich komme, auf das Fleisch gehört auch Brot.“ Sie heizte den Ofen und rief auch den Wolf, er solle blasen. Als er sich an das Ofenloch stellte, fing er auch gleich an zu blasen, die Ziege stieß ihn in den Ofen, die Zieglein sprangen heraus und liefen geschwind aus dem Backofen. Er konnte aber nicht mehr und schrie: „Du Gevatterin, zieh' mich heraus, du Gevatterin, zieh' mich heraus, aber die Ziege stieß ihn noch mehr hinein, daß er verbrannte und nur die Asche übrig blieb.

Nuca Luchila, Alzen.

48. Ein Mädchen, welches Menschen frißt.

Es waren zwei Leute, die hatten einen Knaben schon etwas größer und ein Mädchen in der Wiege. Der Mann klagte eines Tages, er wisse nicht, wie das sein sollte, es fehle ihm jeden morgen ein Schaf. Er hatte im Hof eine Schafherde. Der Knabe sprach: „Laß mich, Vater, ich hüte sie diese Nacht.“ Er nahm sich die Axt in die Hand und versteckte sich in den Hof. Die Eltern schliefen. So um Mitternacht erhob sich die Kleine aus der Wiege, ging hinaus und nahm sich ein Schaf und aß es mit Haut und Haaren, daß nicht ein Haar vom Fell noch auch die Füße übrig blieben. Der Bruder erschrak und warf die Axt auf sie, und hatte den kleinen Finger getroffen. Das Kind legte sich wieder in die Wiege und fing an zu weinen, daß seine Mutter erwachte und es in die Arme nahm ihm zu trinken zu geben. Das Kind weinte noch ärger, nur einmal sah seine Mutter Blut am Finger. Sie sah in der Wiege nach, dort

Digitized by Google

war nichts, woran sie sich hätte stoßen können. Da kam der Knabe in die Stube und sagte es seinen Eltern, was geschehen. Aber sein Vater stand auf, nahm den Stock: „Was sagst du, du Betrüger, wie kannst du so elende Worte über dein Schwesterchen reden, ein kleines Kind in der Wiege wird ein Schaf essen können, sie kann sich nicht einmal aus der Wiege auf die Füße stellen, du Elender, Lügner.“ Er hieb mit dem Stock auf ihn und jagte ihn hinaus in die Nacht. Der arme Knabe weinte und ging vom Hofe seines Vaters. Er ging und ging immer weiter, bis er an die schwarzen Gebirge gelangte, dort stand ein Haus und in der Türe war ein Mann und fragte: „Du Erdensohn, wie kommst du zu mir, hieher verirrt sich nicht einmal der Adler der Hölle (pasere măiastră).“ „Ach, Herr, sieh so und so ist es mir ergangen, jetzt möchte ich mich als Knecht verdingen.“ „Dann bleib' bei mir, ich brauche gerade einen.“ Er blieb und arbeitete, was er konnte. Sein Herr konnte sich auf ihn verlassen und behielt ihn zwölf Jahre. Als diese um waren, sehnte er sich nach seinen Eltern und seinem Lande und bat seinen Herrn, ihm zu erlauben, einmal hinzugehen und nach ihnen zu sehen, wie es ihnen gehe. „Ich will dich lassen, mein Sohn, aber dir wird Feuer kommen und mir Rauch.“ Dann gab er ihm ein Pferd zum Reiten. Er ritt hinunter nach Siebenbürgen und gelangte dorthin, wo er sein Dorf wußte, aber dies fand er nicht mehr, es stand nur ein Hütte am Ende des Dorfes, diese Hütte hatte er erkannt, es war die seines Vaters. Wo das Dorf gewesen, wuchs Gras. Als er an sie heranritt, saß seine Schwester am Fenster und nähte. Er band sein Pferd an einen Stecken und ging in die Stube: „Guten Tag, Schwester.“ „Ich danke, Bruder, komm', setz' dich an den Tisch.“ Als er saß, ging sie hinaus, er sah durchs Fenster, wie sie seinem Pferd einen Fuß ausriß und ihn samt den Haaren fraß. Jetzt wußte er, was in diesen zwölf Jahren geschehen war. Das Mädchen hatte zuerst die ganze Schafherde aufgegessen, dann hatte sie das Vieh der andern Leute verzehrt, und als sie mit dem fertig geworden, fing sie an den Menschen an und hatte auch die alle um das Leben gebracht.

Sie kam in die Stube und sprach: „Ach Bruder, wie merkwürdige Pferde Ihr dort habt mit drei Füßen.“ Sie ging wieder hinaus, riß auch den zweiten Fuß aus und verschlang ihn. Kam wieder hinein und sprach: „Ach Bruder, was für merkwürdige Pferde Ihr dort habt mit zwei Füßen.“ Sie ging wieder hinaus, sie hatte keine Ruhe, und aß auch den dritten Fuß. „Ach Bruder, was für merkwürdige Pferde Ihr dort habt mit einem Fuß.“ Wieder ging sie hinaus, und fing jetzt das ganze Pferd an zu zerreißen und zu fressen. Der Jüngling merkte, was

Digitized by Google

auch seiner warte, wenn er hier bliebe, schwang sich durchs Fenster und floh in den Wald. Er lief und lief, bis er in der Ferne das Mädchen schreien hörte. Er stand grade an einer Zwillingseiche und stieg in die Spitze. Als sie das Pferd gegessen, war sie noch nicht satt, denn seit sie das ganze Dorf aufgegessen, hatte sie weder Tiere noch Menschen bekommen. Sie kam jetzt in die Stube um auch den Bruder zu verzehren und fand ihn nicht mehr dort, aber sie roch wohin er geflohen, und nun lief sie auch auf demselben Weg ihm nach. Als sie ihn oben auf der Eiche sah, rief sie ihn herunter, er wollte aber nicht. Da legte sie den Mund an den Stamm und fing an zu nagen und durchnagte den ganzen Stamm, der Bruder aber schwang sich auf den zweiten, wußte freilich, daß auch dies nicht lange helfen werde. Da gedachte er der beiden Hunde seines Herrn, der eine hieß Audebine (Hör gut), der andere Greupomunta (Stark wie die Erde), diese waren in ihrer Hütte immer eingesperrt. Er pfiff ihnen laut und fein. Wie er einmal gepfiffen, sagte der eine zum andern: „Hör', Kamerad, mir scheint unser Knecht pfeift uns, er muß in großer Not sein, komm', daß wir ihm zu Hilfe eilen, aber wie sollen wir herauskommen?" „Warum heiße ich ‚Stark wie die Erde', wenn ich nicht hinaus kann?" Er stemmte sich gegen die Türe mit den Füßen, daß sie gleich einfiel, dann liefen sie schnell nach Siebenbürgen in den Wald zum Burschen und gelangten grade hin, als die Verwünschte auch den zweiten Stamm durchfressen. Die Hunde packten sie und fraßen sie selbst auf und hatten ihn so befreit. Jetzt war das ganze Stück Land, wo das Dorf gestanden, sein. Er blieb dort, fing an zu arbeiten, sein Herr half ihm, dann heiratete er.

Von wo ichs gehört, von dort hab ichs erzählt.

Lina Subtirel, Alzen.

49. Tischlein, Hütlein, Stöcklein.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Sohn und hielt ihn für albern. Eines Tages schickte er ihn mit zwei Ochsen pflügen. Als er jetzt anfing zu pflügen, saß ein Rabe am Wege und sagte: „Hör', Knabe, gib mir einen Ochsen, ich bin so hungrig, wenn du mir ihn nicht gibst, so sterbe ich oder fresse dich." „Ich möchte dir ihn ja gerne geben, aber mit was soll ich dann pflügen, mein Vater bringt mich um, wenn ich nach Hause komme." „Aber so gib mir einen, dann geh zu meinem Vater, dem Rabenkönig und sage ihm nur, warum du gekommen, er gibt dir eine ganze Herde Ochsen, wenn er hört, du hättest mir deinen

Digitized by Google

gegeben und er wird dir geben, was du verlangst, auch Schafe, Schweine, Pferde und Kühe.“ „Wohin soll ich gehen, ich kenne den Weg nicht.“ „Der Weg führt grade von hier zu uns, aber ich will ihn dir mit den Flügeln schlagen.“ Der Rabe aß den Ochsen, dann schlug er den Weg von dort bis zu seinem Haus mit den Flügeln. Aber der Knabe ging mit einem Ochsen und dem Pfluge nach Hause. Als ihn sein Vater sah, fragte er: „Mein Sohn, wo hast du den andern Ochsen gelassen?“ „Ich habe ihn einem Raben zum Essen gegeben.“ „Du dummer Kerl, was für eine Dummheit hast du jetzt wieder gemacht!“ „Ich habe keine Dummheit gemacht, für diesen einen erhalte ich eine ganze Herde, wenn ich ihm ihn nicht gegeben hätte, würde er mich gefressen haben.“ „Es wäre gut gewesen, wenn er dich gefressen, kaum hätte ich keinen Schaden mehr durch dich.“ „Gute Gesundheit, Vater, ich gehe, um mir meinen Lohn zu bringen.“ „Geh', meinetwegen zum Teufel, daß du mir aus den Augen kommst, daß ich nicht auch noch eine Sünde begehe.“

Der Bursch ging immer auf dem Wege, welchen der Rabe mit den Flügeln bezeichnete. Er kam an einer Schweinsherde vorbei und rief dem Hirten: „Wem gehört diese Herde?“ „Dem König der Raben.“ „Füttert sie nur gut, sie gehören auch mir.“ Der Schweinshirt packte ihn und prügelte ihn gut durch. Er ging weiter bis er eine Schafherde antraf. „Wem gehören diese Schafe?“ „Dem Rabenkönig.“ „Füttert sie nur gut, sie sind auch mein.“ Der Schafhirt packte ihn und prügelte ihn gut durch. Er ging weiter bis zu einer Ochsenherde. „Wem gehören diese Ochsen?“ „Dem Rabenkönig.“ „Füttert sie nur gut, sie sind auch mein.“ Auch der Ochsenhirt prügelte ihn und er ging weiter bis er zu der Pferdeherde kam. „Wem gehören diese Pferde?“ „Dem Rabenkönig.“ „Füttere sie nur gut, sie sind auch mein.“ Der Pferdehirt fragte den Knaben: „Mein Sohn, wohin gehst du?“ „Sieh so und so“ und erzählte ihm alles wahr. „Hör', was ich dir sage: Wenn du zum König kommst, verlange nichts außer das Tischlein, das Hütlein und das Stöcklein. Wenn du zum Tischlein sagst: Decke dich, mein Tischlein in allen vier Ecken mit Speisen, hast du gleich Speisen und Getränke aller Art. Wenn du zum Hütlein sagst ‚Trop‘ dann kommen so viele Soldaten heraus, als du Trop sagst, wenn du sie nicht mehr brauchst, sagst du ‚trop hinein‘, dann gehen alle wieder hinein. Zum Stöcklein mußt du sagen: ‚Dreh' dich, mein Stöcklein‘, dann dreht es sich auf dem Rücken und haut den, welchen du willst.“ Der Jüngling ging weiter, bis er zum König der Raben kam. Als er hineinkam, sagte er: „Guten Tag, Herr König!“ „Ich danke mein Sohn, was bringt dich so weit bis zu

Digitized by Google

mir?" „Seht, Euer Sohn hat mich geschickt, Ihr solltet mir das Tischlein, Hütlein und Stöcklein geben, weil ich ihm meinen Ochsen zum Essen gegeben." „Du Knabe, die kann ich dir nicht geben, die sind zu teuer, aber ich gebe dir alle Herden, die du gesehen." Nur einmal kam der Rabe heraus und sprach: „Vater, freust du dich denn nicht, daß mich dieser Bursch vom Hungertod errettet?, wenn er mir nicht seinen Ochsen gegeben, wäre ich vor Hunger gestorben, jetzt gib ihm auch, was er verlangt." Darauf ging der König und brachte ihm diese Sachen. Dieser dankte und ging heimwärts. Als er zur Pferdeherde kam, rief er den Hirten, stellte das Tischlein auf die Erde und sagte: „Decke dich mein Tischlein in alle vier Ecken mit Speise." Gleich standen Speisen und Getränke aller Art, sie setzten sich beide und aßen und tranken, bis sie satt waren. Dann nahm er sich das Tischlein auf den Rücken, das Hütlein auf den Kopf, das Stöcklein in die Hand und ging weiter bis zur Ochsenherde. „Dreh' dich mein Stöcklein." Nur einmal flog das Stöcklein auf den Rücken des Hirten und schlug ihn und schlug ihn bis er immer „Tulei" schrie. Dann ging er weiter zum Schafhirten. „Dreh dich mein Stöcklein." Da lief es auf den Rücken des Hirten und prügelte auch diesen bis er genug hatte. Dann ging er weiter bis zum Schweinehirten. „Dreh dich mein Stöcklein." Auch dieser bekam, was er brauchte. Dann ging er weiter und kam nach Hause. „Nun, Vater, nun Mutter, kommt und seht und eßt Euch einmal satt: „Deck' dich mein Tischlein in alle vier Ecken mit Speisen." Die Eltern wunderten sich und zankten nicht mehr mit ihm und nannten ihn auch nicht mehr Prost (dummer Kerl). Als sie gegessen, schrieb er einen Brief dem König, er solle morgen zu ihm zum Essen kommen, setzte auf den Brief seinen Namen und Hausnummer. Aber sein Haus war das elendeste aus dem ganzen Dorf, nur mit Stroh gedeckt. Als der König mit seinen Soldaten auf einer Kutsche gefahren kam, sah er nach der Hausnummer und sah diese Hütte und schüttelte den Kopf. Aber es war dieselbe Zahl, die im Brief stand. Er ging hinein und der Bursch kam ihm entgegen und setzte ihn hinter den Tisch und brachte so viel Speisen und Getränke, wie auch der König noch nie gesehen. Er wunderte sich und sprach zum Kutscher, er solle sehen, von wo dieser so gute Speisen bringe. Der Kutscher ging hinter dem Burschen und hörte, wie dieser sagte: „Decke dich mein Tischlein in alle vier Ecken mit Speisen." „Diese Sache gefällt mir, geh' und stiehl das Tischlein und versteck es in die Kutsche", befahl der König dem Kutscher. Als er dann gegessen, fuhr er mit dem Tischlein fort. Als der Bursch abends essen wollte, sah er, daß das Tischlein fort war. Er

Digitized by Google

dachte gleich, das könne niemand anders gestohlen haben als der König, und schrieb, er solle ihm das Tischlein gleich zurückschicken, sonst käme er mit seinen Soldaten und mache Krieg. Der König aber dachte, von wo sollte dieser arme Mann Soldaten haben, und schickte ihm 40 entgegen. Aber der Bursch nahm das Hütlein und sagte: „Trop, trop, trop, trop usw.", nur einmal kamen die Soldaten heraus und diese schlugen die 40 gleich, daß nicht einer übrig blieb. Der König schickte wieder und wieder, aber die aus dem Hütlein schlugen sie alle. Als der König sah, es sei nicht Spaß, kam er selbst mit einem Regiment, aber wie erschrak er, als er sah, wie viele dieser Bursch hatte. Jetzt gab er ihm das Tischlein und sein halbes Königreich und seine Tochter zur Frau. Dann lebten sie gut und in Frieden und Gesundheit von der Jugend bis ins Alter und als der Alte starb, wurde er König.

Juon Bresoi, Alzen.

50. Der goldene Gürtel.

Es war einmal eine Witwe, die hatte einen Sohn zum Heiraten. Der war eine Zeit lang zur Königstochter ins Haus gegangen, dann war aber etwas zwischen sie gekommen, was es gewesen sein wird, wie die jungen Leute, die dummen. Er war zornig und sprach zu seiner Mutter: „Komm' mit mir in die Welt und hilf mir eine Frau suchen." Sie nahmen sich und gingen beide bis sie in einen Wald kamen und gingen und gingen und kamen nicht mehr heraus. Aber Gott sah es, Gott sieht ja alles, was auf dieser Erde geschieht. Er sagte zum heiligen Petrus: „Höre Petrus, dieser Mensch macht eine Dummheit, komm' daß wir gehen und ihn auf den rechten Weg weisen." Sie gingen beide als zwei alte Männer und gingen diesen beiden entgegen in den Wald. Als sie ihnen begegneten, sagte Gott, sie sollten noch ein Stück vorwärts gehen, dann kämen sie an zwei Wege, sie sollten den rechts nehmen, der führe aus dem Walde hinaus. Aber der Bursch vergaß diese Worte des Alten und ging immer, wohin ihn das Auge führte, aber so kamen sie nicht aus dem Walde. Jetzt kamen sie an eine Tanne mit Ästen, fast bis in den Himmel. Er sagte zu seiner Mutter: „Ich steige hinauf, ich soll ein wenig um mich sehen, ob ich nirgends ein Licht sehe, dann werfe ich den Hut nach der Seite, du sollst auf ihn treten, damit ich dann weiß, wohin wir gehen sollen." Gut. Er stieg hinauf und stieg sieben Tage lang und als er in die Spitze gelangte, fand er in der Krone einen goldenen Gürtel. Aber Gott hatte ihn dorthin gehängt. Er nahm

Digitized by Google

ihn um und dachte nicht mehr daran nach einem Licht zu sehen. Den Hut warf er, wohin er fallen wollte und als er selbst hinunter kam, fand er seine Mutter mit dem Fuß auf den Hut tretend. Dann gingen sie beide da zu und gelangten an ein schönes Haus. „Mutter, bleib' du jetzt draußen, ich gehe hinein und seh zuerst, wer dort wohnt, komme ich in einer halben Stunde nicht heraus, dann ist etwas mit mir geschehen." Als er hineinkam, saßen 20 Räuber in der ersten Stube. Da er nun den Gürtel um hatte, so hatte er die Kraft, alle auf einmal in den Boden zu schlagen. Als er diesen die Köpfe abgeschlagen, ging er in die andere Stube und fand auch dort 20. Als er auch diesen die Köpfe abgeschlagen, nahm er den Anführer, steckte ihn in ein Kämmerlein und schloß ihn ein. Dann ging er und rief seine Mutter herein und dann wohnten sie in dem schönen Hause. Vor dem Fenster stand ein Birnbaum, wenn der Bursch fortging, ließ er die Blätter welk hängen, kam er nach Hause, blühte er und war frisch. Seine Mutter kehrte alle Zimmer, nur das, in welchem der Räuberanführer wohnte, blieb zugesperrt und den Schlüssel trug er im Gürtel. Einmal fand die Alte einen verrosteten Schlüssel. Als ihr Sohn wieder einmal auf der Jagd war, sperrte sie mit diesem verrosteten Schlüssel das Kämmerlein auf und fand den Anführer dort und sie verliebten sich in einander. Nun berieten sie sich, wie sie ihren Sohn verderben sollten. Als er von der Jagd kam, jammerte sie, sie sei sterbenskrank, wenn sie nur das Herz von einem kleinen Bären haben könnte, dann würde sie gleich gesund. Dieser ging ins Gebirge, einen zu schießen. Aber die Bärenmutter gab ihm eines ihrer Kinder und sagte, er brauche es nicht zu töten, es käme hinter ihm gegangen. Wenn er es zu Hause nicht brauche, solle er ihm nur eine Brotkruste geben, es käme schon wieder zurück. Die Mutter des Burschen stand am Fenster mit dem Anführer und sahen nach dem Baum mit den welken Blättern und hofften, der Bär würde ihn gefressen haben, nur einmal siehe, der Baum fing an zu blühen und der Bursch kam zurück, hinter ihm der kleine Bär. Als er in die Stube kam, sagte sie: „Nun, mein Sohn, mir ist es besser, wir wollen den Kleinen noch nicht töten." Er gab ihm eine Brotkruste und das Bärenkind lief essend nach Hause ins Gebirge. Am nächsten Tage jammerte sie wieder, sie wäre krank zum Sterben, nur das Herz eines Wolfskindes könne sie retten. Der Sohn nahm sogleich sein Gewehr und ging. Die Blätter des Baumes welkten. Gegen Abend kehrte er heim, das Wölflein lief hinter ihm, auch die Wölfin hatte ihm gleich eines ihrer Kinder mitgegeben. Da sagte seine Mutter wieder, es wäre ihr besser,

Digitized by Google

man solle das Tierchen nicht töten. Er gab ihm eine Brotkruste und ließ es wieder ins Gebirge laufen. Jetzt sagte sie: „Mein Sohn, du hast dich so viel um mich bemüht, komm', ich habe dir ein Bad aus Milch bereitet." Der Bursch freute sich, entkleidete sich und stieg ins Bad, nur einmal kam der Anführer, nahm ihm den Gürtel und die Mutter wollte ihm den Kopf abhauen, aber der Anführer wollte nicht, weil er ihn auch nicht umgebracht und stach ihm nur die Augen aus und schickte ihn in den Wald. Die wilden Tiere sollten ihn fressen, aber sie fraßen ihn nicht, sie brachten ihm zu Essen. Die Bärin brachte ihm Milch und erzählte ihm, die Königstochter habe an der Straße ein Spital errichtet, er solle auch hingehen. Der Wolf hatte ihm noch damals, als er im Walde um das Wölflein gewesen, ein Fläschchen Tau gegeben, Arznei fürs Alter. Er trug dies bei sich, hatte aber darauf vergessen. Die Tiere führten ihn bis zum Spital. Als er hineinkam, erkannte ihn die Königstochter nicht ohne Augen. Da, in der Nacht fiel ihm das Fläschchen mit dem Tau ein, er bestrich sich die Augen und fühlte, wie sie ihm wuchsen. Bis am Morgen hatte er sie wieder und konnte noch besser sehen, als früher. Aber die Freude, als die Königstochter kam nach den Kranken zu sehen, und sah wer im Bett lag! Dann hielten sie Hochzeit. Der Bär und der Wolf brachten den Gürtel vom Anführer. Der Bär hatte sich in einen Floh verwandelt und biß ihn so, daß er den Gürtel abnahm und ihn auf den Tisch warf. Der Wolf hatte sich in eine Fliege verwandelt, flog auf den Tisch, nahm ihn und flog damit zum Burschen. Nach der Hochzeit kam er mit dem Gürtel, den er umgelegt, und hieb auch dem Räuberanführer den Kopf ab und warf ihn in die Kammer zu den andern, und seine Mutter zu ihnen, damit sie sie auffesse.

Und von wo ich's gehört, von dort hab ich's erzählt.

Lina Subtirel.

51. Die Gans mit einem Fuß.

Es war einmal ein Mann vor Gericht, der Stuhlrichter hatte gerichtet, wie es dem Menschen gefallen. Als er nach Hause gekommen, sagte er zu seiner Frau: „Du Frau, schlachte eine Gans und brate sie, daß wir sie dem Stuhlrichter schicken." Sie ging und tat, wie ihr der Mann befohlen. Als die Gans fertig, wickelte sie die Frau in ein reines Tuch und legte sie in den Zwergsack und schickte sie mit dem Knecht George. Der George nahm den Sack auf den Rücken und ging. Als er an eine Wiese kam, sah er dort Gänse auf einem Fuß stehen. „Na, seht ihr

Digitized by Google

guten Leute, die Gänse mit einem Fuß!" Gut, wenn es auch Gänse mit einem Fuß gibt, warum soll der Stuhlrichter zwei Füße essen. Auf einmal nahm er die Gans heraus, schnitt ihr einen Fuß ab und aß ihn. Als er zum Stuhlrichter kam und der die Gans besehen, fragte er: „Was hast du mit einem Fuß gemacht?" „Was soll ich gemacht haben, nichts habe ich gemacht, aber die Gänse stehen nur auf einem Fuß." „Sie stehen auf einem, haben aber zwei." „Aber wirklich, komm nur und sieh, Herr, auf der Wiese." Der Stuhlrichter ging mit ihm, und als sie auf die Wiese kamen, standen alle Gänse auf einem Fuß. Aber der Stuhlrichter machte „häsch" und gleich flogen alle Gänse auf und zeigten zwei Füße. „Nun siehst du, George, sie haben alle zwei Füße?" „Aber Herr, du hättest auch zu der gebratenen Gans sagen sollen ‚häsch.'" *Marpod.*

52. Chelteu.

Es waren einmal drei Brüder, denen waren die Eltern gestorben und hatten ihnen nichts hinterlassen als eine verrostete Sense. „Na, jetzt, wie sollen wir diese Sense teilen?" fragte der älteste den mittelsten Bruder. Der wußte es auch nicht, aber der Jüngste, er hieß Chelteu, sagte: „Das ist eine leichte Arbeit; wir tragen sie zu einem Schmiedemeister, und lassen drei Sicheln machen, dann gehen wir und schneiden ein Weizenfeld und bekommen dafür Geld." Gut. Er trug die Sense zum Schmied und der machte die drei Sicheln bald fertig. Als Chelteu sie nach Hause brachte, gab er jedem eine und sagte: „Jetzt, meine Brüder, kommt, wir gehen aufs Feld und wo wir ein Weizenfeld finden, dort wollen wir schneiden." Sie gingen und gingen, nur einmal kamen sie an ein großes, großes Weizenfeld, von dem man weder den Anfang noch das Ende sehen konnte. Sie stellten sich an die Arbeit und fingen an und arbeiteten bis 10 Uhr. Nur einmal kam des Teufels Großmutter: „Na, könnt Ihr noch, Burschen, könnt Ihr noch?" „Noch ein wenig, alte Großmutter." „Gut, ich gehe jetzt nach Hause und bringe Euch das Mittagessen, für dieses Feld gebe ich Euch drei Viertel Dukaten." Als sie fort war, sagte Chelteu: „Ihr Brüder, wenn die Teufelsgroßmutter das Essen bringt, dürfen wir die Suppe nicht essen, die ist nicht rein, wir essen nur das Brot, das ist Gottes Angesicht." Als die Teufelsgroßmutter mit dem Mittagessen kam, sagte Chelteu: „Stell' das Essen nur hin und geh' nach Hause, wenn wir hungrig sind, wollen wir schon essen." Als sie aber fort war, machte er ein Grab und begrub das Fleisch mit der Suppe, denn es war Menschenfleisch. Das Brot aßen sie. Als

Digitized by Google

sie satt waren, legten sich die beiden ältern Brüder schlafen, wie das ja der Brauch ist, aber als Chelteu sah, daß sie schliefen, nahm er sich die Peitsche und knallte in alle vier Ecken, daß die Teufel aus der ganzen Welt zusammenliefen und fragten: „Was befiehlst du, unser Herr?“ „Ihr sollt dieses Kornfeld schneiden.“ Kaum hatte er ausgeredet, so war es fertig. Als die Brüder erwachten, war der Weizen geschnitten und in Haufen gelegt. Dann gingen sie um den Lohn zur Teufelsgroßmutter. Bis sie hinkamen, war es grade Abend, und die Alte brachte das Abendessen auf den Tisch. Sie aßen wieder nur trocknes Brot und als sie die Alte deshalb fragte, sagte Chelteu, sie hätten zu Mittag so viel gegessen, daß sie nicht mehr hungrig wären. Als sie gegessen, brachte sie drei Viertel Dukaten, sagte aber, sie sollten jetzt in die Stube zu den Mädchen gehen, und mit ihnen tanzen und ringen. Zu ihren drei Töchtern sagte sie, sie sollten sie ermüden, daß sie einschliefen, dann sollten sie das Licht auslöschen, um Mitternacht käme sie und haue den Burschen die Köpfe ab, um sie zu braten, bis dann gehe sie, den Backofen heizen. Gut. Die Brüder gingen zu den Schwestern, tanzten und balgten sich herum bis sie umfielen und schliefen. Aber Chelteu fürchtete, die Alte habe etwas Schlechtes mit ihnen vor und wachte. Als nun alle schliefen, nahm er die Tücher von den Köpfen der Mädchen und setzte ihnen die Hüte seiner Brüder auf und ihnen die Tücher. Als die Alte kam, hatte sie kein Licht und tastete nur mit der Hand auf den Köpfen, und wo sie einen Hut fühlte, da schnitt sie den Kopf ab und schnitt so allen drei Mädchen die Köpfe ab. Als sie draußen war, weckte dieser seine Brüder, jeder nahm sein Viertel Dukaten und machten sich schnell fort. Als sie draußen waren, hörten sie noch die Alte jammern: „Tulai, Chelteu, du hast mir gefressen den Kopf meiner Töchter, tulai, tulai.“ „Gefressen wirklich, auch deinen werd' ich noch fressen,“ rief er zurück. Als sie nun heimwärts gingen, sagte er zu seinen Brüdern: „Geht jetzt nach Hause, meine Brüder, Ihr habt nun zu leben.“ „Aber komm' doch auch mit uns.“ „Ich komme, wenn ich komme, aber jetzt noch nicht, ich will mich erst noch ein wenig in der Welt umsehen.“ Er ging bis zum König und dingte sich als Küchenjunge, zum Gefäß waschen. Als er gedungen war, bemühte er sich und sorgte auf seine Ehre, daß ihn alle gern hatten, darum wurden die andern Knechte zornig und wollten ihn umbringen, und gingen zum König und verklagten ihn, er habe sich gelobt, er könne den Hengst von der Teufelsgroßmutter bringen. Der König freute sich und schickte um ihn und sagte, er solle gehen und ihn bringen. Darauf sagte Chelteu: „Sei so gut, verzeih', ich habe mich nicht gelobt. Aber sie haben mich

Digitized by Google

gelobt, nicht damit ich lebe, aber sie haben mich gelobt, um mich zu verderben. Aber wenn Gott will, werde ich ihn doch bringen." Er ging in der Nacht in den Stall zum Hengst der Teufelsgroßmutter und verwandelte sich mit Gottes Hilfe in eine Fliege und biß den Hengst so, daß er laut wieherte, und er stach ihn noch einmal, daß er noch ärger wieherte und zum dritten Male so müde wurde, daß er umfiel. Jetzt warf er ihm den Halfter über den Kopf, setzte sich auf, und ritt fort. Als er an das Fenster der Alten kam, rief er: „Gute Nacht, alte Großmutter, den Hengst hab ich dir genommen." Er kam zum König und übergab ihm das Pferd. Dann ging er wieder in die Küche zum Gefäß, noch mehr geehrt als früher, auch vom König. Aber die andern Knechte wurden noch zorniger und am andern Tage verklagten sie ihn, er habe sich gelobt, er bringe das goldene Hemd der Teufelsgroßmutter. Als der König dies hörte, hatte er keine Ruhe, und rief den Jungen und sagte: „Da du dich gelobt, du wolltest mir das goldene Hemd von der Teufelsgroßmutter bringen, geh und hol' es mir." „Herr König, ich habe mich nicht gelobt, aber die Knechte haben mich gelobt, nicht damit ich lebe, sondern sie haben mich gelobt, um mich zu verderben. Aber wenn Gott will, so werde ich's bringen." Er ging in der Nacht und verwandelte sich mit Gottes Hilfe in einen Floh und biß die Teufelsgroßmutter so, daß sie keine Ruhe fand und das Hemd auszog und auf den Tisch warf. Dann nahm Chelteu das Hemd und machte sich fort. Als es die Alte bemerkte, war er schon beim König. Als er dem König das goldene Hemd übergab, lobte er ihn sehr und ehrte ihn. Aber die andern Knechte wurden so zornig, daß sie wieder gingen und ihn verklagten, er habe sich gelobt, er könne auch die Teufelsgroßmutter bringen. „Ich habe mich nicht gelobt, aber sie haben mich gelobt, nicht damit ich lebe, sondern damit ich verderbe. Aber wenn Gott will, werde ich sie doch bringen."

Auf ein Wort: von dieser Mär ist noch viel schönes zurück, ich will es Euch erzählen. Chelteu nahm sich einen eisernen Wagen und eiserne Werkzeuge und er machte sich einen alten Mann mit einem weißen Bart, spannte 6 Ochsen vor den Wagen und fuhr in den Wald der Teufelsgroßmutter, und fing an einer Eiche mit der Axt an zu hauen. Als die Alte das Hämmern in ihrem Walde hörte, kam sie geschwind um nachzusehen, wer da arbeite und ihr das Holz stehle. Als sie kam, erhob sich ein alter Mann und sprach: „Guten Tag, alte Großmutter, ich bin gekommen, um mir diese Eiche zu nehmen und den Sarg für den Chelteu zu machen, der Arme ist gestorben." Als die Alte dies hörte, freute sie sich so, daß sie auch gleich half. Als der Sarg fertig war, sagte der

Digitized by Google

alte Mann: „Jetzt möchte ich mich hineinlegen, um zu sehen, ob keine Löcher sind, aber ich seh' nicht gut.“ „Laß nur mich, ich seh“, rief die Alte und legte sich geschwind hinein, aber noch geschwinder legte Chelteu den Deckel auf sie und nagelte sie zu, daß die Alte nicht mehr heraus konnte, dann hob er sie auf den Wagen und fuhr in den Hof des Königs. Dann nahm er die Peitsche und ging fort. Er ging heim zu seinen Brüdern und lebte dann mit ihnen zusammen in Frieden und Gesundheit, und wenn sie noch sind, so werden sie auch heute noch leben.

Lina Subtirel, Agnetheln.

53. Drei Schafbesitzer (Cioban) und der Teufel.

Es war einmal ein reicher Mann im Lande, der hatte 3000 Schafe und drei Söhne, die waren alle drei Ciobane im Gebirge. Als nun die Zeit kam, daß man die Schafe scheren sollte, setzte sich der Alte auf den Wagen, um einmal oben nachzusehen. Als er gesehen, daß sie schön waren, sagte er: „Ihr meine Söhne, folgt mir, ich bin ein alter Mann, und es wird gut sein, wenn Ihr meine Worte im Sinne behaltet. Wenn Ihr die Schafe verkaufen wollt, nur nicht verkauft sie einem Herrn. Wenn Ihr nicht hört, wird es schlecht genug für Euch sein.“ Als alle Schafe geschoren waren, zog der Alte wieder heim, und es kam die Zeit, daß er starb. Jetzt gehörten alle Schafe den drei Brüdern und sie verabredeten, sie sollen 300 verkaufen. Nach einigen Tagen kam ein Herr und fragte, ob sie Schafe zu verkaufen hätten. „Wir haben, Herr,“ sprach der Älteste, obwohl der Jüngste ihm immer mit den Augen Zeichen machte, denn er hatte die Worte seines Vaters nicht vergessen. Aber die beiden andern dachten, wenn sie sich nur gut bezahlen, die alten Leute reden ja mancherlei. Sie handelten und verkauften dem Herrn 100 Stück. Dieser sagte, der Älteste solle jetzt mit den Schafen kommen. Dieser nahm sich den bobou (Mantel) und machte sich auf den Weg. Die Schafe aber wollten nicht mitgehen, und die Hunde bellten jämmerlich und zerstreuten die Schafe immer, es war als ob die Tiere klüger wären als ihr Herr, und kaum konnte er sie in den Hof des Käufers bringen. Dieser war gerade der Teufel. Die Schafe blieben im Hof, aber den Cioban rief der Teufel in die Stube, er solle einmal Branntwein trinken bis das Mittagessen fertig sei: „Sieh, mein Sohn, hier hinter der Türe kocht ein Palukes für die Schafe, komm' rühr ein wenig da, bis ich Brot und Branntwein bringe, du hast gewiß viel solchen gemacht.“ Der Bursch ging und als er sich über den Kessel bückte hieb ihm der Teufel den Kopf ab und warf ihn in den Kessel.

Digitized by Google

Ein Tag verging nach dem andern, der Bruder kam nicht mehr, da sagte der zweite: „Ich gehe um zu sehen, was mit dem Bruder geschehen, daß er nicht mehr kommt, der hat sicher zu viel getrunken und ist irgendwo auf der Straße liegen geblieben.“ Er ging und als auch er zum Teufel kam, freute sich dieser und redete schön mit ihm, sein Bruder wäre bei ihm geblieben, er werde ihn gleich rufen, derweil solle er ein wenig in dem Kessel rühren, er habe dort Palukes für die Schafe. Als sich dieser über den Kessel bückte, um den Löffel zu nehmen, hieb der Teufel auch ihm den Kopf ab und warf ihn in den Kessel. Jetzt war nur noch der Jüngste bei den Schafen. Und als keiner mehr zurückkehrte, fürchtete er, es könnte etwas Schlechtes ihnen begegnet sein. Nur einmal kam ein Brief, er solle mit allen Schafen hinkommen, es ginge den Schafen dort besser auf der Weide, und auch sie, die drei Brüder, würden dort besser leben. Der Brief sah aus, als hätten ihn die beiden geschrieben, er aber glaubte es nicht und ging nur allein um zu sehen wie und was. Als er in die Stube des Teufels kam, sah er gleich, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Aber der Herr war so vergnügt und sagte, er bringe gleich Brot und Branntwein bis das Mittagessen fertig sei, er solle nur ein wenig in dem Kessel rühren mit dem großen Löffel, er werde noch Palukes für die Schafe gemacht haben. Aber dieser sagte, er könne das nicht. Bis er dies sagte nahm er geschwind den Löffel voll kochenden Brei und warf ihn dem Teufel in die Augen, daß er nichts mehr sehen konnte und vor Schmerz brüllte. Er streckte die Hand aus, ihn zu ergreifen, er konnte aber nicht, dann verschüttete er Nüsse, er solle hören wohin der Bursche trete. Dieser wich den Nüssen aus, da warf er einen schönen Ring auf den Boden, der Bursch bückte sich und steckte ihn an den Finger, nur einmal rief der Ring: „Hier, hier, nein hier,“ der Jüngling erschrak und bemühte sich hinauszukommen, den Ring konnte er nicht mehr vom Finger ziehen. Endlich war er draußen und da der Teufel immer hinter ihm, schnitt er den Finger mit dem Ring ab und warf ihn in den Brunnen, der Teufel sprang auch hinein. Bis er herauskam, mischte sich dieser unter die Schafe. Jetzt öffnete der Teufel das Tor und ließ die Schafe hinaus und befühlte alle mit der Hand und dachte auch der Bursch würde mitgehen, aber dieser stand auf einem Schafbock und kam auch so hinaus, und als die Schafe alle draußen waren, trieb er sie nach Hause. Jetzt fürchtete er aber, der Teufel würde noch kommen und ihm Schaden zufügen, darum stellte er ein Brot aufs Fenster, denn das Brot ist Gottes Angesicht und vor dem hüten sich die Teufel. So war es. Nach nicht langer Zeit kam er und rief: „Bist du

Digitized by Google

hier, Burſch?“ „Hier,“ antwortete das Brot. Er kam näher, nur einmal ſah er das Brot und erſtarrte vor Schreck, daß er zerſprang. Seither hatte der Burſch Ruhe vor dem Teufel, auch die Schafe gehörten jetzt alle ihm. Aber ſolange er lebte, dankte er Gott, daß er ihn behütet, daß er die Worte ſeines Vaters nicht vergeſſen.

Und von wo ichs gehört, von dort hab' ichs erzählt.

Erzählt von Iuon Bursan, Alsen.

54. Die Kirche des Teufels.

Es war einmal und einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen, wie Nebel hätte es ſich verteilt. Es war einmal ein König im Land, der wollte eine Kirche bauen und dang acht Maurer und Arbeiter, ſo viel es brauchte. Als ſie nun anfingen zu mauern, ging der König am erſten Tage und ſah, wie viel ſie gearbeitet, nach einer Woche kam er wieder und fand noch immer nur ſo viel gearbeitet als am erſten Tage. Darüber wurde der König zornig und fragte, wie das zugegangen. Darauf antworteten die Maurer auch betrübt, ſie könnten ſichs nicht erklären, wer in der Nacht immer käme und die Arbeit des Tages zerſtöre. Da kam ein Mann, gekleidet wie ein Maurer, aber es war der Teufel, und ſagte dem König, er werde die Kirche in einer Nacht bauen. Dieſe Worte gefielen dem König und er fragte um den Preis. Der Teufel antwortete, was zuerſt in die neue Kirche gehe, ſolle ſein ſein. Der König aber hatte eine ſchöne Tochter, in die heilige Sonne kannſt du ſehen, auf ſie aber nicht, ſo ſchön war ſie. Am nächſten Morgen ſtand die Kirche fertig da und es fehlte nichts, nur das Kreuz war nicht da. Als dieſes fehlte, hätte ſich jeder Menſch denken können, he, mit dieſer Kirche iſt es nicht richtig. Weil ſie aber ſo ſchön war, dachte niemand an das Kreuz, vielleicht hatte es auch niemand bemerkt, daß es fehlte. Aber die Königstochter hatte es geſehen und eilte ſchnell in die Kirche um zu ſehen, ob es auf dem Altar aufgeſtellt ſei. Als ſie eintrat, ſtand der Teufel dort und nahm das Mädchen und es war ſein. Er ſteckte ſie in einen Sarg neben dem Altar. Der König erſchrak und wußte jetzt, wer die Kirche gebaut, er war traurig und bedauerte ſeine Tochter, und ſtellte immer Wächter neben den Sarg, Soldaten von in der Früh bis abends 10 Uhr, dieſen geſchah nichts, aber die, welche von 10 Uhr abends bis in der Früh wachen ſollten, fand man nicht mehr, die fraß der Teufel. Dieſe Sache ging immer ſo, bis die Zeit kam, daß der König nur noch mit einer Kompagnie Soldaten blieb.

Digitized by Google

In dieſer Kompagnie waren zwei Burſchen, einer Führer, der andere Korporal, die hatten 12 Jahre gedient und grade in dieſem Elend erfüllten ſich dieſe Jahre. Sie kamen zum König um einige Kreuzer auf die Reiſe zu bitten. An der Türe ſagte der Führer: „Herr Korporal, geht Ihr zuerſt hinein, ich ſchäme mich.“ Der Korporal ſprach: „Herr Führer, geht Ihr zuerſt, Ihr ſeid größer als ich.“ Da trat der Führer ein. „Guten Tag, Herr König!“ „Ich danke, warum biſt du eingetreten?“ „Ich war 12 Jahre Soldat, jetzt bin ich entlaſſen worden und habe nicht einen Kreuzer für die Heimreiſe.“ Darauf fragte der König: „Warſt du ein ordentlicher Soldat?“ „Ich war es.“ „Gehorchteſt du den Befehlen?“ „Ich gehorchte den Befehlen.“ Darauf ſprach der König: „Gib mir eine Ohrfeige.“ Dieſer entſetzte ſich und ſagte: „Aber wie ſoll ich dem Herrn König eine Ohrfeige geben?“ Hierauf gab der König dem Führer eine und jagte ihn hinaus. „Haſt du bekommen Herr Führer?“ „Ich habe bekommen, geh' jetzt hinein, daß er auch dir gibt.“ Als der Korporal hineintrat, ſagte er: „Guten Tag, Herr König!“ „Ich danke, warum biſt du eingetreten?“ „Ich war 12 Jahre Soldat, jetzt hat man mich entlaſſen, ich habe nicht einen Kreuzer für die Heimreiſe.“ Darauf fragte der König: „Warſt du ein ordentlicher Soldat?“ „Ich war es.“ „Befolgteſt du die Befehle?“ „Ich befolgte ſie.“ Darauf ſagte der König: „Gib mir eine Ohrfeige.“ Der Korporal ſtreckte die Hand aus und gab ihm eine, daß es dem König grün vor den Augen wurde und er ſchrie: „Bravo“ und gab ihm 100 fl. Der Korporal dankte, ging hinaus und kehrte mit dem Führer in ein Wirtshaus ein und tranken zuſammen eins. Der Korporal bezahlte, was er verzehrt, dann ſagte er auch dem Führer, er ſolle zahlen, damit ſie weiter kämen, da ſagte dieſer er habe nur eine Ohrfeige erhalten. „Aber wie kann das ſein, mir hat er 100 fl. gegeben.“ „Sieh, ſo und ſo iſt es mir ergangen.“ Als der Führer dies erzählte, nur einmal kam eine Patrouille, der Korporal ſolle zurückkommen. Als er zum König kam, fragte er: „Was befiehlt der Herr König?“ „Ich habe geſehen, du biſt ein ordentlicher Soldat und haſt gehört, wie es mir mit meiner Tochter ergangen. Wenn ſich ein Burſch finden ſollte, der drei Nächte in der Kirche aushalten könnte, würde er meine Tochter befreien und ſie ſoll dann ihm gehören, und das halbe Königreich. Jetzt als ich geſehen, du biſt ein ordentlicher Soldat, dachte ich, vielleicht wärſt du der Mann dazu.“ „Ich will verſuchen, Herr König.“ Als es 10 geſchlagen, ging er allein in die Kirche und bat Gott mit reinem Herzen. Als es 11 ſchlug, kam ſein Engel und ſprach: „Biſt du hier Burſch?“ Er antwortete: „Hier, Großvater.“ „Fürchte dich nicht, wenn es 12 ſchlägt,

Digitized by Google

wird sie (nesdravăn) aus dem Sarg herauskommen, du sollst dich in den Altar verstecken." Sie kam heraus und suchte überall in der Kirche, suchte auch bei den Glocken, im Altar suchte sie nicht. Da schlug es 12, sie hatte keine Kraft mehr und legte sich wieder in die Lade und rief: „Väterchen, Väterchen, Hund, der du bist, zum Essen hast du mir nichts geschickt." Am Morgen kam der Bursch mit brennender Zigarre im Mund aus der Kirche. Am nächsten Abend um 10 Uhr ging er wieder in die Kirche und schickte die andern Wächter fort. Ein halb 12 kam sein Engel: „Bist du hier, Bursch?" „Hier, Großvater." „Dein Engel befiehlt, du solltest dich diese Nacht in die Glocken verstecken, sie sucht dich nur im Altar." Als es 12 schlug, kam das Mädchen heraus und suchte im Altar und in der Kirche und fand nichts, die Stunde war um, sie mußte in den Sarg. Da rief sie: „Väterchen, Väterchen, Hund, der du bist, zum Essen hast du mir nichts geschickt." Nachher kam der Bursch hervor, zündete sich eine Zigarre an und schlenderte in der Kirche herum bis am Morgen. In der dritten Nacht sagte der Engel: „Bist du hier, Bursch?" „Hier, Großvater." „Dein Engel befiehlt, du solltest dich diese Nacht nirgends verstecken, nur gerade neben der Lade stehen." Als es 12 schlug, krachte der Sarg, er stand gerade neben ihm, da krachte es zum zweiten Male, darauf ließ er sich auf die Erde. Sie suchte im Altar und in den Glocken und in der ganzen Kirche und fand nichts. Der Bursch legte sich in den Sarg. Als es 1 Uhr schlug, kam sie um sich zu legen, fand ihn dort und fragte: „Wer bist du?" „Ich." „Aber wer ich?" „Nun ich." „Dann komm' heraus aus dem Sarg." „Dann will ich herauskommen, wenn du mir gesagt, was dich dein Vater zu allererst gelehrt." Erst als er zum dritten Male fragte, antwortete sie: „Das Vaterunser." Nach diesen Worten war sie wieder rein, wie früher. Sie nahmen sich um den Hals und sagten: „Du sollst mein Herr sein, ich will deine Herrin sein." Morgens kamen sie beide aus der Kirche. Die Wache schickte zum König mit der Nachricht, der Bursch, welcher ihm die Ohrfeige gegeben, habe seine Tochter befreit. Es wurden vier Hengste angespannt an eine Kutsche und der König fuhr zur Kirche und sprach: „Hast du sie befreit, Bursch?" „Ich habe sie befreit, Herr König." „Dein soll sie sein und mein halbes Königreich." Sie kehrten in die Kirche zurück zur Trauung. Und als die Trauung vorüber, kam wieder der Engel des jungen Mannes und nahm die junge Frau zur Seite, zog ihr ein Haar aus dem Kopf und spaltete es, und fand 12 Teufel darin, er nahm sie heraus und warf sie hinaus, und machte sie wieder so, wie sie gewesen. Er brachte sie dann wieder dem jungen Manne und sagte: „Nimm' sie, jetzt ist sie eben so

Digitized by Google

rein, wie du.“ Dann hielten sie große Hochzeit. Jedem Hund legten sie einen Kolak (Stritzel) auf den Schwanz, die auf der Hochzeit waren, es waren aber nicht alle, nur die mit gedrehten Schwänzen. Wenn sie noch leben, sind sie heute noch beisammen. *Toma Şeican, Alzen.*

55. Balaurr.

Drei Schafhirten schliefen mit ihren Schafen einmal im Wald. Nur einmal hörten sie etwas jammern: „Gut Glück.“ Einer ging um nachzusehen. Als er hinkam, fand er einen Balauer, der einen Hirsch eingeschluckt, die Hörner hatten sich im Halse eingezwängt, nun jammerten beide. Der Balauer schrie: „Hau dem Hirsch die Hörner ab, ich will dirs einmal bezahlen.“ Der Hirsch schrie: „Hau dem Balauer den Hals ab.“ Der Schafhirt hieb die Hörner dem Hirsch ab, der Balauer verschluckte ihn, dann sprach er zu seinem Retter: „Komm' jetzt zu mir nach Hause. Ich gehe durch die Wolken, du sollst diesen Weg hier gehen.“ Er ging und traf auf eine Schweineherde und fragte den Hirten: „Wozu führt der Weg zum Balauer?“ „Geh nur weiter bis zur Büffelherde, die wird es wissen.“ Er ging weiter bis zur Büffelherde und fragte: „Wohin führt der Weg zum Balauer?“ „Geh nur bis zur Ochsenherde, die wird es wissen.“ Er ging weiter bis zur Ochsenherde: „Wozu führt der Weg zum Balauer?“ „Geh nur bis zur Pferdeherde, die Pferde werden es wissen.“ Er ging weiter bis zur Pferdeherde. „Wohin geht der Weg zum Balauer?“ „Geh nur hinaus aus dem Wald dann wirst du an ein schönes Haus kommen, aber du sollst nichts anderes verlangen, als das Lädchen.“ Als er in das Haus des Balauer kam, war der schon lange zu Hause und zählte aller Art Geld auf, um ihm zu zahlen, weil er ihn vom Tode errettet. Er aber sprach, er verlange kein Geld, er möge ihm nur das Lädchen geben. „Das kann ich dir nicht geben, sieh' ich gebe dir Geld, so viel du willst.“ „Geld brauche ich nicht, gut Glück“ (gut Glück, ein Abschiedsgruß), und wandte sich der Türe zu. „Komm' also und nimm es.“ Er gab ihm das Lädchen. Er nahm es und ging. Auf dem Wege wurde es ihm schwer und er dachte nachzusehen, was drinnen wäre. Als er es öffnete, lag die Tochter des Balauer da, bekleidet mit einem Schlangenfell. Er kam nach Hause und als er sah, wie schön sie sei, ließ er sich mit ihr trauen. Sie warf aber das Schlangenfell nur so lange von sich, bis sie in den Krügen Wasser brachte. Die Leute fragten ihn immer: „Wo ist deine junge Frau?“ und seine Mutter: „Wo ist deine Schwiegertochter?“ Einmal riet ihr eine Nachbarin, sie solle das Schlangen-

Digitized by Google

fell verbrennen, wenn ihre Schwiegertochter einmal ausgegangen, sie würde zwar weinen, wenn sie es nicht mehr fände, doch würde sie sich dann gewöhnen und auch werden, wie andere Leute. Einmal waren die jungen Leute auf eine Hochzeit geladen. Sie warf das Schlangenfell ins Lädchen und putzte sich auf. Als sie fort waren, verbrannte es die Schwiegermutter. Wie nun die junge Frau heim kam und das Fell umnehmen wollte, fand sie es nicht mehr und fing an zu weinen und weinte so lange bis sie müde war. Dann weinte sie nicht mehr und war so wie andere Leute, nur noch schöner. Einmal nahm sie sich die Krüge, wie alle Morgen, um zum Brunnen zu gehen und Wasser zu holen. Als sie am Brunnen stand, kam der Herr ihres Mannes und verwunderte sich über die schöne junge Frau, er hatte sie noch nie gesehen und fragte: „Wem bist du." „Dem Schafhirten." „Sag' deinem Manne, er solle ein wenig bis zu mir kommen." „Ich will es ihm sagen." Als sie nach Hause kam, sagte sie es ihm, und er ging auch gleich hin. Dieser Boär war aber ein schlechter Mensch und quälte seine Leute, was er konnte. Er sagte zum Hirten: „Ich habe ein Weizenfeld, es ist geschnitten und gehaufnet. Dies sollst du dreschen, aber es soll gehaufnet bleiben, das Korn sollst du mahlen und Brot backen und mir es morgen früh bringen." Gut.

Er kam zu seiner Frau und sagte es ihr. „Aber wie zum Teufel soll ich diese Arbeit machen?" „Komm', wir gehen zu meinem Vater, vielleicht weiß er es, was du tun sollst." Sie nahmen sich beide und gingen zum Balauer und erzählten ihm, was sein Herr verlange. Der Balauer nahm eine Peitsche und knallte in alle vier Ecken, nur einmal kamen alle Teufel aus der ganzen Welt und fragten: „Was befiehlst du, unser Herr?" „Ihr sollt auf das Weizenfeld des Boär gehen und das Korn dreschen, aber es soll gehaufnet bleiben, dann sollt ihr es mahlen und Brot backen." Gleich fingen die Teufel an. Einige draschen, einige worfelten, einige nahmen zusammen, und schnell wie der Gedanke war das Korn in dem Sack, das Mehl fertig. Dann siebten die einen, die andern kneteten, andere heizten den Ofen, einige schoben das Brot in den Ofen, andere nahmen es heraus. Am Morgen trug der Hirt das Brot seinem Herrn. Dieser nahm die Peitsche und hieb ihm zehn herunter, und sprach: „Ich habe einen Wald. Du sollst die Eichen abhauen, pflügen, einen Weingarten pflanzen und morgen mir Trauben bringen." Er ging wieder zu seiner Frau und war traurig, denn er dachte, dies könne man nicht machen. Aber die sagte: „Komm', wir gehen zu meinem Vater, vielleicht macht er es." Als sie zum Balauer kamen, nahm dieser die Peitsche und knallte in die vier Ecken, daß wieder alle Teufel aus der

Digitized by Google

ganzen Welt zusammenkamen und fragten: „Was befiehlst du, unser Herr?“ „Ihr sollt in den Wald des Boären gehen und alle Eichen abhauen, dann pflügen und Weinreben setzen, damit ein Weingarten wird und wir morgen Weintrauben nehmen können.“ Gut. Sie liefen schnell in den Wald und arbeiteten, einige hieben ab, andere legten das Holz in Klaftern, andere pflügten, andere brachten Weinreben, am Morgen war alles fertig. Der Hirt nahm einen Korb voll Trauben und trug sie seinem Herrn, dieser nahm die Peitsche und hieb ihm zwanzig herunter und sagte: „Bis morgen sollst du mir die Krone vom Kopfe meines Vaters aus der Erde bringen.“ Dieser ging betrübt zu seiner Frau und sagte es ihr. Die sprach: „Komm', wir gehen zu meinem Vater und hören, was der dazu sagt.“ Als sie hinkamen, sprach der Balauer: „Dies ist die schwerste Aufgabe.“ Er nahm die Peitsche, knallte in alle vier Ecken, daß alle Pferde der ganzen Welt zusammenkamen. Von diesen wählte er das schwächste Füllen und gab ihm einen Trog voll glühender Kohlen aus dem Ofen, daß es sie fraß. Dann warf er ihm den Halfter über den Kopf und gleich war ein mutiger Hengst aus ihm geworden, wie keiner in der ganzen Herde. Der Hirt setzte sich darauf und ritt auf den Friedhof und warf dem Pferd den Halfter über den Kopf, gleich blieb es eine Steinsäule. Dann stieg er in die Erde hinunter, und traf da einen, an dem fraßen Würmer. Er ging weiter und traf einen, den stießen zwei Böcke mit ihren Hörnern, noch weiter traf er den Vater des Boären mit der Krone auf dem Kopf und verlangte sie ihm. Dieser nahm sie ab und gab sie ihm, dann kehrte er um und als er zu dem kam, welchen die Böcke stießen, sagte der: „In meinem Leben quälte ich die Leute, jetzt quälen mich diese, daß ich keine Ruhe habe in der Erde.“ Der Hirt ging weiter bis zu dem, welchen die Würmer fraßen, der sagte: „In meinem Leben habe ich den Armen nie etwas gegeben, jetzt fressen die Würmer mich, daß ich keine Ruhe habe nicht einmal in der Erde.“ Als er herausgekommen, warf er den Halfter gegen den Stein, da stand schon das Pferd fertig und er brachte es seinem Schwiegervater, dem Balauer, zurück. Dieser gab ihm ein kleines Gewehr aus Holz und sagte: „Wenn du dem Boär die Krone gegeben, schieß auf ihn aus diesem Gewehr, er ist nicht wert, daß er lebt. Wenn du nicht schießt, wird er dich noch ärger schlagen als gestern und vorgestern, und wird dich umbringen.“ Gut. Er ging und brachte ihm die Krone, und als der Boär sah, daß es seines Vaters Krone war, verwunderte er sich und wandte sich nach der Peitsche um, aber der Hirt zog das Gewehrchen und schoß auf ihn. Es blieb nichts als

Digitized by Google

ein Haufen Staub und Asche. Alle Leute dankten Gott und freuten sich, daß sie von dem bösen Herrn befreit waren. Und von wo ich's gehört, von dort hab' auch ich's erzählt. *Sivo Bursan, Alzen.*

56. George.

Ich will euch ein wahres Märchen erzählen, viel Schönes, viel Schönes kommt darin vor. Als der Floh sich mit einer Nußschale beschlagen ließ und hinaufspringen wollte zum heiligen Gebet und sprach: „Ach ich bin zu leicht, ach ich bin zu leicht," damals war ein König, der hatte viele Knechte, von diesen war einer kräftiger und mutiger als alle andern, er hieß George. Weil er über alle war, waren die über ihn zornig und der König verlangte immer mehr von ihm als recht war. Einmal rief er ihn vor und befahl, er solle bis nächsten Morgen alle wilden Tiere in den Hof bringen, sonst verliere er den Kopf. Der Knecht war traurig und ging in den Wald. Nur einmal klagte etwas in seiner Nähe, er ging schnell hin um zu sehen, ob er nicht helfen könne. Nur einmal sah er einen Balauer, der hatte angefangen, einen Hirsch einzuschlucken und hatte sich die Hörner im Halse eingezwängt. Der Balauer schrie: „Komm' und hau' die Hörner ab", der Hirsch schrie: „Komm' und hau' dem Balauer den Kopf ab." George dachte, wenn er diesem den Kopf abhaue, haue er ja zugleich auch dem Hirsch ihn ab und keines würde gerettet, so hieb er nur die Hörner ab, der Balauer verschluckte den Hirsch ganz und sprach: „Jetzt freß' ich auch dich." „Friß mich, mir ist es gleich, ob du mich frißt oder der König mir den Kopf abhaut, mein Leben ist so wie so fertig." „Aber was hast du mit dem König, mein Kind?" „Sieh, so und so, er hat mich geschickt, alle wilden Tiere bis morgen in seinen Hof zu bringen." „Wenn es nur das ist, so will ich dir helfen, du hast mir auch geholfen." Er pfiff einmal, da kamen alle alle wilden Tiere aus der ganzen Welt hinter ihm und er brachte sie in den Hof des Königs. Morgens als der König herauskam, erschrak er, er fürchtete sich, als er den Hof voll sah, und sprach zu George: „Gib ihnen den Laufpaß". George ging, die Tiere alle hinter ihm, und ließ sie hinaus. Am nächsten Tage sagte er: „He, George, bis morgen früh sollst du mir eine goldene Kirche bauen, von mir bis zur Kirche eine eiserne Straße, von der Seite lauter Blumen, lauter Blumen, und eine Brücke aus Stahl." Dieser ging wieder traurig in den Wald und erzählte es dem Balauer, der sprach: „Geh' nur nach Hause, morgen früh bis du aufstehst, ist alles fertig." So war es. Als der König

Digitized by Google

aufstand, war sein Befehl getan. „Nun, du George, dies hast du schön gemacht, jetzt sollst du noch etwas machen und wenn du auch dieses tun kannst, dann hau ich dir den Kopf nicht ab. Geh' und rufe Gott zu mir zum Mittagessen." Na, dieser erschrak, wagte aber nicht, etwas zu sagen, und ging wieder in den Wald und klagte dem Balauer, was der König noch von ihm verlangt. „Nun, der König versündigt sich, aber du bist der Knecht und mußt tun, was er befiehlt. Komm', ich will dir helfen, steig auf meine Hörner, ich werfe dich in den Himmel, aber halt dich an einen Strauch und schwing dich schnell hinauf, daß du nicht herunterfällst. Dann geh weiter, vielleicht triffst du ja Gott bald. Ich will auf dich warten, aber nicht zu lange, sonst schmelzen mich die Sonnenstrahlen." George stieg auf die Hörner des Balauer und dieser warf ihn in den Himmel. Als er hinauf langte, ging er vorwärts und kam an einem Brunnen vorbei, bückte sich um zu trinken, nur einmal war Blut im Wasser, er trank nicht und ging weiter und kam an einen Graben und gedachte wieder zu trinken, als er sich bückte sah er halb Wasser, halb Blut, er trank nicht. Neben der Straße standen gelbe Blumen; er brach sie und wollte sie sich auf den Hut stecken, aber gleich fiel ihm ein, es würde nicht erlaubt sein, er trug sie zurück wieder an ihre Stelle. Dann ging er noch und kam an eine Kirche aus Wachs und guckte durch eine Ritze hinein, dort waren zwei Engel und hielten sich an den Haaren und zankten sich. Dieser dachte, er solle hineingehen und sie trennen, dann ging er aber doch weiter und traf einen alten Mann. „Guten Morgen, alter Großvater." „Ich danke." „Könnt Ihr mich nicht benachrichtigen, wo ich Gott finden kann?" „Grade ich bin es, was willst du mit mir?" „Mein Herr hat mich geschickt, du solltest so gut sein und zum Mittagessen kommen." „Sag dem König, ich würde kommen, aber wie bist du her gekommen?" „Der Balauer hat mich heraufgeworfen." „Was hast du auf dem Wege gesehen?" „Ich habe eine Kirche aus Wachs gesehen, dort zankten sich zwei Engel, ich wollte hinein und sie trennen, dann ging ich aber vorbei." „Es war gut, daß du nicht hineingegangen. Der eine wollte dir den Kopf abhauen, ich ließ ihn nicht. Aber jetzt darfst du dich nicht mehr aufhalten, sonst schmelzen die Sonnenstrahlen den Balauer, dann kannst du nicht mehr auf die Erde gelangen." George nahm Abschied und ging bis an den Rand des Himmels, dann ließ er sich hinunter auf die Hörner des Balauer und der trug ihn auf die Erde. Als er zum König kam, sagte er ihm, Gott werde kommen. Der König richtete sich. Nur einmal gegen Mittag kamen zwei schöne Tauben. Die Kinder des Königs sahen sie

Digitized by Google

und riefen: „Komm' Vater und sieh' welch' schöne Tauben kommen zu uns." Der König nahm das Gewehr und wollte sie schießen. Nur einmal krachte es einmal und der König mit seiner ganzen Familie war zu Stein geworden. Und George blieb König. *Juon Bursan.*

57. Gevatter König.

Es war einmal ein Rumäne, der hatte so viele Kinder wie viel Löcher in einem Sieb sind und nun hatte er noch eines bekommen. Nun wußte er nicht, wer es ihm taufen solle, und sagte zu seiner Frau: „Du Frau, ich geh' zum König und bitte ihn zu kommen und mir das Kind zu taufen." „Laß ihn zufrieden, es wird nicht gut sein." „O ich geh, was soll ich denn machen, da ich schon das ganze Dorf zu Gevatter gebeten." Er ging zum König: „Guten Tag, Gevatter König." „Ich danke Nicht-Gevatter. Was willst du von mir?" „Ich bin gekommen um dich zu Gevatter zu bitten, ich habe so viele Kinder als Löcher in einem Sieb sind und jetzt habe ich noch eines bekommen und habe niemanden mehr, der mirs taufe." „Dann will ich dir Gevatter sein, wenn du von meinem bis zu deinem Hause eine goldene Brücke gebaut hast." Gut. Der Rumäne ging nach Hause und sagte es seiner Frau „Sagt ich dirs, du solltest den König zufrieden lassen, jetzt wird es so sein, wie Gott will." Am nächsten Tage nur einmal war die goldene Brücke vom Hause des Königs bis zum Hause des Rumänen fertig und er ging wieder um zu hören, was der König sage. „Dann will ich dein Gevatter sein, wenn neben der Brücke ein Weingarten ist und der Wein in mein und dein Haus fließt." Er ging nach Hause und sagte es seiner Frau. Die sprach: „Jetzt wird es ja so sein, wie Gott es will." Am nächsten Morgen floß der Wein in das Haus des Königs und in die Hütte des Rumänen, daß er dachte, es regne. Als er nun wieder zum König kam, ging der mit zur Taufe. Als sie nun bei Tische saßen, kamen zwei Bettler, da schrie der König: „Nicht laßt sie herein, nicht laßt sie herein, sie machen uns voll Läuse." Aber der Rumäne bedauerte sie und ging hinter ihnen und gab ihnen Malai (Gebäck aus Kukurutzmehl) aus Asche, wie bei einem armen Mann, aber wie er es hatte, gab er's gerne. Nur einmal wurde dieser Malai aus Asche ein Kuchen aus Kornmehl und groß wie ein Rad. Als sie draußen hinter der Türe gegessen, verlangte einer von den Bettlern einen Löffel Fett und einen Löffel Mehl. Der Rumäne brachte ihn, da wurde aus dem Fett Vieh aller Art und aus dem Mehl Kukurutz, daß er Futter für die Tiere

Digitized by Google

hatte. Der König aber wurde eine Steinsäule, die Bettler waren Gott und der heilige Petrus. Der Rumäne hatte aber, was er brauchte, Wein und Vieh und Kukurutz solange er lebte, daß er seine Kinder ernähren konnte und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie bis auf den heutigen Tag. *Lina Subtirel, Alzen.*

58. Der Dumme mit seinem Hund.

Es war einmal ein Zigeuner, der hatte ein Schwein geschlachtet und das Fleisch und den Speck in den Keller versorgt. Der Keller hatte aber keine Türe. Den Hund ließ er in der Nacht frei herumlaufen. Der Dumme dachte nicht daran, der Hund werde in den Keller gehen und Speck und Fleisch fressen. Der Hund war aber nicht dumm, wie sein Herr. Als dieser schlief, lief er in den Keller und fraß alles auf. Der Zigeuner stand am nächsten Morgen auf und fand den Hund im Keller schlafend neben dem leeren Schaff. Er war sehr zornig, band den Hund an ein Seil und brachte ihn zum Richter, er solle über ihn richten. Dieser fragte, wem der Hund sei und wenn er ihm sei, solle er ihn umbringen, ein anderes Urteil könne er nicht fällen. Der Zigeuner war damit nicht zufrieden und ging zum Stuhlrichter. Dieser fragte auch, wem der Hund sei, und als er hörte, daß er ihm gehöre, sagte auch dieser, er solle ihn töten. Hierüber wurde der Zigeuner zornig, nahm den Hund und ging zum König und trug auch diesem den Fall vor: „Herr König, ich hatte ein Schwein geschlachtet und versorgte es im Keller, der Keller hat keine Türe, der Hund ging hinein und fraß alles, Fleisch und Speck, ich war beim Richter, der sagte nichts anders, als ich solle den Hund töten, dann ging ich zum Stuhlsrichter, auch der wollte nicht anders richten, jetzt komme ich zu dir um zu hören, was du sagst?“ Der König hatte eine Tochter von 30 Jahren, die lachte gar nie, wie viel man sich um sie bemühte, sie blieb immer traurig. Als sie aber diesen Dummen mit seinem Hund gesehen und ihm zugehört, fing sie über seine Dummheit an zu lachen und lachte in einem fort. Dem König kam dies so gut, daß er zum Zigeuner sagte: „Hör, du Mensch, geh' hinaus und fülle dir ein Faß mit Geld und führe dir's nach Hause.“ Dies Urteil gefiel dem Zigeuner, er ging, füllte geschwind ein Faß und zog heim. Als die Leute sahen, wie viel Geld er brachte, fragten sie ihn, für was habe ihm der König es gegeben? „Für den Hund“, antwortete er. Nun nahm ein jeder seinen Hund am Seil und führte ihn zum König. Dieser dachte, sie wären närrisch und jagte sie

Digitized by Google

hinaus. Jetzt redeten sie untereinander, warum solle der Alberne so viel Geld haben, sie sollten in der Nacht gehen und es ihm stehlen. Der dachte sich aber so etwas und versteckte das Geld, in das Faß füllte er aber den Dünger, um ihn aufs Feld zu führen. Als nun die Leute in der Nacht kamen, jeder mit einem Korb und kein Geld fanden, wurden sie sehr zornig, dachten dann aber, wer weiß, was der damit vorhabe und fragten ihn. Der Zigeuner sagte, er führe ihn dem König und tausche ihn wieder gegen ein Faß Geld um. Da dachten die Leute, für einen Korb voll werde der König so viel Geld geben und füllten ihre Körbe und stahlen dem Dummen seinen Dünger und gingen damit zum König. Der Zigeuner fürchtete, der König werde sie wieder hinausjagen und sie würden zornig kommen und ihn umbringen. Deswegen lud er sein Geld auf und zog in die Welt, er hatte genug, so lange er lebte. Aber als die Leute mit ihren Körben vor den König kamen, jagte er sie hinaus und sie kehrten zornig heim und nahmen sich vor, den Betrüger zu töten und sein Geld zu teilen. Als sie nach Hause kamen, fanden sie nur seine leere Hütte und den Keller ohne Türe. Der Dumme hatte sich in die Welt versteckt. *Lina Subtirel, Alzen.*

59. Komm', wir wollen beichten.

Es waren einmal ein paar Leute. Der Mann war anständig, die Frau hatte allerlei Betrügereien im Kopf und hatte jetzt auch noch einen Geliebten, der ihr besser gefiel als ihr Mann. Mit dem berieten sie immer, auf welche Art sie ihn verschaffen sollten. Der Mann fürchtete so etwas, aber ertappt hatte er sie nie auf krummem Wege, nur sein Herz ahnte es. Sie dachte immer, auf welche Weise sie ihn betrügen könnte und er dachte immer, auf welche Weise er sie erwischen sollte. Eines Tages kam er und sagte zu ihr: „Du he, komm', wir wollen beichten." „Wo?" „Kennst du die hohle, vertrocknete Eiche im Walde?" „In der wohnt ein Pfarrer, wenn er jemanden im Walde spürt, ruft er ihn zu sich." Sie dachte, sie solle geschwind allein gehen und den Pfarrer fragen, wie sie ihren Mann verderben könne. Als ihr Mann merkte, daß sie sich zum Gehen anschickte, ging er geschwind einen andern Weg und versteckte sich in die hohle Eiche. Als er seine Frau kommen sah, rief er ihr mit verstellter Stimme, sie solle zu ihm kommen und ihr Elend klagen. Sie kam schnell herbei und fragte, wie sie es anstellen sollte, ihren Mann wegzuschaffen, sie habe einen andern Geliebten und sie fürchte, ihr Mann würde sie einmal erwischen und sie schlagen. Der

Digitized by Google

Pfarrer, d. h. ihr Mann antwortete: „Gehe nach Hause und wenn du Hühner hast, nimm ein schwarzes Huhn und hau ihm den Kopf ab, koch' es und gib es deinem Mann zu essen, dann wird er blind und sieht nicht, was du vorgibst." Gut. Sie kam vergnügt nach Hause, schlachtete ein Huhn mit schwarzen Federn und kochte es und gab die Suppe ihrem Manne zu essen. Nach einer Zeit jammerte der Mann, er könne nicht mehr sehen. „Tulai, was sollte dies sein, ich bin blind." Darauf wurde die Frau noch vergnügter. Er legte sich ins Bett und stellte sich schlafend. Nur einmal sah er, daß die Frau Krapfen backte, und brachte Wein und Branntwein. Als sie fertig war, kam der Geliebte und sie setzte sich mit ihm zum Tisch und aßen und tranken, nur einmal blieb ein Krapfen ihm im Halse stecken und er erstickte. Gut. Als er tot niedersank, erschrak sie und wußte nicht, was sie jetzt tun sollte. Sie ging zu ihrem Mann und schüttelte ihn: „He, du steh auf, sieh es ist ein Mann zu uns gekommen und tot umgefallen, komm' hilf mir ihn forttragen." Er stand auf, packte ihn an den Füßen und sie am Kopf, so trugen sie ihn, um ihn in den Graben zu werfen. Da sprach ihr Mann: „Du he, komm' wir singen ihm eine Totenklage." Er fing an zu singen: „Wir gehen drei und zurück kommt nur einer, wir gehen drei und zurück kommt nur einer." „Du Mann, was singst du?" „Wir gehen drei, zurück kehrt nur einer." Da waren sie am Graben und warfen ihn hinein. Dabei gab er auch ihr einen Stoß, daß sie hineinfiel und ertrank. Wir gehen drei, zurück kommt nur einer.

Todosie Preda, Alzen.

60. Die Sonnenstrahlen.

Es waren einmal zwei Könige, der rote und der grüne König, die waren Nachbarn und bauten sich jeder ein Haus. Beide Häuser sahen ganz gleich aus, beide stolz und schön, es fehlte ihnen nichts, weder von außen noch von innen, nur die Sonnenstrahlen. Ein König sprach zum andern: „Wer sollte doch die Sonnenstrahlen haben, auf welche Art können wir die wohl erhalten?" Nur einmal kam der Knecht des roten Königs hinein, er hieß Pipăruș păr frumos (Pfefferkörnchen Schönhaar) und sagte: „Er wisse, wo die Sonnenstrahlen wären und bringe sie. Die Sina Dobrosina versorge sie. Der König gab ihm ein gutes Pferd und er ritt fort. Nun ritt er und ritt bis er in einen Wald zu einem Wirtshaus kam. Dort blieb er über Nacht. Als er am Morgen weiter reiten wollte, gab ihm die Wirtin einen Striegel, er

Digitized by Google

würde ihn brauchen. Er ritt immer weiter den ganzen Tag und fand abends in einem Hause an der Straße Nachtherberge. Als er am Morgen aufbrach, gab ihm die Wirtin einen Wetzstein, er würde ihn brauchen. Dann ritt er weiter und kam an das Haus der Sina Dobrosina mit den Sonnenstrahlen. Sie hatte auch drei Töchter. Der Pipărus verwandelte sich in ein schönes Kätzchen und sprang durch den Rauchfang auf den Schoß der ältesten Tochter. Als diese sah, wie schön die Katze war, rief sie: „Schau, Mutter, was für ein schönes Kätzchen," da sagte die Alte: „Schön, wirklich, aber die frißt dir den Kopf." Nur einmal fiel das Mädchen tot nieder. Die Katze lief hinaus und sprang durch den Rauchfang auf den Schoß der zweiten Tochter. „Schau, Mutter, welch' ein schönes Kätzchen habe ich auf dem Schoß." „Schön wirklich, das frißt dir aber den Kopf." Kaum hatte sie ausgeredet, sank auch dieses Mädchen nieder und war tot. Die Katze lief hinaus, sprang wieder in den Schornstein und fiel auf den Schoß der dritten. „Schau, Mutter, was für ein schönes Kätzchen ich habe." „Schön wirklich, es frißt dir aber den Kopf." „Aber wie kann es mir den Kopf fressen, es ist so schön." Da fiel sie nieder und war auch tot." Als die Mutter alle ihre drei Töchter da liegen sah, wurde sie ohnmächtig. In dem Augenblick nahm der Pipărus die Sonnenstrahlen und ritt schnell fort. Aber die Sina Dobrosina hatte auch Kraft. Als sie wieder zu sich kam und sah, daß die Sonnenstrahlen fort waren, nahm sie sich hinter dem Räuber. Als der sah', daß sie nahe war, warf er den Striegel hinter sich, und gleich wurde zwischen ihm und ihr ein dichter Wald, daß niemand durchdringen konnte. Jetzt fing die Alte an zu nagen an dem Gestrüpp und nagte sich einen Weg, dann eilte sie wieder hinter ihm. Als er sah, daß sie nahe war, warf er den Wetzstein hinter sich, gleich türmten sich hohe Felsen von Stein auf, hoch, hoch, aber auch durch diese nagte sich die arme Alte durch, langsam, langsam, da war sie wieder nahe hinter ihm. Bevor sie aber ganz nahe war, gelangte er an ein Haus zu einem guten Menschen, ging hinein und sperrte die Türe zu. Die Alte wollte zum Fenster hinein und steckte den ersten Kopf hinein, sie hatte sieben. Er hieb ihr ihn ab, und als sie mit dem zweiten versuchte, hieb er auch den fort und so ging es weiter bis alle sieben abgehauen waren. Die Sina Dobrosina war tot. Jetzt glaubte Pipărus păr frumos, er wäre frei von allem und er brauche jetzt nur nach Hause zu reiten. Aber der Mann aus diesem Hause sagte ihm: „Ho, ho, du bist noch nicht befreit und die Sonnenstrahlen sind nur dann dein, wenn du mit ihnen zu Hause bist. Wenn du auf dem Heim-

Digitized by Google

wege über jemanden lachst, dann verlierst du sie und wirst sie schwer wieder erhalten." Er ritt weiter und kam immer näher nach Hause und lachte über niemanden. Da sah er einen Mann, der stand an einer Wassermühle und trank das Wasser, welches über die Räder fiel, alles und klagte: „Ach, ich sterbe vor Durst." Der Knecht dachte, dieser Mensch könne ihm vielleicht nützlich sein und rief: „Komm' mit mir, du!" „Ich komme." Jetzt gingen sie zusammen weiter und kamen an ein Feld, dort stand ein Mensch, der aß hinter sechs Pflügen die Furchen und klagte: „Ach, ich bin so hungrig, ach ich sterbe vor Hunger." Dieser Mensch wird brauchbar sein für dich, dachte der Knecht und rief ihn mit: „Kommst du mit mir?" „Ich komme." Jetzt gingen sie alle drei weiter und trafen einen, der hatte sieben Pelze mitten im Sommer an und jammerte: „Ach, wie friere ich, ach ich sterbe vor Kälte." Auch dieser schien dem Knecht brauchbar. „Kommst du nicht mit uns?" „O ja, ich komme." Sie gingen alle zusammen weiter und trafen einen, der Mühlsteine an den Füßen hatte und jammerte, er gehe zu schnell. Auch diesen nahmen sie mit und trafen bald wieder einen, der mit einer kleinen Flinte Fliegen schoß und jammerte, er könne sich nicht satt schießen, auch dieser ging mit. Der Knecht dachte, diese Leute sind alle zu brauchen. Nun gingen sie alle sechs heimwärts und hatten noch niemals über jemanden gelacht, da kamen sie an einem Eisplatz vorbei, dort stand ein Mann mit einem krummen und einem dünnen Fuß und wollte schleifen. Da vergaß der Knecht auf die Worte seines Wirten und fing an zu lachen und lachte über den Krummen, da wandte sich der um und nahm ihm die Sonnenstrahlen. Wie dieser auch bat, er bekam sie nicht mehr. Da sprach der Krumme: „Du sollst 300 Brote essen und 300 Faß Wein trinken." Dem Hungrigen und dem Durstigen gefiel das. Der eine aß die Brote gleich und der Durstige trank alle 300 Faß auf einen Schluck. Nachher heizte er eine eiserne Stube, daß sie ganz rot wurde, wie ein Ofen und sagte, diese sollten die Nacht über dort schlafen. Zuerst ging der Gefrorene hinein und schüttelte nur einmal seine sieben Pelze, da war die Stube nur grade gut warm, und sie konnten gut schlafen. Am Morgen kam die Dienstmagd mit dem Besen und Trog um die Kohlen und Knochen zusammen zu kehren, denn der Herr dachte, die Männer wären verbrannt. Sie fand sie grade sich ankleidend und fröhlich. Als die Magd es ihrem Herrn gesagt, antwortete dieser: „Jetzt noch einmal können wir versuchen. Du sollst zum Brunnen um Wasser gehen, wenn sie dich einholen, müssen wir ihnen die Sonnenstrahlen geben, wenn nicht, so sind wir frei von den Männern und behalten die Sonnen-

Digitized by Google

strahlen.“ Als diese Sechse kamen, lief die Magd mit den Krügen zum Brunnen, der mit den Mühlsteinen an den Füßen lief hinter ihr, der Herr warf ihm einen Knochen auf den Kopf, der mit der Flinte schoß ihn geschwind herunter. Die Magd war noch nicht am Brunnen, als dieser sie eingeholt. Nun konnte der Krumme nichts mehr tun, er mußte die Sonnenstrahlen zurückgeben. Der Pipăruș păr frumos kam dann endlich zum roten König und der teilte die Sonnenstrahlen mit seinem Nachbarn, dem grünen König. Nun waren ihre Häuser grade so schön wie im Paradiese, und da der rote König grade eine Tochter hatte, gab er sie dem Pipăruș păr frumos zur Frau als Belohnung, und wenn sie noch sind, so werden sie heute noch leben. *Nicolae Bursan, Alsen.*

61. Hundert Leben auf einen Schlag getötet.

Es war einmal ein Zigeuner, der ging zum Fleischer um ein Stück Leber und als er damit heimkam, legte er sie auf den Tisch. Seine Zigeunerin fing mit ihm an zu zanken, da sah er, daß die Leber voll Fliegen war. Er schlug mit der Hand darauf und zählte dann die Toten, es waren hundert Stück. Da verwunderte er sich über sich selbst, wie etwas Großes er doch sei, daß er hundert Leben auf einen Schlag getötet. „Ich muß zum König gehen und es ihm sagen, vielleicht hält er mich, wenn er hört, wie tapfer ich bin.“ Als er zum König kam und ihm erzählte, er habe hundert Leben auf einen Schlag getötet, sagte der König, er freue sich, daß ein so tapferer Mann zu ihm gekommen. In seinem Lande lebe ein Menschenfresser und richte ihm solchen Schaden an, schrecklich. Wenn er den töten könne, würde er ihm einen Wagen voll Geld geben. Gut. Der Zigeuner nahm sich das Gewehr und ging bis zu einer Mühle, neben dieser stand der Menschenfresser groß und stark. Der war aber nicht gewöhnt, daß jemand so sorglos in seine Nähe kam und versteckte sich hinter ein Mühlenrad. Als der Zigeuner merkte, daß der sich fürchtete, bekam er Mut und ging näher. Der wollte fliehen durch das Rad und als er den Kopf hineinsteckte, schoß ihn der Zigeuner, daß er gleich tot blieb. Nun ging er zum König und sagte es ihm. Der ging hin und sah es, und gab dem Zigeuner einen Wagen voll Geld. Da wollte dieser noch nicht nach Hause gehen und wollte es lieber noch mit einem andern König versuchen, und ging in das Nachbarland zu dem König und erzählte auch diesem, er habe hundert Leben auf einen Schlag getötet und nachher das Land vom Menschenfresser befreit. „Wenn du ein so tapferer Mann bist, so bleib bei mir, ich habe

Digitized by Google

im Walde einen Hirsch,[1] der frißt mir die Leute. Wenn du mir den umbringen kannst, gebe ich dir einen Wagen voll Dukaten.“ Dieser nahm das Gewehr und ging in den Wald. Nur einmal sah er den Hirsch unter einer Eiche. Als er den Zigeuner sah, lief er immer schneller um die Eiche herum, dieser hinter ihm, nur einmal blieb er mit dem Horn in einem Loch an der Eiche stecken und konnte nicht weiter, da traf ihn der Schuß des Zigeuners. Er ging und rief den König. Als der kam und sah, daß es wahr sei, gab er ihm den versprochenen Lohn, einen Wagen voll Dukaten. Jetzt ging er auch in das dritte Land zum König und lobte sich auch bei dem, welch' ein tapferer Mensch er sei. Zuerst habe er hundert Leben auf einen Schlag getötet, dann habe er einen Menschenfresser umgebracht und im Nachbarland einen menschenfressenden Hirsch. Wenn jetzt auch er in seinem Lande ein Elend habe, wolle er auch ihm helfen. Der König dachte: Ach welch' ein tapferer Mensch das ist, dieser wird brauchbar sein, ich soll ihn bei mir halten. Er sagte zu ihm: „Auch ich habe in meinem Land ein großes Elend. Dort auf dem Berg steht einer, der mir die Leute frißt, ich habe schon so viele verloren, daß ich einen großen Schaden habe. Wenn du ihn umbringen kannst, gebe ich dir meine Tochter zur Frau.“ Der Zigeuner ging dem Berge zu und sah bald einen großen, starken Menschen, so groß, daß er neben ihm aussah wie ein kleines Kind. Er winkte mit der Hand, als ob er ihn zu sich riefe. Der Menschenfresser konnte sich nicht denken, was für eine Art Mensch der kleine sei, daß er sich nicht vor ihm fürchte und ihn sogar riefe. Der müsse eine große Kraft haben. Sie näherten sich beide immer mehr, bis sie bei einander waren, dann sprach der Unmensch: „Wer bist du?“ Der Zigeuner antwortete: „Ich bin ein großer Mensch, ich habe hundert Leben auf einen Schlag getötet und habe von dir gehört, du wärst auch so groß, darum habe ich dich gesucht, wir sollten Brüder des Kreuzes werden, wenn du willst.“ „Wie sollt ich nicht wollen, ich bin nur allein, zwei Personen machen mehr aus.“ Jetzt gingen sie immer miteinander, so lange sie gegangen sein werden, und waren sehr gut miteinander, nur einmal sagte eines Tages der Zigeuner: „Mein Bruder, du mußt sterben.“ „Wie so?“ „Gut, du mußt halt sterben.“ „Wenn du denn so denkst, komm' hilf mir meinen Sarg machen.“ Dies wollte der Zigeuner. Sie beide fingen an der Arbeit an und machten einen Sarg mit Reifen. Als sie nun fertig waren, legte er sich hinein und sagte seinem Kreuzbruder, er solle einen Reif anlegen, damit er sehe,

[1] Cerb heißt rumänisch Hirsch, doch meint der Erzähler, der auch deutsch versteht, hier sei wahrscheinlich das Nashorn gemeint.

Digitized by Google

ob der Deckel passe. Als er einen angeschlagen, rief der drinnen, er sehe noch Licht, er solle auch den zweiten anlegen. Dieser legte auch den zweiten an und schlug ihn fest, da rief der Menschenfresser, es sei jetzt gut. Nun nahm der Zigeuner den Säbel und steckte ihn zwischen Sarg und Deckel hinein und erstach ihn. Dann rief er den König. Dieser freute sich, daß das Land von diesem Unmenschen befreit sei und gab dem Zigeuner seine Tochter zur Frau und hielt ihn bei sich. Dieser lebte gut und gefiel sich als Schwiegersohn des Königs.

Nach einiger Zeit ereignete es sich, daß Krieg wurde. Da sagte der König zu seinem Schwiegersohn, er solle in den Krieg, er solle der Größte von den Soldaten sein und voran gehen. Der Zigeuner fürchtete sich vor dem Krieg wie der Zigeuner und als er an der Straße einen Schafhirten bei seinen Schafen sah, ging er zu ihm und sagte ihm alles, und wollte mit ihm wechseln, er wolle bei den Schafen bleiben, der Rumäne solle an seiner statt in den Krieg. Gut. Der Schafhirt zog den Pelz aus und gab ihn dem Zigeuner und er wurde Offizier und ging den Soldaten voran. Dem Zigeuner kam es gut, daß er keine andere Sorge mehr hatte als hinter den Schafen zu gehen. Als nun die Zeit kam, daß der Krieg beendigt war und der Rumäne nach Hause kam, dachten alle, er wäre der Schwiegersohn vom König, und auch er stellte sich so, da er ja mit dem Zigeuner gewechselt hatte. Die junge Frau verwunderte sich, wie weiß ihr Mann im Kriege geworden war und sagte: „Wie ist das wohl, daß mein Mann im Kriege so weiß geworden, er war vorher so schwarz.“ Sie freute sich darüber sehr. Aber dem Zigeuner gefiel der Tausch nicht mehr, er kam zum Rumänen und zankte sich mit ihm und wollte wieder wechseln, der wollte aber nicht mehr. Dann ging er zum König und sagte es ihm, der kannte ihn aber nicht mehr und hielt ihn für einen Betrüger und jagte ihn hinaus. Da konnte er nichts anders tun und ging zu seiner Zigeunerin zurück. Und alle seine Bemühungen von früher waren umsonst gewesen. Der Rumäne aber blieb der Mann der Königstochter und als der König starb, wurde er König und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch heute.

62. Der reiche und der arme Bruder.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine sehr reich, der andere so arm, daß er nicht einmal Kohlen hatte, das Feuer anzuzünden. Jeden Morgen ging er zu seinem Bruder um Kohlen. Eines Tages sagte sein Bruder: „Aber Bruder, hast du denn nicht einen Kreuzer, daß du dir

Digitized by Google

Zündhölzer kaufst?" „Ich habe wirklich keinen, aber leih mir einen Gulden." „Wie soll ich dir einen Gulden leihen, du kannst mir ihn ja nicht zurückgeben, ich gebe dir keinen." Dieser ging mit den Kohlen nach Hause. Abends saß er mit seiner Frau beim Abendessen, bei Palukes und Krautsaft (moare) Er sagte: „Du Frau, wenn der liebe Gott mir auf den Düngerhaufen 100 fl. bis morgen werfen sollte, es könnten auch nur 99 sein, wie würden wir uns freuen." Es traf sich grade, daß sein Bruder mit seiner Frau vorüberging und diese Worte durchs Fenster hörten. Sie waren stehen geblieben. „Du, he, willst du, wir werfen 99 fl. auf seinen Düngerhaufen?" fragte der Reiche seine Frau. „Warum sollt ich nicht wollen, wir haben ja genug." Er kehrte um und brachte 99 fl. und warf sie hin. Jetzt, da der Arme Gott darum gebeten, dachte er, er solle nachsehen und richtig, da lagen grade 99 fl. Sein Bruder war auch gekommen um zu sehen, was dieser dazu sage und fragte ihn: „Woher hast du das Geld?" „Von wo sollt ichs haben, du wirst mirs nicht hingeworfen haben, von Gott." „Grade ich habe dirs geworfen." „Du lügst, da du mir nicht einen Gulden leihen wolltest, wirst du mir nicht 99 schenken." „Aber mein Bruder, doch ich habe es dir gebracht. Sieh, wenn Gott etwas will, dann legt er seinen Willen einem Menschen ins Herz, daß er ihn ausführt, und so war es auch mit mir." „Du Bruder, nicht mehr ärgere mich, geh nach Hause und sieh dir nach der Arbeit und mich laß in Ruh." Ein Wort gab das andere, sie fingen an, sich zu zanken, bis sie vor das Gericht gingen. Dort schwur der Arme, Gott habe ihm 99 fl. auf den Düngerhaufen geworfen, da wurde er frei, den Reichen warf man ins Gefängnis. Während er dort saß, ging sein Knabe mit dem Vieh aufs Feld und als ein Regen kam, kroch er in einen Heuschober und zündete, wie die Kinder, sich eine Zigarre an, nur einmal brannte der Heuschober, der Knabe bemerkte es nicht gleich und verbrannte auch.

So geht es auf dieser Welt. *Nuşa Cochila, Alzen.*

63. Das Gebet.

Es kam einmal ein Zigeuner zum rumänischen Pfarrer und bat ihn, er solle ihm einen Colinder machen, der Pfarrer dachte, er meine das Gebet, welches Colinder heißt. Nur einmal sagte der Zigeuner, es solle nicht zu kurz und auch nicht zu lang sein und mit Ärmeln. Jetzt erst fiel es dem Pfarrer ein, er meine ein Kleid. „Gut, ich will dir bis Sonntag eines machen." Sonntag früh kam der Zigeuner geritten auf

Digitized by Google

einem weißen Pferd um sich vom Pfarrer anziehen zu lassen. Der Pfarrer hatte bunt geblümtes Papier zu dem Kleid genommen. Jetzt ritt der Zigeuner stolz in dem papiernen Kleid in ein anderes Dorf immer das schöne Kleid besehend und sang: Gott, mein Gott wer bin ich. Ich könnte sein der Hann, ich war es, und könnte es sein und bin es auch. Er ritt ein wenig weiter und sang: Gott, mein Gott, wer bin ich? Ich könnte sein der König. Ich war es, werde es sein und bin es. Er ritt weiter und sang: Gott, mein Gott, wer bin ich. Ich könnte sein der König Matthias, ich war es, und werde es sein und bin es. Ein Rumäne war nicht weit von ihm und hatte zugehört, wie er gesungen und dachte sich einen Spaß mit ihm zu machen, weil er so stolz war. Er kam ihm in den Weg und sagte, er wäre blind, er solle ihn sehend machen. Dieser Zigeuner hatte, wie alle Zigeuner, aus seinem Haar Locken gedreht. Er sprach: „Komm' herbei und wisch dir die Augen mit meiner Locke, dann wirst du sehen." Der Rumäne ging näher, nahm das Haar und wickelte es um die Hand und zog so den Zigeuner vom Pferd herunter, daß das papierne Kleid zerriß und lief dann zurück. Nur einmal kam ein anderer und diesem erzählte der Arme: „Geh du auf dem breiten Weg, es steht ein Blinder versteckt, er weiß nicht was er tut, mir hat er das Haar ausgerissen, es liegt zerstreut auf dem Wege zusammengewickelt."

64. Die Kirche Gottes.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte nichts zu essen, es war aber grade zur Zeit der Ernte. Da er nun so arm war, dachte er, er solle gehen und versuchen, ob er nicht ein Kornfeld zum Schneiden bekommen könne, denn diese Arbeit wird gut bezahlt, und ging. Gott sah ihn gehen und sprach zum heiligen Petrus: „Hör' Petrus, komm', wir helfen dem Armen." Gut. Sie gingen beide und setzten sich an die Straße, wenn der käme, solle er sie ruhend finden. Zuerst hatte er nahe eine Kirche mit offner Türe an die Straße gestellt und auf den Altar vier prescuri gelegt. Jetzt ruhten sie an der Straße, da kam der Mann und sah diese beiden alten Männer da sitzen und fragte wie das ja üblich: „Ruht Ihr, Ihr guten Leute?" „Ein wenig, aber wohin gehst du?" „Ich gehe, mir ein Kornfeld zu dingen zum Schneiden." „Das grade wollen auch wir. Wir können alle drei zusammen gehen, kaum vergeht uns die Zeit schneller." Sie gingen nun plaudernd weiter, da wurde der Arme hungrig, denn er hatte nichts im Tornister. Gott sah es, aber

Digitized by Google

seine Kirche war nicht weit, und als sie an sie herangekommen waren, sagte Gott: „Du Mann, geh in die Kirche hinein und sieh, findest du auf dem Altar nicht einige prescuri (geheiligtes Brot), bring' sie heraus, damit wir essen." Dieser ging hinein und fand vier Stück auf dem Altar. Geschwind aß er eines, bevor er aus der Kirche kam und brachte nur drei heraus, aber Gott wußte es und lachte, sagte aber nichts. Dann setzten sie sich neben die Kirche und aßen. Der Rumäne war seit langer Zeit nicht mehr so satt gewesen. Als sie gegessen, gingen sie weiter und kamen in ein Dorf zu einem reichen Bauern, und fragten, ob er nicht ein Kornfeld zum Schneiden habe?" „O ja, ich habe ein großes und gebe dafür ein Sack voll Dukaten, wenn Ihr es bis abends schneidet, werdet Ihr aber nicht fertig, so werfe ich euch in einen von mittags bis abends geheizten Backofen und brate euch." Gut. Am nächsten Morgen gingen alle drei aufs Feld, legten sich auf die Erde und schliefen. Als die Magd mit dem Frühstück kam, fand sie dieselben schlafend, mit dem Schneiden hatten sie gar nicht angefangen. Sie ging nach Hause und erzählte es ihrem Herrn. Der befahl, den Ofen gleich zu heizen, denn fertig könnten sie auf keinen Fall werden. Als man ihnen das Mittagessen brachte, lagen sie noch immer da und schliefen, man brachte auch die Jause und fand sie noch immer schlafend. Als die Magd fortgegangen, erwachte Gott, stand auf und bewegte die Hand über das Kornfeld und auf einmal war alles geschnitten und gehaufnet. Abends, als sie nach Hause zum Herrn kamen, fragte der sie nicht einmal, ob sie fertig wären oder nicht, nahm sie und warf sie alle drei in den glühenden Backofen. Drinnen fächelte Gott nur einmal mit der Hand, und gleich war die Hitze verschwunden und nur eine angenehme Wärme geblieben, so daß sie sehr gut schliefen, der Bauer aber ging auf sein Feld um es andern Leuten zu übergeben. Wie verwunderte er sich, als er sah, daß das ganze Feld fertig war, geschnitten und auch gehaufnet. Jetzt erschrak er arg, weil er die Arbeiter nicht gefragt, ob sie fertig wären, und sie gleich in den Ofen geworfen. Jetzt eilte er nach Hause um sie herauszunehmen, aber es würde ja doch zu spät sein, so schickte er nur die Magd mit dem Besen, die Asche und die Knochen zusammenzunehmen. Als sie die Ofentür öffnete, kamen diese alle drei fröhlich heraus, der Ofen war nicht einmal mehr warm. Der Bauer bat um Verzeihung und bat auch, sie sollen es niemandem sagen, er gebe ihnen außer dem gedungenen noch einen Sack voll Dukaten, und brachte ihnen zwei Säcke, die drei nahmen sie und gingen fort. Als sie dann zu der Kirche an der Straße kamen, sagte Gott, sie müßten jetzt einen andern

Digitized by Google

Weg gehen, sie sollten das Geld teilen. Er zählte vier Haufen ab. Da fragte der Rumäne, für wen mache er denn vier Teile, sie wären ja nur drei Menschen. Gott sprach: „Der vierte gehört dem, welcher den vierten prescuri in der Kirche gegessen.“ Da rief der Rumäne: „Ich habe ihn gegessen, ich habe ihn gegessen, und sammelte schnell beide Teile in seinen Tornister. Gott aber und der heilige Petrus lachten und gingen da hinüber. *Ioane Bucşe, Alzen.*

65. Zwei Mädchen.

Es waren einmal zwei schöne und fleißige Mädchen, die nahmen sich je ein Kornfeld zum Schneiden. Die eine sagte: „Ich muß heute mit diesem Feld fertig werden, sei es, wie es sei, ich muß fertig werden.“ Die andere sagte: „Auch ich möchte gerne fertig werden, aber es wird ja sein, wie Gott will, nur mit seiner Hilfe geht die Arbeit.“ Beide bemühten sich, was sie konnten. Gott und der heilige Petrus hatten ihnen zugehört und kamen beide zum ersten Mädchen. Und Gott sprach: „Kannst du noch, meine Tochter?“ „Immer ein wenig, Großvater.“ „Würdest du nicht so gut sein und uns ein wenig Wasser geben, wir sind durstig?“ „Ich kann nicht, ich muß fertig werden.“ „Du wirst fertig werden, wenn Gott will.“ „Ob Gott will, oder nicht, ich muß.“ Sie gingen zur andern: „Kannst du noch, meine Tochter?“ „Immer ein wenig, Großvater.“ „Hast du nicht, mir ein wenig Wasser zu geben?“ „Wie sollt ich nicht haben, ich gebe euch gleich, aber es wird warm geworden sein im Krug, wartet nur ein wenig, ich hol' gleich von der Quelle frisches.“ Schnell lief sie und brachte, trotzdem Gott sagte, das gestandene sei gut. Er trank und sprach: „Gott helf dir.“ Es war grade, als ob Gott neben ihr arbeite, sie war so fröhlich und wußte nicht warum. Als sie sich wieder an die Arbeit machte, waren immer, wenn sie eine Gerbe fertig geschnitten, noch zehn fertig. Bis mittags war das ganze Feld geschnitten. Aber das andere Mädchen arbeitete noch, was sie gearbeitet haben wird, aber es kannte sich ihr nichts, wenn sie dachte, sie hätte eine Garbe, war nicht eine halbe fertig. Nur einmal fing ihr der Kopf an weh zu tun, sie fing an zu zittern und konnte nicht mehr arbeiten, sie legte sich bis zum Abend nieder. Dann sah sie, ohne die Hilfe Gottes läßt sich nichts machen.

Aber Gott und der heilige Petrus gingen weiter und kamen an einem Schafhirten vorbei, der hütete auf der Wiese die Schafe, stand barfuß auf seinen Stock gestützt und brütete so vor sich hin. Gott wußte gut, nach welcher Seite der Weg ins nächste Dorf führte, aber er stellte

Digitized by Google

sich fremd und fragte diesen: „Wozu kommt man in das nächste Dorf?“ Dem Hirten war es zu viel, die Hand vom Stock wegzunehmen, oder ein Wort zu reden, er hob nur einen Fuß und streckte ihn nach der Seite, wo er ihn eben hatte, grade wie einer, der bei den Schafen groß gewachsen und nicht weiß, was sich für einen Menschen ziemt. Als die beiden weiter gegangen, sagte Gott zum heiligen Petrus: „Du Petrus, welchem Mädchen soll ich diesen Burschen geben? Wenn ich ihn dem gebe, welches so unfreundlich redete und nicht nach Gott fragt, wird nichts Gutes herauskommen, ich werde ihn lieber dem guten bestimmen, das glaubt an Gott und kann vielleicht einen brauchbaren Menschen aus ihm machen.“ „Tulai, unser Herr, es wäre Sünde, du solltest dies schöne freundliche Mädchen dem Flegel geben, wirf ihn lieber in den Mond.“ „Du hast ein Wort gesagt, Petrus, grade in den Mond will ich ihn werfen, grade so, wie er den Fuß ausstreckt.“ Nur einmal siehe, als der Mond voll war, konnte man den Cioban deutlich sehen, wie er herunter auf die Erde blickt und seither sieht man ihn jedesmal, wenn der Mond sich füllt. Dort wird er bleiben so lange die Welt steht und kann nie eine Frau unglücklich machen. Aber Gott und der heilige Petrus gingen weiter und gelangten an eine schöne Wiese, auf der mähte ein schöner kräftiger Jüngling, er mähte und mähte sehr eifrig. Gott verlangte auch ihm Wasser. „Komm', Großvater, trink', kommt auch Ihr, Bade (Anrede für einen Mann, der noch nicht sehr alt ist), nehmt euch ein wenig Brot und Speck, ich habe im Tornister, eßt ein wenig zur Jause, Ihr werdet hungrig sein, da Ihr auf der Straße wandert.“ Sie setzten sich alle drei und aßen. Als sie gegessen, sagte Gott, sie gingen jetzt ins Dorf zu dem Mädchen, welches das große Kornfeld schneide, er solle am Abend auch hinkommen und das Mädchen verlangen. „Aber wie soll ich es wagen, zu den reichen Leuten zu gehen?“ „Jetzt reich oder nicht reich, komm' du nur, es wird dein Glück sein.“ Sie gingen ins Dorf und dort in das Haus der Eltern des schönen Mädchens und baten um Nachtherberge. Diese Leute waren wie auch ihre Tochter ehrenhaft und ließen sie hineinkommen und gaben ihnen Abendessen in der hintern Stube, in der vordern waren drei Freier. Der eine lobte sich, er habe so vieles Vieh, als im ganzen Dorf wäre, der andere lobte sich, er habe so viel Feld, als der ganze Hattert. Der dritte sagte, er habe so viel Geld, als im ganzen Dorf sei. Jetzt wußten sie nicht, welchen sie zum Schwiegersohn nehmen sollten und fragten auch den Alten, d. h. Gott. Aber der sagte, sie dürften es keinem von diesen drei geben, sondern nur dem, welcher nach diesem käme, der

Digitized by Google

werde mehr haben als diese, trotzdem er sich nicht so lobe. Der erste mit dem vielen Vieh, sei ein Hirte, der mit dem vielen Feld ein Feldhüter, der mit dem Geld Steuersammler. Die Alten dankten Gott, daß er sie von den Betrügern behütet, da kam auch unser Bursch, der gefiel dem Mädchen so, daß er nicht nach dem Vermögen fragte, sie hielten gleich Verlobung. Dort war ich auch, aber auf die Hochzeit rief man mich nicht, und ich stand auf einem Nagel und erzähle nichts mehr.

Ioane Bucşe, Alzen.

66. Juon, der Arme.

Es war einmal eine arme Witwe, die hatte nichts als einen Sohn, eine Henne und einen Hahn. Der Sohn hieß Juon, und weil diese Leute so arm waren, hieß man ihn Juon der Arme. Es kam die Zeit, daß seine Mutter starb und es starb auch die Henne, und der Bursch blieb nun allein mit dem Hahn. Eines Tages kam der Hahn zu seinem Herrn und sprach: „Du Juon, ich gehe zum König und verlange seine Tochter für dich zur Frau.“ „Höre, Hahn, wie kannst du dich unterstehen zum König zu gehen um seine Tochter, und siehst, wie arm ich bin, daß ich auch noch den Namen, der Arme, bekommen.“ „Laß diese Sache nur auf mich, es wird dein Glück sein.“ Der Hahn machte sich auf den Weg, nachdem er sich die Sporen geputzt und überhaupt für eine solche Reise gerichtet. Als er nun ein Stück gegangen, begegneten ihm zwei Hennen: „Wohin gehst du, du Hahn?“ „Ich gehe zum König freien.“ „Nimmst du uns auch mit?“ „Kommt hinter mir.“ Sie gingen nun alle drei. Da begegneten ihnen zwei Bären: „Wohin gehst du, Hahn?“ „Ich gehe zum König auf die Freite.“ „Nimmst du uns auch mit?“ „Ja, kommt nur hinter uns.“ Sie gingen weiter und begegneten zwei Füchsen: „Wohin gehst du, du Hahn?“ „Ich gehe zum König auf die Freite.“ „Nimmst du uns auch mit?“ „Kommt nur mit, stellt euch hinter die andern.“ Sie gingen weiter und begegneten zwei Mäusen: „Wohin gehst du, du Hahn?“ „Ich gehe zum König auf die Freite.“ „Kommen wir auch mit?“ „Kommt.“ So ging es immer weiter, alle wilden Tiere, alle Tiere des Waldes schlossen sich dem Hahn an, bis er aus dem Walde herauskam, hatte er ein ganzes Regiment Waldtiere. Als er nun an das Tor des Königs kam, bat er, ihn in den Hof zu lassen; als man ihm das Tor geöffnet, kam der König ins Fenster und sah hinunter, und verwunderte sich darüber, was die dort trieben. Der Hahn stand an der Spitze und sang „kukurigu“, die beiden Hennen neben ihm, die andern hinter ihm und sangen alle, jedes in seiner

Digitized by Google

Sprache. Die Bären tanzten. Als sie das Lied beendigt, trat der Hahn näher und sprach zum König: „Herr König, mein Herr hat mich geschickt, um eure Tochter zu freien, wenn Ihr ihm sie zur Frau geben wollt, wird er selber herüberkommen. Er heißt Juon, der Arme, aber trotzdem er diesen Namen hat, ist er doch nicht arm. Er hat ein schöneres Haus und schönere Kleider als der König und ein großes Vermögen.“ Der König verwunderte sich und dachte, es müßte so sein, wenn er auch so viele wilde Tiere habe, wie viele Rinder werde er erst im Hof haben, und sagte zum Hahn: „Ich lasse deinem Herrn einen guten Tag sagen und ihn bitten, er möge kommen.“ Der Hahn nahm Abschied und kehrte mit seinem Regiment um. Als er nach Hause kam, sagte er dem Juon, wie es ihm ergangen und er solle jetzt auch zum König kommen und Hochzeit halten. Der Bursch erschrak und sagte: „Wie kann ich zum König gehen, ich habe keine Sonntagskleider, und wohin soll ich die Königstochter bringen, ich habe nur diese Hütte.“ „Laß all das meine Sorge sein, es wird dein Glück sein.“ Sie gingen beide bis in die Nähe des königlichen Hauses, dann steckte der Hahn den Bursch in einen Sumpf, lief dann zum König und sagte, er wäre mit seinem Herrn auf dem Wege von Räubern überfallen worden, diese hätten ihm die Kleider genommen und ihn in die Tunke geworfen, jetzt habe er nichts zum Anziehen. Gleich schickte ihm der König von seinen schönsten Kleidern, ließ sechs Pferde an seinen Wagen spannen und ihn abholen. Als Juon, der Arme, herausgekommen und sich mit den schönen königlichen Kleidern bekleidet, war er ein so schöner junger Herr, daß ihn die Königstochter gleich liebte, sobald sie ihn gesehen. Da machten sie Hochzeit, die dauerte eine gange Woche, dann brachen alle auf um zu sehen, wo der junge Mann wohne. Diesem war es aber nicht angenehm zu Mute, er hatte schwere Gedanken, er wußte nicht, wohin er so viele Leute führen sollte und seine junge Frau, aber der Hahn flog voraus und traf eine Pferdeherde, fragte den Hirten, wem er die Herde hüte? „Den 12 Drachen.“ „Das ist vorbei, Ihr hütet sie dem Juon, dem Armen, wenn der König Euch fragt, sagt ihm das.“ Dann flog er weiter, bis zu einer Ochsenherde und fragte den Hirten, wem er die Ochsen hüte? „Den 12 Drachen.“ „Wenn der König fragt, sag' ihm, sie wären dem Juon, dem Armen, sie gehören jetzt dem.“ Er flog weiter und kam zu einer Schafherde und fragte den Hirten, wem er sie hüte? „Den 12 Drachen.“ „Das ist jetzt vorüber, diese Schafe gehören dem Juon, dem Armen, wenn der König vorbeifährt und fragt, sag es ihm.“ Er flog weiter und traf noch eine Schweinsherde und Ziegen, sagte

Digitized by Google

auch diesen Hirten, die Schweine und Ziegen gehörten jetzt dem Juon, dem Armen, sie sollten es dem König sagen. Dann flog er in das Haus der 12 Drachen. Dies war viel schöner als das des Königs und war gebaut auf einem Hahnenfuß, so daß es sich immer nach der Sonne drehte. Er ging hinein und wünschte den 12 Drachen einen guten Tag und sagte ihnen, sie sollten sich geschwind verstecken, der König käme um sie umzubringen. Sie erschraken und liefen geschwind in das hinterste Kämmerlein, der Hahn schloß sie ein, zog den Schlüssel ab und steckte in das Schlüsselloch Schwefel. Diesen können die Drachen nicht vertragen und starben gleich. Als sie tot waren, begrub er sie schnell, und befahl dann der Köchin ein gutes Essen herzurichten, der Juon, der Arme, habe von den 12 Drachen Haus und das ganze Vermögen gekauft.

Als der König zur Pferdeherde kam und den Hirten fragte, wem sie gehöre, sagte der: „Dem Juon, dem Armen.“ Alle Hirten hielten ihr Wort, und der König freute sich, daß seine Tochter ein so großes Glück gemacht. Als sie in das Haus der 12 Drachen kamen, war alles fertig, der Tisch beladen mit Speisen aller Art, und als die Wägen in den Hof fuhren, riefen die Knechte: „Es lebe unser Herr, der Juon der Arme, und seine junge Frau!“ Dann lebten sie gut in Friede und Gesundheit viele Jahre. Als der alte König starb, kam sein Schwiegersohn in seine Stelle und die Leute nannten ihn König Juon der Arme.

Nicolae Duda, Alsen.

67. Ursitori.[1]

Es waren einmal ein paar Leute, die hatten keine Kinder aber Vermögen genug. Vielmals baten sie Gott um ein Kind. Als sie aber doch keines bekamen, sagten sie zu einander, für wen sollten sie noch arbeiten, sie hätten niemanden. Als sie dies beschlossen hatten, da bekamen sie einen Knaben und hatten darüber große Freude. Was sie das Kind küßten, hatte man noch nie gesehen. In der Nacht saß die alte Großmutter neben der Wiege. Um Mitternacht kamen, wie zu allen ungetauften Kindern, die ursitori und legten ihm dies in die Wiege: „Wenn er groß ist, soll er seinen Vater erschießen und seine Mutter heiraten.“ Die Großmutter neben der Wiege schlief nicht und hörte alles, was die Geister dem Knaben in die Wiege gelegt. Und das ist so, seit die Welt steht, vor dem, was die ursitori dem jungen Menschenleben in die Wiege legen, sei es gut oder böse, kann man sich nicht behüten,

[1] Nur um Mitternacht sichtbare Geister, die den neugeborenen Kindern ihr Schicksal in die Wiege legen.

Digitized by Google

wenn es auch mancher versucht. Als am Morgen die Rumänin erwachte, nahm sie das Kind gleich in die Arme und küßte es und küßte es und freute sich so darüber. Da sagte die alte Großmutter: „Du, he, wenn du wüßtest, was du mit diesem Kinde erleben wirst, würdest du es nicht mehr küssen, ich habe diese Nacht gehört, was die ursitori ihm in die Wiege gelegt. Sie sagten, wenn der Knabe zum Heiraten sei, würde er seinen Vater erschießen und seine Mutter heiraten." Darüber erschraken die Eltern und beschlossen das Kind zugrunde zu richten, trotzdem sie es so liebten, denn sie mußten es vor dieser großen Sünde bewahren. Sie nahmen ein kleines Lädchen, legten den Knaben hinein, die Mutter hing ihm auch ihr Ringlein an den Hals, schlossen es zu und trugen es aufs Wasser. Das Lädchen fuhr immer auf dem Wasser hinunter 16 Jahre lang. Zu dieser Zeit kamen zwei Männer an dieses Wasser um Fische zu fangen. Da sahen sie ein Lädchen auf dem Wasser und sprachen mit einander: „Was sollte wohl da drinnen sein?" Einer von diesen Leuten war arm und hatte viele Kinder, der andere hatte keine und war reich. Nun wollten sie dieses an sich nehmen und nachsehen, was darin sei, wäre es Geld, sollte es dem armen gehören, wäre es ein Kind, wollte es der Reiche behalten. Sie gingen ins Wasser und brachten es ans Ufer, aber es war sehr schwer. Als sie es öffneten, sprang ein Knabe heraus, und da er nun Platz hatte, streckte er sich und dehnte sich und nun sah man, daß er ein Bursch von 16 Jahren war. Der reiche Mann ohne Kinder freute sich sehr und nahm ihn gleich als eigenes Kind zu sich. Gut. Als eine Zeit vergangen war, wie viel vergangen sein wird, sprach der Bursch: „Vater, ich möchte ein wenig in die Welt gehen, mich als Knecht verdingen, um zu sehen, wie es auch an andern Orten ist." „Geh, mein Sohn," sagte sein Pflegevater, und er ging und traf grade zu seinen wirklichen Eltern. Was die ursitori dir in die Wiege legen, vor dem kannst du dich nicht behüten, wenn du gleich sterben solltest. Dieser war ein ehrenhafter Bursch und machte seine Arbeit. Sein Vater war Hann und hatte einen Weingarten. Nun war das im Herbst so der Brauch, daß man der Reihe nach hütete, und als die Reihe an den Hannen kam, sagte seine Frau: „Aber schicke den Knecht in deine Stelle, warum hast du ihn? und ruhe du zu Hause." Gut. Er gab dem Knecht das Gewehr und sagte: „wenn du jemanden hörst, frage dreimal, wer da sei, antwortet er nicht, so schieße." Der Knecht ging. Nach einiger Zeit sagte der Herr, er solle doch einmal nachsehen, ob der Knecht Mut habe, und ging in den Weingarten, dort brach er einen Pflaumenast, um den

Digitized by Google

Hüter zu erschrecken, nur einmal rief der ohne Furcht: „Wer bist du?“ Keine Antwort. Er fragte noch einmal, auch zum dritten Male, keine Antwort. Da nahm er das Gewehr und schoß seinen Herrn, seinen Vater. Als die Frau sah, daß ihr Mann nicht nach Hause kam, ging sie ihm in den Weingarten nach und fand ihn dort tot liegen. An die ursitori dachte sie nicht mehr. Den Knecht behielt sie, und als sie sah, daß er ein zuverlässiger Mensch war, heiratete sie ihn und sie lebten gut, trotzdem sie viel älter war. Nach einem Jahre hatten sie auch einen Knaben und waren glücklich. Einmal gingen sie beide auf's Feld und nahmen auch das Kind mit, das weinte aber immer, seine Mutter ging oft und stillte es. Da es nun wieder zu weinen anfing, sagte sie zu ihrem Mann: „Geh' jetzt auch du ein wenig zu dem Knaben.“ Er ging, da kam ihm sein Ringlein in den Sinn, welches er immer im Gürtel trug, seit er sich erinnerte. Er zog es heraus und gab es ihm zu spielen, da weinte er nicht mehr. Seine Mutter verwunderte sich, daß er so ruhig war, und ging nun nach ihm zu sehen. Als sie das Ringlein erblickte, erschrak sie so, daß sie ohnmächtig wurde. Was die ursitori dir in die Wiege legen, vor dem kannst du dich nicht bewahren, wäre es, was es sei. Die Arme dachte, ihr Sohn sei zugrunde gegangen, und nun sah sie, daß sich erfüllt hatte, trotz ihrer Sorge, was diese Geister gewollt. Als sie wieder zu sich gekommen, besprach sie es mit ihrem Manne uud sagte, damit die Sünde nicht größer werde, solle er weggehen von ihr, vielleicht finde er noch ein anderes Glück. Er sagte, er werde gehen, aber zuerst die ursitori suchen, damit die ihm sagen, was er tun solle. Und er ging und ging, bis er in den Wald dieser Geister kam, da traf er einen blinden Mann, der aß Palukes aus drei Löffel voll Mehl. Der Junge setzte sich neben ihn und aß mit. Da spürte ihn der Alte und fragte: „Wer bist du? Wenn du ein guter Mensch bist, sag' es, daß ich noch Palukes mach' auch für dich.“ Dieser erzählte dem Alten, warum er in diesen Wald gekommen, er suche die ursitori. Als sie gegessen, sagte der Blinde ihm, welchen Weg er gehen müßte. Nun ging er auf diesem und kam in ihre Wohnung, er ging hinein, es war aber niemand zu Hause, er verkroch sich hinter den Ofen. Nur einmal kamen einige nach Hause, die andern waren zu den Ungetauften gegangen. Diese rochen in der Stube herum, sie rochen einen Menschen von der Erde und sprachen, wenn es ein guter Mensch sei, solle er herbeikommen, sie würden ihm nichts zu Leide tun, wäre er aber schlecht, würden sie ihn umbringen. Er kam heraus und sagte, warum er zu ihnen gekommen. Es sei ihm grade so ergangen, wie sie

Digitized by Google

vorausgesagt, nun sollten sie ihm raten, was er weiter tun müsse, um noch ein Glück auf dieser Welt zu finden. Diese sagten, es wäre gut, daß er von seiner Mutter weggegangen, jetzt solle er noch ein Stück weiter gehen, bis er ein paar Leute antreffe, die mit ihrer Tochter ein Weizenfeld schnitten. Er solle sich mit den Leuten zu reden machen, ein Wort werde das andere geben, er solle dieses Mädchen heiraten, dies würde sein Glück sein, aber so lange er lebe, solle er nie über etwas sagen, es gehöre ihm, immer seiner Frau, sonst verbrenne es ihm. Er dankte und ging und ging bis er zu dem Weizenfeld kam, auf welchem Eltern mit ihrer Tochter schnitten. Er wünschte einen guten Tag, und bat um ein wenig Wasser und sah sich dabei das Mädchen an, es war schön. Als er getrunken, half er auch bei der Arbeit und plauderte, und bis der Abend kam, liebten sie sich mit der Tochter und hielten bald Hochzeit, und es war gut. Nach der Hochzeit ging er einmal mit Tagesanbruch auf ein anderes Feld, um anzufangen zu schneiden und dachte, er solle doch versuchen, ob es auch so sei, wie die Geister ihm prophezeit. Als ihn der Erste, der vorbeikam fragte, wem das Feld sei, antwortete er „mein", sogleich fingen die Garben an zu brennen, und braunte das halbe Feld ab. Da rief er schnell: „es gehört meiner Frau," da erlosch das Feuer, und er arbeitete in Ruhe weiter, bis auch sein Schwiegervater kam. Dieser wunderte sich, daß das halbe Feld abgebrannt sei und fragte wie das gekommen. Der Sohn entgegnete, er habe sich eine Zigarre angezündet, wahrscheinlich müßte von der Feuer ins Stroh gefallen sein. Seither sagte er nie mehr, es gehöre ihm etwas, und so hatte er nie mehr Unglück und lebte gut mit seiner Frau und lebt vielleicht bis auf den heutigen Tag, ich habe nichts gehört, daß sie gestorben wären.

Nicolae Duda, Alxen.

68. Das Patengeschenk.

Es war einmal ein Rumäne, der hatte eine ehrenhafte Frau, aber er wohnte mehr im Wirtshause als zu Hause und trank bis er trunken war. Kam er dann betrunken nach Hause, schlug er seine arme Frau fast zum Krüppel. Nun traf es sich, daß sie einen kleinen Knaben bekam, aber er fragte nicht; weder um seine Frau noch um das Kind, und ging ins Wirtshaus. Am dritten Tage fürchtete die Frau, wenn er betrunken heim käme, würde er sie wieder schlagen, darum band sie sich das Kind mit einem Handtuch in die Arme und ging in den Wald, trotzdem es nicht erlaubt ist, mit einem ungetauften Kinde aus dem Hof hinaus zu gehen. Als Gott diese Frau im Walde sah, sprach er zum

Digitized by Google

heiligen Petrus: „Du Petrus, komm', daß wir das Kind taufen.“ Sie gingen. Gott machte mit dem Fuß ein kleines Loch in die Erde, und gleich sprudelte ein klares Wasser hervor, daß sie den Knaben daraus taufen konnten. Gott schenkte ihm die Kraft, er solle mit 16 Tagen eine Eiche ausreißen und die Spitze in die Erde stecken können, und der heiligen Petrus schenkte ihm einen Säbel, mit dem der Knabe alles niederhauen könne, was er wolle, und ein Gewehr, mit dem er alles niederschießen könne. Der Mutter gaben sie einen Apfel, sie solle den werfen, wohin er falle, dort müßte sie sich eine Hütte aus Reisern machen. Jetzt wohnte sie in der grünen Hütte 16 Tage lang, die waren ihr aber so lange, wie 16 Jahre, in dieser Zeit wuchs der Knabe so groß und konnte reden und fragte: „Mutter, was hat mir mein Pate geschenkt?“ „Er hat dir einen Säbel und ein Gewehr geschenkt, aber ich soll es dir nur geben, wenn du eine Eiche mit der Wurzel ausreißen und sie mit der Spitze in die Erde stecken kannst.“ „Mutter, das ist ja eine leichte Arbeit, sieh, ich mach' es gleich.“ Er zog gleich eine Eiche heraus, als wäre sie nur ein Stöcklein, und steckte sie mit der Wurzel wieder in die Erde. Darauf gab ihm die Mutter Säbel und Gewehr und er ging auf die Jagd. Als er durch den Wald ging, traf er das Haus der Drachen, ging hinein und schoß sie alle bis auf den Anführer nieder. Diesen brachte er nicht um, der hatte drei Köpfe und bat den Knaben, er solle ihn am Leben lassen, und ihn lieber in ein Faß mit drei Reifen legen und ihn in die Kammer verschließen. Dieser tat so, wie der Drache wollte. Dann ging er zu seiner Mutter zurück, und brachte sie auch in das schöne Haus und gab ihr alle Schlüssel, nur den von der Kammer nicht. Sie glaubte, er habe dort Geld versteckt und versuchte alle Schlüssel, bis sie einen gefunden, der in das Schloß paßte. Darauf sperrte sie auf, und der Drache im Faß rief: „Bring' mir drei Krüge Wasser, dann springen die Reife und ich kann herauskommen. Der Drache gefiel der Frau und sie befreite ihn. Dann heirateten sie sich. Nach einem Jahre hatte sie wieder einen Knaben. Jetzt war ihnen der ältere zu viel und sie beschlossen, ihn zu töten. Die Mutter kochte Suppe in zwei Töpfchen, das eine für den Kleinen war gut, in das andere schüttete sie Gift für den Großen. Der aß aber nichts, weil er sah, daß seine Mutter schlechte Gedanken hatte. Einmal brachte sie wieder für beide Knaben Milch. Der kleine trank sie gleich, der andere aber nahm das Glas und zwang seine Mutter es selbst zu trinken. Sie trank und starb, dann nahm er den Säbel und hieb auch dem Drachen seine drei Köpfe ab. Nun hatte er Ruhe. Mit seinem

Digitized by Google

kleinen Bruder lebte er gut, der war nicht ein garstiges Kind. Er sorgte und versorgte im Haus, der ältere ging auf die Jagd. Da kam die Zeit, daß dieser heiraten wollte und zu seinem Bruder sagte: „Du Bruder, bleib' du jetzt zu Hause, ich gehe in den nächsten Ort und versuche, ob ich mir nicht ein Mädchen zur Frau bekommen kann." Gut. Er ging in die nächste Stadt und ging in das erste Haus hinein und bat um Herberge. Dort wohnte eine Witwe, die war sehr traurig und erzählte ihm, sie hätten in der Stadt einen Adler und wenn ein Mensch mehr als ein Rind und mehr als ein Kind habe, komme er und fresse es, und es finde sich niemand, der ihn umbringe. Der Bursch nahm sich sein Gewehr und am nächsten Morgen, als der Adler kam, schoß er ihn tot. So befreite er die Stadt von einem großen Unglück und bewahrte sie vor großem Schaden. Sie gab ihm einen Wagen voll Dukaten. Aber ein Mädchen hatte er sich nicht gefunden, darum ging er weiter in die nächste Stadt. Dort wohnte der König. Er verlangte ein wenig Wasser, da sagten ihm die Leute, sie hätten nur einen Brunnen, den hüte ein Drache mit sieben Köpfen. Wenn er den Leuten Wasser gebe, müßten sie es ihm mit einem Menschen bezahlen und jetzt habe er grade die Königstochter verlangt. Und sie müßten ihm sie geben, sonst verdurste die ganze Stadt. „Sagt mir, wo der Brunnen ist." Als sie ihm ihn gezeigt, ging er hin und setzte sich neben ihn und wartete, bis der Drache herauskäme. Da kam die Königstochter in der Kutsche, gleich sah der Bursch, daß sie schön sei und hätte sie gerne zur Frau gehabt. Als sie nun gekommen, sprang auch der Drache gleich heraus, um sie zu verschlingen, gleich zog der Bursch seinen Säbel und hieb ihm alle sieben Köpfe auf einmal ab, daß er gleich tot blieb. Dann nahm er ihnen die Zungenspitzen, sie waren ganz golden. Weil er zuerst fort mußte, gab ihm die Königstochter ihr Tüchlein, damit sie ihn erkenne, wenn er wieder käme. Das Mädchen fuhr nach Hause. Da sagte der Kutscher unterwegs, wenn sie nicht sage, er habe den Drachen umgebracht, bringe er sie um. Sie sagte es aus Furcht und hielt Hochzeit mit ihm. Da ließ der König sagen, seine Tochter nehme jedes Geschenk, auch weiße Fisolen an. Als der Bursch von der Hochzeit hörte, ging er schnell hin, füllte das Tüchlein mit Linsen und legte auch die goldenen Zungenspitzen dazwischen und schickte die Frau, bei welcher er wohnte, damit zum König. Als die Leute das Tüchlein in der Hand der Frau sahen, dachten sie, diese hätte es gestohlen. Als aber die Königstochter es sah, schlug sie es schnell auseinander und wußte, daß ihr wirklicher Bräutigam nicht weit sei. Sie ließ ihn

Digitized by Google

gleich holen und hielt dann mit ihm Hochzeit. Seinem Bruder schenkte er das Drachenhaus und er blieb in der Stadt auf dem Hof des Königs und war glücklich so lange er lebte.

Nicolai Duda, Alsen.

69. Der Pfarrer ohne Sorgen.

Es war einmal ein Pfarrer, der hieß Simeri, der war so glücklich und hatte keine Sorgen irgend einer Art. Er schrieb auf eine Tafel hinaus ans Haus, er habe keine Sorgen. Jetzt traf es sich, daß der König einmal vorbeifuhr und diese Tafel las, da ärgerte sich der König und sprach: „Es ist doch ungerecht, der ist nur ein Pfarrer und soll keine Sorgen haben, und ich bin der König und habe manchmal so viele, daß ich nicht einmal schlafen kann. Na wart' nur, du Pfarrer, ich will dir schon Sorgen machen!" Er ging zum Pfarrer hinein und sprach: „Pfarrer Simeri! über drei Tage sollst du zu mir kommen und drei Rätsel lösen, aber wenn du sie nicht kannst, dann hast du dein Brot verloren." Gut. Jetzt hatte der Pfarrer Sorgen, und noch große. Er ging immer traurig herum. Nur einmal kam ihm sein Schafhirt in den Sinn. Der war ein Mann mit Verstand, zu dem ging er und klagte ihm seine Sorgen. „Herr Pfarrer, fürchte dich nicht, wir machen das schon. Gib mir nur dein Kleid und deinen Hut, dann was weiß der König!" Gut. Am dritten Tage zog der Schafhirt die Kleider des Pfarrers an und ging zum König. „Guten Tag, Herr König!" „Ich danke, nun kommst du, Pfarrer Simeri?" „Ich bin gekommen." „Siehst du unter dem Schopfen den goldenen Pflug? wieviel ist der wohl wert?" „Der Pflug dort ist einen Regen im Mai wert, noch unsere Alten sagten, ein Regenlein im Monat Mai sei Gold wert, nach einem solchen keimt die Frucht aus der Erde hervor, und dieser Pflug ist auch aus Gold." „Du hast recht," sagte der König und ging um sich seine kostbarsten Kleider anzuziehen, setzte sich die goldene Krone auf und nahm den goldenen Becher in die Hand. So kam er wieder zum Pfarrer und fragte: „Sage mir, wieviel bin ich wert mit allem was ich bei mir habe?" „Herr König, den Herrn Christus hatte man mit 30 Silberlingen verkauft, und der wird ja doch um wenigstens zwei teurer gewesen sein, Ihr werdet also 28 wert sein." „Du hast recht. Jetzt sag mir noch, wie viel Pflanzen sind auf der Erde?" „Jede Pflanze hat ihre Wurzel, also sind so viele Pflanzen auf der Erde, als Wurzeln in der Erde." Darauf rief der König: „Bravo, alle Rätsel hast du gut gelöst." „Ver-

Digitized by Google

zeiht, Herr König, aber ich bin nicht der Pfarrer Simeri, ich bin nur sein Schafhirt." „Du Hirt, gehe zu deinem Pfarrer, ich lass' ihm einen guten Tag sagen und befehlen, du solltest Pfarrer bleiben und er solle zu den Schafen gehen." *Nicolai Duda, Alzen.*

70. Juon, welcher sieben Könige an Verstand übertraf.

Es war einmal ein Rumäne, der hatte einen Sohn mit großem Verstand. Eines Tages fuhr der Greisler am Fenster vorbei, da sagte der Knabe: „Väterchen, mein Verstand übertrifft euren und den des Greislers, der jetzt vorbeifährt und den von sieben Königen." Darüber wurde der Alte zornig, nahm die Peitsche und prügelte ihn, daß er immer „tulai" schrie. Der Greisler sah es, wie der Alte den Knaben schlug und kam herbei um zu fragen, warum er das Kind so schlage? Der Rumäne sagte, er habe sich gelobt, er habe einen größern Verstand als sein Vater. „Wenn der Knabe so klug ist, gib mir ihn, ich gebe dir ein Viertel Dukaten." Der Greisler nahm den Knaben, schickte ihn in die Schule. Als ein Jahr vergangen, fragte er ihn, was er gelernt. Der antwortete: „Mein Verstand übertrifft deinen und den von sieben Königen, ich habe soviel gelernt, als in ein dünnes Sieb hineingeht." Über diese Worte wurde der Greisler so zornig und schlug ihn, da kam grade der König vorüber und fragte, warum er den Knaben so schlage. Der Greisler antwortete, er habe sich gelobt einen größern Verstand als er zu haben. „Wenn er so viel Verstand hat, gib ihn mir, ich gebe dir zwei Viertel Dukaten." Der Greisler gab ihn. Jetzt hielt der König den Knaben zehn Jahre. In dieser Zeit hatte er gut in der Schule gelernt und war mit der Tochter des Königs sehr gut, sie hatten sich auch vorgenommen, wenn die Zeit käme, sich zu heiraten. Eines Tages fragte der König den Juon, was er gelernt habe, da antwortete der Bursch: „Ich habe so viel gelernt, als in ein dünnes Sieb hineingeht und mein Verstand übertrifft den von sieben Königen." Über diese Worte wurde der König so zornig, daß er ihn in das Loch der nopârcă warf (eine Art Schlange), damit sie ihn verschlucke. Dieses Loch war so tief, daß die ganze Welt hineinging, aber was hineinkommt, kann nicht mehr heraus, alles verschluckt die nopârcă. Als aber der Juon hineinfiel, sagte sie: „Nun, kommst du Juon, seit lange habe ich auf dich gewartet." Jetzt lebte er dort und die Königstochter brachte ihm das Essen immer an das Loch. Dann kam er und nahm es sich. Eines Tages schickte Negru-Vodă mit einer 7 Ellen breiten Stirne zwei Füllen, ganz gleich groß, und ließ fragen, welches das ältere wäre, wenn er es

Digitized by Google

nicht erraten könne, so käme er mit Krieg. Der König konnte sich nicht helfen und war traurig. Das Mädchen ging ans Loch und fragte den Juon, der sagte: „Sage deinem Vater, du hättest geträumt, er solle alle Stuten melken lassen und in einen Trog Milch, in den andern Hafer tun. Das ältere würde zum Hafer gehen, das jüngere zur Milch.“ Er hatte recht. Der Negru-Vodă wunderte sich, daß der König gut geraten, und warf einen busdugan (dicker Klotz), welcher so groß war, als der Hof des Königs, über sieben Königreiche in den Hof, der wurde voll davon und niemand konnte ihn rühren. Er ließ sagen, wenn man ihm ihn nicht zurückschicke, käme er mit Krieg. Der König wußte sich wieder nicht zu helfen, da sagte ihm seine Tochter, Juon lebe noch und er habe ihm das erstemal geholfen, er solle ihn zurückrufen, damit er auch diese Aufgabe löse. Dann ging der König und rief ihn zurück. Als er den busdugan sah, hob er ihn mit dem kleinen Finger und warf ihn über sieben Königreiche zum Negru-Vodă. Jetzt hatte dieser nur noch eine Aufgabe zu stellen, die aber übertraf alle bisherigen. Hier zeigte nun Juon, daß sein Verstand sieben Könige übertraf. Negru-Vodă mit der 7 Ellen breiten Stirne ließ sagen, es solle ein Mensch kommen und mit ihm wetten, welcher am meisten essen und trinken könne und die meiste Hitze aushalte, dem solle der andere das Fell über den Kopf ziehen. Juon verlangte dem König zwölf Soldaten, die grade so wären, wie er, damit er mit ihnen gehe und auch diese Arbeit vollbringe. Dann redete er mit dem Hunger, mit dem Durst und der Kälte, wenn er an sie denke, sollten sie kommen und ihm helfen. Als sie zum Negru-Vodă kamen, brachte der 13 Backofen voll Brot, 13 gebratene Ochsen und 13 Faß Wein. Nun fingen sie an zu essen und zu trinken. Er nahm immer ein ganzes Brot auf einmal in den Mund und trank einen Eimer Wein wie ein kleines Branntweingläschen aus. Aber Juon dachte: „Du Hunger, du Durst, kommt!“ Gleich standen die beiden neben ihm, daß sie auch niemand sah, und aßen und tranken immer zwei Brote auf einmal und auf einen Schluck zwei Eimer Wein. Und bis sich der Negru-Vodă nur gut bedachte, hatte Juon seine Hälfte fertig und fing an der andern an. Als sie alles gegessen, gingen sie in eine glühend geheizte eiserne Stube, um dort zu schlafen. Juon dachte an die Kälte, da war sie auch gleich da und hatte Eis mitgebracht und ging voran in die Stube, sogleich wurde sie nur gut warm. Morgens als er zum Negru-Vodă kam, erschrak er, denn er war überzeugt, dieser wäre verkohlt. Aber Juon zog ihm das Fell über den Kopf. Nun war er in Negru-Voda's Stelle und hatte nun erreicht, womit er sich als

Digitized by Google

Kind gelobt, er übertreffe mit dem Verstand seinen Vater, den Greisler und sieben Könige. Dann ging er noch einmal zum König zurück, verlangte seine Tochter und hielt Hochzeit, dann gingen sie beide zusammen in das Königreich des Negru-Vodă mit der 7 Ellen breiten Stirne, dort regierte er sieben Königreiche. Und wenn sie nicht gestorben, leben sie noch heute. *Nicolai Duda, Alzen.*

71. Die Mär vom Staticot.

Es war einmal ein König, der hatte eine schöne Königin und drei Knaben. Der Jüngste hatte Mut und Geschicklichkeit mehr als beide ältern Brüder zusammen. Jetzt geschah es eines Tages, daß der Staticot mit dem ellenlangen Bart von der andern Welt kam und die Königin stahl. Nun wußte der König nicht, was er tun sollte und auch nicht, wo er sie suchen könnte. Da sagte der jüngste Knabe: „Väterchen, laß mich, ich gehe und suche unsere Mutter, aber meine Brüder sollen auch mitkommen und mir helfen.“ Gut. Der König gab ihnen Geld für die Reise, dann brachen alle drei auf und gingen, und gingen lange Zeit. Die andere Welt ist weit, zumal wenn man den Weg nicht kennt. Als sie nun immer weiter gingen, gelangten sie zum heiligen Freitag und fragten diesen, ob er ihnen den Weg zum Staticot mit dem ellenlangen Bart nicht zeigen könnte? „Nein wirklich, ich bin nie dort herumgegangen, aber geht zum heiligen Sonntag, der redet mit mehr Leuten, der wird ihn vielleicht zeigen können.“ Die Knaben gingen weiter und gelangten zum heiligen Sonntag. Dieser gab ihnen ein kleines Gewehr und sagte: „Geht noch ein wenig weiter, da werdet Ihr an einem Teich aus Milch kommen, dort badet sich der Staticot mit dem 7 ellenlangen Bart alle Tage, schießt ihn an den Kopf, dann wird er herauskommen, das Blut wird rinnen, dann geht immer auf den Spuren hinter ihm, dann kommt Ihr auf die andere Welt.“ Der Knabe ging mit seinen Brüdern und kam an den Milchteich, nur einmal kam der Staticot und stieg hinein. Die Kinder versteckten sich hinter eine Eiche und schossen ihn von dort an den Kopf. Nun, der sprang geschwind heraus und lief heimwärts, die Kinder hinter ihm immer auf den Spuren des Blutes bis unters Gebirge. Dort war ein tiefes, tiefes Loch, durch dieses Loch konnte man bis auf die andere Welt sehen. Der Knabe kaufte sich ein langes Seil und eine Wage und band das Seil daran, gab es seinen Brüdern zum Halten und setzte sich in die Wage, und ließ sich hinunter auf die andere Welt. Dort saß der Staticot auf einem großen Holzklotz,

Digitized by Google

der in der Mitte eine Spalte hatte, und sprach zum Knaben: „Was suchst du auf meiner Welt? Hieher kommt nicht einmal der Adler der Unterwelt, noch weniger ein irdischer Mensch. Was willst du, sollen wir ringen oder uns mit dem Säbel hauen?“ „Wir haben mehr recht, wenn wir ringen.“ Der Staticot warf ihn mit dem ellenlangen Bart bis in die Wolken. Als der Knabe herunterflog, richtete er es sich so ein, daß er dem Staticot in den Rücken kam und ihm den Bart in die Ritze zwängte, nahm dann geschwind den Säbel von der Wand und hieb ihm den Kopf ab, dann setzte er sich mit seiner Mutter in die Wage und rief seinen Brüdern, sie sollten hinaufziehen. Als sie wieder auf unserer Welt anlangten, gingen sie alle drei mit ihrer Mutter nach Hause und es war da große Freude. Der Vater König sagte: „Wie kann doch dieses sein, ich bin ein großer Mann und konnte doch nicht gehen um die Königin, du bist nur ein kleiner Knabe und bist gegangen und hast sie gebracht.“ Da antwortete der Knabe: „Väterchen, es kommt nicht auf die Kraft an, sondern auf die Geschicklichkeit.“

Nicolai Duda, Alzen.

72. Weiberlist geht über Männerkraft.

Es waren einmal zwei Leute in einem Dorf, die hatten einen begabten Sohn und gaben ihn darum auf die Schule. Sie waren Bauersleute, hatten aber was sie brauchten. Der Bursch lernte bis die Zeit kam, daß er zu den Soldaten ging. Jetzt dachte er, er werde bald etwas werden, wenigstens Korporal, aber er erhielt keine Charge. Als er seinen Leutnant fragte, wie das wäre, antwortete der, er solle 500 fl. bringen, dann ließe sich die Sache machen. Der Bursch schrieb nach Hause, und bat seinen Vater um dies Geld, der schickte es auch gleich, und der Bursch brachte es dem Leutnant, blieb aber doch, was er schon war, nichts. Als eine Zeit vergangen war, fragte der Jüngling wieder, wie diese Sache denn sei? Da antwortete sein Leutnant, es fehlten noch 1000 fl. Da schrieb er wieder seinen Eltern um 1000 fl., sie schickten auch diese. Aber 1500 fl. sind doch zu viel für einen Bauern, er wurde so arm, daß er in einer Hütte am Ende des Dorfes wohnte. Der Leutnant versorgte sich das Geld und der Bursch erhielt keinen Stern. Eines Tages hatte er die Wache und ging an den königlichen Fenstern auf und ab, und fing an, auf der Flöte zu blasen, er war ein Meister und konnte alle Lieder der ganzen Welt blasen, die traurigen und die lustigen. Die Königstochter hörte es aus dem Fenster und rief

Digitized by Google

ihren Vater auch herbei, es klang so schön, daß sie gleich sagte, nur diesen wolle sie zum Manne. Einen andern brauche sie nicht. Der König rief den Burschen hinauf und fragte ihn, wie es komme, daß er noch keine Charge habe? Der Jüngling erzählte es, und als der König dies vernommen, wurde er zornig und ließ den Leutnant aufhängen. Dann machten sie Hochzeit, und als diese vorüber, nahmen sich die jungen Leute vor, seine Eltern auch herüber zu bringen, sie hätten ja Platz genug. Er nahm sich Soldaten und Geld genug und brach auf, um in sein Dorf zu gehen. Als es abend wurde, kam er in einen Wald, im Wald fand er ein Haus, und hielt es für ein Wirtshaus und wollte dort übernachten. Seinen Soldaten erlaubte er, so viel zu trinken, als sie wollten. Aber er war in das Haus der Räuber geraten. Die gaben ihnen wirklich zu trinken, bis sie umfielen. Den Burschen nahmen die Räuber in die Stube, setzten ihn zum Tisch, brachten Karten und fingen an zu spielen, jetzt merkte er, wohin er geraten, aber er konnte sich nicht helfen. Sie zogen ihm das Geld alles heraus, dann nahmen sie ihm auch die schönen Kleider und fragten ihn, auf welche Art er am liebsten sterben wolle. Er sagte, die Art wäre ihm gleich, nur möchte er noch einmal die Sterne sehen. Sie gingen alle hinaus und er rief: „Seht nur Ihr guten Leute, welch' ein schöner Stern ist da oben." Als sie alle hinauf in dem Himmel sahen, sprang er geschwind über den Zaun und befreite so nur sein Leben. So kam er nach Hause. Nun schämte er sich aber, wieder zu seiner Frau ohne Kleider und mit nichts zurückzukehren, und wurde Ziegenhirt. Er hütete die Ziegen im Walde und blies auf der Flöte die traurigen Lieder.

Als er nicht mehr zu seiner Frau zurückkehrte, fürchtete sie, es würde ihn etwas zugestoßen sein, und machte sich auf den Weg zu ihm. Sie schnitt sich das Haar ab, zog Soldatenkleider an, nahm zwölf Soldaten mit und zog denselben Weg, den er gegangen, so kam auch sie abends in das Haus der Räuber, befahl aber ihren Soldaten nüchtern zu bleiben und zur Stelle zu sein, wenn sie sie rufe. Sie ging in das Haus und setzte sich an den Tisch. Die Räuber kamen, um mit ihr Karten zu spielen, sie spielte ein wenig, dann sagte sie, sie müsse hinaus, um einmal nach dem Pferd zu sehen. Sie rief aber die Soldaten herbei und stellte sie mit gezogenem Säbel an die Türe. Wenn ein Räuber herauskomme, sollten sie ihm den Kopf abschlagen. Sie blieb draußen. Nach einer Zeit kam einer um zu sehen, warum der junge Soldat nicht hereinkomme. Als er den Kopf hinausstreckte, verlor er den Kopf, und so ging es weiter, bis alle zwölf tot waren, dann ging die Königstochter im Haus herum,

Digitized by Google

fand richtig die Sachen ihres Mannes und sein Geld, nahm alles zu sich und fuhr dann weiter bis in das Dorf zu den Eltern ihres Mannes. Als sie in das Dorf kam, war gleich der Vorsteher zur Hand und fragte sie, wohin sie einquartiert werden möchte? in ein reiches Haus? „In das ärmste, denn den Reichtum kenne ich, nun will ich auch die Armut kennen lernen.“ Sie wußte gut, daß im ärmsten Hause ihr Schwiegervater wohnte. Abends kam auch ihr Mann nach Hause und erschrak, als er schon von weitem die Soldaten seine elterliche Hütte umstehen sah. Bis er ins Haus kam, hatte sie geschwind die Soldatenkleider gegen ihre vertauscht und sich angekleidet, ihr Mann schämte sich in die Stube zu kommen, sie ließ ihn aber hineinschaffen. Da stand er plötzlich vor seiner Frau und konnte vor Freude nur weinen. Dann gab sie ihm seine Soldatenkleider, er zog sie geschwind an. Als die beiden Alten jetzt auch eine Frau da sahen, verwunderten sie sich und wußten nicht, wie dies zugegangen, bis diese beiden es ihnen sagten, wie und was. Am nächsten Tage brachen alle nach der Stadt auf und lebten dort in Friede und Gesundheit bis ihre Tage vorüber waren. Man sagt vielmals: die Frau ist halt eine Frau, sie hat keine Kraft und keinen Mut. Jetzt haben wir gesehen, daß die Frau mit wenig Kraft aber mit List mehr erreichen kann, als der Mann; wenn sie nicht gewesen, hätte er sein Leben lang Ziegenhirt bleiben können.

Nicolai Duda, Alsen.

73. Der Zigeunerpfarrer.

Es war einmal ein Zigeuner, der machte sich eine Kirche, damit er Pfarrer drin wäre. Aber lesen konnte er nicht, so wußte er auch nicht, was er vor dem Altar singen sollte. Als nun der Sonntag in die Nähe kam, ging er in der Nacht und stahl einem Rumänen ein paar Pferde und band sie in einen Graben an einen Stamm. Am Sonntag morgen läutete die Glocke und die Leute kamen in die Kirche. Er stand vor dem Altar und sang: „Weiß, schwarz, rot, weiter weiß ich nichts mehr, schnell sollt Ihr Euch beeilen und in den Graben gehen, dort sind zwei Pferde angebunden, schnell sollt Ihr gehen und nicht mehr stehen.“ Die Leute denen sie gestohlen worden, liefen hinaus und fanden sie wirklich, wie der Pfarrer gesagt, und wunderten sich, wie allwissend er sei. Am nächsten Sonnabend stahl er ein paar Ochsen und band sie in den Wald an eine Eiche. Am Sonntag stand er am Altar und sang: „Weiß, schwarz, rot, weiter weiß ich nichts mehr. Schnell

Digitized by Google

sollt Ihr Euch beeilen, im Wald sind an der Eiche angebunden zwei Ochsen, schnell sollt Ihr gehn, sollt nicht mehr stehen." Die Leute liefen alle aus der Kirche hinaus in den Wald und fanden die Ochsen an der Eiche angebunden. Nun verbreitete sich die Mär von dem Pfarrer, der alles wußte, was im Lande gestohlen wurde, schnell und gelangte auch zum König. Grade in den Tagen war dem König ein Ring gestohlen worden. Darum schickte er um den Pfarrer, er solle sagen, wer der Dieb sei. Als er angekommen, fragte der König gleich, aber der Pfarrer sagte, er brauche ein Zimmer für sich allein. Als er jetzt allein war, kamen drei Knechte, und standen unterm Fenster um zu hören, was der sage, denn sie hatten den Ring gestohlen. Er ging im Zimmer auf und ab, da hörte er den Hahn „kukurigu" schreien. „Einen hab' ich," antwortete der Pfarrer, da krähte der Hahn zum zweiten Male „kukurigu", der Pfarrer rief wieder: „auch den zweiten hab' ich" und als der Hahn zum dritten Male kukurigu krähte, rief der Pfarrer: „Gott sei Dank, ich hab' sie alle drei." Da erschraken die Knechte und kamen zu ihm und baten ihn, er solle sie nicht verklagen, sie gäben ihm den Ring zurück. Der Pfarrer nahm ihn und stekte ihn dem Hahn in den Mund. Ging dann zum König und sagte, er solle dem Hahn den Kopf abschneiden lassen, dann werde er den Ring finden. Der König versprach ihm, falls der Ring da wäre, ein Viertel Dukaten und einen Wagen mit zwei Pferden. Man brachte die Köchin, die schlachtete den Hahn und fand den Ring richtig im Kropfe. Der König freute sich, gab diesem, was er ihm versprochen und den Laufpaß. Als der Pfarrer fort war, fiel es ihm ein, er hätte für den Ring doch zu viel gegeben, nahm sich ein wenig Lack in die Hand und fuhr hinter ihm: „Herr Pfarrer he, Herr Pfarrer ho." Der stand still. Als der König nahe war, rief er: „Wir sollen noch einmal wetten, wenn du errätst, was ich in der Hand halte, dann gebe ich dir diesen Wagen mit dem ich dich eingeholt, wenn du nicht kannst, so nehme ich dir auch deinen und die Dukaten." Der Pfarrer hieß Lak. Da rief er: „O armer Lakusta, wohin bist du geraten, von hier kannst du nicht mehr heraus." Der König aber dachte, er meine den Lack, den er in der Hand hielt, und gab ihm auch seinen Wagen und mußte zu Fuß heimkehren. *Nicolai Duda, Alxen.*

74. Die Pferdebohne.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau und eine Schwiegermutter und ein Feld besäet mit Pferdebohnen. Als letztere reif waren, gingen sie alle drei, sie zu schneiden. Sie begannen zu arbeiten, die

Digitized by Google

Jungen plauderten und sahen bald rechts, bald links, aber die arme Alte nahm sich eine Bohne in den Mund drehte sie immer im Munde herum und arbeitete wie zwei bis gegen Mittag. Nur einmal sagte der Mann zu seiner Frau: „Du, he, wie sollen wir es gut machen, daß wir deine Mutter nach Hause schicken, sie ißt die Bohnen alle. Seit heute früh hat sie immer Bohnen im Mund.“ „Laß nur, wir sagen, sie solle nach Hause gehen, sie habe sich müde genug gemacht, könne kaum etwas zum Abendessen machen und nach dem Ferkel sehen.“ So machten sie es. Als sie es der Alten sagten, antwortete diese: „Ich will gehen, ich soll nur diese Bohne ausspucken, ich habe sie seit diesen Morgen im Mund, daß sie ganz geweicht ist.“ Als sie sie ausspuckte, war sie so weich, daß sie in zwei zersprang. Als ihr Schwiegersohn sah, daß sie nur eine einzige Bohne verdorben, daß sie aber gearbeitet, so viel wie er und seine Frau zusammen, war es ihm so leid, daß er sie nach Hause geschickt, schämte sich aber, sein Wort zurückzunehmen. *Ana Jacob, Bägendorf.*

75. Zwei kluge Schwestern.

Es war einmal ein Rumäne, der war sehr arm, hatte nur eine Hütte, ein kleines Stückchen Feld und zwei Töchter. Jetzt ging er einmal auf sein Feldchen und fing an zu graben. Als er grub traf er auf einen kleinen Kessel voll Dukaten. Er nahm ihn gleich in die Hand und ging nach Hause, nur einmal begegneten ihm zwei Soldaten, die wünschten ihm einen guten Tag und fragten, was er im Kesselchen habe. Dieser alberne Mensch sagte es ihnen. Da sprachen die Soldaten, der Kessel sei ihnen, sie hätten sich ihn auf seinem Feld versorgt. Dieser Mann, wie ein Dummer, dachte, es wäre auch so, und gab ihnen den Kessel gleich. Diese nahmen ihn und gingen bis nach Leschkirch ins Wirtshaus. Als der Alte nach Hause kam, erzählte er es seinen Töchtern. Diese konnten sich beide vor Entrüstung nicht erholen. Da beschlossen sie untereinander, sie sollten zusammen nach Leschkirch ins Wirtshaus gehen und versuchen, ob sie die beiden nicht überlisten könnten. Die Mädchen waren beide schön. Als sie ins Wirtshaus kamen, sahen sie diese beiden Betrüger am Tisch, auf der Seite den kleinen Kessel. Jetzt wünschten die Mädchen einen guten Tag und setzten sich auch zum Tisch und fingen an zu plaudern. Dann fragten die Soldaten, wie sie hießen. Die eine sagte „Ursice“ (Nessel), die andere „Palonide“ (Distel). Jetzt brachte die Wirtin Wein, die Mädchen tranken nicht sehr, aber die Soldaten hatten genug im Kopf, dann fingen sie mit der Jüngern an, Karten zu

Digitized by Google

spielen, nur einmal nahm die andere das Kesselchen unter die Schürze und verschwand. Als die sah, daß sie glücklich hinaus war, blieb sie noch ein wenig, dann sagte sie, sie hätte mit der Wirtin etwas zu reden und ging hinter ihrer Schwester nach Hause. Die Soldaten saßen noch eine Weile, da sahen sie nur einmal, daß der Kessel fehlte. Sie gingen hinaus und riefen in einem fort: „du Ursice, du Palonide, wo seid Ihr?“ Keine Antwort. „Wirtin, wo ist die Ursice, wo ist die Palonide?“ Aber die Wirtin dachte, sie wären betrunken und rief ihren Mann herbei. „Was wollt Ihr denn mit Nesseln und Disteln, wir haben keine hier.“ „O ja, sie waren doch hier.“ „O nein, wir haben keine solche hier.“ Es war aus und vorbei, die Ursice und Palonide waren fort, niemand wußte, daß die Soldaten die Mädchen meinten, so hatten erstere nicht, woher sie zu nehmen. Aber diese gelangten fröhlich in Friede und Gesundheit nach Hause und wurden durch dies mit Dukaten angefüllte Kesselchen reich. *Nicolai Duda, Alxen.*

76. Zwei Brüder mit goldenen Haaren.

Es war einmal eine arme Witwe. Sie hatte nur einen Sohn und ein wenig Werg. Jeden Abend spann sie eine Spindel voll Garn und schickte dann den Knaben jeden morgen in die Stadt, um dafür etwas zu Essen zu bringen. Einmal begegnete er der Königstochter und die sprach: „Gib mir die Spindel, schau, ich hab ein Füllen in der Schürze, ich geb es dir dafür.“ „Warum sollt ich sie dir nicht geben,“ sprach der Knabe und gab ihr sie. Als er nach Hause kam, gab ihm seine Mutter eine kräftige Ohrfeige und sagte: „Jetzt was sollen wir zu Abend essen? was sollen wir mit dem Füllen anfangen?“ „Laß sein, Mutter, wir können vielleicht Glück haben mit ihm, wenn es eine große Stutte geworden, kann ich auf ihr reiten.“ Abends spann seine Mutter wieder eine Spindel und gab sie morgens dem Knaben, damit er sie in der Stadt verkaufe um Eßwaren. Er begegnete wieder der Königstochter und diese sagte: „Gib mir die Spindel, sieh, ich hab ein Hündlein, es ist so schön, ich geb's dir dafür.“ Der Knabe gab sie ihr und nahm das schöne Hündlein und ging damit zu seiner Mutter. Als er wieder nichts zu essen brachte, nahm sie eine Peitsche und prügelte ihn ordentlich, bis er versprach, am nächsten Morgen etwas Gutes zu bringen. Am dritten Tage nahm er die Spindel und brachte sie in die Stadt, da begegnete er wieder der Königstochter, die hatte eine Angel. „Mein Knabe, gib mir die Spindel, ich gebe dir die Angel, mit der kannst du

Digitized by Google

dir Fiſche fangen." Der Knabe freute ſich ſehr, gab ihr die Spindel, nahm ſich die Angel und lief nach Hauſe. Als die Mutter ihn mit der Angel kommen ſah, nahm ſie einen Stock und hieb auf ihn los, daß er faſt zum Krüppel wurde. Am nächſten Morgen ging er mit der Angel zum Harbach um Fiſche zu fangen, als er ſie herausziehen wollte, war ſie ihm faſt zu ſchwer, kaum konnte er ſie herausziehen. Es hing ein großer, großer Fiſch daran, der auch reden konnte. Einen ſo großen, ſchweren Fiſch hatte er noch nie geſehen. Er fing an zu reden: „Mein Knabe, nicht du ſollſt mich eſſen, ſchlachte mich, gib den Kopf deinem Pferd, den Schwanz deinem Hund und die Mitte deiner Mutter." Als er den ſchönen Fiſch ſeiner Mutter brachte, freute ſie ſich, ſchnitt den Kopf ab und gab ihn dem Pferd, den Schwanz dem Hund und als ſeine Mutter die Mitte aufſchnitt, lagen da zwei ſchöne Knäbchen mit goldnen Haaren und goldnen Kleidern, und als der Knabe in den Stall ging, fand er neben dem Pferd zwei ſchöne goldene Füllen, neben dem Hund zwei goldene Hündlein. Die beiden Kinder fingen an zu wachſen in einer Stunde wie an einem Tag, an einem Tage wie in einem Monat, in einem Monat wie in einem Jahre. Bald waren ſie groß und Jünglinge und wollten dienen gehen, aber ſie ſollten zuerſt verſuchen, nach welcher Richtung. Sie nahmen ſich jeder ein Gewehr und gingen bis auf eine ſchöne Wieſe, in der Mitte ſtand eine Linde. Der eine ſtand auf dieſer Seite, der andere auf der entgegengeſetzten, und ſchoſſen zugleich in den Baum. Die Kugeln waren ſich begegnet, und hatten beide nur ein Loch durch die Linde gemacht. Darauf ſagte einer zum andern, welcher drei Blutstropfen in dem Loche ſehe, ſolle ſeinen Bruder ſuchen, dann wäre dem etwas ſchlechtes zugeſtoßen. Jetzt ging der eine vorwärts, der andere zurück, ſo traf es ſich, daß einer wieder nach Hauſe kam, der andere an den Hof des Königs. Bis er aber dahin gelangte, mußte er weit, weit gehen, und hatte aber grade den König gefunden, der die drei Töchter hatte, die auf der Bruſt die Sonne, im Rücken den Mond, auf den Rippen die Kornähren und in den Augen die Sterne hatten. Außer ihm wußte dies aber niemand, ihm hatte es noch der Fiſch geſagt, als er bei ihm im Harbach wohnte. Als er nun zum König gehen wollte, ließ er ſeine goldnen Kleider, das Pferd und den Hund bei einer alten Frau am Anfang der Stadt, ſetzte ſich eine Kappe auf, damit niemand das goldene Haar ſehe. Als er den König fragte, ob er keinen Knecht brauche, antwortete der, er habe Knechte genug, aber er könne in der Küche das Gefäß waſchen. Darauf ſagte der Jüngling, er würde auch dort bleiben, wenn er die Kappe auf dem

Digitized by Google

Kopf behalten und jeden Tag eine Stunde spazieren gehen dürfe. Da er dem König gefiel, erlaubte er ihm seine beiden Wünsche und dang ihn. Er tat seine Arbeit, wie es sich gehört, und war geehrt bei allen. Nun hatte die Stadt eine große Plage. In der Nähe der Stadt lebten drei Drachen, die fraßen immer junge Leute, und zwar der Reihe nach mußte jeder sie drei Tage nacheinander füttern. Jetzt war die Reihe grade an die drei Königstöchter gekommen. Der Küchenjunge ging zu derselben Stunde, wie er sich ausbedungen, spazieren, aber er ging zu der Frau, welche ihm das Pferd und die andern Sachen versorgt, bekleidete sich mit den goldenen Kleidern, setzte sich aufs Pferd und ritt dahin, wo der Drachen im Brunnen wartete. Der König hatte seine Tochter in ein Faß gesteckt und hingeschickt. Als das Mädchen aus dem Faß herauskam, traurig, fand es den goldenen Jüngling an seiner Stelle am Brunnen sitzen. Der sagte, er sei gekommen um sie vom Drachen zu befreien, ob man merke, wann er herbeikäme? Sie antwortete, dann koche es in der Erde, wie Wasser im Ofen. Nun fragte er, ob sie erlaube, daß er den Kopf ein wenig in ihren Schoß lege und schlafe, um Kraft zu sammeln? Als sie es erlaubte, befahl er ihr, ihn gleich zu wecken, sobald sie den Drachen spüre. Er war nur ein wenig eingeschlafen, da kam der Drache, aber das Mädchen war so erschrocken, daß sie nichts reden konnte, aber ihre Tränen flossen so heiß auf sein Gesicht, daß er erwachte, mit dem Säbel ihm alle drei Häupter auf einmal abschnitt, den Drachen nahm und lauter Klaftern aus ihm schlug. Dann ritt er fort, er hatte es eilig, zum Gefäß zu kommen. Der König hatte einen Zigeuner als Knecht, diesen schickte er, die Knochen in einem Korb zu sammeln um sie dann zu begraben. Aber das Mädchen stand fröhlich dort und lachte. Der Zigeuner sagte: „Du, wenn du nicht sagst, ich hätte den Drachen umgebracht, dann bringe ich dich um.“ „Ich will ja so sagen.“ Dann gingen sie beide nach Hause. Der Zigeuner zeigte ein Stück von der Klafter dem König. Diesem kam es gut, daß ihm die Tochter geblieben. Am andern Tage steckte er die zweite ins Faß und schickte sie hin. Aber der Küchenjunge ging wieder aus und lief schnell zu der Alten, zog die goldnen Kleider an, stieg aufs Pferd und kam auch zum zweiten Drachen, grade als das Mädchen traurig aus dem Faße herausstieg, er sagte ihm, er würde es befreien, aber sie solle ihm erlauben, seinen Kopf ein wenig in ihren Schoß zu legen, damit er ein wenig schlafe, um Kraft zu sammeln. Kaum war er eingenickt, war es, als ob die ganze Erde koche, die Königstochter hatte vor Schreck die Sprache verloren und weckte ihn nicht, wie er ihr befohlen, aber

Digitized by Google

ihre heißen Tränen rannen auf sein Angesicht und verbrannten ihm die Backen, daß er erwachte. Er sprang auf, nahm den Säbel und hieb dem emporsteigenden Drachen alle sechs Häupter ab, dann schlug er Klaftern aus ihm und ritt dann eilig fort, um noch zur rechten Zeit in die Küche zu seinem Gefäß zu gelangen. Der König schickte wieder den Zigeuner mit dem Korb, die Knochen seiner Tochter zu sammeln, damit sie begraben würden. Als er hinkam, stand das Mädchen fröhlich, daß es lachte. Er nahm wieder ein Stück vom Drachen und drohte ihr, wenn sie nicht sage, er habe sie gerettet, werde er sie umbringen. „Ich will's ja sagen," antwortete sie. Dann brachte er sie nach Hause. Am andern Tage war jetzt die Reihe an der jüngsten. Ihr Vater steckte auch sie in ein Faß und ließ sie gehen. Der Küchenjunge hatte sein Schwert die gange Nacht geschärft, denn der dritte Drache hatte neun Häupter. Nun eilte er zu der Alten, zog die goldenen Kleider an, stieg aufs Pferd und ritt zum dritten Drachen. Die jüngste Königstochter saß schon da und weinte. „Warum weinst du, Mädchen?" „Sieh so und so." „Nimm meinen Kopf in deinen Schoß, daß ich ein wenig schlafe, und Kraft bekomme, bis der Drache kommt. Sobald du ihn hörst, wecke mich." Er war nur grade eingenickt, da fing es in der Erde an zu kochen. Das Mädchen erschrak so sehr, daß es nur weinen, nicht auch reden konnte, aber die heißen Tränen, die dem Jüngling auf die Backen fielen, verbrannten und weckten ihn. Er streckte die Hand und hob sie mit einer Kraft, daß er alle neun Köpfe auf einen Hieb herunterschlug, dann zerstückelte er noch den Drachen und ritt davon. Der König schickte den Zigeuner mit dem Korb, um die Knochen seiner jüngsten Tochter zu sammeln um sie zu begraben. Aber er fand sie gesund und froh, sie wollte grade heimkehren. Als der sah, wie die Sache stand, sagte er, wenn sie nicht sage, er habe sie befreit, bringe er sie um. „Ich will es sagen." Der Zigeuner dachte, er solle sich Ehre beim König machen, daß er ihm eine Tochter zur Frau gebe. Aber der König machte diese Sache anders. Er schickte Briefe in alle Teile und Nachricht in alle Städte, es sollen alle Jünglinge kommen und raten, was seine Töchter an sich hätten, wer es errate, der bekäme sie zur Frau. Aber es wußte es niemand außer diesen Brüdern mit goldenem Haar, diesen hatte noch damals, als sie im Harbach wohnten, der große Fisch es gesagt. Jetzt kam der Küchenjunge zur jüngsten Königstochter und erzählte ihr, daß er es wisse, er werde auch kommen und mitraten. Da versprach sie ihm ein Viertel Dukaten, wenn er am ersten Tage nicht rate. Er nahm das Geld, ritt damit nach Hause und gab es dem Knaben, der den Fisch

Digitized by Google

gefangen und sprach: „Sieh, Bruder, dieses Viertel Dukaten gebe ich dir für die Schläge, die du von deiner Mutter erhalten, als du die Spindel für das Füllen verkaufteſt.“ Dann ritt er wieder zurück. Im Hof des Königs war eine große Verſammlung aus der ganzen Welt, aber niemand konnte es erraten. Am nächſten Morgen war die Verſammlung noch größer aus der ganzen Welt, aber auch am zweiten Tage konnte es niemand erraten. Die Jüngſte verſprach dem Küchenjungen zwei Viertel Dukaten, wenn er nicht rate. Er nahm das Geld und brachte es wieder dem Knaben und ſprach: „Sieh, Bruder, nimm auch dieſe zwei Viertel Dukaten für die Schläge, die du von deiner Mutter erhalten, weil du die Spindel um den Hund gegeben.“ Jetzt hatte der Junge drei Viertel Dukaten und konnte ohne Sorge mit ſeiner Mutter leben. Er wurde reich. Die Mutter hatte kein Werg mehr zum Spinnen und hatte auch nicht mehr die Kraft dazu, denn ſie war alt, jetzt konnte ſie ausruhen bei ihrem Sohn. Nun laſſen wir dieſe beiden leben in Friede und Geſundheit und gehen wieder zu der Verſammlung im Hofe des Königs. Am dritten Tage waren noch mehr herbeigekommen, der Küchenjunge war nicht mehr zum Gefäß in die Küche gekommen, ſondern hatte ſich gleich in den goldenen Kleidern auf goldenem Pferd zu den Wettenden begeben. Aber das Pferd berührte den Boden gar nicht mit den Füßen, es blieb in der Luft, als hätte es Flügel und der Jüngling ſtrahlend wie die Sonne rief eben aus dem Nebel, er wolle auch wetten. Da ſagte der König: „Aber komm' herab zu uns, Engel oder wer du ſonſt ſeieſt.“ Aber das Pferd blieb immer oben und von dort aus dem Nebel rief der Jüngling herunter: „Die Töchter des Königs haben die Sonne am Herzen, den Mond im Rücken, die Sterne in den Augen und Kornähren auf den Rippen.“ Da rief der König: „Bravo“ und gab ihm die Jüngſte zur Frau, und ſie hielten Hochzeit.

Nachher ritt des Königs Schwiegerſohn einmal mit dem Hund hinaus und begegnete einer alten Frau, die etwas in drei Säcken geſammelt, die bat ihn, ihr die Säcke auf dem Pferd bis zu ihrer nahen Hütte zu bringen, ſie könne nicht, ſie wäre zu ſchwach. Dieſer, ein guter Menſch, dachte nicht an etwas Schlechtes, aber ſie war die Mutter der Drachen, ſie hatte in den Säcken die Knochen ihrer Kinder geſammelt. Als er nun in die Nähe der Hütte kam, wieherte ängſtlich das Pferd und bellte der Hund, daß er es hätte merken müſſen, wenn er nicht ſo arglos geweſen wäre. Da gab ihm die Alte drei Zweiglein in Blut getaucht, er ſolle ſie den Tieren vorwerfen, damit ſie nicht ſo unruhig wären. Er tat es, und ſogleich wurden ſie alle zu Stein. Jetzt liegen vor der Hütte der Drachenmutter

Digitized by Google

drei Steine. Wir lassen sie liegen und begeben uns auf die schöne Wiese, in deren Mitte die Linde mit dem Loch steht. Wir finden den Bruder mit dem goldenen Haar grade dort. Diese beiden Brüder sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Dieser ging jeden Tag hin und besah das Loch, damit er immer wisse, ob es dem andern gut gehe. Da sah er drei Tropfen Blut im Loch. Er erschrak, nahm sich das Gewehr und den Hund, setzte sich aufs Pferd und ritt zu seiner Schwägerin. Diese freute sich und dachte, es sei ihr Mann; so viel er auch sagte, daß er es nicht sei, richtete sie das Essen und glaubte, er scherze. Er aber schwur auf seinen Säbel: „Sieh her, Schwägerin, wenn ich die Hand auf dich lege, schneide ich mir sie mit diesem Säbel bis an den Ellenbogen ab, aber wenn du deine Hand auf mich legst, haue ich dir den kleinen Finger ab.“ Dann saßen sie beide zusammen an dem Tisch und aßen. Er fragte immer, welchen Weg ihr Mann gegangen, sie lachte aber nur, er solle doch nicht mehr scherzen, und legte die Hand um seinen Hals. Sogleich nahm er den Säbel und hieb ihr den kleinen Finger ab, dann setzte er sich aufs Pferd und ritt fort, seinen Bruder zu suchen. Weil er nicht recht wußte, welchen Weg er gehen sollte, ging er den, wo die Drachen getötet waren. Da sah er die Alte etwas in drei Säcke sammeln. Als er hinkam, bat sie ihn, ihr die Säcke zu ihrer Hütte zu schaffen, sie sei zu schwach dazu. Dieser merkte gleich, daß es mit dieser Frau nicht richtig sei, aber er tat die Säcke aufs Pferd. Als er nahe an der Hütte war, fing das Pferd ängstlich an zu wiehern, der Hund fing an zu bellen. Die Alte gab ihm drei in Blut getauchte Zweiglein, er solle sie den Tieren werfen. Er warf sie aber fort, packte die Alte an den Haaren und band sie an einen Pfahl. Dann nahm er den Säbel und sagte: „Du, he, sag' die Wahrheit, wo hast du meinen Bruder? Wenn du mirs nicht sagst, hau ich dir den Kopf ab.“ Diese zitterte und zeigte ihm eine Schüssel mit Blut, er solle die drei Steine damit besprengen. Und wie er es getan, stand sein Bruder neben ihm und schöner und stattlicher als er vorher gewesen. „Ach Bruder, wie lange ich geschlafen hab'.“ „Lange wirklich, und du wärst auch nie mehr erwacht, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber diese Hexe soll auch einschlafen und nicht mehr erwachen, so lange die Welt steht.“ Er nahm den Säbel und hieb ihr den Kopf ab. Dann brachen sie heimwärts auf. Als jetzt der Bruder erzählte, wie er mit seiner Frau bei Tische gesessen, und sie habe gedacht, er wäre ihr Mann, und habe die Hand nach ihm ausgestreckt, wurde dieser so zornig, daß er ihm den Kopf abhieb. Dann ging er nach Hause. Wieder deckte die Frau den Tisch und fing an zu lachen und sagte: „Ich weiß nicht, was

Digitized by Google

gestern mit dir war, mir schien, du warst betrunken. Du sagtest immer, du wärst mein Schwager und schwurst auf den Säbel, wenn du deine Hand nach mir ausstrecken solltest, würdest du dir sie bis an den Ellenbogen abhauen, und wenn ich sie nach dir ausstrecke, würdest du mir den kleinen Finger abhauen, da nahm ich dich um den Hals und gleich hiebst du mir ihn ab, schau er blutet noch immer. Ich dachte ja, du scherzest nur, du wärest nicht gerade ganz betrunken, du solltest nicht wissen, was du tust." Als er jetzt sah, daß sein Bruder unschuldig war, und nur gekommen um ihn zu suchen, war er sehr niedergeschlagen, kehrte gleich um und ritt und besprengte den Kopf seines Bruders mit Blut aus der Schüssel und gleich stand er da noch schöner und strammer als früher. Dann kehrten sie beide heim. Die junge Frau deckte den Tisch, sie setzten sich alle drei und aßen und plauderten. Die junge Frau sagte, er solle jetzt eine von ihren Schwestern nehmen und auch einen Hausstand gründen. Er sagte aber, es wäre eine zu große Sünde, eine Frau aus der Verwandtschaft zu nehmen. Er werde an einen andern Königshof gehen, vielleicht fände er auch noch eine Königstochter. Und er wird sie ja auch gefunden haben, aber seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.

77. Des Teufels Lohn.

Es war einmal eine Frau, die hatte einen Mann, der war păcurar (Schafhirt). Weil er păcurar war, so konnte er nicht oft zu Hause sein, das hatte seiner Frau zuerst nicht gefallen, denn es war ihr ohne ihn einsam gewesen, nach und nach hatte sie sich daran nicht nur gewöhnt, sondern er kam ihr nun sogar zu oft heim und störte sie in der Unterhaltung mit dem Popen, der sie in der Einsamkeit getröstet. Nun war der ihr lieber geworden als ihr Mann. Wenn dieser zu den Schafen hinausging, ließ sie Branntwein bringen und backte Pletschinten, dann kam der Pope, sie aßen, tranken und waren lustig. Kam dann die Zeit, daß der Mann nach Hause kommen sollte, schlich sich der Pope fort. Dies ging eine Zeit lang so fort, bis sie sich so gerne hatten, daß sie wünschten, der Mann käme gar nicht mehr heim, und sich beredeten, wie sie ihn ermordeten. Da hatte die Frau einen guten Gedanken, den sie auch bald ausführte. Als sie ihren Mann nach Hause kommen hörte, legte sie sich ins Bett und als er eintrat, empfing sie ihn mit furchtbarem Gejammer: „Ich bin so krank, ich sterbe, ach, ich sterbe, wenn ich nur hartes Wasser aus der Donau hätte, nur das kann mich retten. Geh', lieber Mann, ans Ufer der Donau und bringe mir hartes

Digitized by Google

Waſſer, damit ich mir den Rücken einreibe, vielleicht werde ich wieder geſund."

Der Mann nahm ſich den bubău (Mantel aus Schafwolle) und einen Krug und ging und ging bis er an die Donau kam, dort ſaß am Ufer der Teufel in der Geſtalt eines alten Mannes und fragte: „Du Menſch, wohin willſt du?" Der Mann antwortete unwirſch: „Was brauchſt auch du das zu wiſſen?" „Sage mir die Wahrheit, Menſch, wohin und was willſt du, denn mich wirſt du nun nimmer los." Da merkte der păcurar, daß er es hier nicht mit einem gewöhnlichen alten Manne zu tun hatte und erzählte ihm, ſeine Frau ſei ſchwer krank und habe Waſſer aus der Donau verlangt, damit er ihr den Rücken reibe. „Nun gut," ſagte der Teufel, „aber was gibſt du mir, wenn ich dich ſchnell nach Hauſe trage, damit du ſiehſt was deine Frau macht, während du ihr hartes Waſſer aus der Donau ſchöpfſt." „Was du willſt." „Weil du mir die Wahrheit geſagt, will ich dich ſchnell heimbringen, dann krieg ich ſchon auch noch einen Lohn. Kriech in dieſen Sack. Ich will als Hauſierer, den Sack auf dem Rücken, meine Geige im bubău, in dein Dorf gehen." Der Mann kroch in den Sack, der Teufel nahm ihn auf den Rücken und flog durch die Luft ſchnell in ſein Dorf bis vor ſeine Türe. Dort ſahen ſie durchs Fenſter den Popen am Tiſch ſitzen, vor ſich Branntwein und Pletſchinte. Der Teufel pochte ans Fenſter und rief mit jammernder Stimme: „Ihr lieben Leute, ſeid ſo gut und laßt mich hinein, ich ſah nur in Gurem Hauſe noch Licht, bin zufrieden mit einem Plätzchen auf dem Herde oder hinter der Türe." Der Pope und die Frau beſchloſſen, ihn herein zu laſſen, auf dem Herde ſei ja Platz. So kam der Teufel herein, ſtellte den Sack hinter die Türe. „Was haſt du unter dem Mantel?" fragte die Frau. „Eine Violine." „Hei, das wird luſtig, ſpiel uns eins auf, daß wir tanzen." Der Teufel ließ ſich's nicht zweimal ſagen, zog ſie heraus und begann zu ſpielen und ſang dazu:

Linzu, linzu, linzula,
Wartet nur, denn gleich
Lacht der Teufel über Euch.

Der Pope ſchwang die Frau herum mit der Zunge ſchnalzend und ſie rief:

Ich hatte einſt ein Männlein, ein zartes,
Ich ſchickt es zur Donau um Waſſer, ein hartes,
Mir zu reiben den Rücken. Ju, hu, hu.

Aule-o, aule-o! Das Singen hatte ſich in Schreien und Weinen verwandelt, denn ihr Mann war plötzlich aus dem Sack geſprungen und rieb den

Digitized by Google

Rücken, und zwar nicht mit hartem Waſſer aus der Donau, ſondern mit einem harten Stock und hieb die Liebe zum Popen heraus, der aber ſprang zum Fenſter hinaus, und der Teufel ſtand da und lachte und lachte und das war ſein Lohn. *(Bägendorf.)*

78. Die Spinnerin.

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter, die war ſo faul und wollte gar nicht ſpinnen, darüber ärgerte ſich die Mutter ſo viel, ſie konnte aber nichts mit ihr ſchaffen. Sie machte ihr Vorwürfe, ſchlug ſie, aber ſie blieb doch faul. Eines Tages hatte ſie wieder mit ihr gezankt, weil ſie den Rocken wieder nicht zur Hand nehmen wollte. Da nahm ihre Mutter ihn und hieb ſie damit, daß ſie immer „tulai“ ſchrie. Es traf ſich, daß grade der König da vorbeifuhr, und bedauerte das ſchöne Mädchen, und fragte, warum die Frau ſie ſo ſchlage? Dieſe ſchämte ſich zu ſagen, daß ſie eine ſo faule Tochter habe und ſagte, ſie ſei zu fleißig und quäle ſie immer um Hanf zum Spinnen und ſie habe ja nicht ſo viel. Da ſagte der König, deswegen ſolle ſie das Mädchen nicht mehr ſchlagen, ſondern es ihm geben, er habe genug Geſpinſt. Dann nahm er es auf den Wagen und brachte es nach Hauſe. Als ſie dort angekommen, brachte er ſie in ein Zimmer allein und ſchickte ihr einen Wagen voll Hanf zum Spinnen, ſie ſolle ihn fertig ſpinnen bis am nächſten Morgen. Als ſie ſich allein ſah mit dem vielen Hanf, fing ſie an zu weinen, und weinte ſo, und als ſie ſo traurig weinte, trat nur einmal der heilige Donnerstag herein: „Guten Abend, mein Mädchen.“ „Ich danke, lele,“ (Anrede für eine Frau). „Warum weinſt du ſo traurig?“ „Aber ſieh', ſo und ſo, ich habe nie gerne geſponnen, jetzt muß ich in dieſer Nacht einen ganzen Wagen voll Hanf ſpinnen, wie ſoll ich dies vollbringen, ich bin es nicht im ſtande, wenn ich gleich ſterben ſollte.“ „Sei ruhig, mein Mädchen, ich helfe dir, leg' dich nieder und ſchlafe.“ Als es eingeſchlafen, fing die Alte an zu ſpinnen und war gleich fertig, dann haſpelte ſie und kehrte die Stube, daß nicht ein Pflöckchen übrig blieb. Am Morgen ſchickte der König die Magd mit dem Beſen, um nachzuſehen, ob das Mädchen fertig geworden und die Pflöckchen zuſammen zu kehren. Sie fand auf dem Tiſch ein ſchönes Garn wie Seide und das Zimmer rein gekehrt, wie es ſich gehört. Als dies der König hörte, freute er ſich und ſchickte zwei Wägen Hanf. Als das Mädchen dies ſah, fing ſie wieder an zu weinen und fürchtete, wenn die lele Donnerstag auch wieder käme, würde doch auch ſie damit

Digitized by Google

nicht fertig werden können. Aber diese lele war klug, sie brachte auch den heiligen Freitag mit. Als das Mädchen eingeschlafen, fingen diese heiligen Frauen an zu spinnen und waren bald fertig, legten das Garn auf den Tisch, kehrten das Zimmer, wie sichs gehört und gingen fort. Am Morgen schickte der König die Magd wieder mit dem Besen. Sie fand das Garn, schön wie Seide, auf dem Tisch, das Zimmer gekehrt und versorgt, wie sichs gehört. Als der König dies hörte, freute er sich, daß er auf ein so schönes und fleißiges Mädchen gekommen, und schickte ihr drei Wägen voll Hanf. „Tulai, tulai, was soll ich anfangen", weinte das Mädchen und war sterbenstraurig. Aber die lele sfânta Joia (Donnerstag) brachte auch die lele sfânta Vinere (Freitag) und die lele sfânta Sâmbăta (heiliger Sonnabend) mit, ihr zu helfen. An diesem Abend schlief auch das Mädchen nicht und sah zu, wie sich die drei Frauen bemühten und schnell arbeiteten. Als sie fertig waren, sagte der heilige Donnerstag: „Jetzt, mein Mädchen, haben wir dir geholfen, daß du morgen Königin werden kannst. Wenn dein Glück vollständig sein soll, mußt du uns alle drei zur Hochzeit einladen." „Wie sollt ich Euch nicht rufen, liebe lele, nur weiß ich nicht, wo Ihr wohnt? Aber ich lade Euch gleich ein, kommt jedenfall zu meiner Hochzeit." Dann dankte ihnen das Mädchen für ihre Hilfe und nahm Abschied. Die drei heiligen Frauen verschwanden. Am nächsten Morgen schickte der König wieder die Magd, sprach aber, wenn das Garn alles fertig sei, solle sie das Mädchen gleich Königin heißen, er nehme sie zur Frau. Als der König hörte, sie habe auch dieses gesponnen, und das Garn sei schön wie Seide, machte er gleich Hochzeit. Als sich nun die Leute zur Hochzeit versammelten, kamen auch diese drei und die Braut nannte sie lele. Dann kam auch der König und fragte die Erste: „Aber lele, wie hast du so große und häßliche Zähne?" „Nun, Herr König, ich habe so viel gesponnen und den Faden immer mit den Zähnen gradgezogen und weich gemacht." „Aber diese lele hat so große Augen?" „Ich habe die ganze Nacht die Augen beim Spinnen offen gehalten." „Und diese lele? sie hat so schiefe Augen." „Ich spinne Tag und Nacht und halte die Augen schief, damit der Faden gerade werde." „Siehst du, meine Blume, wie recht deine Mutter hatte, wenn sie dich nicht immer spinnen lassen wollte? von heute an erlaube auch ich es dir nicht mehr, wenn du gleich sterben wolltest." Jetzt dankte die junge Königin den drei heiligen Frauen aus vollem Herzen. Sie lebte von da an in Friede und Gesundheit und fast immer im Schatten und mit den Händen im Schoß, so lange sie lebte. Und von wo ichs gehört, von dort hab ichs erzählt. *Nicolae Duda, Alzen.*

Digitized by Google

79. Die Frau des Teufels.

Es war einmal ein Mädchen, das wollte seiner Mutter nie gehorchen, da war ihre Mutter einmal geärgert und rief im Zorn: „Du bist gut, daß dich der Teufel zur Frau nähme.“ Da kam der Teufel, nahm ihre Tochter und trug sie mit sich in die Hölle. Aber dort hatte sie es nicht schlecht. Sie hatte, was sie brauchte und wurde vom Teufel geehrt. Sie lebte mehrere Jahre gut. Sie hatte noch einen Bruder, der war damals klein, als sie fort war; aber jetzt hatte der Teufel gehört, er solle am nächsten Sonntag heiraten. Er fragte seine Frau, ob sie nicht auch gerne hingehen möchte? „Wie sollt ich nicht, aber du sollst auch mit mir kommen, wie kann ich allein gehen und hab' einen Mann?“ „Ich will mit dir kommen, aber hinein gehe ich nicht, deine Mutter frißt mir den Kopf, ich bleibe in der Scheune, du sollst mir das Essen dorthin bringen.“ Gut. Sie packte ihre Sachen in den Zwergsack, dann brachen sie beide auf, um am Sonnabend, dem Anfang der Hochzeit dort zu sein. Als sie angekommen, ging er gleich in die Scheune und rief ihr noch nach: „Du, daß du nicht auf mich vergißt.“ Als sie in die Stube trat, wünschte sie ihrer Mutter einen guten Tag, aber diese kannte sie nicht mehr, und fragte: „Wer bist du?“ „Ach Mutter, kennst du mich denn nicht mehr? Ich bin ja deine Tochter, die du zum Teufel geschickt, und ich habe es so gut getroffen, er ehrt mich und ich habe es gut bei ihm. Jetzt freute sich die Alte, daß sie ihre Tochter noch einmal sah und gab ihr in einem Teller Suppe und Brot. Diese sagte aber: „Ho, ho, zuerst soll ich meinem Mann tragen, fülle mir auch in eine Flasche Branntwein. Ihre Mutter gab ihr und ging auch mit, ihren Schwiegersohn zu sehen, da sprach die Tochter: „Du kannst mitkommen, siehst ihn aber nicht, den Teufel kann ein irdischer Mensch nicht sehen.“ Sie gingen beide, aber die Alte stand da, wie dumm, sie sah nur, wie der Teller leer wurde und die Flasche und hörte, wie sie mit einander plauderten. Als die Tage der Hochzeit vorüber, machte sich die Frau des Teufels fertig, um mit ihrem Manne, wie sie ihm versprochen, in die Hölle zurückzukehren. Ihre Mutter sah sie gehen, als ob sie allein wäre, hörte aber zwei Stimmen mit einander reden. Seitdem hatte die Alte keine Ruhe mehr, sie dachte immer an ihre Tochter, bis sie von einem Pfarrer zum andern ging, um zu fragen, wie sie ihre Tochter vom Teufel befreien könnte. Der eine sagte so, der andere so, bis sie einen Mönch antraf, der ihr versprach, sicher zu helfen, auch wenn sie früher zu ihm gekommen wäre. Sie solle alle,

Digitized by Google

alle Verwandten bitten, in der Kreuzwoche[1] zu fasten, wenn sie zu Ende sei, müsse der Teufel zerplatzen. Die Alte ging bei allen Verwandten herum und bat sie, die Woche zu fasten, sie versprachen und hielten es auch, und am Tage Kreuz-Erhöhung (14. September) nahm niemand einen Bissen in den Mund und baten Gott, er möge die Tochter vom Teufel befreien. Als sie zu fasten anfingen, jammerte der Teufel, er habe Schmerzen im Leib. „Du Frau, deine Mutter bringt mich um." „Aber wie kann das sein, sie weiß ja gar nicht, wo sie uns suchen soll." „Du wirst ja sehen, bis die Woche zu Ende ist, bin ich zerpletscht." Er hatte recht, jeden Tag wurde es schlimmer mit ihm, als die Woche zu Ende ging, war auch er tot. Seiner Frau war es um ihn leid, sie weinte um ihren Mann, sie konnte sich aber nicht helfen. Dann packte sie ihre Habe auf den Wagen, er wurde voll mit Geld, und fuhr dann zurück zu ihrer Mutter und lebte dann bei ihr bis sie wieder geheiratet haben wird. Eine junge Witwe mit so viel Geld bleibt nicht ohne Mann.

Lina Subtirel, Alzen..

80. Der überlistete Teufel.

Es hatte einmal eine Frau ein kleines Kind. Wenn eine Frau mit einem kleinen Kind im Bett liegt, ist es nicht erlaubt, sie allein im Zimmer zu lassen, oft trifft sich etwas Schlechtes. Sie lag im Bett, ihr Mann ging ins Wirtshaus. Nur einmal kam der Teufel, stieg auf den Boden und brachte den Speck herunter, machte dann ein gutes Feuer, briet den Speck in der Bratpfanne, ging dann ans Bett, um das Kind zu braten. Aber die Mutter hielt ihr Kind in den Armen, mit der einen Hand hielt sie es fest, mit der andern nahm sie dem Teufel schnell die Kappe vom Kopf und setzte sich darauf. „Du, gib mir mein Käpplein." „Dann werde ich dir's geben, wenn du mir die Steine bringst für das Haus, welches ich bauen soll." Der Teufel ging geschwind und brachte sie. „Gib mir das Käpplein, du." „Dann will ich dir's geben, wenn du auch die Ziegeln bringst." Er ging und brachte sie. „Gib mir jetzt

[1] Kreuzwoche heißt die Woche, in welcher der rumänische Feiertag †-Erhöhung, 14. September, fällt. Diese ganze Woche ist heilig, es dürfen in dieser die Saaten nicht ausgestreut werden. Diese Art Beten und Fasten kommt auch im Leben vor und heißt „Ajun". Wenn ein Rumäne etwas sehr gerne will, so fastet er so, daß er eine bestimmte Zeit gar nichts in den Mund nimmt und immer nur betet. Unlängst wollte eine Frau ihren kräftigen, wie es schien fehlerlosen Sohn von den Soldaten befreien. Sieben Tage aß sie nicht, am Ende der Woche war sie dem Verschmachten nahe und — ihr Sohn wurde als „untauglich" entlassen.

Digitized by Google

mein Käpplein, du.“ „Dann will ich dir's geben, wenn du das Holz bringſt.“ Er brachte auch das Holz. „Gib mir jetzt mein Kläpplein.“ Sie wußte, wenn ſie ihn aufhalten konnte, bis die Sonne aufging, dann zerplatzte er und das Kind war befreit. Darum ſagte ſie wieder: „Dann werde ich dir's geben, wenn du Latten und Bretter bringſt.“ Er beeilte ſich und ging und brachte auch dieſe. „Du, gib mir jetzt die Kappe.“ „Dann werde ich ſie dir geben, wenn du mir das Haus gebaut.“ Der Teufel beeilte ſich und mauerte, und mauerte ein ſchönes Haus neben der Hütte. Wie er grade fertig war, ging die Sonne auf und er zerplatzte. Und der Mann kann aus dem Wirtshaus und verwunderte ſich über das neue Haus, aber die Frau und das Kind waren frei vom Teufel. *Ana Subtirol, Alzen.*

81. Der Wahrſager.

Es war einmal ein Mann, der hatte viele, viele Kinder, ſo viele als Löcher in einem Sieb ſind und noch eines mehr. Die Kinder waren immer hungrig. Jetzt ging er einmal um etwas zu eſſen zu ſchaffen, für ſo viele Mäuler braucht es viel, wer keine Kinder hat, der kann es gar nicht glauben. Er ging und ging bis ans Ende des Dorfes. Dort fand er ein totes Pferd, über dem viele wilde Gänſe. Er fing eine, die andern flogen fort, dann wandte auch er ſich heimwärts, aber die Nacht bekam ihn und er ging in das erſte Haus und bat um Herberge. Die Frau war allein zu Hauſe und ſagte, in der Stube könne ſie ihn nicht dulden. „Dann laß mich meinetwegen auf den Boden, dieſen Sack ſtelle ich hinter die Türe.“ „Na, ſteig denn hinauf.“ Der Zigeuner ſtieg hinauf und ſtellte ſich an ein Loch, von dem aus er alles ſehen konnte, was die Frau trieb. Da der Mann in der Mühle war, hatte ſie die Abſicht, ihren Geliebten zum Abendeſſen zu rufen, nun briet ſie Fleiſch, backte Kletiten (Pfannkuchen) und brachte ein Maß Wein. Nur einmal hörte ſie ihren Mann kommen. Geſchwind verſteckte ſie das Fleiſch in die Almerei, die Pleſchinte in das Lädchen des Tiſches, den Wein unter den Tiſch. Als der Mann hereinkam, ſah er den Sack hinter der Türe und fragte ſeine Frau, wen ſie im Zimmer habe? „Es ſchläft ein Zigeuner oben auf dem Boden.“ Sie habe ihn in der Stube nicht halten wollen, und er habe um Herberge gebeten. Da machte die Gans im Sacke „krr, krr“. Da dachte der Rumäne, was ſollte der im Sack haben? „He Kamerad, komm' herunter.“ Der Zigeuner kam. „Guten Abend.“ „Ich danke. Was haſt du dort im Sack?“ „Ich habe einen Wahrſager.“ „Laß ſehen, was

Digitized by Google

kann er wahrsagen.“ Der Zigeuner nahm die Gans, schlug ihr mit dem Finger auf den Schnabel, da schrie sie, „krr, krr.“ „Mein Wahrsager sagt, es sei in der Almerei gebratenes Fleisch.“ „Du Frau, geh und sieh ist es wahr?“ Die Frau wurde zornig, ging aber und brachte es herbei. Der Rumäne und Zigeuner setzten sich an den Tisch und aßen. „Höre Freund, geh' noch einmal und frage ihn etwas.“ Der ging und schlug die Gans mit dem Finger auf den Schnabel, wieder machte sie: „krr, krr.“ „Jetzt sagt er, es wäre in der Tischlade eine Schüssel Pleschinten.“ „Komm' Frau und sieh nach, hat er recht gesagt?“ Sie nahm aus der Tischlade eine Schüssel voll heraus. „Du Mensch, frag noch einmal, ist nicht irgendwo auch Wein?“ Der Zigeuner schlug wieder der Gans auf den Schnabel, und sie machte wieder „krr, krr“. „Sie sagt, es wäre ein Maß Wein unter dem Tisch.“ Er bückte sich hinunter und fand wirklich die Flasche mit dem Wein. Jetzt aßen sie und tranken und beide Männer waren fröhlich, aber die Frau hätte am liebsten beide umgebracht, zumal als sie hörte, was für einen Jahrmarkt sie mit einander machten. Der Rumäne sagte: „Mein Freund, mir gefällt dein Wahrsager, was soll ich dir dafür geben?“ „Ich möchte ihn niemandem für 100 fl. geben, aber weil du mich so geehrt hast mit Speise und Trank und Herberge, so würde ich ihn dir in dem Preise geben.“ Gut. Der Rumäne gab ihm 100 fl., der gab ihm die wilde Gans und ging fröhlich nach Hause. Mit 100 fl. konnte er seine Kinder gut füttern. Seinen Namen hatte er nicht gesagt, auch nicht aus welchem Dorf er sei, daher konnte niemand wegen der Betrügerei hinter ihm kommen. *Nuza Cuchila, Alzen.*

82. Wie die Schwalben entstanden.

Es war einmal vor langer, langer Zeit, so lange, daß man gar nicht mehr weiß, wann sie gewesen, eine Frau, die hatte eine schöne Tochter, klein und zart, die hieß rândunele (Schwalbe). Die sang, sobald sie erwachte, daß es ihrer Mutter oft zu viel wurde und sie ihr das Singen oft verbot. Manchmal gehorchte sie nicht und sang weiter, oder antwortete keck, sie hatte ein keckes Mundwerk. An einem Morgen kleidete sie sich an mit einem schwarzen Kleid mit blauen Ärmeln und fing gleich wieder an zu singen. „Ach Gott,“ rief die Mutter aus dem Bett (sie war noch nicht aufgestanden), „wenn du doch ein Vöglein geworden wärest!“ Nur einmal flog ein schwarzes Vöglein mit blauen Flüglein zum Fenster hinaus. Das Vöglein baute sich sein Nestchen über dem Fenster und sang jeden Morgen noch vor Sonnenaufgang. Seither

Digitized by Google

sind nun viele, viele Jahre vergangen, eine lange, lange Zeit, aber das Vöglein Schwalbe hält sich noch immer gerne bei den Wohnungen der Menschen auf, und bringt Glück denen, die es dulden und denen sein früher Morgengesang lieb ist. *Potru F'auer, Alzen.*

83. Die Tochter eines armen Fischers.

Es war einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen, es würde sich im Nebel verloren haben. Es war einmal ein armer Mann, der lebte vom Fischfang. Er fing die Fische, seine Tochter verkaufte sie einem reichen Kaufmann in der Stadt. Dieser Kaufherr besaß zwölf Geschäfte und hatte auch einen Sohn, welcher heiraten sollte. Dieser hatte dies schöne Fischermädchen einmal gesehen und war hinter ihr gegangen bis in ihre Hütte am Harbach, wo sie mit ihrem Vater wohnte. Sie war so schön, kräftig und ehrlich, aber ein armes Mädchen. Aber trotzdem gefiel sie diesem jungen Herrn sehr, und er verlangte sie zur Frau. Aber ihr Vater wollte sie ihm nicht geben, es werde die Zeit kommen, wo sie ihm nicht mehr gefalle und er werde ihr die Straße geben, weil sie ein armes Mädchen sei. Und was würden auch die Leute sagen, sie würden ihn auslachen, er solle gehen und sich eine Frau unter seinesgleichen suchen. Der Jüngling ließ aber doch nicht von ihr und gab ihr von Zeit zu Zeit 100 fl. damit sie das Geld sammle, bis in der Stadt ein Haus zu verkaufen sei, dann solle sie es kaufen. Dann würden die Leute denken, sie habe auch etwas, und würden sie nicht für ein armes Mädchen halten. Bald kam die Zeit, daß der alte Fischer ein schönes Haus in der Stadt hatte und kaufte seiner Tochter schöne Kleider. Gut. Des Jünglings Vater wollte anfangs auch nicht, sein Sohn solle eine arme Fischerstochter zur Frau nehmen. Als er dann hörte, sie habe ein Haus in der Stadt, sagte er nichts mehr und machte Hochzeit und alles war gut, die beiden Jungen liebten sich und lebten wie im Paradies. Wenn der Mann um Waren fuhr, besorgte sie das Geschäft, er konnte sich auf sie verlassen. Aber die Leute sind schlimm und stören gerne ein friedliches Leben. Einmal war er mit Freunden im Wirtshaus und es kam auch ein Fremder hin. Ein Wort gab das andere, bis der Fremde anfing: „Wie getraust du dich, deine Frau allein zu Hause zu lassen, wenn du um Waren fährst?“ „Warum soll ich sie nicht lassen, sie redet nie mit einem andern Mann.“ „Geh' zum Teufel, sie wird auch nicht.“ „Komm' wir wetten, bis du nach Hause kommst, habe ich das Ringlein, welches deine Frau am Finger trägt, an meinem Finger.“

Digitized by Google

„Gut, wenn meine Frau dir das Ringlein gibt, dann gebe ich dir meine zwölf Geschäfte und gehe aus der Stadt.“ Am andern Tag fuhr er fort, und der Fremde kam zu seiner Frau ins Geschäft, um sich eine Zigarre zu kaufen und fing an zu plaudern, aber die junge Frau sah ihn nicht einmal an und als er nicht ging, bat sie ihn, jetzt fort zu gehen, ihr Mann sei nicht zu Hause. Dann versuchte er noch mit schönen Worten so und so, konnte aber nichts machen, sie war eine gute Frau. Als er dies einsah, ging er zur Dienstmagd und schenkte ihr 100 fl., sie solle ihm dafür das Ringlein ihrer Herrin verschaffen. Nichts leichter, als das, denn sie lege das Ringlein abends immer auf den Tisch. Als die junge Frau am nächsten Morgen aufstand und das Ringlein vom Tisch nehmen wollte, war es fort, als sie der Magd rief, war auch die fort. Jetzt, der Betrüger, der ging ihrem Manne entgegen mit der ausgestreckten Hand, damit er den Ring sehe. Als der Kaufmann dies sah, erstarrte er, fragte nicht mehr wie und was, gab ihm gleich die Kaufhäuser und seine Habe, dann ging er zu seiner Frau, rief sie auf den Wagen und fuhren beide in den Wald. Dort nahm er sich das Gewehr und wollte sie erschießen, das Gewehr ging aber nicht los, er versuchte zwei-, dreimal, umsonst, dann sagte er: „Jetzt gehe, du Betrügerin, du Elende, daß ich dich nicht mehr vor meinen Augen sehe.“ „Aber was ist denn mit dir, sage mirs, was hab' ich dir getan, ich habe doch nichts Schlechtes vorgegeben.“ „Schweig, nicht mehr lüg mit deinem unverschämten Mund.“ Mit diesen Worten kehrte er um, ging fort und wurde Soldat. Sie blieb ganz zerschlagen im Walde sitzen und wußte nicht, wie ihr geschehen. Da kam Gott zu ihr und tröstete sie und sagte, ihr Mann werde sie nach einiger Zeit mit sechs Pferden abholen. Und Gott dachte, und was er denkt, das geschieht, da stand ein schönes Haus mitten im Walde, in dem sollte sie wohnen bis ihr Mann käme. Es verging eine Zeit, wie viel vergangen sein wird, dann kamen die Manöver und der Kaufmann ohne Geschäfte war jetzt Soldat und auch dabei. Einmal saßen mehrere Soldaten um das Feuer und erzählten, was sie in ihrem Leben erlebt. Nur einmal fing einer lachend an zu erzählen: „Wißt Ihr, wie ich zu zwölf Geschäften gekommen?“ „Wir wissen es, wenn du es uns sagst.“ „Ich kam einmal in die Stadt und begegnete einen jungen Mann, der hatte eine schöne und tugendhafte Frau. Ich wettete mit ihm, wenn ich ihr den Ring vom Finger nehmen könnte, wären alle seine Häuser mein. Am nächsten Tage ging ich, aber die junge Frau war wie eine Blume, sie sah nicht einmal auf mich und jagte mich fast hinaus. Als ich sah, daß ich mit ihr nichts anfangen konnte, wandte ich mich an ihre Dienstmagd, gab der 100 fl.,

Digitized by Google

sie stahl ihrer Herrin den Ring vom Tisch und brachte ihn mir.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, fühlte er sich von starker Hand angefaßt. Als sie nebeneinander saßen, hatten sie sich nicht erkannt, jetzt gingen ihm die Augen auf, er nahm einen Stock und prügelte den Betrüger, daß er ihn fast totschlug und schrie: „Du Räuber, du Räuber, komm' zum Gericht.“ Aber der bat zitternd um Verzeihung, er gebe ihm alles zurück. Dann ging der Mann seine Frau suchen, er ging auf den Platz im Walde und war sehr verwundert, dort, wo er seine Frau erschießen wollte, ein schönes Haus zu finden und sie selbst drinnen, da kam sie ihm wie eine Heilige vor. Er führte sie mit sechs Pferden wieder in die Stadt. Aber an allen heiligen Festtagen kamen sie in den Wald und beteten dort, wo das Haus gestanden, dies war aber verschwunden, schnell wie es entstanden.

Potru F'auer.

84. Das Lämmlein und der Herr.

„Wohin gehest du, du Lämmlein?“ „In den Wald, Herr.“
„Was sollst du essen, Lämmlein?“ „Grünes Gras, Herr.“
„Was sollst du trinken, Lämmlein?“ „Kaltes Wasser, Herr.“
„Wer hat dich geschlagen, Lämmlein?“ „Der Hirt, Herr.“
„Wie hast du gemacht, Lämmlein?“ „Mä, mä, Herr.“

Ana Ileni, Alzen.

85. Der Birnbaum, welcher zum Himmel hinausgewachsen.

Es hatte ein Graf einen großen, großen Birnbaum, so groß, daß seine Zweige bis in den Himmel gewachsen waren und aus dem Himmel hinaus noch höher, hoch bis auf die andere Welt. Im Garten des Grafen sah man nur den Baumstamm. Jetzt, als der Herbst kam und die Birnen reif waren, konnte sie niemand abnehmen, und weil sie niemand erreichen konnte, schickte der Graf Briefe in alle Teile und Nachricht in alle Städte: wer imstande sei, auf den Baum zu steigen und die Birnen herunterzubringen, bekäme einen Wagen voll Dukaten, davor vier Ochsen eingespannt. Gut. Als sich dieses Gerücht verbreitet, kamen die Jünglinge aus der ganzen Welt und versuchten, aber alle stiegen sie nur ein Stück auf dem Stamm hinauf und fielen dann herunter, daß sie Staub und Bröfel wurden. Es verging ein Tag um den andern, aber es wagte niemand mehr, auf den verzauberten Baum zu steigen, und der Graf erhielt seine Birnen nicht. Nur einmal ereignete es sich, daß Vasili, der

Digitized by Google

Schweinehirt, der immer im Wald bei den Schweinen wohnte, diese Mär vernommen, und da sagte er zu seinem Vater: „Du Vater, ich hüte die Schweine nicht mehr, auch ich gehe zum Grafen, daß ich ihm die Birnen herunterhole.“ „Du Knabe, bleib' still, und hüte die Schweine, wie du gelernt hast, und es ist gut.“ „O, ich gehe, sieh, wie zerrissen ich bin und fast nackt und habe nicht für was mir Kleider zu kaufen und Schuhe für den Winter. Aber mit Gottes Hilfe denke ich hinaufzusteigen und die Birnen herunterzuholen, dann können wir alle zusammen gut leben.“ „Also dann, mein Sohn, mach', was du willst, wenn du mir nicht gehorchen willst.“

Vasili, der Schweinehirt, nahm sich seine gluga (wollene Kapuze, Regenkappe) und den Tornister und machte sich auf den Weg. Als er zum Grafen kam, sagte er: „Guten Tag, Herr Graf!“ „Ich danke, Vasili, Schweinehirt. Was bringt dich zu mir?“ „Ich bin ein wenig zu Euch gekommen, um zu sehen, was Ihr noch macht, seid Ihr gesund?“ „Wir leben noch, aber wir haben ein großes Ärgernis, sieh, dieser Birnbaum ist mit seinen Ästen bis in den Himmel gewachsen und aus dem Himmel hinaus, und wir können die Birnen nicht herunternehmen, obwohl ich einen Wagen voll Dukaten mit vier Ochsen bespannt versprochen habe.“ „Herr Graf, mit Gottes Hilfe will ich's versuchen.“ Gut. Vasili, der Schweinehirt, warf seine Gluga und den Tornister ab, zog die Schuhe von den Füßen, spuckte sich in die Hände und fing an hinaufzusteigen, und stieg und stieg lange, lange Zeit, bis er im Himmel ankam. Im Himmel gelangte er an das Haus der heiligen „Freitag“. Die heilige „Freitag“ war hinausgegangen um Wasser. Er versteckte sich hinter den Ofen. Nur einmal als sie hereinkam, roch sie immer herum und sprach: „Es kommt mir ein Geruch in die Nase, wie von einem irdischen Menschen. Wenn er ein guter Mensch ist, soll er herauskommen aus seinem Versteck, wenn nicht, so mache ich aus ihm Staub und Bröfel.“ Darauf kam Vasili, der Schweinehirt, unter dem Ofen hervor und gab der heiligen Freitag einen guten Tag und sagte ihr so und so und er könne die Äste vom Birnbaum nicht finden, um die Birnen herunterzunehmen. Nun, diese wußte es auch nicht und schickte ihn zum heiligen Sonnabend. Er ging weiter bis er den heiligen Sonnabend traf. Als er eintrat, war niemand zu Hause, aber er versteckte sich hinter den Ofen bis der heilige Sonnabend mit Holz kam. „Tulai, wie es hier nach irdischem Menschen riecht! Wenn er ein guter Mensch ist, soll er hervorkommen, wenn nicht, hau ich ihn in lauter Stücke.“ Darauf kam Vasili, der Schweinehirt, hinter dem Ofen hervor und wünschte dem heiligen Sonnabend einen

Digitized by Google

guten Tag. „Kannſt du mich nicht auf den Weg zur andern Welt weiſen? Es iſt ein Birnbaum mit ſeinen Zweigen auf die andere Welt gewachſen, jetzt hat mich der Graf um die Birnen geſchickt und ich kann ſie nicht finden.“ „Wahrlich, ich kenne den Weg nicht, aber geh' bis zur heiligen Sonntag, die iſt die Schweſter der Sonne, die weiß es ganz beſtimmt.“ Vaſili, der Schweinehirt, ging weiter bis zur heiligen Sonntag, wieder ging er ins Haus, aber die heilige Sonntag war in der Kirche. Er verſteckte ſich hinter den Ofen. Als ſie aus der Kirche kam, roch ſie gleich den irdiſchen Menſchen. „Wer ſollte hier ſein? Iſt er ein guter Menſch, ſoll er her zu mir kommen, ſonſt mache ich lauter Brocken aus ihm.“ Nun, dieſer kam hinter dem Ofen hervor und gab ihr einen guten Tag, und fragte ſie um den Weg zur andern Welt. „Du Knabe, geh' du nur immer auf dem rechten Wege, dann wirſt du zu einigen ſchönen Häuſern kommen. Rings herum ſtehen die Wachen, welche den Hof der Iliane Coſtindane bewachen. Aber um 12 Uhr mittags ſchlafen alle eine Stunde, dann kannſt du eintreten. Im Hof ſtehen die Zweige vom Birnbaum des Grafen. Aber beeile dich, daß du heraus kommen kannſt, bevor es 1 Uhr ſchlägt. Gut.

Vaſili, der Schweinehirt, dankte und ging. Und er ging immer auf dem rechten Wege, bis er die Häuſer der Iliane Coſtindane erreichte. Er wartete bis es 12 Uhr ſchlug, darauf ſchliefen alle Wachen und er trat ein. Und als er eintrat, ſtrahlte der ganze Hof von den goldenen Zweigen, und die Zweige waren voll von goldnen Birnen. Nun, wie freute ſich Vaſili, der Schweinehirt! Er pflückte alle Birnen und ſteckte ſie in den Buſen. Wie er fertig war, ſah er, daß die Türe ins Haus offen ſtand und er dachte, er ſolle doch ſehen, wie es drinnen ausſehe, und trat ein. Nur einmal ſah er inmitten des Zimmers Iliane Coſtindane ſchlafend in einer ſeidenen Wiege.[1] Sie war ſo ſchön, wie du noch nie geſehen. Nun, er ſah und ſah, bis er nicht mehr konnte, und wie er nicht mehr konnte, ging er zur Wiege, bückte ſich und küßte ſie auf eine Wange, nur einmal wurde ſie dort ganz ſchwarz. Er ging wieder bis zur Türe, kehrte aber wieder um und küßte ſie auch auf die andere, daß ſie auch dort ſchwarz wurde. Jetzt ging er hinaus und wie er in den Hof kam, ſchlug es gerade 1 Uhr, und alle Wachen wachten auf, daß er nicht mehr hinaus konnte. Gut. Er machte ſich zu einer Ameiſe und

[1] Die Wiegen der Rumänen beſtehen aus einem groben hänfenen Tuch, das wie eine Hängematte an zwei Pfählen angebunden wird. Man nimmt dieſe Wiege auf der Achſel überall mit, wohin das Kind getragen wird. — Iliana Cosinziana = Göttin der Schönheit, wohnt über dem Himmel.

Digitized by Google

versteckte sich in einen Erdklumpen. Nur einmal kam Iliane Costindane heraus, schreiend: „Tulai, Tulai, mich hat ein irdischer Mensch geküßt, bringt mir ihn her und wenn ihr ihn nicht findet, bringt alle Tiere, wenn auch nur eine Ameise. Die Wachen suchten, fanden aber nichts, doch einer besah den Klumpen Erde, nahm ihn auf die Schulter und warf ihn ins Zimmer. Vasili, der Schweinehirt, jetzt die Ameise, warf sich über den Kopf und wurde wieder ein Jüngling, aber jetzt nicht mehr ein so erbärmlicher, zerrissener, er war ein so schöner Jüngling geworden, wie du noch nie gesehen, und gefiel der Iliane so gut, daß sie sagte: „Du sollst mein Herr sein, ich will deine Herrin sein, du sollst hier bleiben, daß wir gut leben." Jetzt machten sie Hochzeit und es war ein großes Vergnügen. Als die Hochzeit vorüber war, sagte Vasili, der Schweinehirt, zu seiner jungen Frau: „Du, jetzt muß ich auf die Erde gehen und dem Grafen diese Birnen tragen, meinen Lohn dafür meinen Eltern geben und Abschied von ihnen nehmen, denn wer weiß ob ich sie nachher noch sehen kann." „Mein Lieber, nimm dir mein Pferd, das trägt dich wie der Gedanke nach Hause, aber du darfst nicht absteigen, niemals; wenn du dies tust, dann ist es nicht gut, dies sollst du mir versprechen." Er versprach es und kam schnell wie der Gedanke zum Grafen. Als er die goldenen Birnen herausnahm, freute sich der Graf so, daß er gleich vier Ochsen ins Joch spannte und den Wagen mit Dukaten füllte und ihm ihn übergab. Aber Vasili, der Schweinehirt, stieg nicht vom Pferd herunter, wie viel ihn auch der Graf darum bat, und sprach, wenn er nicht den Knecht mit dem Wagen schicke, könne er ihn nicht nehmen. Darauf rief er dem Knecht und sandte ihn mit dem Wagen zu seinem Vater. Vasili, der Schweinehirt, ritt hinter dem Wagen. Na, diese Freude! Als ihn die Eltern sah'n, kam der Vater, die Mutter und die Schwester und baten ihn, ins Haus zu kommen, er aber sprach er könne nicht vom Pferd herunter. Darauf sagte seine Schwester: „Aber Bruder, schwing dich herunter, und laß uns das Pferd in den Stall führen, wir geben ihm gut zu fressen, komm du herein, wenn du fort bist, weiß ich, wir sehen dich nicht mehr." Sie redete so viel, bis sie ihn überredete, daß er abstieg. Nicht einmal der Fuß war zur Erde gelangt, da zog sich das Pferd hinauf und stieg immer höher, immer höher bis in den Himmel. Jetzt stand Vasili, der Schweinehirt und sah dem Pferde nach, bis er es nicht mehr sehen konnte. Dann brach auch er auf zu Fuß den Weg zu suchen in den Himmel und aus dem Himmel hinaus zur Iliane. Er ging drei Jahre lang und gelangte in einen Wald. Als er in den Wald trat, sah er

Digitized by Google

eine Pfütze, in der Pfütze steckte ein Pferd bis an den Hals im Schlamm, und konnte nicht heraus. Er bedauerte es und bemühte sich es herauszugewinnen, er zog es bis zur Hälfte heraus. Er war aber so müde geworden, daß er dachte: „Ach, daß dich die Hunde fressen sollen, ich kann nicht mehr," und stieß es wieder zurück und ging fort. Und wie er ging, bedauerte er es wieder und kehrte um und zog es bis an die Knie heraus. Er hatte sich aber wieder so müde gemacht, daß er zornig wurde und es wieder zurück in die Pfütze stieß und weiter ging. Nur einmal dachte er: „Ach, das arme Pferd, ich darf es ja doch nicht da lassen," kehrte wieder um, griff es an und zog es ganz heraus. Und als er es herausgezogen, fiel das Pferd auf einen Strohschober und ruhte ein wenig aus. Dann warf ihm Vasili, der Schweinehirt, den Zaum über den Kopf, nur einmal stand ein schönes Pferd neben ihm. Er stieg auf, es ging gut, als er ein Stück geritten, warf ihn das Pferd in die Höhe, daß er erschrak. „Du Vasili, Schweinehirt, gefällt es dir? Dies ist dafür, weil du mich in die Pfütze zurückgestoßen." Sie ritten weiter, da warf es ihn noch einmal hinauf: „Du Vasili, Schweinehirt, gefällt es dir? Dies ist für das zweite in den Schlamm zurückstoßen." Er ritt weiter, da warf es ihn zum dritten Male in die Höhe, daß er erschrack. „Du Vasili hat dir dies gefallen? Dies ist für das dritte Mal." Nun trug es ihn friedlich, schnell, wie der Gedanke in den Himmel und zum Himmel hinaus zur Iliane. Aber diese Freude, als sie ihn sah! „Mein lieber Herr, warum hast du mir nicht gehorcht? Hat es dir nun gefallen, daß du drei Jahre auf der Straße herumgewandelt? Hättest du mir gefolgt, wärst du wie der Gedanke bei mir gewesen. Jetzt ist es ja vergangen und ist Friede." Sie lebten zusammen wie im Paradiese und noch besser und jetzt ist diese Mär fertig.

Maruza Triff.

86. Die tapfere Königstochter.

Es war einmal und einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen, wie ein Floh würde es zerplatzen.

Es war einmal ein König, der war 99 Jahre alt und hieß der rote und hatte drei Töchter, aber nicht einen Sohn, er wäre ihm so lieb gewesen. Schau, ein Mädchen ist immer nur ein Mädchen, das am Feuer sitzt mit dem Rocken und der Spindel in der Hand. Aber er konnte sich nicht helfen.

Jetzt geschah es, daß ihm der grüne König in den Krieg rief.

Digitized by Google

„Nun, hätte ich einen Sohn, würde ich ihn schicken und mich ausruhen, ich bin ein zu alter Mann, wie soll ich in den Krieg ziehen? Aber was kann ich tun, ich muß."

„Laß mich, Vater, ich ziehe Männerkleider an, setze mich aufs Pferd und reite in den Krieg," sagte die Älteste. „Meine Tochter, bleib zu Hause, du bist nicht mutig genug." „Wie sollt' ich nicht, ich gehe."

Sie zog sich an wie ein Offizier, setzte sich aufs Pferd und ritt auf die Straße. Als sie aus dem Dorf hinaus war, begegnete ihr ein Wolf mit eisernen Zähnen, und als er das Mädchen sah, machte er mit dem Mund „ham". Da erschrak das Mädchen sehr, kehrte um und erzählte ihrem Vater, wie es ihr ergangen, ein Wolf mit eisernen Zähnen habe sie fressen wollen.

Dann kam die zweite Tochter: „Vater laß mich, ich bin tapferer als meine Schwester." Auch sie zog Männerkleider an, stieg auf's Pferd und ritt auf die Straße. Als sie am Ende des Dorfes anlangte, stand der Wolf mit den eisernen Zähnen, als ob er sie erwartet hätte, sperrte den Mund auf und machte „ham", wie wenn er sie einschlucken wollte. Aber unser Mädchen erschrak, kehrte das Pferd um, wie der Gedanke und kam nach Hause. „Was ist mit dir, Mädchen?" fragte der König, „dieses habe ich befürchtet, Mädchen sind Mädchen und haben nicht Kurasche wie die Knaben, ich werde mich fertig machen und trotz meinem Alter und mit meinem Alter selbst gehen, was zum Teufel soll ich denn?" „O nein, Väterchen", sagte die Jüngste, ein kleines, zartes Mädchen, es schien als habe sie die Kraft nur im Auge und auf der Zunge. „Was willst du, du Aschenbrödel, du Kleine, Elende, du bist gut in der Asche zu sitzen." „Tu' gut, Väterchen, laß mich, gib mir nicht ein Pferd, um das dir leid tut, gib mir das alte, auf dem du geritten in deiner Jugend." „Nun, wenn du nicht folgen willst, gehe denn, schneller noch als deine Schwestern wirst du zurückkehren." Aber das Mädchen ging gleich in den Pferdestall zur alten Stute, um ein wenig nach ihr zu sehen. Sie lag in einem Winkel wie weh' ihrer, ohne Fressen und ungestriegelt. Als sie gehört, wie und was, lehrte sie das Mädchen, sie solle dem König seinen Sattel und seine Kleider, die er in seiner Jugend getragen, verlangen und in den Stall bringen. Sie ging und verlangte sie, aber der König sagte: „Gehe auf den Aufboden und suche sie, es wird alles zerrissen und hin sein, seitdem sind 80 Jahre vergangen." Das Mädchen ließ nicht nach, ging hinauf und suchte und fand lauter Flicken, es sammelte sie alle in ein Tuch und brachte sie der Stute in den Stall. Diese blies über alles, nur einmal wurde der

Digitized by Google

Sattel wie neu und die Kleider noch schöner als neu. Das Mädchen zog sie an, legte den Sattel aufs Pferd, stieg auf und ritt fort. Als es ans Ende des Dorfes kam, stand der Wolf mit den eisernen Zähnen in der Nähe, wagte aber nicht in den Weg zu treten, er zog sich in den Wald. Als die Königstochter ein Stück weiter geritten, sah sie eine Schweinsrippe, die war aus Gold und war so schön und funkelte wie die Sonne. Sie hielt die Stute mit ho, sie wollte die Rippe aufheben. Die Stute wollte aber nicht und sagte: „Laß die Rippe liegen, dir wird sie Feuer bringen und mir Rauch.“ „Wie soll ich diese goldene Rippe liegen lassen, sie ist zu schön.“ „Mach was du willst, wenn du mir nicht gehorchen willst.“ Sie stieg ab, hob die Rippe auf und steckte sie auf die Kappe. Dann ritt sie weiter und fand einen goldenen Zopf, sie bückte sich um ihn aufzuheben, trotzdem die Stute wieder sagte: „Laß den Zopf in Ruh, dir wird Feuer kommen und mir Rauch.“ „O, ich laß ihn nicht, er ist zu schön“, und hob ihn auf und legte ihn um die Kappe. Jetzt ritt sie weiter, bis sie sich der Stadt näherte, wo der grüne König wohnte. Als sie in der Nähe war, fing die Stute an ihr zu sagen: „Wenn du in das Haus trittst, mußt du fest auf die Füße treten und wenn du ißt, nimm den Mund voll, wie ein Jüngling, und iß ohne Scham, bis du satt bist und noch ein wenig mehr, und wenn du in den Garten gehst, steck dir eine große Blume auf die Kappe, dann denkt der König nicht, du wärst nur ein Mädchen.“ Gut.

Als sie in den königlichen Hof ritt, kam der König heraus und gab ihr einen guten Tag und rief sie in die Stube, setzte sie an den Tisch und ehrte sie, er dachte es wäre der rote König. Aber das Mädchen dachte der Worte des Pferdes und nahm die Hand immer voll und steckte sie in den Mund, und aß, daß man es von draußen hörte. Nach dem Essen gingen sie spazieren durch den Garten zu den Blumen, die Königstochter pflückte sich die größte, man heißt sie Sonnenblume, und steckte sich sie auf die Kappe. Sie gingen weiter und trafen spielende Kinder, sie warfen ihre Kappen wie Bälle. Das Mädchen war auch jung, und wie sie sah die Kinder spielen, vergaß sie den König und warf auch ihre Kappe. Da fiel die goldene Rippe herunter. Gut. Der König sah sie gleich, nahm sie in die Hand und sagte: „Wenn du mir das Schwein, das die Rippe verloren, nicht bringst, hau' ich dir den Kopf ab, daß er dir zu Füßen fällt.“ Das Mädchen erschrak und ging in den Stall zu ihrer Stute und jammerte um seinen Kopf. „Sagt ich dir's, du solltest die Rippe in Ruhe lassen? Dir wird Feuer kommen und mir Rauch? Du wolltest nicht auf mich hören.

Digitized by Google

Aber es wird ja so sein, wie Gott will. Geh und verlange ein Viertel Kohlen und einen Sack Dukaten, dann wollen wir versuchen. Die Kohlen freß ich, damit ich stärker werde, die Dukaten sollen dein sein." Sie wandte sich zum König zurück und verlangte ein Viertel Kohlen und einen Sack Dukaten. Der König gab ihr, was sie wünschte. Die Stute fraß die Kohlen, dann stieg das Mädchen auf und ritt schnell wie der Gedanke weit, weit bis ans Meer, wo die lange Leiter steht im Wasser. Als sie dort ankamen, sagte die Stute: „Jetzt steig' ab und begib dich auf der Leiter ins Wasser, dann wirst du sieben goldene Ferkel sehen, sieh gut, welchem die Rippe fehlt und halte es fest mit einer Hand, mit der anderen halte ihm den Mund zu, damit es nicht schreit. Sollte es schreien, kommt die Sau aus der Heerde und frißt dich". Die Königstochter merkte gut auf und stieg ins Wasser, und als sie im Wasser war, sah sie gleich sieben Ferkel aus Gold und das, welches die Rippe verloren. Gleich legte sie ihm die Hand auf den Mund, nahm es in den Arm und kam aus dem Meer heraus, setzte sich auf's Pferd und brach auf den Weg auf. Als sie ein Stück geritten, nur einmal sagte das Mädchen: „Du Stute, ich nehme die Hand vom Munde des Ferkels weg, wir sind jetzt weit von der Sau, sie kann uns nicht mehr erreichen." „Du, Mädchen, höre auf mich, wenn du mir nicht gehorchst, dann ist es nicht gut." Sie ritt weiter und als sie in die Nähe der Königsstadt kam, nur einmal nahm sie die Hand vom Munde des Ferkels, und wie sie die Hand von seinem Munde nahm, fing es an zu schreien, und schrie, die Stute floh; die Sau kam wie der Wind und packte die Stute am Schwanz, aber zum Glück ritten sie in die Stadt und in die Stadt kam die Sau nicht. „Siehst du, meine Tochter, weil du mir nicht gefolgt, bin ich ohne Schwanz geblieben, nur ein wenig und die Sau hätte uns beide umgebracht." „Laß mich jetzt, du wirst ja auch ohne Schwanz leben." Gut.

Die Stute ging in den Stall, aber das Mädchen mit dem goldenen Ferkel rief der König ins Zimmer, er freute sich so, daß er etwas so schönes erhalten hatte, setzte das Mädchen an den Tisch und ehrte es mit Speisen aller Art. Als sie gegessen, — das Mädchen aß viel, wie ein Mann —, gingen sie wieder in den Garten und trafen wieder Kinder, die mit ihren Kappen spielten. Sie vergaß, daß sie nicht ein Mädchen, daß sie der rote König sein sollte, und fing auch an zu spielen, und wie sie ihre Kappe warf, nur einmal fiel der goldene Zopf neben die Füße des Königs. Der König sah ihn gerade gleich, hob ihn auf, nahm ihn in die Hand, er gefiel ihm so gut, daß er sagte: „Wenn du mir nicht

Digitized by Google

die junge Frau bringst, die die goldene Flechte verloren, hau ich dir den Kopf ab, daß er neben die Sohlen der Füße fällt.“ Die Königstochter kam traurig zu ihrer Stute in den Stall und erzählte, wie es ihr ergangen. „Sagte ich dir's, Tochter des Königs, dir wird Feuer kommen, mir Rauch, aber es wird so kommen, wie Gott will. Geh' zum König und verlang ihm zwei Viertel Kohlen und zwei Säcke Dukaten, dann wollen wir auch dieses vollbringen.“ Das Mädchen verlangte dem König, was die Stute befohlen, er gab es. Als die Stute die zwei Viertel Kohlen gefressen hatte, stieg das Mädchen auf's Pferd und ritt schnell, schnell aus Siebenbürgen hinaus über die Gebirge weit, weit bis zu einigen schönen, schönen Häusern, dort wohnte das Mädchen mit dem goldenen Haar. Aber die Stute war übernatürlich und konnte zaubern, was sie wollte. So ging sie bis ins Vorhaus und verwandelte sich in ein Geschäft und die Königstochter in einen Kaufmann. Da trat die Dienstmagd heraus und verwunderte sich sehr, wie hier ein so schönes Geschäft geworden, und fürchtete sich, es sei hier nicht reine Arbeit (es gehe nicht mit rechten Dingen zu). Aber der Kaufmann rief sie heran, zeigte ihr schöne Tücher und sagte: „Nun, meine Tochter, dies Tuch, ich schenke es dir, gefällt es dir?“ „Es gefällt mir wirklich, aber du wirst mir's nicht umsonst geben?“ „O ja, ich schenke es dir.“ „Ich danke schön,“ sagte die Dienstmagd, nahm das Tuch und lief damit froh ins Haus zu ihrer Herrin und erzählte ihr, was im Vorhaus geschehen sei. Das Mädchen mit dem goldenen Haar verwunderte sich und ging auch um zu sehen wie und was. Als sie hinaus kam, sah sie gleich ein paar Schuhe, die ihr gut gefielen und versuchte sie, der Kaufmann, brachte andere zum probieren, sie wären schöner. Nur einmal schien es ihr, als ob das Vorhaus mit ihr sich bewege und mit dem Kaufmann und wie sie dies spürte, fragte sie, was das sei, und als sie gefragt, sagte der Kaufmann, es sei so, da saßen sich beide auf dem Pferd und in der Nähe der Königsstadt. Gut.

Als sie zum König kamen, freute sich der sehr und sprach von der Hochzeit. „Dann werde ich dich heiraten, wenn du mir das Schwert Gottes bringst.“ Der König rief den roten König, eigentlich die Königstochter, und befahl ihr, das Schwert Gottes zu bringen, wenn er es nicht bringe, haue er ihm den Kopf ab. Nun gut.

Die Königstochter ging zu Tode betrübt zur Stute und erzählte, wie es ihr gegangen. „Dies ist eine häßliche Sache,“ sagte die Stutte, „dies ist eine Sünde, aber was soll man, wir müssen auch dies tun, nachdem es der König befohlen, aber doch, es ist eine große Sünde

Digitized by Google

und Gott wird dich verwünschen. Gott ist groß und schlägt uns nicht mit dem Stock, aber er schlägt uns. Aber es wird ja sein, wie Gott will. Geh und verlang drei Viertel Kohlen und drei Säcke voll Dukaten, dann trage ich dich in den Himmel." Die Königstochter ging und forderte, was die Stute befohlen. Der König gab alles. Als die Stute alle Kohlen gefressen, wurde sie groß und stark und mutig. Das Mädchen stieg auf und brach auf zum Himmel. Als es dort angelangt, lehrte es die Stute, es solle durchs Vorhaus in das Zimmer rechts gehen, dort würde es das Schwert neben der Türe angehängt finden, es brauche nicht langsam, leise und mit Sorge hineinzugehen, Gott sehe es doch. „Gott sieht alle Sünden, aber vielmals läßt er die Menschen sündigen, dann verwünscht er sie, wie es recht ist." Das Mädchen tat, wie die Stute befohlen und wie es ins Zimmer Gottes eingetreten, war es ihr doch unheimlich und es ging nur leise und nahm das Schwert mit Angst, obwohl sie wußte, daß Gott alles sieht. Als sie es genommen, floh sie hinaus, stieg auf's Pferd und brach heimwärts auf.

Gott sprach zum heiligen Petrus: „Du Petrus, was sollen wir machen mit diesem Mädchen? Wir können es nicht nur so lassen, wir müssen es verfluchen, nachdem es gesündigt." „Unser Gott, du hast recht, was könnten wir wohl machen?" „Weißt du was? Nachdem sie jetzt immer in Männerkleidern herumgegangen, soll sie ein Mann sein und bleiben, so lange sie lebt." „Recht hast du, unser Gott", antwortete der heilige Petrus. Und so war es.

Als sie in der Nähe der Königsstadt angelangt, sagte das Mädchen zur Stute: „Du Stute, mir kommt vor, Gott hat aus mir einen Mann gemacht." „So wird es sein", antwortete die Stutte, „Gott hat dich zu einem Mann verwünscht, Gott ist groß."

Als sie das Schwert Gottes dem König übergab, wollte er gleich Hochzeit machen, aber das Mädchen mit dem goldenen Haar sagte: „Dann will ich dich nehmen, wenn du dich in kochender Milch gebadet." Der König befahl der Magd, sie solle Milch in den Kessel füllen und ans Feuer setzen. Als sie kochte, rief er die Königstochter, oder jetzt den Jüngling, er solle zuerst in die Milch gehen, dieser bat aber, er solle zuerst seine Stute neben den Kessel bringen. Als die Stute herankam, blies sie aus der Nase kühle Luft in die Milch, daß sie nur lauwarm wurde und er gemütlich badete, als er herauskam, war er ein so schöner, weißer Jüngling wie die Milch. Nun wurde die Milch wieder siedend gemacht, der König stieg ins Bad und verbrannte, daß das Fleisch von den Knochen fiel und er tot blieb. Darauf kam das Mädchen mit den

Digitized by Google

goldenen Haaren zum Königssohn und sprach: „Du sollst mein Herr sein, ich will deine Herrin sein, denn du hast mich herübergebracht, und dein will ich sein. Nur darum wollte ich der König solle in heißer Milch baden, damit wir ihm frei werden.“ Dann hielten sie Hochzeit eine ganze Woche. Nachher gingen sie beide zu seinem Vater, dem alten roten König. Wie groß war seine Freude, als er hörte, er habe jetzt auch einen Sohn. Und ich stand auf einen Nagel und erzähle nichts mehr.

(Soll durch Glaser aus dem Alttal ins Harbachtal gekommen sein.)

87. Drei Spieler.

Ein König hatte drei Söhne und da er drei Söhne hatte, wuchsen alle groß, und als sie groß waren, wollte der König, sie sollten auf die Schule. Er gab ihnen 100 Gulden. Aber sie waren Betrüger und lernten nichts, als daß sie immer nur Karten spielten, und wenn sie das Geld verspielt, verlangten sie noch 200 Gulden, sie sollten noch mehr lernen. Der König gab sie ihnen, und als er sie ihnen gegeben, gingen sie und verspielten auch diese, und kamen noch einmal und verlangten 500 Gulden, sie sollten das Lernen abschließen. Der König gab ihnen noch einmal 500 Gulden. Die Söhne spielten immer ärger und gleich hatten sie auch dieses Geld verspielt. Jetzt wagten sie aber nicht mehr zu verlangen, und gingen in die Welt, ohne einen Kreuzer Reisegeld. Als sie in der Welt waren, kamen sie an eine Türe, da stand etwas geschrieben. „In einem halben Tag lese ich, was da geschrieben steht,“ sagte der Älteste. „O, ich lese es in drei Stunden,“ sagte der Mittlere. „Laßt mich, ich lese es in einer Stunde.“ Gut. Dort stand geschrieben: „Wer diese Worte lesen wird, kann in das Haus hineingehen.“ Als er diese Worte gelesen, ging die Türe auf und alle drei gingen hinein, aber es war eine Stube ohne Fenster, dunkel wie in einer Büffel. Sie zündeten ein Zündholz an, da sahen sie wieder eine Türe, oberhalb stand wieder etwas geschrieben. Der Älteste wollte es in einem halben Tag lesen, der Mittlere in drei Stunden, der Jüngste las es in einer Stunde. Es stand geschrieben: „Bis du dies liest, wird sich die Türe öffnen, und wer hineingeht, kann sich etwas wünschen.“ Diese drei Brüder gingen hinein. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch und drei Stühle, auf dem Tisch lagen Karten und 100 Gulden. Als diese die Karten sahen, setzten sie sich gleich und fingen an zu spielen und spielten, bis sich der Hunger regte, da sagte der Größte: „Wenn ich einen großen Palukes und eine Schüssel voll Sauermilch hätte, wie würde ich essen!“ Er hatte noch nicht ausgeredet, so stand

Digitized by Google

der Palukes und die Sauermilch auf dem Tisch. Diese fingen an zu essen und aßen, bis nicht ein Bröckchen mehr übrig blieb. Dann sagte der Mittlere: „Wie würde ich ein Glas Wein trinken!“ Er hatte noch nicht ausgeredet und die Flasche mit dem Wein und dem Becher stand auf dem Tisch. Diese grüßten sich und tranken, bis die Flasche leer war. Nun, über der Türe war keine Lüge gestanden. Jetzt sprach der Jüngste: „Wir haben gut gegessen und genug getrunken, wenn jetzt auch ein schönes Mädchen käme, daß wir mit ihr Karten spielten.“ Er hatte das Wort nicht ausgeredet, da stand ein schönes Mädchen neben ihnen. Jetzt spielten sie, bis sie das Geld verspielt hatten, aber es war auch Abend und das Mädchen machte sich fertig zum Nachhausegehen. Wie sie „gute Nacht“ sagte, schenkte sie dem Ältesten einen Sattel, wer auf den saß, konnte reiten, wohin er wollte, dem Mittleren einen Bobo (Mantel), wer den umnahm, den sah niemand, dem Jüngsten einen mit Dukaten gefüllten Beutel, der nie leer wurde. Die beiden älteren Brüder trennten sich vom jüngsten und gingen in die Welt. Aber der Jüngste ging nicht weit, er ging nur bis in die Königsstadt, trat dort in ein Wirtshaus und begann wieder zu spielen. Die Leute verwunderten sich über den Menschen, er arbeitete nichts und hatte doch immer so viel Geld, daß er den ganzen Tag Karten spielen konnte. Die Königstocher hatte auch von diesem gehört und kam ins Wirtshaus, um zu sehen wie und was. Sie ließ einen Liter Wein bringen und trank mit dem Jüngling und als sie sah, dieser hatte genug getrunken, und noch zuviel, gab sie ihm noch eine Maß und trank ihm zu, bis ihm der Kopf auf den Tisch fiel und er schlief wie ein betrunkener Mensch. Darauf stahl ihm die Königstochter den Beutel und ging nach Hause. Gut.

Als der Jüngling wieder zu sich kam, fand er seinen Beutel nicht mehr. „Na, was soll ich jetzt anfangen?“ jammerte er. Ohne Geld spielte niemand mehr mit ihm und zu essen gab ihm auch niemand. Aber er brach auf und ging gradaus und ging immer vorwärts, bis er in einen Wald kam. Im Walde stand ein Apfelbaum mit so schönen Äpfeln, wie du noch nie gesehen. Er war hungrig, bückte sich, nahm einen und fing an zu essen, nur zwei Bissen aß er, da wuchsen ihm zwei Hörner aus dem Kopf, zehnmal größer als die eines Ochsen, daß er sich kaum im Walde bewegen konnte. Als er sich etwas weiter schleppte, kam er an einen Birnbaum, der auch schöne Birnen hatte, er nahm eine und fing an zu essen, und als er aß fielen die Hörner ab. Die Freude, die er hatte, war groß, er dachte gleich an die Königstochter, nahm sich einige Birnen und Äpfel in den Busen und wandte

Digitized by Google

sich um, und stellte in das Tor der Königstochter ein Tischchen und die Äpfel darauf und rief: „Kommt, ihr guten Leute und kauft schöne Äpfel.“ Die Königstochter hörte es, öffnete das Fenster, um zu sehen ob sie schön wären. Er gab ihr einen zum Kosten, und als sie gekostet, wuchsen ihr die Hörner so groß, daß sie den Kopf nicht mehr aus dem Fenster herausziehen konnte. Die Schalen hatte sie weggeworfen. Die Dienstmagd nahm sie in den Mund, nur einmal wuchsen auch ihr die Hörner, aber nicht so groß. Er ging und kleidete sich wie ein Arzt und kam zum König und sprach, er verstehe die Hörner zu vertreiben, er wolle an der Dienstmagd probieren. Als er ihr einen Bissen von der Birne gegeben, fielen die Hörner ab. Der König freute sich und sagte, er möchte auch seiner Tochter helfen. Der Doktor versprach, er wolle helfen, aber ihre Hörner wären zu groß und werden schwer abfallen, der König müsse auf eine Woche fortziehen. Er setzte sich gleich auf seinen Wagen und zog fort. Als er fort war, fing dieser gleich an in allen Zimmern zu suchen, bis er auch in die Kammer der Königstochter gelangte, hier warf er auch das Bett durcheinander und fand den Beutel. Dann ging er zur Königstochter und sprach: „Nun will ich anfangen dich zu heilen, aber du darfst nicht jammern, wenn gu jammerst, hilft es dir nicht.“ Er nahm sich einen Stock und schlug sie und schlug sie, daß das Blut floß. Darum hatte er ihren Vater weggeschickt, damit er nicht sehe, was er mit ihr mache, und darum hatte er ihr gesagt, sie dürfe nicht jammern, damit sich die Leute nicht vor dem Fenster versammelten. Als er sie genug geprügelt, sagte er: „Kennst du mich nicht mehr? ich bin der, dem du den Beutel gestohlen hast. Und darum heile ich dich nicht, du sollst im Fenster stehen, bis du stirbst.“ Er nahm sich den Rock und den Hut und ging in die Welt hinter seinen Brüdern. Aber die Königstochter steht noch immer mit den Hörnern im Fenster, wenn du sie sehen willst, gehe in die Stadt des Königs.

(Von einem Glaser jenseits des Alts ins Harbachtal gebracht.)

88. Die goldene Henne.

Es war einmal ein Mann, Meister im Holz, aber der war ein Meister, wie du noch nie einen gesehen und fleißig. Aber weiß Gott, wie das kam, er arbeitete die ganze Woche und brachte am Ende der Woche nur einen Kreuzer nach Hause. Und wenn seine Frau leben wollte mit den Kindern, sie hatten zwei Knaben, so mußte sie für andere spinnen und mit der Nadel arbeiten. Es verging, wie viel verging und als ihr

Digitized by Google

Mann nicht ein einziges Mal mehr als einen Kreuzer heimbrachte, ſagte die Frau geärgert: „Du Mann, ich habe gar keinen Nutzen von dir, immer muß ich die Kinder ernähren mit dem Rocken, geh in die Welt und verdirb.“ Er nahm ſich die Handaxt und ging, und als er ging, kam er in den Wald, im Wald begegnete er einem Menſchen wie Pfeffer. „Guten Tag, Menſch wie Pfeffer!“ „Ich danke, Meiſter in Holz, bis wohin?“ „Ich gehe in die Welt um zu verderben.“ „O nein, du ſollſt nicht verderben, es wäre zu ſchade um einen ſo geſchickten Meiſter. Aber du Menſch, Meiſter in Holz, nimm dir die Handaxt und fang an dieſer großen Eiche an. Sie wird dir allerlei verſprechen, aber du ſollſt nichts nehmen außer was ſie an der Wurzel hat, dann haſt du dein Glück gefunden. Aber du ſollſt mir gehorchen.“ Gut.

Der Mann, der Meiſter in Holz, nahm ſich die Axt und hieb in die Eiche, und als er hieb, verſprach ihm die Eiche eine Herde Schafe, wenn er ſie in Ruhe ließe. „Gib mir, was du an der Wurzel haſt.“ „Das kann ich dir nicht geben.“ „Dann hau ich dich nieder.“ „O nein, nicht hau mich um, ich gebe dir eine Schafherde und eine Ochſenherde.“ Der Mann, Meiſter in Holz, hieb noch ärger, daß ſie krächzte: „krz, krz, nicht mehr hau mich“. „Gibſt du mir, was du an der Wurzel haſt?“ „Das kann ich dir nicht geben, auch wenn du mich abhauſt, ich gebe dir eine Herde Schafe, eine Herde Ochſen und eine Herde Pferde.“ Der Mann, Meiſter in Holz, hieb, daß die Eiche, tulai, tulai ſchrie: „ho, nicht mehr hau in mich, ich gebe dir, was du verlangſt.“ Darauf warf der Mann, Meiſter in Holz, die Axt fort und ſuchte an der Wurzel. Als er die Erde auf die Seite ſchob, fand er eine goldne Henne. Wie er die Henne wegnahm, hatte ſie eine Handvoll Dukaten gelegt. Jetzt freute er ſich und dachte er ſolle ſie ſeiner Frau tragen. Er ging und als er müde wurde, ſetzte er ſich und als er ſich erhob, hatte die Henne wieder eine Hand voll Dukaten unter ſich. Jetzt ſetzte er ſich öfter und hob immer eine Handvoll Dukaten auf. Er zog die Stiefel aus und füllte ſie mit den Dukaten, bis er zu Hauſe anlangte. Die Frau verwunderte ſich und fragte, woher er ſo viel Geld erhalten? „Ich habe gedacht, es würde beſſer ſein, wenn ich dir all meinen Lohn auf einmal brächte, den ich bis jetzt erhalten. Sorg' gut auf die Henne, dann wirſt du haben, was du brauchſt, ſo lange du lebſt. Aber ich gehe in die Welt, nicht um zu verderben, ich ſoll arbeiten und leben.“

Die Leute wunderten ſich, als ſie ſahen, daß ſich die armen Menſchen erhoben, und hatten, was ſie brauchten, und noch mehr, und konnten ſich nicht denken, wie ſie dies gemacht. Der Nachbar war ein Lehrer, dieſem

Digitized by Google

gefiel die Frau und ihre Habe, er ging oft zu ihr und nach einer Zeit ging er nicht mehr von ihr. Und als er bei ihr blieb, fragte er sie, woher sie immer Dukaten habe? Die Frau sagte es ihm und zeigte die Henne. Als der dascăl (Lehrer) sie sah, las er gleich, was auf den Federn geschrieben stand. Ein dascăl versteht eben zu lesen, nicht wie ein dummer Mensch. Auf den Federn stand geschrieben, wer die Leber esse, würde König werden, wer das Herz esse, Kaiser. Als der Lehrer diese Worte gelesen, wurde er sehr vergnügt, sagte aber niemandem etwas. Am Sonntag sprach er nur einmal zur Frau: „Du Nachbarin, schneid' der Henne den Kopf ab und brat' sie, daß wir sie essen, wenn wir aus der Kirche kommen." Sie wagte es nicht, etwas nicht zu tun, was ihr Liebster befahl. Sie ging und tötete die Henne, machte sie fertig und briet sie. Als sie gebraten war, versorgte sie sie in das Tischlädchen und ging in die Kirche. Die beiden Knaben blieben zu Hause. Nur einmal sagte der ältere zu seinem Bruder: „Du Bruder, komm, wir sollen die Henne auch kosten." „Ich möchte sie kosten, aber wenn der dascăl es merkt, schlägt er uns." „Wir nehmen nur einen Bissen, das bemerkt er nicht." Sie öffneten das Lädchen, der größere nahm die Leber, der andere das Herz und aßen auf einer Truhe sitzend. Als sie gegessen, standen sie auf, nur einmal siehe, wo sie gesessen, lagen zwei Handvoll Dukaten. Jetzt erschraken sie, es schien ihnen als ob sie jetzt wüßten, warum der dascăl die Henne essen wollte, und sie flohen in den Hof, um sich zu verstecken, denn sie fürchteten die Schläge. Sie hatten recht. Als der dascăl nach Hause kam, nahm er sogleich die Henne und suchte das Herz und die Leber und fand sie nicht, fragte nach den Kinderu, ging hinaus und rief sie, die antworteten aber nicht, sie liefen durch den Garten und flohen in den Wald, und gingen immer; wenn sie müde waren, setzten sie sich, wenn sie aufstanden, hob jeder eine Handvoll Dukaten auf. Jetzt hatten sie Geld genug und der älteste sagte: „Komm, du Bruder, wir gehen in die Stadt zum Jahrmarkt und kaufen uns Kleiderchen, unsere sind schwach und Geld haben wir genug." „Wir gehen." Sie brachen auf und wollten aus dem Walde hinausgehen, und als sie herauskamen, waren da zwei Wege. Der größere ging rechts, der jüngere links. Der größere kam in die Stadt des Königs und wurde sein Schreiber. Er war ein schöner Jüngling, und mit Verstand, und sorgte auf seine Ehre. Geld erhielt er jeden Tag mehr als zwei Handvoll Dukaten. Lohn nahm er vom König nicht, so sah dieser, daß er hatte, was er brauchte. Der König hatte eine Tochter zum Verheiraten, und als er sah, daß jener großes Vermögen besaß, gab er ihm seine Tochter und das halbe König-

Digitized by Google

reich. Gott möge sie erhalten. — Ich will noch reden von dieser Mär, noch viel Schönes folgt darin nach, wer aufpaßt, wird sie gut lernen. Jetzt lassen wir den ältesten Bruder, er hat erreicht, was auf den Federn der Henne geschrieben stand, und gehen zu dem jüngern. Auch der fand eine Stadt und trat in ein Geschäft als Gehilfe, es war nur eine Frau da, der Kaufmann lebte nicht mehr. Er sorgte sich auf seine Ehre und war fleißig, daß seine Herrin sich auf ihn verlassen konnte. Morgens, wenn er aufstand, nahm er die Handvoll Dukaten, steckte sie in die Stiefel unter das Bett, bis beide voll waren. Einmal mußte er schnell ins Geschäft und vergaß die Dukaten im Bett. Nach einer Zeit kam die Magd um Ordnung zu machen und als sie die Dukaten im Bett fand und in den Stiefeln, lief sie schnell zur Herrin und erzählte was sie gefunden. „Er wird ein gutes Handwerk haben, dies ist ein brauchbarer Mensch“ und ehrte ihn noch mehr als bisher und schenkte ihm sechs Läden. Es verging noch eine Zeit, da schrieb der weiße König Briefe in alle Teile und Zettel in alle Städte, wer zwei Hand voll Dukaten werfe, bekäme seine Tochter zur Frau und das halbe Königreich. Unser Jüngling ging auch, er hatte Dukaten genug. Als er im Königshof anlangte, standen dort viele beherzte junge Männer um Dukaten zu werfen, aber dieser warf nicht mit der Hand, er warf die Dukaten mit dem Viertel, und erhielt die Königstochter und hielt Hochzeit eine Woche lang. Nur einmal sah die junge Frau, daß er jeden Morgen eine Handvoll Dukaten im Bett hatte, und wie die Frauen sind, sie fragte gleich, wie er dazu komme. Dieser erzählte es ihr. „So und so und sieh, seit ich das Herz verschluckt, habe ich jeden Tag eine Handvoll Dukaten.“ Gut.

Die Königstochter war eine Betrügerin. In einer Nacht steckte sie den Finger in den Mund ihres Mannes, als er schlief, und zog das Herzchen heraus, verschluckte es und hieß ihn seines Weges gehen. Gut. Er ging und ging bis in den Wald und als er durch den Wald ging, traf er einen Apfelbaum, der hatte so schöne Äpfel, ganz golden, daß sie funkelten wie die Sonne. Er war hungrig, nahm sich einen und aß, da wurde er ein Esel. Er ging weiter, da fand er einen Birnbaum mit schönen Birnen, er nahm eine und aß, nur einmal wurde er wieder ein Mensch. Da dachte er: „Diese sind gut für mich.“ Er nahm viele Äpfel in den Busen und eine Birne und kehrte zurück. Unter das Fenster der Königstochter stellte er ein Tischchen und legte die Äpfel darauf und rief: „Kommt, ihr guten Leute und kauft Äpfel. Die Tochter des Königs öffnete das Fenster. Als sie den Obstverkäufer rufen hörte und die schönen Äpfel sah, schickte sie die Magd hinaus, einen zu kaufen. Aber

Digitized by Google

er sagte, sie solle selbst herauskommen und zuerst kosten, ungekostet verkaufe er keinen. Als sie diese Worte hörte, kam sie geschwind heraus. „Nimm' und koste," sprach er und reichte ihr einen Apfel. Als sie gekostet, wurde sie gleich eine Eselin. Das wollte er. Er warf den Zaum über sie, steckte dann die Hand in ihren Hals und nahm das Herzchen der Henne heraus und verschluckte es, dann setzte er sich auf den Esel und ritt bis er in einen Ort kam, wo die Leute anfingen eine Kirche zu bauen. Dort half auch er mit seinem Esel, brachte Sand und Steine und Kalk bis die Kirche fertig war. Aber die Eselin wurde mager, daß ihr nur die Knochen blieben. Gut. Als der weiße König sah, daß sich seine Tochter verloren hatte, sandte er Schreiben in alle Teile und Briefe in alle Städte: wer seine Tochter bringe, dem gebe er das halbe Königreich und seine Tochter zur Frau. Aber es konnte sie niemand bringen. Als die Kirche fertig war, hörte auch dieser Jüngling von der Sache, setzte sich auf die Eselin und brachte sie zu ihrem Vater. Er ging hinein und verlangte das halbe Königreich, damit auch er König sei. Als der König es ihm versprochen, gab er der Eselin die Birne, welche er in seinem Gürtel trug, zu essen, sogleich wurde sie wieder die Königstochter und hätte ihn gerne wieder geheiratet, er brauchte sie aber nicht. Er hatte mit dem halben Königreich genug.

Jetzt ging er nach Hause, um sich seine Mutter zu bringen. Er nahm wieder den Weg, auf dem er damals gegangen, als er sich vor dem dascăl gefürchtet, und begegnete im Walde seiner Mutter, die Holz auf dem Rücken nach Hause trug. Als ihr der dascăl die Dukaten alle gefressen (durchgebracht) hatte, verließ er sie. Jetzt war sie allein und geplagt. Ach, welch' eine Freude hatte sie, als sie ihren Sohn wiedersah. Dann gingen sie beide hie und da auch zu dem andern Bruder und lebten alle zusammen gut und wenn sie nicht gestorben, leben sie noch bis auf den heutigen Tag. Fertig. *Fronu Dinu, Gesds.*

89. Fritz, der tapfere, ein Kind, geboren aus Blumen.

Der König Weiß hatte keine Kinder von seiner Jugend bis ins Alter. Es geschah einmal, daß sich der König der Riesen zum Kriege rüstete, um den König Weiß aus dem Lande zu jagen. Dieser war traurig, weil er keinen Sohn hatte, damit er ihn in den Krieg schicke. Jetzt rüstete er sich auch und zog ihm entgegen. Seiner Frau sagte er beim Abschiednehmen: „Du he, wenn du nicht ein Kind hast, bis ich zurückkehre, hau' ich dir den Kopf ab." Die Frau blieb traurig zurück

Digitized by Google

und kränkte sich sehr über diese Worte, wie sollte sie im Alter ein Kind haben, wenn sie in der Jugend keines gehabt. In ihrem Kummer ging sie in den Garten, immer zu den Blumen, roch an ihnen, nahm sich Rosenblätter und aß sie, dann pflückte sie diese und jene Blume, ging weiter und pflückte wieder noch eine, bis sie einen Strauß gesammelt. Sie hielt den Strauß in der Hand und bat Gott, sie in ihrem Elend nicht zu verlassen. Nur einmal bewegte sich der Strauß und es wurde aus ihm ein kleiner Knabe, so schön, daß die Königin ihre Freude an ihm hatte und sie taufte ihn Fritz. Und als sie ihn getauft hatte, wuchs er schnell groß und wurde sehr tapfer, und weil er aus Blumen geworden, nannten ihn die Leute: Fritz, der tapfere, ein Kind, geboren aus Blumen. Die Königin dankte Gott und machte ihm viele Verbeugungen, weil er ihr in ihrem Alter eine so große Freude geschenkt. Sie hatte ein so leichtes Herz, wenn sie den Knaben so lieblich sah. — Jetzt lassen wir diese beiden und kehren zurück zum König. Als er dem König der Riesen begegnete, schlug er ihn aus sieben Ländern hinaus und kehrte dann mit den Soldaten, mit Trommel und Trompete nach Hause. Als er in den Wald kam, begegnete ihm der Drache, schlug mit einem weißen, seidenen Tuch über alle, daß sie Steine wurden, dann nahm er die Gestalt des Königs an, daß die Königin dachte, es wäre ihr Mann. Sie freute sich und brachte ihm Fritz, den tapfern, das Kind, geworden aus Blumen, und er erzählte ihr, wie es ihm im Kriege ergangen, daß er den Riesen über sieben Länder gejagt. Sie glaubte ihm alles. Nach einer Zeit bekam sie wieder einen Knaben, der hieß George. Auch dieser war ein guter Knabe, aber er war nur halb Mensch, halb Drache. Als die beiden Brüder in die Schule gingen oder sonst wohin, nahm Fritz seinen Bruder nie an der Hand, er lief immer voraus. Einmal gingen sie wieder zusammen in die Schule, Fritz weit voraus. „Du Bruder, so komm' doch, daß wir uns an der Hand nehmen, wie es sich für zwei Brüder gehört, warum läßt du mich immer allein?" „Dann will ich dich an der Hand fassen, wenn du deinen Vater fragen wirst, wo er seine Kräfte hat?" Fritz, der tapfere, ein Kind, geboren aus Blumen, war übernatürlich, er wußte gut, daß Georges Vater nicht sein Vater war, nicht der, welcher in den Krieg gegen den Riesen gezogen. „Du Bruder, ich möchte meinen Vater fragen, aber er wird es mir nicht sagen wollen." „Stell' dich krank, dann sagt er's dir." George tat gerade so, er jammerte über Kopfweh und über Fieber und erschreckte seinen Vater, als ob er zum Sterben sei und als er sah, daß der Drache sich um ihn ängstigte, fing er an zu fragen, wo er seine Kräfte habe. „Wart', mein Sohn, ich sag's

Digitized by Google

dir. Ich habe meine Kräfte gut verſorgt in der ſchwarzen Welt, dort iſt ein See, im See ein Schwein, im Schwein eine Ente, in der Ente zwei Eier, in den Eiern ſind meine Kräfte verſorgt." Als dies George gehört, war er gleich geſund und ging zu ſeinem Bruder und ſagte es ihm. Darauf ſchloſſen ſie treue Bruderſchaft, Fritz nahm den George an der Hand und gingen zuſammen die Kräfte des Drachen zu ſuchen. Sie gingen und gingen lange Zeit bis ſie in einen Wald kamen. Nur einmal begegneten ſie Gott und dem heiligen Petrus. Beide Knaben wünſchten Gott einen guten Tag. „Ich danke, hör Fritz, du tapferer, Knabe aus Blumen, wie kannſt du mit einem gehen, der halb Menſch, halb Drache iſt? Möchteſt du, dein Bruder ſolle auch ſein wie du?" „Wie ſollt ich nicht wollen, unſer Herr." Darauf nahm Gott den Säbel und ſpaltete George den Schwanz bis auf den Rücken auf, und wie er ihn aufgeſpalten, kamen viele Tiere, Schlangen und Eidechſen heraus, mehr als in der Welt ſind. Nun war George auch ein Menſch wie Fritz. Dann gab ihnen Gott ſein Schwert und einen Bären zur Hilfe. Jetzt gingen ſie beide neben einander bis ſie gegen Abend aus dem Walde herauskamen und gelangten in ein Dorf. Dort baten ſie am erſten Häuschen um Nachtquartier, es wohnte da nur eine alte Frau, die ließ ſie hinein und gab ihnen Palukes, etwas anders hatte ſie nicht. „Alte Großmutter, wir bitten um ein wenig Waſſer." „Waſſer kann ich euch wirklich nicht geben. Wir haben im ganzen Dorf nur einen Brunnen, in dieſem lebt ein Drache mit ſieben Häuptern und hütet das Waſſer. Dem muß man jedes Jahr ein großes Mädchen geben. Gibt man es ihm nicht, ſo haben wir gar kein Waſſer. In dieſem Jahre verlangt er die Königstochter, man bringt ihm ſie morgen, es iſt eine Trauer, daß es Mär gibt, und wir können uns nicht helfen." So erzählte die Alte, dann legten ſich alle drei nieder zum Schlafen. Aber Fritz ſchloß kein Auge, er dachte immer, wie er den Drachen töten könnte. Als ſich der Tag entzündete, nahm er das Schwert und den Bären und ging zum Brunnen, dort ſaß ſchon die arme Königstochter. Mehr unten hielt der Kutſcher mit dem Wagen. Er war ein Zigeuner, darum fürchtete er ſich und hatte ſie nicht bis zum Brunnen im Wagen gebracht, er wollte aber doch von weitem ſehen, wie das werde. Fritz, der tapfere, Kind aus Blumen, ging zu dem Mädchen und ſagte: „Fürchte dich nicht, mit Gottes Hilfe will ich dich befreien." Nur einmal fing das Waſſer an zu kochen im Brunnen und der Drache ſtieg mit einem Kopf heraus, Fritz wartete nicht, bis er ganz herauskam, er hieb ihm den einen Kopf ab, kaum war er fertig, kamen alle ſechs zuſammen heraus,

Digitized by Google

aber mit dem Schwerte Gottes hieb er alle sechs auf einmal herunter, und der Drache fiel zusammen. Jetzt zog Fritz sein Messer aus der Tasche und schnitt die Spitzen aller Zungen ab. Die Königstochter gab ihm ihr Tüchlein mit ihrem Namen, daß er sie darin aufbewahrte. Dann ging er damit in seine Herberge. Die Königstochter setzte sich auf ihren Wagen um nach Hause zu fahren. Aber der Kutscher kam jetzt näher, er fürchtete sich nicht mehr, schnitt die Zungen ab und steckte sie in den Busen, dann sagte er zur Königstochter: „Wenn du nicht sagst, ich hätte den Drachen getötet, bring' ich dich um". Das Mädchen erschrak noch mehr vor dem Zigeuner als vor dem Drachen und kam zitternd nach Hause. Dort zog der Zigeuner die Zungen aus dem Busen und gab sie dem König und verlangte seine Tochter, weil der König sie dem versprochen, der sie befreien werde. Es war ihm nicht recht, aber er konnte sich nicht helfen, er mußte Hochzeit machen. Und in seinem Kummer, hatte er nicht einmal daran gedacht, die Zungen zu besehen, ob die Spitzen fehlten. Die Leute versammelten sich um zur Trauung zu gehen. Die Stube war voll, da kam nur einmal ein Bär mit einem Tüchel im Munde herein zwischen die Leute. Die fürchteten sich vor dem Bären und schrieen, der Zigeuner erschrak auch, als er den Bären mit dem Tuch seiner Braut sah und rief: „Erschießt ihn, erschießt ihn". Aber die Braut freute sich so und wurde tapfer und sagte: „O nein, nicht schießt ihn, laßt ihn hervorkommen, er tut niemandem etwas, er bringt nur ein Geschenk". Der Bär reichte dem König das Tuch mit den Zungenspitzen. Er erkannte das Tuch und als er sah, was drinnen war, fragte er wie und was. Dann erzählte seine Tochter alles wahrheitsgetreu, aber der Zigeuner schrie: „Sie lügt, sie lügt." Der König schickte mit sechs Pferden um Fritz, den tapfern, Kind geboren aus Blumen. Er kam mit George. Als der König die schönen Jünglinge sah, freute er sich und wollte gleich welchen immer von beiden zum Mann für seine Tochter. Aber Fritz sagte, er könne nicht heiraten, er habe noch allerlei zu vollbringen, sie solle seinen Bruder nehmen. Darauf hielt sie Hochzeit mit George, und Fritz ging mit dem Schwerte Gottes und dem Bären die Kräfte des Drachen zu suchen. Er ging und ging immer, bis er in die schwarze Welt kam. Dann ging er zu dem See, wo die Sau war. Mit Gottes Schwert spaltete er sie gleich und wie er sie gespalten, kroch die Ente heraus, er spaltete die Ente und gewann zwei Eier. Als er die herausgenommen, versorgte er sie in den Busen und ging damit zum Drachen, zum Vater Georges, zeigte ihm sie und sprach: „Du Elender, wo ist mein Vater? Wenn du mir nicht die Wahrheit sagst, zerschlage

Digitized by Google

ich die Eier gleich.“ Dieſer erſchrak und führte Fritz in den Wald zu den Steinſäulen. Er nahm einen Zweig vom Blutbaum (roter Hornſtrauch) und berührte die Steine damit, gleich bekamen ſie Leben. Die Soldaten fingen an zu gehen mit der Trommel und Trompete. Der König verwunderte ſich und wußte nicht, daß er einen Sohn hatte. Als er hörte, wie die Sache war, freute er ſich, ging nach Hauſe zu ſeiner Frau und ehrte ſie, wie es ſich gehört. Aber Fritz, der tapfere, Kind aus Blumen zerbrach die Eier, da war der Drache fertig und konnte kein Übel mehr machen. Fritz brach wieder auf mit dem Bären in die ſchwarze Welt, die war verwünſcht, um zu verſuchen auch den König zu erlöſen. Als er ankam, war dort eine Finſternis, daß man gar nichts ſah. Da fing der Bär an zu reden: „Mein lieber Herr, du ſollſt in das Haus gehen, dort wirſt du in einer ſeidenen Wiege ein bis in die Haare ſchwarzes Mädchen ſehen, du ſollſt nichts reden, ſteh oder ſitz an den Tiſch. Von 12—2 Uhr kommen Teufel über Teufel und werden dich mit allerlei quälen, aber du ſollſt dich nicht ärgern, ſie tun dir nichts, wenn ſie das Schwert Gottes ſehen. Sieh, mein lieber Herr, ich bin der König aus der ſchwarzen Welt. Das ſchwarze Mädchen iſt meine Tochter, und die Stute im Stall iſt meine Frau. Wenn du drei Nächte aushalten kannſt, ſind wir befreit. Dann gebe ich dir meine Tochter zur Frau und das halbe Königreich, nach meinem Tode das ganze.“ Es war ſo, wie der Bär geſagt. Um Mitternacht kamen viele Teufel und näherten ſich ihm, aber es wagte keiner ihn umzubringen, als ſie das Schwert Gottes ſahen. Als es zwei ſchlug, krachte es einmal, als ob alles in die Erde falle, das Mädchen hatte eine weiße Stirne erhalten, die Stute kam ins Zimmer und als ſie das Mädchen ſah, freute ſie ſich und kehrte wieder um in den Stall. Am andern Tag kamen noch mehr Teufel, aber Gottes Schwert war ſein Glück. Als es zwei Uhr ſchlug, donnerte es noch lauter, das Mädchen wurde bis unter die Naſe weiß, die Stute kam herein und als ſie das Mädchen ſah, ging ſie vergnügt in den Stall. In der dritten Nacht kamen ſo viele Teufel, daß ſie kaum im Zimmer Platz fanden und ſchrien und tanzten um Fritz herum, der aber ſagte kein Wort, hielt immer nur Gottes Schwert in der Hand. Als es zwei Uhr ſchlug, krachte es ſo laut wie in der erſten und zweiten Nacht zuſammen. Nur einmal war das Mädchen ganz weiß, ſie ſchlug die Augen auf und ſah ihre Mutter, die Stute war wieder die Königin geworden und der Bär der König und die ganze Welt war weiß und die Sonne glänzte ſo ſchön, ſo ſchön und war eine Freude ohne Gleichen. Dann hielten ſie Hochzeit zwei Wochen lang, aber mich hatten ſie nicht eingeladen, ich war aber nicht zornig geworden, ich ſtand auf einem Nagel und erzähl euch nichts mehr. *Burgberg.*

Digitized by Google

90. Juon ohne Furcht.

Ein halber König hatte drei Töchter und einen Sohn. Als die Zeit kam, daß er sterben sollte, sagte er zu seinem Sohne: „Mein Kind, deine Schwestern überlaß ich dir in der Sorge, du sollst sie verheiraten. Wenn ein Freier kommen wird, sieh, ist er tauglich oder nicht."

Es verging eine Zeit, wie viel vergangen sein wird, da kam eines Abends ein Drache ans Fenster klopfend: „Du Joane, wirf mir deine älteste Schwester heraus zur Frau." „Wer bist du? Komm herein, daß wir einen Kolak aus Korn essen und ein Glas Wein trinken." „Ins Haus komme ich nicht, einen Kolak aus Korn esse ich nicht mit dir und trinke auch nicht, aber wirf mir deine Schwester heraus." „Von wo bist du, wohin soll ich kommen, wenn ich mich nach meiner Schwester sehne?" „Wenn du an sie denkst, bei ihr wirst du sein." Dieser nahm seine Schwester und gab sie durchs Fenster dem Drachen. Am andern Abend kam der Bruder des Drachen unter das Fenster und rief: „Du, Joane ohne Furcht, wirf mir deine Schwester, die mittlere heraus zur Frau." „Komm herein, daß ich seh, was für ein Mensch du bist, daß wir einen Kolak aus Korn essen und ein Glas Wein trinken." „In die Stube komme ich nicht, einen Kolak aus Korn esse ich nicht, Wein trinke ich nicht mit dir." „Von wo bist du, wohin soll ich kommen, wenn ich mich nach meiner Schwester sehne?" „Wenn du daran denkst, bei ihr wirst du sein." Dieser nahm seine Schwester und gab sie ihm durchs Fenster.

Am dritten Abend kam der jüngste Drache ans Fenster rufend: „Du, Joane ohne Furcht, wirf mir deine jüngste Schwester heraus zur Frau." „Komm in die Stube, daß ich seh', was für ein Mensch bist du, wir sollen einen Kolak aus Korn essen und ein Glas Wein trinken." „In die Stube komme ich nicht, einen Kolak aus Korn esse ich nicht und ein Glas Wein trinke ich nicht mit dir." „Von wo bist du, daß ich weiß, wohin ich gehen soll, wenn ich mich nach meiner Schwester sehne." „Wenn du denkst, bei ihr wirst du sein." Darauf nahm dieser seine jüngste Schwester an der Hand und gab sie durchs Fenster dem Drachen. Jetzt war er allein geblieben und er fühlte sich so einsam, daß er nicht mehr in der Stube aushalten konnte. Er nahm sich den Tornister und seinen Bobo und ging zum König Weiß und dingte sich als Schreiber. Als der König fragte, ob er schreiben könne, antwortete er: „Herr König, was ich an einem Tag schreibe, könnt Ihr in einem Monat nicht lesen." Darauf nahm ihn der König an. Er hatte eine Tochter und hielt sie in einem Glas aus Furcht vor dem Drachen. Dieses Mädchen gefiel dem Juon sehr, und er stand oft vor dem Glas

Digitized by Google

und plauderte mit ihr. Eines Tages sagte er: „Du Tochter des Königs, es würde dir doch gefallen, wenn du auch, wie wir, ohne Glas herumgehen könntest. Wenn du willst, bemühe ich mich, dich vom Drachen zu befreien.“ Gut. Er machte eine Vogelschlinge aus Seide, geflochten in sechs und legte sie aufs Fenster, den Drachen zu fangen. Der kam oftmals ans Fenster, zu versuchen, ob er das Mädchen nicht stehlen könnte. Als er kam, sah er die Schlinge nicht, steckte den Kopf hinein und war gefangen. Juon ohne Furcht hieb ihm den Kopf ab und machte lauter Bissen daraus und warf sie hinaus. Jetzt kam das Mädchen aus dem Glase heraus, der König freute sich, sie hielten Hochzeit und es war alles gut.

Eines Abends ging der König mit seiner Tochter zum Tanz, ihr Mann blieb zurück, und als er zurückgeblieben, dachte er: „Kaum gehe ich in alle Zimmer, und sehe was mein Schwiegervater hat.“ Als er in das letzte kam, siehe da, der Drache am Fenster. Als Juon ohne Furcht das Fleisch und die Knochen hinausgeworfen, war die Großmutter des Drachen gekommen und legte die Knochen zu den Knochen, das Fleisch zum Fleisch und belebte ihn wieder. Als der Drache sah, daß Juon ohne Furcht nicht bei seiner Frau auf dem Tanze war, ging er schnell hin, nahm die junge Frau und floh mit ihr nach Hause, ihr Mann kam grade hinein, als sie zum Fenster hinausflog. „Na, guter Friede (Redensart beim „zu spät“). Wenn ich bei meinem Schwager wäre, der könnte mir vielleicht helfen.“ Er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, und war beim ältesten Drachen. „Guten Abend, du Schwager.“ „Du sollst leben, Schwager, was bringt dich zu mir?“ „Sieh so und so ist es mir ergangen. Wie könnte ich meine Frau befreien?“ „Hör, du Schwager, wenn du nicht ein Pferd von der Art des Drachen bekommst, kannst du sie nicht befreien, so lange die Welt steht.“ „Aber wie soll ich mir so ein Pferd bekommen?“ „Wenn du der Juon ohne Furcht bist, dann will ich es dir sagen.“ „Die Leute nennen mich so, Furcht habe ich nie gehabt, auch jetzt werde ich mich nicht fürchten.“ „Geh bis zu dem See dort, da wirst du ein Loch finden zugedeckt mit einem Stein, bewege den auf die Seite, und gehe durch das Loch auf die andere Welt. Dort wohnt eine alte Frau, zu der sollst du dich als Knecht verdingen auf drei Tage und sollst als Lohn das schwächste Füllen verlangen, aber Angst darfst du keine zeigen, sonst bist du verloren.“ Juon ohne Furcht ging und kroch in das Loch, als er drinnen war, traf er zwei Wölfe, die wollten ihn fressen. „Nicht freßt mich, wenn ich zurückkomme, bringe ich euch etwas besseres mit.“ Er ging weiter und traf zwei Löwen, die wollten ihn fressen. „Nicht freßt mich, ich

Digitized by Google

bringe euch etwas beſſeres, wenn ich zurückkehre.“ Er ging weiter und traf zwei Bären, die wollten ihn freſſen. „Nicht freßt mich, ich bringe euch etwas beſſeres, wenn ich zurückkehre.“ Auch dieſe hatten ihn nicht gefreſſen, und dann langte er bei der Alten an und ging hinein ohne Furcht, trotzdem er 99 Menſchenhäupter auf Pfählen geſteckt ſah und ein Pfahl noch leer war. „Nicht fürcht dich, Alte, mich wirſt du nicht aufhängen“, dachte er. „Guten Tag, alte Großmutter.“ „Ich danke, irdiſches Kind. Was bringt dich zu mir?“ „Ich möchte dir drei Tage dienen.“ „Gut, was ſoll ich dir geben?“ „Du ſollſt mir nur dein ſchwächſtes Füllen geben.“ „Du ſollſt es haben, geh und hüte meine Stute auf dem Gras, abends bring ſie nach Hauſe, wenn du ſie verlierſt, hau ich dir den Kopf ab und ſteck ihn dort auf den Pfahl, ſieh', den hab' ich für dich gehalten.“ Er ſetzte ſich auf die Stute und ritt, und rührte ſich nicht von ihr. Nur einmal, als gegen Mittag die Sonne heiß brannte, ſchloß er nur ein wenig die Augen und die Stute war fort. „Na, dies iſt gut, jetzt wird es mir ſchlecht gehen, wenn jetzt mein Schwager hier wäre.“ Nicht einmal den Gedanken hatte er ausgedacht, und der älteſte Drache ſtand bei ihm. „Was für Kummer haſt du, he Schwager?“ „Sieh, ſo und ſo, wie ſoll ich die Stute finden?“ „Siehſt du die Elſter dort in den Wolken? Das iſt deine Stute, wart ich bring dir ſie.“ Er ſtieg hinauf und brachte ſie herunter. Dieſer warf den Zaum über ſie, ſtieg auf und ritt nach Hauſe. Ihn lobte die Alte, aber die Stute ſchlug ſie, es war ihre Tochter. Am nächſten Tag ging er wieder, er blieb nicht lange, nur einmal lief ſie und bald ſah er ſie nicht mehr. Joan ohne Furcht dachte an ſeinen zweiten Schwager, er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, der Drache war bei ihm: „Was wünſcht du, mein Schwager?“ „Sieh, wie es mir gegangen, mir iſt die Stute entflohen und ich weiß nicht wohin?“ „Komm mit mir an den See. Siehſt du den großen Fiſch?“ „Ich ſeh' ihn.“ „Wart ich bring dir ihn heraus, dann wirf den Zaum über ihn.“ Er machte es ſo und auf einmal hatte er die Stute wieder und ritt nach Hauſe. Ihn lobte die Alte, die Stute aber ſchlug ſie faſt zum Krüppel. Am nächſten Tage ritt er wieder, und als die Stute dachte, er ſehe nicht auf ſie, lief ſie ſchnell und verwandelte ſich in ein Ei und verſteckte ſich ins Feuer. Als dieſer ſah, daß ſie ihn wieder betrogen, dachte er an ſeinen jüngſten Schwager. Nicht einmal den Gedanken hatte er ausgedacht, und der Drache war bei ihm. „Was iſt's, du?“ „Na ſieh, es hat mich betrogen die Stute, jetzt weiß ich nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll.“ „Komm nur nach Hauſe, ſie hat ſich in ein Ei verwandelt und ins

Digitized by Google

Feuer versteckt. Ich werde ein Hahn und steige auf den Hausboden zum Kukurutz und schreie: Kikeriki. Darauf wird die Alte hinaufkriechen und wird rufen: Häsch Kokosch. Du wirf den Zaum über das Ei und du bist frei." So machten sie es. Als die Alte vom Boden herunterkam, stand der Jüngling mit der Stute vor der Türe. „Ach, du bist mutig", sagte sie zu ihm und gab ihm das schwächste Füllen. Die Stute schlug sie, daß sie immer tulai schrie. Joane ging mit dem Füllen und kam an sechs Kühen vorbei und trieb auch die vor sich und ging heimwärts. Als er zu den Bären kam, gab er ihnen zwei Kühe. Er ging weiter bis zu den Löwen, denen gab er wieder zwei Kühe, und ging weiter bis zu den Wölfen und gab auch ihnen zwei Kühe. Jetzt erreichte er das Loch und als er es erreicht hatte, sagte das Füllen: „Nimm den Sattel aus meinem linken Ohr und den Zaum aus dem rechten und steig auf." Als er es getan, sprang das Füllen bis in den Himmel hinauf und sprang gleich wieder herunter. „Hattest du Furcht mein Herr?" „O nein, ich fürchte mich nicht." „Dein Glück, wenn du Furcht gehabt hättest, würde ich dich aus dem Himmel hinausgeworfen haben, ohne Furcht wirst du Glück finden. Jetzt trage ich dich vor das Haus, wo deine Frau wohnt, das Pferd des Drachen ist mein Bruder." Sie kamen bis dahin, da stand die junge Frau mit den Krügen am Brunnen. Dieser nahm sie geschwind aufs Pferd und floh. Nur einmal hörte es der Drache, trat heraus und sah, wie Juon mit der Frau floh. Er ging schnell in den Stall zu seinem Pferd. „Werden wir sie erreichen können, wenn du ein Viertel Kohlen frißt und einen Eimer Wein trinkst?" „Ob ich esse oder nicht, ob ich trinke oder nicht, erreichen können wir sie nicht mehr, denn das Pferd ist mein jüngerer Bruder und ist leichter als ich." „Komm, wir wollen versuchen." Er setzte sich auf und floh hinter ihnen. Aber er erreichte sie nicht mehr. Als Juon ohne Furcht mit der Frau heimkam, kehrte das Füllen um und begegnete dem Drachen, der wollte es fangen, sein Pferd warf ihn dem Füllen zu, das Füllen warf ihn hoch in den Himmel, aus dem Himmel fiel er herunter und zerschellte in lauter Bröckchen. Fertig. *Burgberg.*

91. Der Traum des Knaben.

Der Knabe eines armen Mannes träumte einmal einen Traum. Sein Vater fragte ihn, was er geträumt habe, aber er wollte es ihm nicht sagen. Und als er es ihm nicht sagen wollte, schlug er das Kind, es sagte ihm aber doch nicht. Als der Vater nichts mit dem Knaben

Digitized by Google

schaffen konnte, jagte er ihn fort. Der Knabe sagte nichts, aber er ging in den Wald und als er im Wald war, begegnete er dem König Weiß. „Guten Tag, Herr König.“ „Du sollst leben, mein Kind. Was machst du hier im Wald allein?“ „Herr König, ich hatte einen Traum geträumt und konnte ihn meinem Vater nicht erzählen, mein Vater schlug mich und jagte mich aus dem Hause fort.“ „Willst du mit mir kommen?“ „Ich will.“ Der König brachte den Knaben nach Hause, gab ihm Abendessen. Als er gegessen, sagte er: „Du Knabe, sag' mir jetzt die Wahrheit, was hast du geträumt?“ „Wahrlich bei Gott. ich kann es dir nicht sagen.“ „Du mußt.“ „Tu gut und verzeih' mir, aber ich kann nicht.“ „Wenn du ihn mir nicht sagst, bring' ich dich um.“ „Bring mich um, ich sag' ihn nicht.“

Der König befahl, ihn in einen Turm zu werfen und den Turm zu vermauern, daß er dort verhungere. Aber die Tochter des Königs hatte den Knaben gesehen und bedauerte ihn, sie machte ein Löchlein in den Turm, daß ein Schüsselchen hinein ging mit Suppe und ein Becher mit Wein. Sie brachte ihm jeden Tag zu essen. So starb er nicht, er wuchs groß und wurde ein stattlicher Jüngling. Viele Jahre waren vergangen. Eines Tages kam die Königstochter traurig zu ihm und erzählte ihm, der König Rot habe drei Stöcke geschickt, einer wie der andere und an beiden Enden gleich, ihr Vater solle raten, an welchem Ende sie dünner wären, wenn er nicht recht errate, käme er mit Krieg. Jetzt könne niemand raten. „Geh, leg' dich ins Bett und sag' du hättest geträumt, man solle die Stöcke ins Wasser legen. An dem Ende, mit welchem sie hineinfielen, wären sie dicker, das Dünnere würde oben bleiben.“ So war es. Der König Weiß war befreit. Es verging nur eine kurze Zeit und der König Rot schickte drei Füllen, eines wie das andere, er solle erraten, welches das jüngste sei? Wieder kam die Königstochter und klagte, wie der König Rot sie quäle, und erzählte es dem Jüngling. Dieser sagte ihr: „Du, geh' und leg' dich ins Bett und sag', du hättest geträumt, man solle in ein Tröglein Kohlen, in eines Korn, in das dritte Milch schütten. Das ältere wird Kohlen fressen, das mittlere Korn und das jüngste Milch.“ Gerade so war es. Aber lange hatte der König Weiß nicht Ruhe vor dem roten. Nach einer Zeit kam der König Rot selbst zum weißen und brachte ihm drei Haare, wenn sie auf keinen Kopf paßten, so würde er kommen mit Krieg. Die Königstochter kam weinend zum Jüngling und erzählte ihm, was sich zugetragen. „Du Mädchen, jetzt mußt du sagen, man solle mich herauslassen, sonst geht es euch schlecht.“ Der König Weiß versammelte alle Leute und öffnete alle Gefängnisse, daß alle Räuber

Digitized by Google

herauskamen, aber die Haare paßten nirgends, darauf sagte das Mädchen: „Vater, es ist noch einer im Turm eingemauert, laß auch den heraus.“ „Was redest du, Mädchen, der ist noch damals gestorben, dort findest du nur eine Hand voll Asche.“ „Vater komm', daß wir sehen.“ Sie gingen mit einem Maurer, der riß die Mauer ein, da stand ein schöner stattlicher Bursch, wie ein König. „Mein Gott, wie konnte dies geschehen?“ Er brachte ihn heraus und zeigte ihm die drei Haare, da sagte der Bursch: „Herr König, die Haare passen niemandem, sie sind vergiftet.“ Nur einmal schrie der König Rot: „Dieser Bursch ist übernatürlich, der muß umgebracht werden.“ „Den müssen wir umbringen,“ antwortete auch der König Weiß, „kommt, ihr guten Leute und macht auf dem Berg einen Scheiterhaufen, daß wir ihn verbrennen.“ Unser Bursch hatte so was gefürchtet, und hat neun Jünglinge genommen, drei schwarz, drei rot und drei weiß angezogen und sie entfernt aufgestellt, wenn er das Zeichen gebe, sollten sie näher kommen. Beide Könige sahen diese Leute und sprach einer zum andern: „Was sollte das sein?“ „Verzeiht, Herren Könige, ich will es euch sagen: Die drei schwarzen sind drei Teufel, die kommen um die in die Hölle zu führen, welche mich umbringen wollen. Die drei roten bringen Feuer, um hier alles zu verbrennen. Die drei weißen sind meine Schutzengel, sie wollen meine Seele ins Gute bringen.“ Nach diesen Worten nahmen sie den Jüngling an den Tisch, zwischen die beiden Könige Weiß und Rot, aßen und tranken. Nur einmal fing der Jüngling an: „Nun, jetzt will ich euch den Traum erzählen, den ich als Kind geträumt, um welchen mich mein Vater fortgejagt und der König mich im Gefängnis eingemauert: Ich träumte, wenn ich ein großer Jüngling sei, würde ich zwischen zwei Königen sitzen, den Säbel nehmen und beiden die Köpfe herunterhauen, aber so will ich es auch machen.“ Er nahm den Säbel und hieb beiden die Köpfe ab. Von wo ichs gehört, von dort hab' auch ichs erzählt. *Burgberg.*

92. Eine lügnerische Mär.

Es war einmal und einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen, wie Nebel hätte es sich verteilt. Es waren einmal drei Brüder, die hatten nichts, als ihre Eltern gestorben waren. Als sie nichts hatten, nahmen sie sich und gingen ins Land (Walachei) und dingten sich als Schafhirten, und dienten so lange, bis sich der älteste hundert, der zweite hundertfünfzig, der dritte zweihundert Schafe verdient hatten. Dann brachen sie heimwärts auf. Mit den Schafen geht man

Digitized by Google

langsam, und schnell kommt der Abend. Die Nacht hatte sie in einem großen Wald bekommen. „Was sollen wir tun? in der Nacht können wir nicht gehen, wir müssen hier bleiben und ein Feuer machen, daß wir uns nicht erkälten," sagte einer zum andern. Gut. Alle drei steckten die Hände in die Tasche um Streichhölzer zu suchen, aber keiner hatte sie. „Wir sollen auf die Eiche steigen und herumsehen, ob nicht irgend wo ein Feuer ist." Der Älteste stieg hinauf und sah in der Nähe ein großes Feuer. Er kam herunter und ging um ein wenig Feuer. Als er zum Feuer kam, sah er ein Wunder. Es war ein Feuer aus neunundneunzig Fuder Holz, um das Feuer hatte sich ein halber Mensch gelegt. Er hatte die Füße rings um das Feuer gezogen und lag mit dem Kopfe darauf, wie auf einem Polster, und hütete eine Schafherde. „Guten Abend." „Ich danke, wer schickt dich zu mir?" „Wir sind drei Brüder mit Schafen und sind im Wald vom Abend überfallen worden und haben gesehen, du hast Feuer und ich möchte dich um einige Kohlen bitten." „Ich gebe dir, wenn du mir die Mär erzählst, die ist und nicht mehr ist." „Bade (Titel für einen älteren Mann), ich bin nicht bei den Mären groß gewachsen, bei den Lügen, ich bin im Gebirge gewachsen, bei den Schafen." „Dann werde ich dir nicht Kohlen geben, ich werde dir geben mit dem Hammer, daß du den Berg hinunter gehst und nicht mehr zu dir kommst." Er hatte noch nicht ausgeredet, so hatte er ihn mit dem Hammer wider den Kopf geschlagen, daß er den Berg hinunter fiel.

Seine Brüder warteten immer, er solle mit dem Feuer kommen, aber er kam nicht mehr. „Was Teufel, daß er nicht mehr kommt," sagte der mittlere und ging um zu sehen, warum er nicht komme. Als er zum Feuer kam, sah er den halben Menschen und sagte ihm einen guten Abend. „Der Wind soll dir die Haare forttragen und die Krähen sollen dir die Knochen verschleppen um Mitternacht," antwortete der, „warum kommst du zu mir?" „Ich bin gekommen, dich zu bitten um ein wenig Feuer, ich bin mit zwei Brüdern mit Schafen gekommen, die Nacht hat uns im Walde überfallen." „Ich gebe dir, wenn du mir erzählst die Mär, die ist, die nicht mehr ist, wenn du sie mir nicht sagst, hau ich dich mit dem Hammer, daß du den Berg hinunter fällst." „Bade, ich bin nicht aufgewachsen bei den Mären, den Lügen, ich bin im Gebirge aufgewachsen bei den Schafen, aber tu gut und gib mir ein wenig Feuer." Aber der halbe Mensch nahm den Hammer und beförderte auch den mittlern den Berg hinunter, wie seinen Bruder. Jetzt war der Jüngste allein geblieben und wartete auf seine Brüder. Als es ihm zu lange dauerte, ging auch er um Feuer. „Guten Abend, halber Mensch." „Ich danke, Mensch, du

Digitized by Google

ganzer, warum kommſt du zu mir?“ „Ich bin gekommen, dich um ein wenig Feuer zu bitten.“ „Ich will dir geben, wenn du mir erzählſt die Mär, die iſt, die nicht mehr iſt, wenn nicht, ſo hau ich dich mit dieſem Hammer, daß du über den Berg hinunter fällſt.“ „Aber Bade, ich will dir eine Mär erzählen, aber wenn du ſagſt: ‚du lügſt‘, dann gebe auch ich dir mit dieſem Hammer.“ Gut.

„Als mein Vater heiratete und meine Mutter nahm, wollte mein Vater meine Mutter, aber meine Mutter wollte meinen Vater nicht. Ich legte mich an der Mutter Mund und ſagte: Mutter nimm den Vater, er iſt ein guter Mann und ein ſchöner, und ich erweichte ſie, bis ſie ihn nehmen wollte. Als ſie wollte, wollte mein Vater nicht. Ich legte mich an meines Vaters Mund und ſagte: „Vater nimm die Mutter, ſieh', ſie iſt ein ſchönes und ein gutes Mädchen, Ihr werdet leben, wie im Paradies.“ Bis ich ihn erweichte. Dann richteten wir zur Hochzeit. Ich füllte Korn in Säcke, ſie in die Mühle zu bringen um Mehl für die Kolak zu mahlen. Ich ſpannte die Säcke ins Joch, die Ochſen legte ich auf den Wagen und brach auf und fuhr in die Mühle. Die Mühle war nicht zu Hauſe, ſie war am Abhang Erdbeeren ſuchen. Ich nahm ſie auf den Rücken und ſtellte ſie auf ihren Platz, und mahlte und tat die Ochſen auf den Wagen, ſpannte die Säcke ins Joch und fuhr heimwärts. Als ich auf die Straße kam, überkam mich ein Durſt mitten im Sommer, wenn die Hitze am größten. Ich ſtieg ab um zu trinken. Im Graben war Eis, ich nahm meinen Kopf an der Naſe und zerſchlug damit das Eis und trank und fuhr weiter. Ich ſah hinauf auf zwei Pappeln, es draſchen zwei Dreſcher im Gipfel der Pappeln Bohnen. Die Bohnen blieben oben, das Stroh fiel herunter. Ich verwunderte mich.“ „Nicht verwundere du dich über uns, verwunder' dich über dich, du haſt keinen Kopf.“ Als ich die Hand nach dem Kopf ausſtreckte, hatte ich keinen Kopf. Ich kehrte um, mir den Kopf zu holen, der Kopf hatte Füße bekommen und lief auf dem Eiſe hin und her, ich konnte ihn nicht fangen, ich gab Feuer und hop auf die Stelle. Die Füße verbrannten, ich nahm den Kopf und ſetzte ihn auf, aber mit der Naſe nach rückwärts, und beeilte mich weiter zu kommen. Da zerbrach mir ein Nagel am Joch, was ſollt ich jetzt? Ich nahm mich an der Hand und ging in die Mühle um ein Handaxt. Der Müller ſagte: „Ich habe nur dieſe eine und die iſt fertig zum Kalben.“ „Gib ſie mir, ich will ſie beſorgen, wie meine Augen, und falls ſie kalben ſollte, will ich auch die Jungen beſorgen, daß du keinen Schaden haſt.“ Darauf gab er ſie mir. Ich kam und machte mir einen Nagel ans Joch, nur einmal kalbte die Handaxt ſieben Handäxte und einen Hammer.

Digitized by Google

Sieh' der Hammer ist hier bei mir in der Hand. (Der halbe Mensch wollte oft aufspringen und rufen: „Du lügst", aber er traute sich nicht.) Ich trug die Handaxt mit allen Kindern dem Müller. Der sagte: „Ich danke schön, daß du mir die Handaxt besorgt, daß ich keinen Schaden gehabt", und schenkte mir den Hammer. Ich kehrte wieder auf die Straße zurück, um nach Hause zu fahren. Nur einmal traf ich eine Roggengarbe, ich flocht daraus eine lange Leiter bis in den Himmel. Ich stieg hinauf, um zu sehen was noch Gott und der heilige Petrus mache. Da kam eine nichtsnutzige Maus und zernagte die Leiter, ich fiel und fiel bis in den Grund der Erde, daß sich mein Kopf wieder mit der Nase nach vorn rückte. Als ich auf dem Grund der Erde anlangte, saß dort dein Großvater mit seiner Frau und machten Töpfe." Da konnte der halbe Mensch nicht mehr an sich halten und schrie: „Du lügst, mein Großvater war nicht Töpfer, mein Großvater hütete die Ziegen in Jakobsdorf." Er hatte nicht ausgeredet, da beförderte ihn der Jüngste mit dem Hammer hinunter, daß ihm der Schädel zerspaltete und die Knochen zerbrachen. Dann nahm der Bursch Blut vom halben Menschen und bestrich damit seine Brüder und rief sie so wieder ins Leben. Alle drei gingen zu ihren Schafen, es ging grade die Sonne auf. Und ich stellte mich auf einen Nagel, und sage nichts mehr, und setzte mich auf eine Henne und ging durch den Kot, ich stieg auf einen Hahn und ging zu Fuß, ich saß auf einem Sattel und sage: es war so. Ich setzte mich auf ein altes Messer und sage: es war sehr lügnerisch. *Toader Boar, Gesäs.*

93. Die Kirche der Zigeuner.

Weiß wie die Federn eines Raben sitzt in der Tür seiner Hütte der Zigeuner und befiehlt. Und er hatte befohlen, der Rat solle sich versammeln, wie die Fliegen in der Sauermilch. Sie hielten Rat, sie sollten sich eine Kirche bauen. Einige fragten die andern, aus was sie die Kirche machen sollten? Einige sagten aus Eisen. Das Eisen rostet. Andere sagten aus Steinen. Die Steine halten kalt. Das Holz verfault. Es trat einer hervor mehr erleuchtet und zu verständig und sprach: „Wir machen sie aus süßem Käse, wer vorbei geht, wird auf die Knie fallen." Wohin soll man sie stellen? Einige sagen auf den Berg, andere, dort blase sie der Wind um. Einige sagen auf einen entweihten Ort, der Ort sei reiner. Die Fenstern sollten aus Butter sein, die Säulen aus Leberwürsten, die Latten aus Bratwürsten, die Ziegeln aus Pletschinten (Pfannkuchen), die Türen aus Speck. Gut. Die Kirche war fertig. Wir

Digitized by Google

brauchen auch einen Pfarrer. Welchen Pfarrer sollen wir nehmen? Einer war mit Blatternarben gezeichnet, alle hoben ihn auf und küßten ihn, dann gab der Pfarrer das Abendmahl und machte es aus Essigspiritus und reichte das Abendmahl mit einem Hirschkäfer. Als er es gab, ergriff der Hirschkäfer die Nase und jeder rief: „Părinte, Părinte (Pfarrer) nimm dir das Heiligtum und geh zum Teufel.“ Als er den Essig reichte riefen sie: „Părinte, Părinte gib weniger, die Augen laufen uns über.“ Sie hatten bei der Kirche auch einen Hüter. Als es warm wurde, schmolz die Butter und fing an zu tropfen. Da kamen die Leute und sagten: Wenn du tropfst, tropf mir, wenn du wieder tropfst, tropf dir und fingen alle an zu essen und aßen die ganze Kirche. Seither haben die Zigeuner keine Kirche mehr gebaut. *Toader Boar, Gesäs.*

94. Des Teufels Dank.

Es war einmal ein Bursch, der hatte keine Eltern mehr. Er ging in den Wald mit Palukes im Torniſter und mit dem Beil, Holz zu hacken. Er fällte eine Eiche und als sie umgefallen, setzte er sich auf den Baumstumpf und aß seinen Palukes. Als er satt war, legte er den Rest auf den Stumpf und dachte: „Wer sie findet und ißt, wird mir ja danken.“ Er ging nach Hause. Als er gegangen, kam ein Teufels-Bursch und sah das Stück Palukes und als er es sah, freute er sich, denn er war hungrig, nahm sie und aß. Als er abends in die Hölle kam, erzählte er den Teufeln, er habe ein Stück Palukes auf einem Baumstumpf gefunden und gegessen, sie wäre so gut gewesen. „Hast du dem, der sie hingelegt, einen Dank gewünscht?“ fragte der älteste der Teufel. „O, nein, ich habe nichts gesagt, ich habe vergessen.“ „Dann kehr' gleich um und werde drei Jahre Knecht beim Stan Păţitu. So hieß der Bursch. Der Teufel nahm den Namen Chirille an, ging und rief am Fenster: „He, Herr, ich möchte euch dienen.“ Stan Păţitu steckte seinen Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, wer da sei. „Wer bist du, so mager wie die Ohnen? (Abfall vom gerösteten Hanf). Was soll ich mit dir anfangen?“ „Sei so gut, nimm mich zum Knecht, du sollst mir keinen Lohn geben, nur das Essen.“ „Na, komm also, ich will probieren mit dir, komm, daß wir zu Abend essen.“ „Bade Stan, was sollen wir morgen arbeiten?“ „Wir sollen Holz hauen.“ Als der Herr zu Bett gegangen, rief Chirille alle Teufel zusammen und alle fingen an zu arbeiten, als Stan am Morgen aufstand, war alles Holz in Klaftern gelegt. „Na, du Chirille, du warst fleißig.“ „Ich habe mich beeilt,

Digitized by Google

aber jetzt, Bade Stan, sollst du zu dem Herrn gehen, dem das große Weizenfeld gehört und sollst das Schneiden übernehmen und sollst nur so viele Garben verlangen, als wir beide auf dem Rücken tragen können." Stan Pățitu ging und als er hinkam, wünschte er einen guten Morgen. „Ich danke, was wünscht du?" „Ich habe gehört, Ihr hättet eine Tafel Korn zum Schneiden, ich möchte sie schneiden mit meinem Knecht, Ihr sollt uns nichts bezahlen außer so viele Garben als er und ich auf dem Rücken tragen können." Dem Herrn kam der Lohn gering vor und er sagte: „Das Feld ist groß, es ist für 100 Paar Schnitter, zwei Menschen können es nicht fertig bringen." „Wir werden ja immer arbeiten, so viel wir können." Da ihm der Lohn nicht hoch schien, gab der Boer ihm das Feld und Stan ging abends nach Hause und sagte es dem Chirille. Er machte das Abendessen, packte das Essen in den Tornister, sie wollten dort schlafen, um gleich früh morgens anzufangen, denn das Feld war groß. Bis sie hinkamen, war Stan so müde, legte sich hin und schlief. Als er eingeschlafen war, rief Chirille alle Teufel zu Hilfe. Auf einmal war das ganze Weizenfeld geschnitten. Dann machten sie drei Schober, einen großen und zwei kleine. Als sie fertig waren, erwachte sein Herr und rief: „He, Chirille, he, steh auf." Als er selbst sich aufrichtete, sah er das Korn geschnitten. Da kam ein Aufsichter, den der Boer geschickt, um zu sehen, ob die Leute bei der Arbeit wären oder nicht. Als er sah, siehe, die Schober waren fertig. „Sage deinem Herrn, er solle kommen und uns den Lohn geben, wie wir gedungen." Er kam. Chirille band fünf Bindseile zusammen, legte sie um den größten Kornschober, nahm ihn auf den Rücken und ging. Der Herr fiel um vor Ärger, er und auch Stan sah, daß sie sich mit dem Teufel verbunden, der Herr dachte, wenn der Schwache so viel tragen kann, was wird erst der Starke können, der trägt die beiden andern Schober auf einmal, und er fing an anders zu dingen und versprach ihm 500 fl., wenn er ihm das noch übrige Korn da lasse. Stan freute sich, nahm das Geld und drückte sich hinter seinem Knecht. Bis er heimkam, kehrte Chirille schon aus der Mühle zurück, er hatte Mehl gemacht. „Na, Bade Stan, Korn hast du, Geld hast du auch, jetzt sollst du heiraten. Auf den Sonntag gehen wir auf die Freite, in diesem Dorfe sind keine wohlhabenden Mädchen, wir gehn in ein anderes Dorf, nach Leschkirch." Als der Sonntag kam, machten sie sich schön und gingen nach Leschkirch auf den Tanz. Stan fand sich gleich ein schönes Mädchen und tanzte mit ihr. „Was ist, Bade Stan, gefällt sie dir?" fragte der Teufel nach dem Tanz. „Sie gefällt mir." „Aber diese nehmen wir nicht, die hat drei Rippen vom Teufel, mir

Digitized by Google

gefällt sie nicht, wir gehen auf den andern Sonntag nach Alzen.“ Gut. Als sie auf den Tanz nach Alzen kamen, fand Stan wieder ein schönes Mädchen und tanzte mit ihr, aber Chirille sprach: „Komm nach Hause, Bade, auch hier finden wir kein gutes Mädchen, diese hat zwei Rippen vom Teufel, sie gefällt mir nicht, komm wir gehen in ein anderes Dorf, nach Bägendorf. Hier fand Stan wieder ein schönes Mädchen, das gefiel ihm so gut, daß er sagte: „Du Chirille, ich gehe nirgends mehr, diese gefällt mir, diese nehme ich.“ „Nimm sie, wenn sie dir gefällt, diese hat nur eine Teufelsrippe, ohne keine finden wir niemanden, aber diese eine wollen wir ihr schon ausreißen mit der Zange und dem Hammer.“ Es dauerte nicht mehr lange, dann war Hochzeit, eine große und schöne Hochzeit mit Essen, Suppe und Braten und Getränke bis auf die andere Seite. Als dann ein Jahr vergangen, bekamen sie einen Knaben. Jetzt war das Glück des Stan Pățitu vollständig und er sprach zum Chirille: „Du Chirille, siehst du, meine Frau hat doch keine Rippe des Teufels?“ „O sie hat sie, nur siehst du sie nicht, warte nur bis die Zeit kommt, dann will ich sie dir zeigen.“

Die Frau hatte einen Bruder zum Verheiraten, dieser lud dieses junge Paar zur Hochzeit. Als sie sich fertig gemacht, sprach Chirille zu seinem Herrn: „Du Bade, sage der Lele (Ehrenname für ‚Frau‘), du könntest heute nicht mitgehen, du hättest zu tun, sie solle allein gehen mit dem Kind.“ Als Stan seiner Frau so sagte, nahm sie sich die Wiege und das Kind und ging. „Na, Bade Stan, gib jetzt acht, heut abends sollst du dich schön machen, wie ein junger Herr, sollst auf ein Pferd sitzen und diese Flasche mit Branntwein nehmen, er ist gemacht aus allen Arten, aus Hefe, aus Trebern, aus Frucht, aus Zwetschken, du sollst sehn, was deine Frau mit der Teufelsrippe macht. Dort neben deinem Schwiegervater wohnt eine 80jährige Witwe in einem Häuschen aus Stroh. Zu der gehe und sage ihr, sie solle auf die Hochzeit gehen und dir die jüngste Frau bringen, du gäbest ihr 10 fl., wenn sie nicht will, soll sie auch ihr so viel versprechen, es habe ein junger Herr etwas mit ihr.“ Stan machte es so. Er ritt zu der Alten und die Alte, trotzdem sie alt war, hatte sie doch noch Schlechtigkeiten im Kopf und ging gleich auf die Hochzeit und sagte der jungen Frau: „Du he, es ist ein so feiner Jüngling gekommen, wie ein junger Herr und hat mich geschickt, du solltest ein wenig zu ihm kommen.“ „Ich möchte gerne kommen, aber ich habe das Kind hier.“ „Zwick es einmal, daß es weint, dann sagt dein Vater: ‚du, trag das Kind zur Nachbarin.‘ Dann komm, wir legen es im Keller in die Wiege.“ Sie tat, wie sie die Alte gelehrt und als sie zu ihrem Manne kam,

Digitized by Google

erkannte sie ihn nicht, er gab ihr Branntwein zu trinken, sie trank, bis sie betrunken eingeschlafen war. Dann ging er in den Keller, nahm sich das Kind und ging nach Hause. Als die Frau wieder zu sich kam, suchte sie das Kind und fand es nicht. Da schrie sie in einem fort „tulai mein Kind, weh mir armen, was wird mein Mann tun, der bringt mich um um den Knaben, Großmutter, was soll ich?" „Schweig, meine Liebe, wir wollen es schon machen. Wir ziehen eine große Katze wie ein Kind an, legen sie in die Wiege und zünden die Wiege an, dann schreien wir: das Haus brennt!, es brennt aber nur das Kind mit der Wiege, dann denkt dein Mann, das Kind sei verbrannt." So machten sie es.

Chirille sagte: „Bade Stan, spann die Pferde vor den Wagen, die Lele kommt nicht nach Hause, sie fürchtet sich vor dir".

Als er zu seiner Frau kam, fing sie an zu weinen und zu klagen, aber ihr Mann sagte: „Schweig jetzt, wir sind jung, werden ja noch Kinder haben, komm nach Hause. Chirille nahm einen Sack, steckte die Alte hinein und band ihn zu und warf ihn in die Scherigle. „Was hast du dort?" fragte die junge Frau. „Ich habe mir ein wenig Werg von deiner Mutter gebracht." Als sie zu Hause angekommen, sagte Stan: „Komm du Chirille, daß wir jetzt die Teufelsrippe aus meiner Frau herausziehen mit Zange und Hammer." Er zog sie an den Zöpfen zum Kind. Als sie das Kind erblickte, erschrak sie und dachte sich, wie die Sache gewesen. Sie bat um Verzeihung, sie werde solche Nichtsnutzereien nicht mehr vorgeben so lange sie lebe.

Chirille nahm den Sack mit der Alten auf den Rücken, nahm dann Abschied, sein Christtag war gekommen und sagte zur jungen Frau, wenn sie ihren Mann noch einmal betrüge, käme der Teufel und würde auch sie in die Hölle tragen, wie die Alte. Stan wollte ihm Lohn geben aber Chirille sagte: „Dieser Sack ist mein Lohn."

95. Der Fuchs im Kraut.

Eine Witwe hatte im Garten einiges Kraut, das war so schön, daß sie hoffte für den Winter für sich und ihren Knaben das Essen zu haben. Gegen den Herbst stahl man ihr jede Nacht einen Kopf. Und als sie sah, wie gestohlen wurde, sagte sie zu ihrem Enkel, er solle eine Nacht hüten. Er ging in den Garten und legte sich auf einen Krautkopf nieder. Nur einmal kam ein Fuchs, um einen zu stehlen. Der Knabe erwischte ihn sogleich und wollte ihn töten. Da fing der Fuchs an zu reden: „Mein Knabe, nicht bring mich um, ich will dir auch Gutes

Digitized by Google

tun, ich will dich verheiraten, wie noch niemand auf dieſer Welt gehört hat. Ich gehe zum König Rot und verlange ihm ſeine Tochter für dich zur Frau.“ „Du Fuchs, nicht red' albern, wie ſoll ich die Königstochter heiraten, ich ein armer Knabe? Sie will mich ja nicht.“ „Laß nur alles auf mich, ich mache dieſe Sache.“ Der Jüngling brachte den Fuchs nicht um und ließ ihn des Weges gehen.

Der Fuchs nahm ſich und ging zum König Rot. Als er hinkam, wünſchte er dem König einen guten Tag. Als ihn der König ſah, ſagte er: „Der Wind ſoll dir die Haare verwehen, die Krähen dir die Augen aushacken und die Knochen, und die Raben das Fleiſch verſchleppen.“ „Der Herr König Grün hat mich geſchickt, Ihr möchtet ihm eure Tochter zur Frau geben.“ „Geh nach Hauſe und komm' über eine Woche wieder, dann will ich dir ſagen, wie ich mich bedacht.“ Der Fuchs ging und als eine Woche vergangen, kam er wieder, nahm den Hut vom Kopf und gab dem König einen guten Tag: „Der Teufel hätt' dich holen ſollen, daß ich dich nicht mehr vor Augen geſehen, was willſt du wieder von mir? Ich habe nichts mit dir.“ „Ich bin gekommen euch zu fragen, ob Ihr jetzt eure Tochter dem König Grün geben wollt oder nicht, es würde euch leid tun, wenn Ihr ſie nicht gebt, er hat ein großes Vermögen. Wie habt Ihr euch entſchloſſen?“ „O, daß dich die Hunde gefreſſen hätten, daß ſie dich fräßen, geh' zu deinem Herrn und ſage ihm, er ſolle kommen.“ Der Fuchs lief zu dem armen Knaben und ſprach, er ſolle mit ihm kommen. Sie gingen beide bis nahe an die Königsſtadt, an einen Graben mit einer Brücke. Der Fuchs zerſtörte ſie und ſagte, der Jüngling ſolle im Waſſer ſtecken. Er lief zum König, er ſolle mit dem Wagen um den Bräutigam fahren und auch Kleider mitnehmen, es ſei etwas Schlechtes geſchehen. Wie ſie auf der Brücke geweſen, ſei ſie eingeſtürzt, der König Grün wäre hineingefallen und ſtecke jetzt im Kot, daß er nicht mehr heraus könne. Der König Rot ſetzte ſich in den Wagen und fuhr mit ſchönen Kleidern zum Graben. Der Knabe zog die königlichen Kleider an und war darin ein ſo ſchöner junger Herr geworden, daß er dem König und ſeiner Tochter gleich gefiel. Der König fragte ihn, wo er wohne, ſchnell antwortete der Fuchs: „In den Weihrauchgebirgen.“ Jetzt hielten ſie Hochzeit, eine große Hochzeit und eine beſondere, wie man noch nie geſehen. Tiſche und Truhen zerhieb man und kochte ſie an Stelle des Fleiſches und aß mit Spindeln. Als man gegeſſen hatte, ſagte der König: „Jetzt wollen wir die Jungen nach Hauſe führen.“ Der Fuchs lief voran und zeigte den Weg, hinter ihm kam die Muſikbande und ein Regiment. Nach dieſen

Digitized by Google

der Wagen mit sechs Pferden. Im Wagen saß der König mit dem jungen Paar. Der Junge zitterte, denn er wußte nicht, wie dies enden würde. Er schwieg immer. Der Fuchs erreichte eine Pferdeherde und sagte zum Hirten: „Wenn man dich fragt, wem die Herde sei, sollst du sagen: dem König Grün aus den Weihrauchgebirgen, du erhältst ein schönes Geschenk“ und warf ihm eine Handvoll Dukaten zu. Er lief weiter und kam an eine Schafherde und sprach zum Hirten: „Wenn dich jemand fragt, wem du die Schafe hütest, sage: dem König Grün aus den Weihrauchgebirgen, du erhältst ein schönes Geschenk.“ Er warf ihm eine Handvoll Dukaten hin. Er lief weiter bis zur Schweineherde und sagte zum Hirten: „Wenn dich jemand fragt, wem du die Schweine hütest, sage: dem König Grün aus den Weihrauchgebirgen, du bekommst ein schönes Geschenk.“ Er warf ihm eine Handvoll Dukaten zu. Alle verwunderten sich, als sie hörten, wie viel Vieh der König Grün hatte. Der Fuchs erreichte die Weihrauchgebirge und kam zu den drei Drachen. Die saßen am Tisch und rauchten aus einer Pfeife. Der Fuchs lief schnell hinein und rief: „Kommt, versteckt euch, ich bin um euer Wohl gekommen, seht zum Fenster hinaus, es kommen viele Soldaten um euch umzubringen, aber kommt, versteckt euch.“ Es war ein Loch im Sand, dahin krochen sie. Der Fuchs brachte schnell Stroh, stopfte das Loch damit zu und gab Feuer, daß die Drachen verbrannten. Als der König kam, öffnete der Fuchs das Tor und ließ sie hinein. Dann begann die Hochzeit von Anfang wieder und wenn sie nicht aufgehört, dauert sie noch immer.

96. Pitikot (Däumling).

Ich bin nicht, seit die Mären sind, ich bin mit drei Tagereisen herzu, seit sich die Hunde mit Nußschalen beschuhten und zum heiligen Gebet gingen. Dann will ich euch erzählen eine Mär von neun Frauen, die gewesen und nicht mehr sind. Und wenn sie (die Mär) nicht gewesen wäre, würde sie nicht erzählt werden, sie wäre wie die Seifenblase zerplatzt.

Es war einmal ein Däumling, der hieß Sdirka. Der saß in das Ohr des Ochsen und trieb die Ochsen auf die Wiese zum Fressen und bis sie sich fütterten, sang er im Ohr des Ochsen. Nur einmal kamen zwölf Räuber und wie sie singen hörten, verwunderten sie sich, denn sie sahen niemanden. Sie hörten und hörten, da sah einer den Sdirka im Ohr des Ochsen sitzen. „Du Stattlicher du, so komm doch ein wenig zu uns, ach bist du stattlich!“ Alle zwölf fingen an zu lachen. „Na, nicht lacht

Digitized by Google

mich aus, wenn ich auch klein bin, bin ich doch tapfer und stark.“ „Wir wollen sehen, was du kannst. Geh' in einen Keller und bring uns Brot heraus.“ Sdirka ging und kroch in einen Keller. Die Mulde war voll Brot. „Du, Sachse, soll ich das Brot mit samt der Mulde nehmen oder laß ich sie dir hier?“ rief der Däumling. „Hör' Treng (Katharina), wer ist im Keller?“ fragte der Mann. Sie gingen beide in den Keller und suchten überall und fanden nichts. Da rief der Kleine wieder unter der Mulde: „Nehme ich das Brot mit oder ohne Mulde?“ „Mach' was du willst und nicht mehr ärgere mich,“ sagte die Frau und ging hinauf und legte sich schlafen. Der Däumling nahm die Mulde mit dem Brot und trug sie in den Wald zu den zwölf Räubern. Diese verwunderten sich, waren aber nicht befriedigt. Sie schickten ihn jetzt auch um Speck. Er ging wieder zum Sachsen, stieg auf den Boden und rief: „Treng, nehm' ich den Speck mit samt dem Ring, oder lass' ich den hängen?“ Die Frau antwortete: „Mach' was du willst, nur, daß ich dich nicht mehr hör'.“ „Der Kleine nahm den Speck mit samt dem Ring und trug ihn in den Wald zu den zwölf Räubern. Als er ihn gebracht, lachten die Räuber nicht mehr über den Sdirka, aber befriedigt waren sie noch nicht, sie schickten ihn wieder um ein Fäßchen Wein. Dieser ging. Als er in den Keller kam, rief er: „Du Sachse, nehme ich den Wein mit samt dem Fäßchen, oder lass' ichs dir, daß du es im Herbst hast?“ „Was sollte dies sein“, sagte der Sachse zu seiner Frau, „es ist als ob diese Nacht verwünscht sei.“ „Ach lass', wir werden geträumt haben,“ antwortete die Treng und schlief wieder ein, er hatte auch nicht Lust wieder in den Keller zu gehen. Als niemand antwortete, nahm der Kleine das Fäßchen auf den Rücken und trug es in den Wald zu den zwölf Räubern. Als es leer war, schickten sie den Sdirka mit dem Fäßchen um Wasser. Er ging zum Graben, nahm sich einen Stock und schlug damit auf den Rasen, und wenn er geschlagen, rief er in einem fort: „Nicht schlagt mich, nicht schlagt mich, nicht ich habe das Brot gestohlen und den Speck und den Wein, es haben gestohlen die zwölf Räuber aus dem Wald, tulai, tulai.“ Aber der Sachse sah am Morgen, was man ihm gestohlen hatte, rief sich die Nachbarn mit Stöcken um die Diebe zu suchen, und als sie gingen, hörten sie den Däumling schreien, sahen ihn aber nicht. Sie gingen in den Wald und fanden die Räuber. Diese hatten den Kleinen auch schreien hören, und gedacht, der Sachse schlage ihn, und machten sich fertig zur Flucht und flohen grade in die Hände der Sachsen. Dann ist diese Mär aus. *Toader Boar, Gesäs.*

Digitized by Google

97. Der verrückte Knecht.

Ein Landmann nahm sich einen Knecht, er solle ihm dienen bis der Kuckuck schreie. Dann kamen sie auch überein, wer sich zuerst ärgere, dem solle der andere 30 über den Rücken hauen und die Nase abschneiden. Gut. Der Herr gab dem Knecht einen Dreschflegel, er solle in der Scheune Korn dreschen. Sie draschen beide bis zum Mittag, darauf ging der Herr ins Haus. Der Knecht dachte, der Herr wäre zum Mittagessen gegangen und habe auf ihn vergessen und da er solche Gedanken hatte, füllte er Korn, so viel in einen Sack ging und trug ihn der Nachbarin für Brot und Speck. Der Herr sah es und ärgerte sich, wagte aber nicht etwas zu sagen, dachte nur den Knecht nicht mehr in die Scheune zu lassen. Nachmittag sagte er zum Knecht, er solle den Wagen schmieren und die Pferde einspannen, die weißen rückwärts, die roten vorne. Der Knecht verlangte der Herrin Fett. Sie gab ihm den ganzen Topf. Nach einer Weile verlangte er noch einen Topf voll Fett. Sie erschrak: „Du Mensch, was hast du denn mit so viel Fett gemacht?“ „Jetzt, meine Herrin, bis ich alles geschmiert, die Leitern, die Bretter, die Räder, die Deichsel, da braucht es viel.“ Sie gab ihm nichts mehr und befahl nur, die Pferde jetzt einzuspannen. Er spannte an die Deichsel die roten, an die Scherigle die weißen. Als der Herr herauskam, fragte er: „Warum hast du die weißen an die Scherigle gehangen?“ „Ihr habt ja gesagt, ich solle sie zurückspannen.“ Der Herr würde sich geärgert haben, aber er fürchtete sich wegen seiner Nase und sagte nur, er solle in den Wagen sitzen und schweigen. Er selbst nahm die Pferde und spannte sie ordentlich ein. Der Knecht saß im Wagen und spielte so lange mit dem Nagel am Rad, bis er ihn herausgezogen, da fiel das Rad heraus. Als der Wagen auf drei Rädern schief ging, merkte es der Bauer. „Du, warum sagst du nicht, daß wir das Rad verloren haben?“ „Ihr habt ja gesagt, ich sollt schweigen.“ Der Herr gab dem Knecht ein Pferd, er solle um das Rad reiten. Der ritt, und als er das Rad gefunden, hob er es auf und hing es dem Pferd um den Hals, es war zu schwer und zog den Hals zur Erde, bis der Knecht zum Wagen zurückkehrte, fiel das Pferd um und war tot. Gut. Am nächsten Tag wußte der Herr nicht, was für Arbeit er dem Narren geben sollte und sprach, er solle in den Hof gehen und arbeiten, was der Nachbar mache. Der Knecht ging und sah, daß der Nachbar das Dach aufdeckte. Er nahm sich die Leiter, stieg auf das Dach und warf die neuen Ziegeln herunter und warf einen auf ein Ferkel, das fiel um und war tot. „Was machst du da, du?“ „Seht, was der Nachbar macht, das tue ich auch.“ „Du Dummkopf, der Nachbar

Digitized by Google

hat ein altes, schlechtes Dach, meines ist neu." „Habt Ihr euch geärgert, Herr?" „O nein, ich habe mich nicht geärgert" Aber der Herr gedachte Christtag zu machen mit dem Knecht, weil er ihm jeden Tag Schaden zufügte, und es war noch lange, bis der Kuckuck rief. Er sprach mit seiner Mutter, die stieg eines abends auf den Birnbaum, welcher vor dem Fenster stand und rief in einem fort: „Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck". Der Herr sagte zum Knecht: „Hör' der Kuckuck singt, wir machen jetzt Christtag." „Es muß ein verhexter Kuckuck sein, dies ist nicht geheuer," sagte der Knecht, nahm sich das Gewehr und schoß die Alte vom Baum herunter. Darauf sagte der Herr: „Du Mensch, was soll ich dir geben, daß du von mir gehst?" „Gib mir 100 Gulden." Der Herr zählte ihm 100 Gulden in die Hand und hieß ihn seiner Wege gehen. Und ich stelle mich auf einen Nagel und sage nichts mehr. *Toader Boar, Gesäs.*

98. Die Mär von einer Katze.

Es war einmal eine Katze, die kletterte an einer Weide hinauf, und begegnete dem roten Hahn. „Wohin gehst du, du Katze?" „Ich gehe zum weißen Brot und zum roten Branntwein, kommst du auch mit?" „Bleib hier, du Katze, du hast keine Kreuzer und ohne Kreuzer bekommst du kein weißes Brot und roten Branntwein." „Ich gehe. Wo ich mit dem Fuße schlage, bekomme ich ein und zwei Kreuzer." Und sie ging weiter und begegnete einem zwei Wochen alten Ferkel. „Wohin gehst du, du Katze?" „Ich gehe zum weißen Brot und zum roten Branntwein." „Komm' du Katze mit mir, wir gehen zu meiner Mutter, sie gibt uns süße Milch, die ist besser, sie gibt sie uns umsonst, um das weiße Brot und den roten Branntwein mußt du Kreuzer zahlen." „Ich schlage nur mit dem Fuß und habe gleich drei und vier Kreuzer, o, ich gehe." Und sie ging bis sie in ein Wirtshaus kam. Als sie in das Wirtshaus kam, verlangte sie um vier Kreuzer weißes Brot und um vier Kreuzer roten Branntwein. Der Wirt gab es ihr und wünschte, sie sollte ihn auch einmal grüßen (d. h. er wollte mit ihr trinken). Sie sagte, „warum nicht", der Branntwein sei ja von ihm, trank und gab dann ihm das Glas. Während er trank, sahen alle, auch die Wirtin, wie er die Farbe wechselte, Haar bekam und eine Katze wurde. Er ging mit der Katze in den Wald. Sie gingen und gingen bis sie an eine Hütte kamen, in die traten sie ein, und als sie eingetreten waren, da wurden beide Katzen Menschen. Der Wirt mit der Kappe, die Katze als Frau mit dem Tuch auf dem Kopf. Dann verliebten sie sich in einander und

Digitized by Google

lebten zusammen in der Hütte bis ihn die Sehnsucht nach seinen Kindern befiel und er sagte zur Katze: „Du komm', laß uns noch einmal in das Wirtshaus gehen, daß ich seh', was noch meine Frau macht und die Kinder, aber von dir lass' ich nicht." Sie getraute sich nicht zu widersprechen und ging mit, und sie gingen bis sie dort anlangten. Die Wirtin kannte ihren Mann nicht mehr, aber die Kinder liefen immer um ihren Vater herum. Er nahm sie in die Arme und küßte sie und sagte: „Ihr Kinder, kennt ihr euren Vater noch?" Da rief der Älteste seine Mutter und sagte ihr, der Vater sei gekommen. Als sie herein trat, sah sie besser, und erkannte ihn auch und küßte ihn, nur einmal wurde die Katzen-Frau wieder eine Katze und floh aus Angst, sie würden sie doch umbringen, damit sie ihnen nicht im Wege stehe. Sie ging nicht mehr um weißes Brot und roten Branntwein.

(Stammt aus Mergeln.) ***Maruza Triff, Alsen.***

99. Das Tornisterchen.

Es war einmal ein armer, armer Mann, daß er nichts hatte, gar nichts hatte er, und da er nichts hatte, wurde er Păcurar (Schafhirt). Seine Nachbarin war auch arm, sie hatte einen Knaben und Gott hatte ihr für jeden Tag eine Maß Palukesmehl bestimmt, aber für einen ganzen Tag mit einer Maß reicht man nicht aus, und sie gab ihren Knaben dem Schafhirten in Dienst. Dieser hatte nichts seinem Knechtchen ins Tornisterchen zu geben und gab ihm jeden Tag nur eine schwarze Brotkruste. Er hatte auch kein Tornisterchen und versorgte die Brotkruste in den Busen. Eines Tages verlor er die Kruste aus dem Busen und er wurde so hungerig, daß er nicht mehr konnte. Wie er so hungerig wurde, dachte er: „O, Gott, wenn ich nur ein Tornisterchen hätte, nur ein altes, würde ich mir die Kruste hinein versorgen und würde sie nicht verlieren und könnte manchmal ein wenig daran nagen." Wie er so dachte, nur einmal fand er unter seinen Füßen auf der Erde zehn Kreuzer. Wahrscheinlich hatte Gott ihm sie hingeworfen und ließ ihn sie jetzt finden. Er freute sich so und hob sie auf und ging gleich auf die Straße, um auf den Markt in die Stadt zu gehen, so wie nach Agnetheln, und ging zu dem Mann, welcher die Tornister macht. Als er an das Tor kam, schämte er sich hineinzugehen und er ging immer hin und her bis der Tornistermacher herauskam und ihn fragte, was er hier mache, da sagte der Knabe: „Ich möchte einen Tornister kaufen." „Komm' herein und wähl' dir einen aus, zum Verkaufen hab' ich sie." Der Knabe trat ein

Digitized by Google

und fragte um den Preis. Der eine koſtete 3 Gulden, der andere 2, einer $1^1/_2$, billiger nicht. „Ach Gott, ſo kann ich mir keinen kaufen, ich habe nur 10 Kreuzer," ſagte der Knabe traurig und ging hinaus. Als er in den Hof kam, ſah er ein Torniſterchen aufgehangen an einem Hühnerſtall. Es war häßlich, alt und ſchwach, daß es niemand mehr brauchen konnte. Der Knabe dachte, dies würde nicht mehr wert ſein als 10 Kreuzer und trat wieder ins Haus und fragte, ob er das Torniſterchen um 10 Kreuzer bekommen könnte? Der Mann gab es ihm und er machte ſich auf den Heimweg. Nur einmal befiel ihn der Hunger, daß er dachte, er könne nicht mehr aushalten. In ſeinem Elend nahm er das Torniſterchen, ſchlug es auf die Erde und ſagte: „Wenn ich mir lieber ein wenig Brot gekauft hätte!" Wie er es ſo auf die Erde ſchlug, kamen zwei Engel heraus und fragten: „Was wünſcht du, unſer Herr mit Recht?" Dieſer erſchrak über dieſes Wunder und ſagte mit Angſt: „Ich möchte eine Schüſſel ſaure Milch und einen Palukes." Er hatte dieſen Gedanken noch nicht ausgedacht und die Milch und Palukes ſtand neben ihm, er ſetzte ſich und aß und aß bis er ſatt war. Dann ging er weiter, heimwärts, bis er wieder hungrig wurde, dann nahm er wieder das Torniſterchen und ſchlug es auf die Erde, die zwei Engel kamen heraus und fragten: „Was wünſcht du, unſer Herr mit Recht?" „Ich möchte Pletſchinten eſſen und einen guten Wein trinken." Nicht den Gedanken hatte er ausgedacht, die Pletſchinten und den Wein hatte er da. Der Knabe fütterte ſich einmal! Dann eilte er nach Hauſe. Als er daheim war, ſagte er zu ſeiner Mutter: „Meine Mutter, biſt du hungrig?" „Wie ſollte ich nicht hungrig ſein, mein Sohn, du weißt, ich habe nur eine Maß Mehl, mir zugekommen von Gott." „Komm' zum Tiſch, Mutter." Er ſchlug das Torniſterchen auf die Erde, gleich kamen die zwei Engel heraus und fragten: „Was wünſcht du, unſer Herr mit Recht?" „Bringt ein gutes Abendeſſen auf den Tiſch." Nicht den Gedanken hatte er ausgedacht und ſchon ſtand ein gutes Abendeſſen auf dem Tiſch, wie es die Alte noch nie gekoſtet. Sie ſetzten ſich beide und aßen bis ſie ſatt waren, dann legte ſich ſeine Mutter ſchlafen. Als ſie eingeſchlafen war, ſchlug er das Torniſterchen wieder auf die Erde. Die Engel kamen heraus und fragten ihn: „Was wünſchſt du, unſer Herr mit Recht?" „Macht mir ein ſchönes Haus, ſchöner als das des Königs, wo jetzt dieſe Hütte ſteht." Als die Alte erwachte, erglänzte die ganze Welt von dem ſchönen Haus und ſie hatte ſchöne Kleider an, ganz golden. Sie freute ſich ſehr und ſprach: „Mein Sohn, jetzt geh' ich zum König und verlange ſeine Tochter für dich zur Frau." Gut. Sie ging und als ſie zum König kam, ſagte ſie: „Herr König, ich habe einen

Digitized by Google

Sohn zum Verheiraten. Ihr habt eine Tochter, ich bin gekommen, Ihr solltet mir die Tochter für meinen Sohn geben." „Dann will ich dir meine Tochter geben, wenn dein Sohn in einer Nacht eine silberne Brücke von meinem Hause bis an dein Haus machen wird, auf einer Seite mit blühenden Bäumen, auf der andern mit Bäumen, an denen die Früchte reif sind und in jedem Baum müssen neunerlei Vögel singen." „Ich will es meinem Sohn sagen," antwortete die Alte und ging. Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrem Sohn, was der König verlangte. „Leg' dich jetzt schlafen, Mutter, es wird so sein, wie Gott will." Als die Alte schlief, schlug er das Tornisterchen auf die Erde, gleich erschienen die zwei Engel und fragten: „Was wünschest du, unser Herr mit Recht?" „Macht eine silberne Brücke von mir bis zum König, auf einer Seite mit blühenden Bäumen, auf der andern mit Bäumen voll reifen Obstes, auf jedem Baum sollen Vögel mit neunerlei Stimmen singen." Am Morgen strahlte die ganze Welt von Gold und Silber, daß sich der König verwunderte und sprach: „Dieser ist königlicher als ich, diesem muß ich meine Tochter geben." Und er gab sie ihm, und sie machten Hochzeit und nach der Hochzeit begleiteten alle das junge Paar in das schöne Haus, und der König gab ihnen eine Katze und ein Hündlein, sie sollten etwas zum Spielen haben. Sie lebten gut. Sie ging in den Zimmern herum, er ging auf die Jagd. Nur einmal traf es sich, daß der Tornistermacher aus der Stadt zu der jungen Frau „in die Gasse" kam und sie verliebten sich in einander. Aber ihr Mann merkte nichts. Eines Tages war er wieder auf der Jagd, da sagte ihr Liebster zu ihr: „Du, he, von wo hat dein Mann so viel Vermögen? er war ein so armer Knabe, daß er sich nicht einmal einen Tornister kaufen konnte. Ich gab ihm einen alten zerrissenen um 10 Kreuzer." „Ich weiß es nicht, ich habe ihn nie darum gefragt, aber ich will ihn fragen, wenn er es mir sagen will." „Stell dich krank, dann sagt er dirs." Gut. Abends, als er heim kam, fand er seine Frau im Bett und sie jammerte zum sterben. „Was ist mit dir, Liebste mein", sagte er und setzte sich neben sie ans Bett und streichelte sie mit der Hand über die Stirne und redete so schön mit ihr. Sie sagte: „Ach, mein Liebster, mir tut alles weh', es ist mir so schlecht, aber vielleicht würde es mir leichter, wenn ich wüßte, von wo du diesen großen Reichtum hast?" „Das wäre etwas Leichtes, ich will es dir sagen: Als ich ein armer Knabe war, kaufte ich mir dieses Tornisterchen für 10 Kreuzer, ich hatte nicht mehr. Wenn ich es auf die Erde schlage, kommen zwei Engel heraus und geben mir, was ich wünsche." „Ach, mein Mann, es wird mir besser, es ist mir

Digitized by Google

nicht mehr so übel.“ Na, dieser dachte sich nichts Schlechtes. Am andern Tag ging er wieder auf die Jagd. Da kam der Tornistenmacher. Als sie ihn erblickte, sagte sie es ihm gleich. Er nahm das Tornisterchen und schlug es auf die Erde. Die Engel traten heraus und fragten: „Was wünscht unser Herr mit Unrecht?“ „Ihr sollt dies Haus mit Sack und Pack in die schwarze Welt tragen.“ Er hatte kaum ausgeredet, und das Haus mit allem war in der schwarzen Welt, nur die Katze und das Hündlein waren zurückgeblieben. Als er heimkehrte, wußte er nicht, was hier geschehen, wo das Haus gestanden, war ein wüster Platz und nur die Katze und der Hund sprangen um ihn herum. Bis jetzt hatten diese beiden nie geredet, nun fingen sie an ihrem Herrn zu erzählen, wie die Sache gewesen. Dann gingen sie alle drei, das Tornisterchen zu suchen. Sie wanderten lange, weit, weit, bis sie ans Meer kamen, dann sah die Katze ins Wasser und sah das schöne Haus im Wasser. Darauf sagten sie ihrem Herrn, er solle neben dem Wasser bleiben, sie beide würden hineingehen durchs Wasser und das Tornisterchen bringen. Sie sprangen ins Wasser und kamen gegen Abend auf die schwarze Welt heraus. Die Katze setzte sich aufs Fenster und sah hinein. Dort saß die junge Frau plaudernd mit dem Tornistermacher. Das Hündlein stellte sich neben die Türe. Die Frau erblickte die Katze und rief: „Sieh' eine Katze, wir sollen sie hereinlassen, daß ich mit ihr spiele.“ Er öffnete die Türe, und beide sprangen hinein. Der Mann spielte mit dem Hündlein, die Frau mit der Katze. Sie spielten so lange, bis sie der Schlaf betrog. Da sprang der Hund auf den Ofen und warf den Topf mit dem Sauerkraut herunter, daß das Fleisch im ganzen Zimmer herumflog. Die Katze nahm das Tornisterchen und sprang damit durch den Rauchfang hinaus. Bis diese beiden Niederträchtigen erwachten, war das Hündlein hinter ihr. Dann machten sie sich auf den Heimweg. Als sie ans Meer kamen, sagte das Hündlein: „Du Schwache, gib mir das Tornisterchen, du bist eine Katze, und wenn dir ein Fisch entgegen schwimmt, läßt du das Tornisterchen ins Wasser fallen und fängst den Fisch.“ (Nach der Maus der größte Leckerbissen für eine Katze.) „O, ich gebe es dir nicht, ich besorg es wie meine Augen.“ „Du Plage, hast du noch das Tornisterchen?“ so fragte das Hündlein die Katze in einem fort, sie mit allen möglichen Kosenamen anredend. Die Katze antwortete immer: „Ich hab' es“, trotzdem sie es schon auf halbem Wege verloren. Wie das Hündlein gefürchtet, so hatte sie einen Fisch erblickt und gleich auf das Tornisterchen vergessen und wie sie nach dem Fisch geschnappt, war er ins Wasser gefallen. Nun hatte sie sich gefürchtet, es dem Hund zu

Digitized by Google

ſagen, bis ſie zu ihrem Herrn gelangten. Dann jammerte ſie und geſtand es. „Ich habe es immer gefürchtet, du hätteſt es mir geben ſollen, du Elende, du miſerable, die du biſt.“ Gut. Ihr Herr ſaß traurig auf der Erde und gab der Katze drei Kreuzer, ſie ſolle zu dem Fiſcher hinübergehen und einen Fiſch kaufen, er ſei hungrig. Sie lief hin und brachte einen dicken Fiſch. Er zog das Meſſer heraus und ſchnitt ihn auf, da fiel das Torniſterchen heraus. Dieſer Fiſch hatte es verſchluckt. Jetzt war eine große Freude unter ihnen. Er ſchlug es auf die Erde, da kamen die beiden Engel heraus und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr mit Recht.“ „Bringt ein gutes Eſſen.“ Nicht einmal den Gedanken hatte er ausgedacht, da lag ein weißes Tiſchtuch ausgebreitet im Gras und alle Arten von Speiſen und Getränken ſtanden darauf. Sie riefen auch den Fiſcher und aßen alle vier bis ſie ſatt waren. Dann ſchlug er das Torniſterchen wieder auf die Erde und als die beiden Engel erſchienen, fragten ſie: „Was wünſcht unſer Herr mit Recht?“ „Ihr ſollt mir mein Haus mit Sack und Pack nach Hauſe bringen.“ Er hatte den Gedanken nicht ausgedacht und das Haus mit der Frau und dem Torniſtermacher war wieder da. Dieſen erſchoß er, der jungen Frau hieb er den Kopf ab. Dann ging er zum König und ſagte, wenn er ſeine Tochter noch einmal ſehen wolle, ſolle er mit ihm kommen. Der König kam, und als er ſah, was da war, fragte er, wie dies gekommen, und wie er es gehört, ſagte er: „Du haſt recht gehabt, wenn ſie ſich den Kopf gefreſſen hat, gefreſſen ſoll er ſein.“ (Sich den Kopf freſſen, heißt, wenn jemand durch eigenes Verſchulden ums Leben kommt.) Aber der Mann heiratete nicht mehr, er fürchtete zu ſehr, es würden alle Frauen ſolche Betrügerinnen ſein. Er lebte mit ſeiner Mutter bis ins Alter in Friede und Geſundheit und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch. *Aus Martinsberg, durch Lina Subtirel, Alzen.*

100. Die Mär von einem Menſchen aus dem Dorf.

Es war einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen. Es war ein Mann, dem gefiel es nicht mehr in ſeinem Dorf. Er dachte immer, in der Stadt würde es beſſer ſein. Die Städter würden beſſeres eſſen und nichts arbeiten. Er nahm ſich den Torniſter und ſeinen Hund und brach auf den Weg. Als er ging, begegnete er einem aus ſeinem Dorf, der fragte ihn: „Wohin gehſt du, Bade?“ Dieſer antwortete fröhlich: „In die Stadt, ich ſoll Fleiſch von Hühnern eſſen und gut leben.“ „Und den Hund, wohin führſt du ihn?“ „Auch

Digitized by Google

ihn nehme ich mit in die Stadt, er soll Knochen von Hühnern essen und auch gut leben." Gut.

Es verging, wie viel vergangen sein wird, nach einiger Zeit begegneten sich diese beiden wieder, der Bade kam traurig auf dem Wege aus der Stadt. Dieser fragte ihn: „Von wo kommst du, Bade?" „Aus der Stadt," antwortete er traurig, fast weinend. „Und den Hund, wo hast du ihn gelassen?" „Ich habe ihn gegessen" (weinerlich).

So geht es allen Leuten, die nicht mehr zufrieden sind in ihrer Heimat. *Aus Leschkirch.*

101. Die Mär vom roten Hahn.

„Kennst du die Mär vom roten Hahn?" „Nein." „Ich sage nicht ‚nein'". „Ich sage: Kennst du die Mär vom roten Hahn?" „Ich kenne sie nicht." „Ich sage nicht ‚ich kenne sie nicht', ich sage: Kennst du die Mär vom roten Hahn?" „Wie soll ich denn sagen?" So sollst du sagen:

Cocoşu roşu	Der rote Hahn
Mătură coşu	Kehrt den Kasten
Răţoiu	Der Enterich
Duce gunoiu	Führt den Dünger
Raţa	Die Ente
Mătură casa	Kehrt das Haus
Două cioară	Zwei Krähen
Duc la moară	Schaffen in die Mühle
Două căţele	Zwei Hundinnen
Fac frecăţei	Machen geriebene Nudeln
Două muşte	Zwei Fliegen
Fac găluşte	Machen Knödel
Cu ele să te împuşte.	Mit den soll man dich erschießen.

Leschkirch.

102. Das Patenkind Gottes.

Es waren einmal zwei Leute so arm, daß ihm nicht einmal die Kappe auf dem Kopfe saß. Und als sie so arm waren, daß sie keine Hütte im Dorf hatten, nahmen sie sich an der Hand und gingen in den Wald. Er ging auf die Jagd, sie sammelte im Wald. Jetzt kam die Zeit, daß sie einen Knaben bekommen hatten. „Du Frau, wer soll uns das Kind taufen?" fragte der Mann. „Gott wird es wissen", entgegnete die Frau. „Du Frau, ich nehme das Kind und gehe, vielleicht treffe ich einen Pfarrer." Am Morgen nahm er den Knaben in den Arm und machte sich auf den Weg. Aber Gott sah ihn aus dem Himmel, rief den heiligen Petrus, zeigte ihn ihm und sagte: „Du Petrus, siehst du dort

Digitized by Google

unten auf der Welt etwas?“ „Ich ſeh' es, Herr, mir ſcheint, es geht dort ein armer Mann durch den Wald.“ „Du haſt recht, es iſt ein armer Mann mit einem ungetauften Kind, komm wir gehen und taufen es.“ Sie machten ſich beide auf den Weg zur Welt und kamen vor den Mann. „He, du Menſch, wohin gehſt du mit dem Kinde?“ „Ich geh' um es von jemandem taufen zu laſſen.“ „Gib es her, wir taufen es dir.“ Gott trat mit dem Fuß auf die Erde und auf einmal kam heraus ein Keſſelchen mit Waſſer und allem, was man zur Taufe braucht. Sie tauften ihn Joan und als ſie ihn getauft, gab ihm ſein Pate ein Kalb. Der Mann nahm es am Seil, im Arm hatte er das Kind und kehrte um, und kam durch den Wald zu ſeiner Frau. Unterwegs begann das Kind zu weinen, das Kalb erſchrak, riß ſich frei und lief zurück. Als er in den Wald zu ſeiner Frau kam, erzählte er ihr, wie es ihm gegangen und den Knaben hätten ſie Joan getauft.

Es waren einige Jahre vergangen, Joan war groß gewachſen auch im Walde und in der Armut. Sein Vater ging jagen, er blieb bei ſeiner Mutter. Nur einmal fiel ihm ſein Pate ein und er fragte ſeine Mutter, was habe er ihm geſchenkt? Als ſie ihm erzählt, er habe ihm ein Kalb geſchenkt, das habe ſich vor ſeinem Weinen erſchreckt und ſei fortgelaufen, ſagte er: „Mutter, ich geh es ſuchen.“ „Aber mein Kind, wo willſt du es ſuchen nach ſo vielen Jahren, wer weiß, wo es umgekommen.“ „O, ich gehe.“ Er nahm ſich die Gluga (Kapuze) und den Torniſter und ging immer vorwärts weit, weit, bis er an einen Kreuzweg kam, daß er nicht wußte, welchen er einſchlagen ſollte. Rechts oder links oder vorwärts. Nur einmal kam gradaus ein Mann aus Eiſen und fragte ihn, wohin er gehe. Der Knabe ſagte ihm, er ſuche ein Kalb. „Du Knabe, aus deinem Kalb iſt eine ganze Herde entſtanden, wenn du mir den Stier verſprichſt, ſage ich dir, wo du ſie findeſt.“ „Ich gebe ihn dir“, ſagte der Knabe. „Geh nur auf dieſem Wege hinauf, dann findeſt du ſie, ich warte hier auf dich.“ Der Knabe ging höher hinauf, bis er die Kuhherde traf. Der Stier kam zu ihm und fing an zu reden: „Du Knabe, wir ſind alle dein, und du ſollſt unſer Herr ſein, aber eines hat mir nicht gefallen, daß du mich dem Teufel verſprochen, der Mann aus Eiſen war grade der Teufel, aber es wird kommen, wie Gott es beſtimmt. Geh jetzt mit der Herde hinunter, ich krieche in dieſe Waſſerlache, wenn dich der Teufel fragt auf mich, ſage, ich wäre in einen Sumpf gefallen und würde wahrſcheinlich ertrunken ſein.“ Der Joan trieb die Kühe hinunter bis zu dem Weg, wo der Teufel wartete. Als der ihn ſah und den Stier nicht, fragte er, wo er ihn gelaſſen. „Er iſt

Digitized by Google

in einen Sumpf gefallen und wird ertrunken sein, ich hatte nicht die Kraft ihn herauszuziehen." Als der Teufel diese Worte gehört, ging er schnell hinauf den Stier herauszuziehen und wie er sich ihm näherte, erhob sich der Stier und leckte den Teufel so, daß er gleich umfiel und hin war. Dann lief er hinter den Kühen und hatte sie schnell erreicht und sagte zum Joan: „Du Joane, treib diese Kühe auf den Jahrmarkt und verkauf sie für ein Viertel Dukaten. Wenn du sie verkauft hast, wirst du einen Popen sehen mit einem Stier, sieh' wie mich, es ist mein Bruder, den sollst du kaufen. Der Pope wird dir ein Viertel Dukaten verlangen, gib es ihm, er ist es wert. Dann sollst du wieder zu mir kommen." Der Knabe tat, wie ihn der Stier gelehrt hatte. Er ging auf den Jahrmarkt und verkaufte eine Herde Kühe, erhielt ein Viertel Dukaten für sie, dann sah er den Popen mit dem Stier und sagte: „Domnu Părinte, verkauft Ihr den Stier?" „Ich möchte ihn verkaufen, aber du wirst mir ihn nicht bezahlen." „Jetzt, ich weiß ja, wie viel ein Stier wert ist, ich gebe euch ein Viertel Dukaten." Der Pope lachte und sagte: „Nimm den Stier und gib mir das Geld, ich seh', du weißt, was er wert ist." Joan nahm den Stier und ging zu seinem. Als er jetzt beide Brüder hatte, sagte der ältere: „Unser Herr, geh zum König und verlang seine Tochter zur Frau." „Wie soll ich es wagen zum König zu gehen?" „Geh nur, es wird so sein, wie Gott will." Joan ging und als er gegangen war, sagte der König: „Dann will ich dir meine Tochter geben, wenn du mein Land an einem Tage mit zwei Ochsen pflügst, bis jetzt haben es hundert Ochsen an einem Tag gepflügt." Gut.

Als er es dem Stier sagte, sprach dieser, er solle zum Schmied gehen und einen Pflug bestellen von einem Zentner und einem Pfund Eisen. Als der Pflug fertig war, spannte er beide Stiere daran und fuhr zum König, der zeigte ihm das Land und dieser fing an zu pflügen und pflügte bis zum Mittag mehr als die Hälfte. Die Königstochter brachte das Mittagessen. „Unser Herr, du sollst die Suppe nicht essen, sie ist vergiftet, du stirbst gleich, den Wein kannst du trinken, sag dem Mädchen, sie solle es nur bei Seite stellen, du würdest essen, wenn du fertig mit dem Pflügen wärest." Er gehorchte. Als aber der König mit der Jause kam, wollte er nicht hören und aß davon, und fiel gleich um und war tot, und die Stiere legten sich neben ihn vor Kummer und blieben alle drei liegen bis die Sonne untergehen sollte. Da sagte der eine zum andern Stier: „Du Bruder, was hast du gelernt von den Eltern, als du noch bei ihnen lebtest?" „Ich habe gelernt, wenn ich mit dem Fuß

Digitized by Google

auf die Erde stampfe, stehen alle Toten auf.“ „Dann warum machst du nicht, daß unser Herr aufsteht?“ Er gab der Erde eins mit dem Fuß, und gleich erhob sich Joan. Als er zu sich gekommen, sagte der andere Stier: „Du Bruder, was hast du gelernt von den Eltern, als du noch bei ihnen lebtest?“ „Ich habe gelernt, die Sonne mit meinen Hörnern vom Untergang zu nehmen und zum Aufgang zurückzutragen.“ „Dann tu', was du gelernt hast, daß wir mit dem Pflügen fertig werden.“ Der Stier nahm auf einmal die Sonne auf die Hörner und trug sie um sechs Stunden zurück. Das war ein langer Tag. Als der König kam mit den Leuten, um den Toten wegzuschaffen, fand er ihn fröhlich hinter dem Pflug, er war grade fertig.

„Dann werde ich dir meine Tochter zur Frau geben, wenn du meine ganze Habe auf einen Wagen lädst und sie mit zwei Ochsen fortführst, oben drauf meine Tochter und fährst durch einen bodenlosen See und über die wegloſen Schneegebirge.“ Der Stier sagte zum Joan: „Geh zum Wagner und bestelle einen Wagen aus einem Zentner und einem Pfund Eisen, dann sollst du uns davor spannen, dann werde ich mit dem Ohr winken, wenn genug ist, aber du kannst die ganze Habe aufladen.“ Am andern Tage kam Joan mit dem Wagen und zwei Ochsen in den Hof des Königs und fing an aufzuladen und lud alle Sachen auf und da er nichts mehr fand, fing er an das Dach abzudecken. Da rief der König, es sei genug, er solle nicht mehr Schaden machen, er könne den Wagen doch nicht bewegen. Er hob die Königstochter noch hinauf und fing dann an zu treiben. Die zogen, als ob sie lauter Federn auf dem Wagen hätten und als sie an den See kamen schlug der Ochse mit dem Fuß und es wurde eine Straße über das Wasser und sie fuhren über diese Straße, bis sie zu den Schneegebirgen kamen. Dort schlug der andere den Fuß in den Boden, daß eine Straße über die Gebirge entstand. Seit dem ist der Paß in die Walachei. Als der König und die Königin sah, daß der Jüngling auch dieses vollbracht, ärgerten sie sich so, daß sie starben. Dann blieb der Joan König und die ganze Habe blieb ihm. Als er dies erreicht hatte, kamen beide Stiere zu ihm und sagten, jetzt müßten sie sterben, der eine heute, der andere morgen, dann solle er jeden unter eine Säule des Tores begraben. Aus ihren Hörnern würden Weinstöcke wachsen und Trauben bringen, deren Saft sich von selbst auspresse, er brauche nur ein Glas darunter zu stellen, damit der Wein hineinfließe und jeder trinken könne, wer da vorbei gehe und er könne mit jedem wetten, aus was die Reben gewachsen, er würde die Wette immer gewinnen. Wie die Stiere gesagt, so geschah es, der eine

Digitized by Google

ſtarb heute, der andere morgen und er begrub ſie, wie ſie es gewünſcht. Nur einmal wuchſen einige Weinreben ſo ſchön und der Wein floß in das Glas. Es kamen Könige und Kaiſer aus allen Ländern und wetteten, aus was die Reben gewachſen, und niemand konnte es erraten. Alle verloren die Wette. Eines Tages ging er auf die Jagd, da kam ein Armenier zur Königin und ſagte: „Ach, Königin, was für eine ſchöne junge Frau biſt du. Wenn du mein wäreſt, würde ich dich halten wie eine Blume und dir Schuhe kaufen von Igeln und Milch bringen von Vögeln. Frage deinen Mann, aus was wären dieſe Weinreben gewachſen?“ Die Worte, welche der Armenier redete, gefielen der dummen jungen Frau. Sie ſtellte ſich krank, als ihr Mann heimkam. „Na, was iſt mit dir, du Frauchen?“ „Ich bin ſo krank, ſag' mir, aus was ſind die Reben am Tore gewachſen?“ „Aus was ſollen ſie gewachſen ſein, aus den Säulen des Tores.“ Sie ſtand gleich auf und war geſund und fröhlich und ſagte es dem Armenier. Der aber ſprach, er habe nicht die Wahrheit geſagt, aus Säulen könne nichts wachſen. Als der Mann am nächſten Tage wieder auf die Jagd ging, putzte ſie die Säulen mit Gold und Silber heraus. Wie er heimkehrte, fragte er, warum ſie die Säulen aufgeputzt? Sie ſagte, weil ſie ihnen ein ſo großes Glück mit den Reben gebracht. „Du Einfältige, die Reben ſind ja aus den Hörnern von unſern ſchönen Ochſen gewachſen.“ Als ſie dies gehört, ging ſie gleich zum Armenier und ſagte es ihm. Am andern Tage ging der König Joan wieder auf die Jagd, aber der Armenier war hinter ihm gegangen und kam vor ihn, als ob er ihm begegne und ſagte, er möchte mit ihm wetten, er wiſſe, aus was die Reben gewachſen. Joan wettete mit ihm und ſagte, wenn er es errate, ſolle das ganze Königreich und ſein Vermögen und ſeine Frau ihm gehören. „Deine Weinreben ſind aus den Hörnern von deinen Ochſen gewachſen,“ ſagte der Armenier. Auf dieſe Worte wandte ſich der König Joan um in den Wald und ſprach, der Armenier ſolle an ſeiner Stelle nach Hauſe gehen. Er blieb immer im Walde und wurde ein Wilder und floh die Menſchen.

Gott im Himmel ſah es und rief den heiligen Petrus und ſprach: „Komm, Petrus und ſieh' wie unſer Patenkind als Wilder im Walde herumſtreicht, komm, daß wir ihn wieder auf unſern Weg führen.“ „Ich möchte kommen, aber er hütet ſich vor den Menſchen, er wird auch vor uns fliehen.“ „Komm nur, vor uns fürchtet er ſich nicht.“ Sie nahmen ſich jeder einen Torniſter und einen Stock und kamen herunter auf die Erde und gingen in den Wald zu ihrem Patenkind. Als ſie ihn erreicht, fragten ſie ihn, was er da mache; obgleich Gott wußte,

Digitized by Google

was er tat, fragte er ihn doch. Joan erzählte, wie es ihm ergangen. Dann sagte Gott: „Du Joane, geh auf deinen Hof und sage zum Armenier, er solle mit dir wetten, wenn die Sonne morgen früh dort aufgehe, wo sie untergegangen, sollte das Königreich und das Vermögen und die Frau dein sein. Dann darfst du aber nie mehr mit jemanden wetten, was eine Frau weiß, das weiß die ganze Welt."

Joan ging und wettete mit dem Armenier. Dieser dachte, er wäre ein Dummkopf, denn wie konnte die Sonne im Untergang aufgehen? Aber Gott ist groß.

Morgens ging die Sonne am Untergang auf und der Armenier ging, von wo er gekommen. Aber König Joan wettete mit niemandem mehr und wenn er noch nicht gestorben ist, lebt er noch heute als König.

F. Dinu, Gesta.

103. Belohnte Treue.

Joan, ein rumänischer Bursche, ging an einem schönen Morgen mit seinen jungen Ochsen sie zu füttern auf die Wiese. Hier vorbei floß ein Bach, eingefaßt mit Weiden, welche kühlen Schatten verbreiteten. Plötzlich wurde die große Stille durch klagenden Gesang unterbrochen. Joan sang so traurig, daß die Vögel aufhörten zu fliegen und das Wasser aufhörte zu fließen und seine Mutter herbei kam. „Was ist dir, Joane? warum singst du so traurig, daß die Vögel vergessen zu fliegen und die Wasser aufhören zu fließen? Hast du die Ochsen verloren, oder dir die Merinde (Mittagessen) aufgegessen, oder die Opinci (Fußbekleidung) zerrissen?" „Nein Mutter, die Ochsen habe ich nicht verloren, auch die Merinde nicht gegessen, und die Opinci nicht zerrissen, viel Ärgeres ist mir zugestoßen. Ich legte mich nur ein wenig unter die blühenden Weiden am fließenden Wasser, da hatte mich der Schlaf betrogen, nur einen Augenblick, da schüttelte eine Weide ihre Blüten über mich, eine fiel mir in den Busen und ward eine Schlange mit neun Schwänzen aus Gold."

„Mutter, liebe Mutter mein, umwickel dir die Hand mit einem festen Tuch, steck sie in den Busen und zieh' mir die Schlange heraus." „Viel lieber, Joane, will ich ohne dich bleiben als ohne Hand," antwortete die Mutter, „aber gehe zu deiner Schwester, vielleicht wagt die es, ihre Hand in deinen Busen zu stecken." Er ging zur Schwester: „Schwester, liebe Schwester mein, umwickel dir die Hand mit einem festen Tuch, greife in meinen Busen, und zieh' mir heraus die Schlange mit neun Schwänzen von Gold." „Viel lieber, Bruder, will ich ohne dich bleiben, als ohne Hand," sagte auch die Schwester, „aber geh' zu deiner Geliebten

Digitized by Google

vielleicht wagt die es, mit ihrer Hand in deinen Busen zu greifen.“ Nun geht er auch zur Geliebten. „Meine kleine Liebste, umwickel dir die Hand mit einem Tuch, greif in meinen Busen und zieh mir die Schlange mit den neun goldenen Schwänzen heraus.“ „Gerne, Liebster, will ich mit meiner Hand dir in den Busen greifen und die Schlange mit den neun Schwänzen von Gold herausnehmen, wird sie mich aber auch nicht beißen? ich fürchte mich ein wenig.“ „Du, meine liebe Kleine, wickel dir die Hand nur ins Tuch und stecke sie unbesorgt hinein.“ Sogleich griff das Mädchen mit der Hand in den Busen, ergriff die Schlange und zog sie heraus. Das war ja aber keine Schlange mehr, es war ja ein Gürtel von Gold, der so funkelte, daß er die Sonne verdunkelte. „Nimm den Gürtel, Geliebte, er ist dein. Umgürte dich damit am Sonntag, zum Ärger meiner Mutter, umgürte dich damit am Feiertag, daß vor Neid meine Schwester vergehe.“ *Dodosić Anton, Marpod.*

104. Die drei Sterne.

Vor vielen Jahren lebten in einem Dorfe ein Mann und eine Frau, die hatten keine Kinder, was sie sehr betrübte, denn wer sollte, wenn sie alt würden, für sie sorgen, und wem sollten sie ihr Häuschen hinterlassen? Für wen quälten und schafften sie jetzt? solche Gedanken und Fragen beschäftigten sie täglich.

„Weißt du, was wir tun sollen?“ sprach einmal der Mann zu seiner Frau, „wir gehen hinaus, die Straße entlang, und nehmen das erste Wesen, das wir antreffen, an Kindesstatt an.“ Die Frau war es zufrieden und so gingen sie. Aber weit und breit war nichts zu sehen. Als sie nun ein gutes Stück gegangen, teilte sich der Weg, der eine führte gradaus, der andere in den Wald. „Welchen sollen wir nun gehen?“ fragte die Frau. „Du gehst gradaus, ich gehe in den Wald. Und wer zuerst etwas findet, der soll es dem andern schreien,“ erwiderte der Mann. Kaum hatte er den Wald betreten, sah er eine Pfütze, in der sich etwas bewegte. Derselben sich nähernd, sah er ein Schweinchen sich darin herumwälzend; nun rief er seine Frau herbei, und wenn sie über das Schweine-Kind auch nicht gerade sehr erfreut waren, so hatten sie doch gelobt, das erste lebende Wesen aufzunehmen. Also sahen sie es als ein Geschenk Gottes an, nahmen es auf den Arm, trugen es nach Hause, erzogen es so gut, als sich eben ein Schwein erziehen läßt.

Als es nun ein großer Eber geworden, sprach es zu seinem Vater: „Vater, ich möchte heiraten, aber nur die Königstochter, geht zum König

Digitized by Google

und verlangt sie für mich.“ Hierüber erschrak der alte Bauer und machte seinem Sohne Vorstellungen, der aber bestand darauf und so mußte der Alte gehen. Zitternd vor Angst, hinausgeworfen zu werden, trat er vor den König, ihm sein Anliegen vortragend. Umso erstaunter war er, als der König ganz freundlich seinem Sohne, dem Schwein, die Prinzessin versprach, allerdings nur unter einer Bedingung, die dem Bauern unmöglich vorkam. Er, der Bräutigam, solle bis die Sonne wieder aufgehe, eine goldene Brücke vom königlichen Palast bis zu seinem Häuschen bauen, zu beiden Seiten blühende Äpfelbäume, in deren Schatten der König mit seiner Tochter zur Abholung des Bräutigams fahren könne.

Als der Alte diese Unterredung seinem Sohne mitgeteilt, war der sehr vergnügt und meinte, das ließe sich leicht tun. Am nächsten Morgen erwachte der König noch vor Sonnenaufgang, geblendet von einem Glanz, der die Sonne weit übertraf, vor seinem Fenster erhob sich eine Brücke, aus Gold und Edelsteinen erbaut, deren Ende er nicht sehen konnte, von beiden Seiten teils blühende Bäume, teils schon mit reifen Äpfeln beladen. Nun ließ der König seine Tochter rufen und teilte ihr mit, daß er sie dem Schwein zum Weibe versprochen, falls er, bis die Sonne aufgehe, eine Brücke aus Gold baue, zu beiden Seiten blühende Äpfelbäume, die den königlichen Palast mit der Hütte seiner Eltern verbinde. Nun sei dies geschehen und sie müsse sich drein fügen. Als die Königstochter dies vernommen, erschrak sie gewaltig, meinte aber, Versprochenes müsse man halten, ging darauf in ihre Kammer und weinte sich aus. Der König befahl nun dem Kutscher sechs weiße Pferde vor den Wagen zu spannen, setzte sich dann mit seiner Tochter hinein und fuhr auf der goldenen Brücke zum Bräutigam, ihn zur Hochzeit zu holen. Als die Braut nun ihren Bräutigam sah, konnte sie die Tränen kaum zurückhalten und war zu Tode betrübt. Auf dem Heimweg lief der Bräutigam neben dem Wagen und wälzte sich in jeder Pfütze, die am Wege lag. Nun wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, aber noch nie hatte man eine so traurige Braut gesehen. Als aber die Gäste fort waren, und das junge Ehepaar sich in seine Wohnung begeben hatte, schüttelte das Schwein sein Fell ab, plötzlich stand ein wunderschöner Prinz vor seiner jungen Frau und erzählte ihr, er sei nur in ein Schwein verwandelt und sie werde ihn nun erlösen, nur müsse sie zwei Tage das Geheimnis bewahren. Die Königstochter versprach es, sie war überglücklich und hatte ihren Mann jetzt sehr gerne. Am nächsten Morgen kam die „Nänaşe“ (Brautmutter) um nach ihrer armen „China“ zu sehen, aber wie erstaunte sie, als ihr ein glückstrahlendes Wesen ent-

Digitized by Google

gegentrat. Sie wollte die Ursache dieser schnellen Wandlung erfahren und bestürmte die junge Frau mit Fragen. Die hielt sich anfangs tapfer, endlich konnte sie doch nicht widerstehen ihr großes Glück jemanden anzuvertrauen, und dazu war ja die Nanasche am ersten berechtigt, hatte sie ihr doch den Kranz aufgesetzt. Sie erzählte ihr alles. „Weißt du was? Heute abends, wenn dein Mann das Fell abgeworfen und eingeschlafen ist, gib mir es heraus, ich heize unterdessen den Ofen und verbrenne es, warum soll er noch zwei Tage als Schwein herumgehen.“ Das leuchtete der jungen Frau ein, und sie versprach, dem guten Rat der Nanasche zu folgen.

Als nun am Abend das Schwein aus der Herde kam und in sein Zimmer trat, schüttelte es das Fell wieder ab und wurde der schöne Prinz. Kaum war er eingeschlafen, so nahm seine Frau das Fell und übergab es der an der Türe stehenden Nanasche, diese warf es schnell in den Ofen. Doch kaum fing es an zu brennen, erwachte der Prinz, denn er fühlte brennenden Schmerz, suchte sein Fell und fand es nicht. Zitternd gestand ihm seine Frau, was sie getan. „Wehe dir und mir, jetzt werde ich wieder verwünscht und komme in eine Stadt, weit, weit von hier, sie heißt Schalagastrau.“ Während er dies sagte, gürtete er sie mit einem Gürtel. „Du wirst gehen und mich suchen aber so bald nicht finden, und aufgegürtet kannst du auch nicht werden, bis du mich nicht gefunden und ich die Hand darauf gelegt.“ Als er ihr dies gesagt, war er verschwunden.

Jetzt ging die arme Frau wieder traurig herum, fand keine Ruhe bei Tag und Nacht und machte sich auf den Weg ihren Mann zu suchen. Sie ging und ging, ein Jahr nach dem andern verging, den Namen der Stadt hatte niemand gehört, so oft sie auch fragte, endlich kam sie im siebenten Jahre zum Freitag und fragte: „Weißt du nicht wo die Stadt Schalagastrau liegt?“ „Nein,“ antwortete Freitag, „ich habe nie von dieser Stadt gehört, aber komm, ich führe dich zu meiner Schwester, dem Sonnabend, vielleicht weiß die es.“ So gingen sie hin, aber auch die wußte es nicht, schickte sie aber zur andern Schwester, dem Sonntag. Auch die hatte nichts gehört, doch wollte sie versuchen, durch ihre Vögel es vielleicht zu erfahren. Sie nahm die große Peitsche und knallte in alle vier Ecken dreimal, da kamen alle Vögel herbeigeströmt, aber keiner wußte etwas von dieser Stadt. Wieder nahm Sonntag die Peitsche und knallte noch einmal in alle vier Ecken, da kamen noch einige Vögel, die sich verspätet, aber auch von diesen hatte keiner je von dieser Stadt gehört. Nun zählte Sonntag die Vögel, da fehlte nur ein einziger.

Digitized by Google

Sie nahm die Peitsche und knallte wieder nach allen vier Richtungen dreimal, aber jetzt viel heftiger, darauf kam nur das eine Vöglein hinkend herbeigeflogen. Sie holte mit der Peitsche aus, es zu schlagen, weil es sich so verspätet, dies rief aber: „Nicht eilt mit dem Schlagen, eilt mit dem Fragen, ich komme gar weit her, ich war in der Stadt Schalagastran.“ „Gut, du kennst also den Weg, nimm diese Frau auf den Rücken und fliege mit ihr in die Stadt.“ „Wie kann ich denn eine so große Frau auf den Rücken nehmen, ich bin so klein, ich will mich ihr auf die Achsel setzen und ihr so den Weg zeigen.“

Die Frau dankte Schwester Sonntag für die Mühe, nahm das Vöglein auf die Schulter und fing wieder an zu gehen. Als das siebente Jahr fast zu Ende war, gelangte sie an die Stadt, konnte aber nicht hinein, denn ein großes Wasser war dazwischen. Sie setzte sich und fing wieder an zu weinen und zu klagen, denn nun war sie am Ziel und konnte es doch nicht erreichen. Da hörte sie ein Gezank, als sie aufsah, standen drei Buben neben ihr, hatten einen Stab, eine Kappe und ein Paar Schuhe und sollten sich diese drei Dinge teilen, wußten aber nicht wie, denn am liebsten hätte jeder alles behalten. Ich will euch bei der Teilung helfen, nur müßt Ihr mir zuerst sagen, wozu man diese drei Dinge gebraucht?“ „Was man mit dem Stab berührt, wird zu Stein, setzt man den Hut auf, ist man unsichtbar und mit den Schuhen kann man durch dies Wasser gehen“, erklärten die Knaben. „Nun gut, geht einmal diesen Berg hinauf und kommt wieder herab, laßt mir die Sachen aber hier.“ Die Knaben taten wie ihnen befohlen, als sie herunterkamen, nahm die Frau den Stab und berührte sie damit, sogleich standen drei Steine vor ihr. Nun zog sie die Schuhe an, setzte die Kappe auf und ging hinüber in die Stadt, grade in das Haus ihres Mannes, der war eben in der Kirche. Zuerst ging sie in die Küche das Frühstück zu bereiten, deckte den Tisch und erwartete ihn mit der Kappe auf dem Kopfe. Als er nach Hause kam, setzte er sich an den Tisch und fing an zu essen, sie saß unsichtbar neben ihm und aß auch, da berührte er zufällig mit der Hand den Gürtel, der seiner Frau in all den Jahren unsägliche Qualen bereitete, sofort fiel er auseinander. Sie nahm gleich die Kappe ab, da erkannte sie der Mann, und neben ihr stand ein wunderschöner, großer Knabe. Im ersten Augenblick war die Freude aller grenzenlos, da sprach der Mann mit wehmütiger Stimme: „Du hast mich treu gesucht und gefunden, ich habe dich von deiner Qual erlöst, nun müssen wir aber auf ewig scheiden, jedes von uns dreien wird seine Bahn gehen, nimmer werden wir uns wieder treffen.“ Kaum waren diese Worte von

Digitized by Google

seinen Lippen gekommen, als alle drei zusammenbrachen. Drei Sterne stiegen auf zum Himmel.

Jeden Abend, bald wenn die Sonne untergegangen, geht ein großer Stern auf, der Abendstern, und erst wenn er untergegangen, wird seine Frau, der Morgenstern sichtbar, beide aber können in weiter Ferne, der eine beim Untergang, der andere beim Aufgang ihr Kind, den Mitternachtsstern sehen. *Dodosiă Anton, Marpod.*

105. Die herzlose Schwiegertochter.

In der Mitte eines Dorfes steht ein schönes, großes Haus, nach außen mit lauter Heiligen kostbar bemalt, mit einem goldenen Zaun umgeben, es sieht so reich und stolz aus. Der Vorübergehende könnte die Eigentümer beneiden, aber wie sieht es drinnen aus? Wer wohnt da? Eine Schwiegermutter mit der Schwiegertochter. Erstere liegt krank im Bett, in fiebernder Hitze mit vertrockneten Lippen und bittet: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Wasser, das Herz vertrocknet mir.“ „Wart', Schwieger, warte, bis ich das Frühstück fertig habe, dann will ich dir Wasser geben.“

Das Frühstück hatte sie fertig gemacht, der armen Kranken aber kein Wasser gebracht. Nach einer Zeit bat die Kranke wieder: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Wasser.“ „Wart', Schwieger, warte, bis ich das Mittagessen bereitet, dann will ich dir Wasser bringen.“

Das Mittagessen war längst fertig, aber Wasser hatte sie keines erhalten. Wieder bat die Schwiegermutter: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Wasser, das Herz vertrocknet mir.“ „Warte, Schwieger, warte, bis ich das Abendessen fertig habe.“

Auch das Abendessen war fertig, aber vergessen war das Wasser. Zum letzten Male bat die Schwiegermutter: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Wasser, ich verbrenne ganz.“ „Warte, Schwieger, warte, bis ich mich zu Bett lege, dann bring' ich dir Wasser.“ Sie legte sich schlafen, aber der Kranken Wasser zu bringen, hatte sie vergessen. Der Hahn verkündete den Morgen, und Gott hatte eine arme, verlassene Seele zu sich genommen. *Anisie Preda, Marpod.*

106. Das Schicksal.

Ein Cioban (Schäfer) kam einmal abends spät in ein fremdes Dorf und klopfte bei einem Rumänen an, um Nachtquartier bittend. Er wurde eingelassen, so gut als möglich bewirtet, dann wies man ihm eine Schlaf-

Digitized by Google

ſtelle an. Müde von der Reiſe, ſchlief er bald ein. Da hörte er, wie im Traum Geiſterſtimmen durcheinander ſchwirren. Dadurch wurde er ganz munter und aufmerkſam, was um ihn vorging.

Im Hauſe hatte eben ein Knabe das Licht der Welt erblickt, und nun umſchwebten die Ursitori (unſichtbare Geiſter), wie ſie das bei jedem neugeborenen Kinde tun, ſeine Wiege, ſeine Zukunft zu beſtimmen. Da hörte er ſie ſagen: „Dieſes Menſchenkind wird leben, groß und ſtark werden, an ſeinem Hochzeitstage im Brunnen ſterben.“ Der Tſchoban war entſetzt, denn gar zu traurig iſt es, im ſchönſten Lebensalter, im höchſten Glücke, ſterben zu müſſen. Er beſchloß, über dies junge Weſen zu wachen, am beſten konnte ers tun als Nanaş (das iſt rumäniſch Taufzeuge, der dann auch Trauzeuge wird). Aus dieſem Grunde trug er ſich am nächſten Tage zum Paten des Kindes an, taufte und ging dann ſeiner Wege.

Die Jahre vergingen, der Knabe wurde groß, ein ſtattlicher Burſche. Sein Pate kam jedes Jahr mit ſeinen Schafen in das Dorf, beſuchte ihn und hatte jedesmal ſeine Freude an dem munteren Knaben.

Schnell waren zwanzig Jahre vergangen und der Tſchoban, der Nanaſche, wurde zur Hochzeit geladen. Schweren Herzens erſchien er, in der feſten Abſicht, den Bräutigam nicht aus den Augen zu laſſen. Es war eine luſtige Hochzeit. Der Geiger tat ſeine Schuldigkeit, desgleichen der Wein und der Schnaps auch. Die Trauung war vorüber, die Wägen ſtanden bereit. Auf den erſten Stiegen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die Gäſte, in der Mitte die Braut. Auf dem zweiten führte die Mutter der Braut mit der Nanaſche die auf einer neuen, ſchön geblümten Truhe ausgebreitete Ausſteuer. So ging es unter lautem Schreien zum Bräutigam. Die voran galoppierenden Burſchen (Kălăraşi) mit bunten Tüchern geſchmückt.

Im Hauſe des Bräutigams begann die Luſtbarkeit erſt recht, auch der Nanaſch begann ſich zu beruhigen, als plötzlich der Bräutigam erklärte, zum Brunnen gehen zu müſſen, um friſches Waſſer zu trinken. Der Nanaſch drängte ihn zurück und brachte ihm das Waſſer ſelbſt. Der Bräutigam trank, wurde aber immer unruhiger. Bald wollte er wieder zum Brunnen, wieder brachte der Nanaſch friſches Waſſer. Zum dritten Male ſprang der Burſche auf: „Nun hilft alles nichts, ich muß zum Brunnen!“ Da machte der Nanaſch den Vorſchlag, die ganze Hochzeit ſolle hinaus und um den Brunnen tanzen. Er ſelbſt ging aber voran, deckte den Brunnen zu. Der Geiger ſpielte auf, alles tanzte, außer dem Nanaſch und dem Bräutigam, der ſich erſchöpft an den Brunnenrand ſetzte und noch zum Nanaſch ſagte: er könne ſichs nicht erklären, warum

Digitized by Google

es ihn so hinunterziehe. Plötzlich fielen ihm Kopf und Hände auf den Brunnendeckel, er war tot.

Der Nanasch hatte sein Möglichstes getan, den Geistern das Leben seines Chinu abzuringen, doch war ihm nur soviel gelungen, daß er nicht im, sondern nur am Brunnen starb. Das war den Ursitors auch gleich. Was sie an der Wiege des Menschen über sein Schicksal beschließen, das erfüllt sich, trotz aller menschlichen Sorge. *Ana Jacob, Bägendorf.*

107. Das Salz im Brot.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Eines Tages rief er die Älteste zu sich und fragte, wie liebe sie ihn? Hierauf antwortete sie ihm: „Vater, ich habe dich so lieb wie Zucker." Der König freute sich über solche süße Worte und rief auch die zweite Tochter, um sie zu fragen, wie stark ihre Liebe zu ihm sei. „Vater," antwortete auch diese, „ich liebe dich, wie Dultschaza." Auch diese Antwort gefiel ihm gar wohl und er rief auch seine Jüngste und frug sie: „Wie gern hast du mich?" „Vater, ich habe dich so gerne wie das Salz im Brot." Darüber wurde der König so zornig, daß er seine dritte Tochter fortjagte. Diese ging und ging durch Wald und Feld, bis sie in ein anderes Reich gelangte, zu einem König, dessen Sohn schwermütig war. Der konnte niemanden um sich vertragen außer seine Mutter. Zu dieser trat das Mädchen in Dienst. Der Kranke duldete nun auch diese um sich, sie pflegte ihn so gut, und als ein Jahr um war, so war er wieder gesund, und hatte seine Pflegerin so lieb gewonnen, daß er sie zur Frau begehrte. Da sie ihn auch gern hatte, willigte sie ein und bald sollte Hochzeit sein, zu welcher die Braut auch ihre Bekannten und ihren Vater einlud. Dieser wußte aber nicht, daß die Braut seine Tochter sei. Nun befahl sie, neben seinen Teller ungesalzenes Brot zu legen. Als die Gäste bei Tische saßen, schmeckte allen das Brot, nur dem alten König nicht, der konnte es nicht essen, weil kein Salz darin war. Er sah aber, wie es allen gut schmeckte und fragte seinen Nachbarn, ob er auch Brot ohne Salz habe? Der hatte aber nicht solches. Jetzt fragte er, wie käme es, daß nur er solch ungenießbares Brot bekommen? Da erhob sich die Braut und sagte: „Vater, kennst du mich denn nicht? Ich bin ja deine jüngste Tochter, die du fortgeschickt, weil sie dich wie das Salz im Brot liebt. Heute aber erkennst du selbst, wie viel wichtiger doch Salz ist, als alles andere." Als dies der Vater hörte, begann er zu weinen und bat sein Kind um Verzeihung.

Der alte König übersiedelte nun zu seiner Jüngsten und lebte noch viele Jahre froh bei ihr. Wer weiß, ob er schon gestorben? *Leschkirch.*

Digitized by Google

108. Der Zigeuner und der Hase.

Es ging ein Zigeuner in den Wald, sich Holz zu suchen, aus welchem er Spindeln machen wollte. Nur einmal sah er im Gesträuch einen schlafenden Hasen. Hä, denkt der Zigeuner, dieser Hase ist ein gutes Geschenk für einen Herrn, mit dem kannst du dir Ehre machen, nicht nur Ehre, mehr noch, der wird das Geschenk nicht umsonst annehmen, er gibt dir dafür ein Ferkelchen, das ist ein Säuchen. Dies ferkelt 10, lauter Säuchen, jedes von diesen bringt dir 10, dann hab' ich eine ganze Herde, über die ich der Herr bin, und nehme mir einen Hirten und schicke ihn mit der Herde aufs Feld sie zu hüten, dann kommen die Stăpâni (Hausbesitzer, denen der Zigeuner arbeitet), und wollen Schweine kaufen, dann gehe ich in die Türe und rufe: „Măi loane, mă—i, — komm mit den Schweinen!" Dies schrie der Zigeuner so laut, daß der Hase erwachte, in die Höhe sprang und zum Teufel lief. Zuerst starr vor Schrecken, daß ihm sein schönes Luftschloß noch schneller, als ers aufgebaut, zusammengefallen, bemächtigte sich des Zigeuners ein so großer Zorn, daß er sich nicht mit gar schönen Schimpfworten Luft machte. Doch das war alles vergebens, der Hase kam nie wieder. *Marpod.*

109. Nimm, Vetter, Punje! (Fasten-Kuchen.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen Knaben, der seiner Mutter immer Punje (Brot) verlangte, sie gab ihm immer, und doch war er beständig hungrig. Hierüber verwundert, paßte ihm die Mutter auf, um zu erfahren, was er mit dem Punje vorgebe. Der Knabe aber lief zu einem Christusbilde und rief: „Nimm, Vetter, Punje." Da trat Christus aus dem Bilde, nahm das Stück und stieg wieder in den Rahmen. Als das Kind zum nächsten Male wieder Punje verlangte, sagte sie: „Geh', und fordere auch du jetzt dem Herrn Christus etwas zu essen." Der lief zum Bilde und begann zu weinen: „Vetter, die Mutter will mir keinen Punje mehr geben, sie schickt mich zu dir, du solltest mir auch einmal geben."

Damals ist der Herr Christus noch einmal heruntergestiegen, hat aus einer Seite Fleisch genommen, aus der andern einen köstlichen, weichen Punje und Geld, hat alles dem Kinde gegeben. Wie das die Mutter sah, ging sie auch und verlangte Geld. Christus der Herr aber gab ihr keines, stieg auch nie mehr aus dem Rahmen herab.

Ana Folobă, Leschkirch.

Digitized by Google

110. Die taube Frau.

Eine junge Frau, die aber taub war, sollte mit ihrem Mann die Nanasche, welche im nächsten Dorfe wohnte, besuchen. Um ihr etwas mitzunehmen, hatte sie einen großen schönen Punje gebacken und eine hölzerne Ploscă (Flasche) mit Wein gefüllt. Während sie diese Herrlichkeiten in einen Zwerchsack packte, spannte ihr Mann die Ochsen an den Wagen. Als alles fertig war, fuhren sie die Straße abwärts dem Morgen entgegen. Immer, wenn der Mann sich den Ochsen zuwandte, trank sie aus der Flasche und biß vom Punje. Er trieb die Ochsen, sie aß und trank, bis kein Wein mehr in der Ploska war. Da wandte sich der Mann um: „Meine Frau, wo hast du den Punje?" Die taube Frau fragte langsam „Pope?" „Der Teufel soll dich holen, Punje habe ich gefragt. Wo ist der Punje?" „Muscă (Fliege)?" „Wenn dich doch die Fliege holen und ungekämmt fressen sollte!" rief er zornig und schrie ihr ins Ohr: „Wo ist der Punje?" „Der Punje? Je, der war zu eckig, ich wollte ihn abrunden und habe immer davon abgebrochen und in den Mund gesteckt, bis nichts mehr war."

„Wenn lieber dich der Teufel gefressen hätte", rief böse der Mann, „aber wo ist die Ploska mit dem Wein?" „Pope?" „Kommst du mir jetzt wieder mit dem Pope, du einfältiges Weib. Wo ist die Ploska?" „Die Muscă (Fliege)?" „So mach doch die Ohren auf. Wo ist die Ploska mit dem Wein?" „Wein? Je, den mußte ich doch auch trinken, sonst hätte mir ja der Punje geschadet."

Darauf nahm sich der Mann einen dicken Stock und gab ihr ein Paar über den Rücken. „Da hast du Punje und Wein, damit dir beides nicht schade." Wandte darauf den Wagen um und fuhr wieder nach Hause, denn mit leeren Händen, wie aus dem Wald, konnten sie doch nicht Besuch bei der Nanasche machen. *Ana Iacob, Bägendorf.*

111. Der fremde Großvater.

Es ging einmal ein Knabe zum Ofen um Holz aufzulegen, da saß auf dem Herd ein fremder alter Großvater mit einem großen, großen Hut auf dem Kopf. Der kam dem Knaben so merkwürdig vor und er fragte: „Lieber Großvater, wer bist du? Was für einen großen Hut hast du auf!" „Groß wirklich, mein Herz, gar viele Kinder hat er umfangen." „Ach Großvater, was für eine lange Nase hast du!" „Lang wirklich, mein Herzchen, gar viele Kinder hat sie gerochen." „Ach Groß-

Digitized by Google

vater, wie lange Füße du hast." „Groß wirklich, gar viele Kinder hab ich damit erreicht." „Aber Großvater, welch' großen Mund hast du!" „Groß wahrlich, gar viele Kinder hab' ich gefressen. Ham, ich freß jetzt auch dich." *Anisie Preda, Marpod.*

112. Der Fremde.

Eine junge Frau war allein zu Hause. Sehnsucht und Gram verzehrten sie. Sehnsucht nach ihrer Heimat, ihrer Mutter, Gram über ihren schlechten Mann, der immer auf Raub ausging. „O Mutter, meine Mutter, warum hast du mich fortgegeben, einem Fremden in ein fremdes Dorf?" klagte sie weinend. „Es wollten mich viele Burschen aus der Heimat, aber an jedem fandest du Fehler, keiner war gut genug für deine Tochter. Du gabst sie fort einem großen Räuber, freilich, wie konntest du wissen, was er bezahle. Ich war zu Hause nicht gewöhnt, geraubtes Brot zu essen, blutige Wäsche zu waschen."

Als der Mann nach Hause kam, bemerkte er noch die Spuren der Tränen in den Augen seiner Frau und ihre Trauer. „Warum hast du geweint?" fragte er sie. „Geweint habe ich nicht, hatte grünes Eichenholz verbrannt, der Rauch trieb mir die Tränen in die Augen." „Mein junges Frauchen, warum trauerst du so sehr? oder sehnst du dich nach deiner Mutter?" „Nach meiner Mutter habe ich mich immer gesehnt und sehne mich auch heute." „O, mein Frauchen, gedulde dich nur ein wenig, nur bis der nächste Tag anbricht. Den Wagen will ich schmieren, die Deichsel umkehren um dich morgen zu deiner Mutter zu bringen."

Als es Tag wurde, befahl er dem Kutscher, die Pferde an den Wagen zu spannen, damit er zu den Schwiegereltern fahre. Als dann alles fertig war, rief er ins Haus hinein: „Meine Frau, nimm dir den Desage (Zwerchsack, ohne welchen die Rumäninnen nie über Land gehen) in die Hand und komme."

Nun fuhren sie und fuhren, bis an ein Wirtshaus, das an der Straße lag. Er stieg ab, ging hinein und brachte eine Maß Wein, bot auch seiner Frau an. „Nimm du, trinke noch einmal Wein von mir, von heute an wirst du keinen mehr trinken." „Ich brauche deinen Wein nicht, noch sonst etwas anderes von dir, du hast mir schwere Gedanken gemacht, auch mein Herz ist schwer zum Sterben."

Nun fuhren sie weiter bis an einen See, er befahl dem Kutscher zu halten, damit die Pferde ein wenig ausruhten, bis dann solle er drei Messer wetzen. „Was sollst du denn mit den geschärften Messern?" fragte die Frau in großer Angst. „Dir den Kopf abschneiden, wie ich's

Digitized by Google

ſchon zehn Frauen getan.“ Die Frau erſchrak und rief den Kutſcher: „Kutſcher, lieber Kutſcher, geh in mein Dorf und läute die Totenglocke, damit die Leute meinen Tod erfahren. Getötet vom eignen Mann.“ Sie hatte kaum ausgeredet, ſo lag der Kopf auch ſchon auf der Erde. Der Mörder hob ihn auf und legte ihn in die Glugă. (Eine Kopfbedeckung zum Schutze gegen den Regen, aus einem wollenen Tuch kapuzenförmig zuſammengeheftet.) Dann fuhren ſie weiter bis vor der Schwiegereltern Tor. Er ſchlug einmal mit dem Fuß hinein und ſchrie: „Mach auf, Schwiegermutter, die Frau hab' ich gelaſſen in einem Blumengarten mit Korn, im Blute bis an den Gürtel.“ Er ſchlug auch zum zweiten Male mit dem Fuße ins Tor: „Mach auf, Schwiegermutter, das Tor, die Frau hab' ich gelaſſen in einem Blumengarten im Blute bis ans Herz.“ Er ſchlug auch zum dritten Male ins Tor: „Mach auf Schwiegermutter, mach auf, die Frau ließ ich im Garten im Blute bis an den Hals.“ Noch einmal ſtieß er mit voller Kraft ins Tor, daß es in vier Teile zerſprang. Nun kam er in den Hof, wurde freundlich von der nichts ahnenden Schwiegermutter empfangen, gut bewirtet mit Speiſe und Trank. Erſt am dritten Tage begann ſie: „Wie kommt es nur, daß wir hier drei Tage mit einander gegeſſen und getrunken haben, ohne daß du mir etwas von meinem Kinde erzählt und ich erſt jetzt auf ſie frage?“ „Schwiegermutter, Schwiegermutter, du ſaurer Apfel, geh in den Keller und bring mir ein wenig Sauerkraut, ich überbringe dir ſehnſüchtige Grüße von deiner Tochter.“ Die Alte ging und brachte Sauerkraut auf den Tiſch. Während ſie aber noch im Keller war, hatte er den Kopf der jungen Frau auf den Tiſch geſtellt. Als ſie zurückkam, hielt ſie ſich an der Stuhllehne feſt, vor Schreck gelähmt, und ſprach mit verlöſchender Stimme: „O mein Kind, mein Töchterchen, ſo was hab ich immer gefürchtet, es hat mir immer am Herzen genagt, ſeit du ein kleines Kind warſt. Ich rief dich von der Nachbarin, wo ich dich gut aufgehoben wußte, du kamſt aus dornigem Geſtrüpp hervor, ich wußte dich auf blumiger Wieſe, du hielteſt dich zwiſchen harten Erdſchollen auf, ich ſuchte dich bei guten Freunden, und fand dich zwiſchen Feinden.“

Anisie Preda, Marpod.

113. Die drei Jäger.

Es war einmal ein alter Jäger, der hatte drei Söhne, mit denen er fleißig in den Wald jagen ging. An einem Sonntagabend, da ſie grade zum Tanze wollten, rief ihnen der Vater nach: „Bleibt nicht zu lange, wir müſſen noch vor Tag in den Wald an die Arbeit.“ Als ſie

Digitized by Google

vom Tanze nach Hause kamen, schlief der Vater schon, und sie beschlossen unter einander, ihn nicht zu wecken, sondern auch einmal allein zu gehen. Nahmen sich jeder auf drei Tage Speck, Brot und Zwiebel in die Gluga und machten sich auf den Weg; bis sie in Wald kamen war es grade Tag und sie konnten gleich zu jagen anfangen, jagten und jagten bis es Abend wurde, dann schleppten sie die Beute unter einen Baum, machten ein Feuer daneben, aßen zu Abend. Die zwei jüngeren legten sich schlafen, der älteste sollte Wache halten und aufs Feuer sorgen, erlosch dieses, so mußte er sterben. Bis um Mitternacht blieb alles ruhig, als aber die zwölfte Stunde schlug, da raschelte es in den Zweigen, ein großes Ungeheuer fiel vom Baume herab und stellte sich vor ihn: „Mit was wollen wir ringen?“ „Mit Stöcken,“ erwiderte der Jäger, nahm seinen Stock und schlug, ehe das Ungeheuer seinen recht schwingen konnte, ihm den Kopf ab, setzte sich dann wieder ans Feuer und wurde durch nichts mehr gestört bis am Morgen. Als die beiden andern Brüder erwachten, nahmen sie ihre Gewehre und gingen wieder an ihre Arbeit, bis die Sonne verschwunden. Abends trugen sie ihre Beute unter den Baum zu der vom vorigen Tage, machten Feuer an, brieten ein wenig Speck, aßen Zwiebel dazu und nachdem das Abendessen überstanden, legten sich der Älteste und Jüngste unter den Baum zur Ruhe. Der zweite schürte das Feuer und hielt Wache. Alles blieb ruhig bis um Mitternacht, wie am ersten Abend, als aber die zwölfte Stunde schlug, da bewegten sich die Äste, die Blätter raschelten noch ärger als gestern und ein noch größeres Ungeheuer fiel herunter, stellte sich vor ihn und forderte ihn zum Ringen auf. „Womit wollen wir ringen?“ fragte es den Zweiten. „Mit Messern.“ Der Jäger zog sein Jagdmesser und während das Ungeheuer seines in der Luft schwang, schnitt er ihm den Kopf ab. Nun blieb er ungestört am Feuer sitzen bis Tagesanbruch, da erwachten die Brüder und sie gingen alle drei wieder an die Arbeit bis zum Abend. Dann brachten sie das erlegte Wild zu dem übrigen unter den Baum, zündeten ein gutes Feuer an, bähten Brot und aßen es mit Salz und Zwiebel, denn ein guter Rumäne fastet am dritten Arbeitstage der Woche. Als sie ihr einfaches Mahl beendet, übernahm nun der Jüngste die Wache. Bis um Mitternacht erging es ihm ganz so wie seinen Brüdern. Als aber die zwölfte Stunde schlug, da bewegten sich die Zweige so, daß nicht nur das Laub auf dem Baum, sondern auch das Gras auf der Erde erzitterte. Es sprang eine Schlange herunter mit grünen Flügeln und sprach: „Komm, wir wollen mit Flügeln ringen.“ Der Jüngste war damit zufrieden, band sich feurige

Digitized by Google

Flügel an und flog mit der Schlange in die Höhe. Da begegnete ihnen ein Rabe. Die Schlange sprach zu ihm: „Geh' Rabe, zum grünen Meer, begieße mir grüne Flügel, ich will dir dafür Fleisch zu fressen geben von einem Kattner.“ Der Kattner rief aber auch: „Geh' Rabe, zum feurigen Meer, begieße mir feurige Flügel, ich will dir Schlangenfleisch zu fressen geben.“ Dies gefiel dem Raben besser, er flog zum feurigen Meer, begoß feurige Flügel; der Kattner überwand die Schlange, tötete sie, schnitt die Zungenspitze ab, hob sie in der Tasche auf, das übrige Fleisch überließ er dem Raben zum verspeisen, flog dann wieder zurück zu seinem Feuer, aber, o weh, dies war erloschen und wenn er sich kein frisches herbeischaffen konnte, bis der Tag anbrach, so mußte er sterben. Um zu versuchen, ob er nirgends in der Nähe ein Feuer erspähe, stieg er auf den Baum und sah wirklich in weiter, weiter Ferne einen leuchtenden Punkt, den er als Feuer erkannte. Um die Gegend nicht zu verfehlen, warf er seine Mütze der Richtung zu, stieg herunter und lief, was er laufen konnte immer der Mütze nach. Als er eine Weile gelaufen, begegnete er dem Kokoschgai, das ist der Hahn, welcher den Morgen verkündet. „Wohin sollst du?“ fragt der Jäger. „Aufs Gebirge,“ antwortete Kokoschgai, ich soll krähen, damit es Tag werde, es ist lange seit gestern abends. Der Kattner nahm ihn und band ihn an einen Baumstamm und lief weiter, da begegnete er dem Tag. „Wohin sollst du?“ fragte er auch diesen. „Ich soll geschwind aufs Gebirge, damit es Tag wird, es ist lange seit gestern abends.“ Auch diesen band er an einem Baumstamm: „Bleib nur ruhig, bis ich zurückkehre, ich habe noch vieles zu vollbringen, bis es Tag werden darf.“ Endlich war auch das Feuer erreicht, aber wie erschrak er bei dem Anblick, der sich ihm darbot! Um ein großes Feuer saßen neun Teufel und brieten einen Menschen. Grausen packte ihn, aber Feuer mußte er um jeden Preis haben, wie sollte er es nur klug anstellen, ohne daß ihn das gleiche Schicksal ereile wie den eben bratenden Menschen? Schon hatte ihn einer der Teufel bemerkt und zerrte ihn zu den übrigen. Alle umringten ihn: „Höre, du Menschenkind, wenn du uns nicht die Königstochter stehlen hilfst, so mußt du auch am Spieße braten, wie dieser hier.“ „Gut, ich will sie Euch stehlen, Ihr müßt aber alle mitkommen.“ Nun gingen sie bis vor das Haus, in dem die Königstochter schlief. An der ersten Türe hielt ein schlafender Zigeuner Wache. An jede nächste stellte er einen Teufel. An die zehnte kam der Jüngste, er selbst ging nun hinein, weckte die Königstochter geschwind, beeilte sich ihr die Gefahr, in der sie schwebe, klar zu machen, er wolle sie aber retten, sie solle mit ihm kommen. Als sie die erste

Digitized by Google

Türe öffneten, wollte der Teufel gleich zugreifen, der Retter aber tadelte ihn: „Weißt du denn nicht, wie man eine Königstochter begrüßt? Bücke dich und küß ihr die Füße.“ Sogleich bückte er sich, der Jäger aber hieb ihm den Kopf ab, schnitt die Zungenspitze weg und nahm sie zu sich, an der zweiten und allen andern machte ers ebenso, bis alle neun Teufel kopflos da lagen, von allen hatte er die Zungenspitzen genommen. Nun war die Königstochter so froh und dankbar und wollte ihren Retter gar nicht mehr fortlassen, denn der König hätte versprochen, sie demjenigen zum Weibe zu geben, welcher die neun Teufel umbrächte. Nun sagte er ihr, er müsse zwar fort, sonst werde es nimmer Tag, denn er habe den Tag selbst und seinen Gehilfen, den Kokoschgai, angebunden, aber sobald als möglich werde er wieder kommen und sich seinen Lohn holen. Darauf gab sie ihm einen Ring, zerriß ihr Tuch in zwei Hälften, gab ihm die eine, die andere behielt sie, damit sie sich wieder erkennen sollten. Dann nahm er Abschied von ihr und eilte zum Feuer. Nahm von dort einen Brand und lief bis zum Tag, band ihn frei, lief weiter zu der Stelle, an welcher er den Kokoschgai angebunden, schnitt auch diesen frei und eilte weiter, kam noch zur rechten Zeit zu seinen schlafenden Brüdern. Zu gleicher Zeit, als das Feuer lustig zu flackern anfing, krähte der Hahn, brach der Tag an, seine Brüder rieben sich die Augen und hatten keine Ahnung, welch Abenteuer ihr jüngster Bruder in der kurzen Zeit, einer einzigen Nacht, durchgemacht. Er hatte nun große Eile, nach Hause zu kommen, das Sonntagsgewand anzuziehen und in die Stadt zu fahren, warum? sagte er niemandem. Er machte seinen Brüdern den Vorschlag, das erlegte Wild nun heimzutragen und zum Verkaufe in die Stadt zu schaffen. Die Brüder waren zufrieden, schwer beladen kehrten sie heim, denn sie hatten Jagdglück gehabt. Der Vater war auch mit ihnen zufrieden und so rüsteten sie sich zur Stadt. Als sie am nächsten Morgen hineinkamen, fanden sie alle Gassen festlich geschmückt und die Leute gingen alle in Feiertagskleidern aufgeregt einher. Die Wirtin erzählte ihnen auf ihre verwunderten Fragen, was das alles zu bedeuten habe? Die Königstochter sei durch einen Zigeuner von neun Teufeln gerettet worden, nun müsse sie ihn heiraten, weil sie der König dem zum Weibe versprochen, welcher die neun Teufel töten werde. Heute solle die Hochzeit sein. Als der Jüngste dies gehört, füllte er das halbe Tuch der Königstochter mit Haselnüssen und schickte es ihr. Diese erkannte das Tuch sofort und ließ die drei Brüder zu sich rufen. In Gegenwart des Königs, der Braut, seiner Brüder und des Zigeuners erzählte er seine Erlebnisse der Nacht. Darob erstaunten seine Brüder, der Zigeuner

Digitized by Google

aber erbleichte, es lief ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken, doch faßte er sich wieder und sprach, als der Jäger geendet: „Wie kann dies möglich sein, ich habe doch die besten Beweise, die Zungen, bei mir.“ Indem zog er sie aus der Tasche, aber allen fehlte die Spitze. Nun nahm der wahre Retter zuerst die Zungenspitze der Schlange, darauf die der Teufel, und sie paßten ganz genau, schließlich zeigte er auch den Ring am Finger, den ihm die Braut beim Abschied gegeben. Der Zigeuner sah nun, daß er verloren sei und wollte fliehen, wurde aber gebunden und auf einem wilden Pferde durch die Stadt gejagt.

Der König machte aber große Hochzeit und als er alt war, so wurde der Kattner König, und lebte mit seiner jungen Frau viele Jahre glücklich. Von wo ich diese Mär gehört, von dort hab ich sie auch erzählt. *Burgberg.*

114. Radu Bolfe.

Zu der Zeit, da die Zigeuner noch nicht so arbeiteten, wie jetzt, und jeder nur einen Stăpân (Herrn) hatte, lebte ein Zigeuner, der hieß Radu. Der hatte so viele Kinder als Löcher in einem Siebe sind und noch eines mehr, aber noch immer waren sie satt geworden von dem, was ihr Vater vom Stăpân heimschleppte. Nie war er auch nur auf den Gedanken gekommen, zu stehlen.

Zum ersten Male in seinem Leben, war er eines schönen Sommertages nicht auf dem Platz zum Stăpân, er hatte verschlafen, als er dann aber doch hinlief, war dieser schon längst mit den Leuten auf dem Feld. Zum ersten Male auch sollten seine Kinder einen ganzen Tag hungern. Dieser Gedanke machte ihn ganz betrübt. So kam er heim. Auf halbem Wege traf er die ganze Schar, sie war ihm entgegengekommen, um die Râncezala (vergilbter Speck) in Empfang zu nehmen. Über diese herbe Enttäuschung schlugen sie ein fürchterliches Geheul auf, daß sich der arme Zigeuner nur hinter den Ohren kraute, bis er mit der heulenden Bande zu seiner Frau kam. „Du Frau, seit ich bin, habe ich noch nie gestohlen, aber heute muß ich, sieh' her, wie die schreien.“ „Nicht geh', der Tag wird ja vergehen auch hungrig, nicht geh', man erwischt dich und wirft dich ins Gefängnis, nicht geh',“ suchte die Frau ihn zu beruhigen. „Ich will essen, ich will essen, auch ich, auch ich,“ schrie es durcheinander. „In meinem Leben hab' ich noch nie gestohlen, heute muß ich, ich tu's ja für die Kinder. Frau, unser Herrgott wird mir helfen, von diesen vielen Kindern, für die ich Speise schaffen muß, wird ja eines Glück haben, daß man mich nicht erwischt.“ Mit diesen Worten lief er fort. Er lief bis er in einen

Digitized by Google

Garten kam, wo ein Baum stand, ganz blau von Pflaumen. Vorsichtig stieg er hinauf, füllte sich den Busen und kam nach Hause. Aber, o weh, das reichte ja kaum für zwanzig, und da erhielt jedes nur eine. Kurz entschlossen kehrte er wieder um, kletterte auf den Baum, nahm so viel er im Busen und in den Taschen bergen konnte. Nun waren aber auch alle befriedigt, und die Ruhe hergestellt, aber nicht die seines Gewissens, es brannte und fraß in ihm. „Du Frau, gewiß hat mich jemand gesehen, bald sind sie hinter mir, wohin soll ich mich verstecken? Ich krieche in den Ofen, du stellst dich davor, als ob du Feuer anmachen wolltest, und wenn sie dann kommen, mußt du sagen, du wüßtest nichts von mir, hörst du Frau? ich sterbe vor Angst." Er hockte im Ofen, seine Frau stand davor. So verging eine Stunde nach der andern, aber niemand kam, den Radu zu fangen. Endlich sprang er heraus, gab seiner Frau eine Ohrfeige aufs rechte Ohr und schrie: „Du, ich bin der größte Räuber, den Gott auf seiner ganzen Welt hat." „Nicht schrei so, man hört dich ja, und du bist ja kein Räuber," beruhigt ihn die Frau. Da fühlte sie seine rauhe Faust auch auf dem linken Ohr. „Du, ich muß zum Stăpân gehen und es ihm auch sagen, ich sei der größte Räuber, den Gott auf seiner Welt hat." „Aber, was fällt dir ein, bleib doch hier," fing sie wieder an, aber Radu hörte nicht mehr. Als er zu seinem Herrn kam, war der grade vom Felde heimgekehrt, und rief voll Mitleid: „Ach du armer Radu, was hast du heute gemacht, sind deine Kinder nicht verhungert? Wart nur, die Stăpâneasa (Herrin) soll dir eine Schüssel voll Râncezală bringen und Palukesmehl, damit die Armen wenigstens ein gutes Abendessen kriegen, und nicht hungrig zu Bett gehen müssen." „Nein, Stăpâne, ich will, ich brauche nichts, bin nur gekommen um dir zu sagen, daß unser Herrgott auf seiner ganzen Welt keinen größeren Räuber als mich hält. Nur um dir dies zu sagen, bin ich gekommen." „Aber Radu, bist du denn närrisch geworden? Seit du ein Kind warst, bist du in meinem Hause herumgegangen, und noch nie hab' ich dich beim Stehlen ertappt. Was fehlt dir denn?" „Nichts fehlt mir, aber ich bin doch der größte Räuber in dieser Welt." „Nun gut, aber beweise es mir, daß du der größte Räuber bist. Morgen schicke ich zweihundert Leute mit hundert Pflügen und hundert Paar Ochsen auf mein Land unter den Bergen, wenn du die stehlen kannst, so erhältst du hundert Gulden und darfst dir das Paar Ochsen nehmen, das dir am besten gefällt. Kannst du aber nicht, so, siehst du den Baum dort? hänge ich dich an ihn auf und haue dir obendrein den Kopf ab." „Gut, Stăpâne, es sei. Machen wir also ein wenig Kontrakt und gib mir

Digitized by Google

zehn Gulden Handgeld.“ Der Herr gab es. Radu kaufte nun einen Sack voll Hühner, einen voll Enten und einen voll Gänse, und versteckte sich hinter den Berg. Um die Mittagszeit des nächsten Tages, als die zweihundert Pflüger sich zum Essen setzten, ließ er den Sack mit den Hühnern hinunter fliegen. „Seht, da kommt eine ganze Herde wilder Hühner, laßt sie uns fangen, wir machen uns mit diesen Ehre beim Herrn,“ riefen sie durcheinander. Die meisten sprangen auf und jagten hinter den Hühnern her. Die andern blieben sitzen. Da ließ er die Enten frei. „Seht, da kommt eine Herde wilder Enten, wir wollen sie fangen, dem Herrn eine Freude machen, uns aber Ehre.“ Wieder standen so viele auf und liefen die Enten zu fangen, daß nur noch zwanzig sitzen blieben. Aber fort mußten sie alle, darum ließ Radu zuletzt auch die Gänse den Berg hinunterfliegen. Nun standen auch die Letzten auf und riefen: „Seht, da kommt eine Herde wilder Gänse, die wollen wir fangen, heut' abends dem Herrn eine Freude und uns Ehre damit machen.“ Nun waren alle 200 Menschen hinter dem Geflügel her, entfernten sich immer mehr vom Lande, das sie pflügen sollten. Da kam der Zigeuner schnell hinter dem Berge hervor, trieb alle Ochsen zusammen und brachte sie zum Stăpân in den Hof, klopfte ans Fester und rief: „Herr, sieh, die Ochsen sind da.“ „Wie zum Teufel hast du das angestellt, oder hast du meine Leute bestochen und willst den Hunderter mit ihnen teilen.“ „O nein, Herr, die wissen nichts davon, ich hab sie auf die ehrlichste Weise gestohlen, aber den Lohn will ich nicht, bis die Leute nicht selbst herbei kommen, damit du sie fragst.“ Die Leute kamen aber nicht, es verging ein Tag und noch einer und auch der dritte brach an, da endlich keuchten sie herbei. „Wie kommt es denn ihr Leute, daß ihr erst heute mit dem Pflügen fertig geworden, sonst brauchtet ihr ja nur einen Tag zu der Arbeit?“ „Ach, Herr, und erst sind wir nicht halb fertig geworden.“ Und sie erzählten, es sei zuerst eine Herde wilder Hühner, dann eine Herde wilder Enten und zuletzt eine Herde wilder Gänse aufs Land gerade zwischen sie geflogen, sie hätten ihm eine Freude und sich bei ihm Ehre machen wollen und hätten versucht, sie zu fangen, hätten auch viele gehabt, doch zu dem Lande zurückgekehrt, wären sie vor Schreck fast gestorben, denn alle Ochsen wären fort gewesen, in der Aufregung hätten sie auch das Geflügel frei gelassen. Dann hätten sie sich auf die Suche nach den Ochsen gemacht, wären durch Dick und Dünn, durch Feld und Wald gelaufen, hätten sich an den Dornen die Kleider zerrissen und nichts gefunden. Nun würden die, welche eigne Ochsen hätten, sie ihm geben, die andern müßten sie aber abdienen. Da lachte der Stăpân und fragte:

Digitized by Google

„Wißt ihr, wer die Ochsen gestohlen? Es war der Radu, der Zigeuner.“ Die Leute bekreuzigten sich. Wie das doch in der Welt geht: der ehrliche Radu, der größte Räuber! Der aber erhielt die versprochenen hundert Gulden, wählte sich die schönsten Ochsen und führte sie heim. Dort nahm er eine Axt und schlug einen auf den Kopf, daß er gleich tot zusammenbrach. Die Kinder fielen darüber her, schnitten sich Stücke mit Haut und Haar ab, und brieten sie und im Augenblick war der Ochse aufgefressen von der heißhungrigen Schar.

Am nächsten Morgen sprach der Herr: „Radu, gestern hast du deine Sache gut gemacht, aber jetzt sollst du mir auch mein Reitpferd aus dem Stall stehlen, kannst du dies, so soll es dein sein und obendrein noch hundert Gulden. Aber wisse, wenn du nicht kannst, dann kommst du doch an den Baum dort und ich hau dir obendrein noch den Kopf ab.“ „Gut, Herr, ich wills versuchen noch in dieser Nacht.“

Nun ließ der Herr viele Wachen um das Pferd herum aufstellen. An jeden Fuß einen, jedes Ohr mußte von einem gehalten werden, und der Schwanz, und auf dem Rücken saß auch einer. Es war also sehr gut bewacht.

Um Mitternacht hörte man im Gänsetümpel neben dem Tore eine klägliche Stimme ächzen und stöhnen: „Ihr lieben Leute, kommt einem armen, alten, elenden Krüppel zu Hilfe, sonst muß ich hier sterben. Schon seit neun Jahren und neun Tagen trage ich diese Last mit mir herum, es ist ein Fäßchen alter Wein und ein Fäßchen Branntwein, wer mir heraus hilft, dem soll alles sein, denn ich kann ihn nicht mehr auf meinem alten Rücken tragen, ach weh, weh.“

Als die Leute dies hörten, wässerte ihnen der Mund nach den guten Getränken. Die Hälfte von ihnen kam richtig zu Hilfe, übernahmen die beiden Fäßchen und tranken mit den andern neben dem Pferde. Bis ein Fäßchen geleert, waren alle vollständig betrunken. Nun kam Radu, der „arme alte Krüppel“, gab den vieren anstatt den Pferdefüßen je einen Fuß von einem Webestuhl in die Hand, denen, welche die Ohren hielten, die Scheiden, dem andern statt den Schwanz eine Hanfreiste und den auf dem Pferd sitzenden setzte er oben auf den Webstuhl, sich aber setzte er aufs Pferd, ritt heim und band es an seinen Zaun, kehrte dann wieder um, klopfte dem Stăpân ans Fenster und rief: „Stăpâne, Stăpâne, komm heraus, ich hab dir das Pferd gestohlen.“ „Wie zum Teufel hast du das angestellt? Die Wachen halten es doch fest.“ „Komm und sieh, wie fest sie halten.“ Als er in den Stall trat, bot sich ihm ein solcher Anblick dar, daß er in schallendes Gelächter ausbrach. Die Wachen hielten

Digitized by Google

krampfhaft am Webstuhl, der obenauf ritt, als ob es einen Ritt um die Welt gelte. Des Herrn lautes Lachen ermunterte sie so weit, daß sie aufmerksam wurden und plötzlich ganz nüchtern. Er aber klopfte dem Räuber auf die Schulter: „Radule, das hast du gut gemacht, komm, daß ich dir den ehrlich verdienten Hunderter gebe.“ Radu ließ sich nicht viel bitten und während er sich das Geld in die Tasche des Riemens versorgte, sagte der Herr, „Du hast zwar gezeigt, daß du ein großer Räuber bist, aber den Ring vom Finger meiner Frau kannst du doch nicht stehlen?“ „Warum nicht? ich wills versuchen.“ „Gut, gelingt dir auch dies, so soll der Ring dein sein, obendrein noch hundert Gulden, aber du kennst nun den Baum da drüben, an dem wirst du doch noch baumeln ohne Kopf.“ „Das hat noch Zeit, Herr, ich stehle den Ring.“ Na, gut.

In der nächsten Nacht nahm der Herr alle Pistolen und anderen Schießgewehre hervor, denn er hatte sich vorgenommen, den Ring selbst zu bewachen. Gegen Abend ging der Zigeuner zum Galgen, schnitt einen Aufgehängten ab, band ihn an eine Stange und ging damit vor die Fenster seines Stăpân, hielt den Leichnam, dem er seinen Hut aufgesetzt, bald an das eine, bald an das andere Fenster. Drinnen dachten sie, Radu wäre es selbst und versuche einzubrechen. Der Herr nahm eine Pistole, feuerte ab und hatte ihn mitten durchs Herz getroffen, er hörte ihn mit großem Gepolter hinunter fallen. Jetzt wurde es ihm doch bang vor dem Gericht. Da sprach seine Frau, „Aber geh doch hinaus, es ist so dunkel, niemand sieht dich, grabe geschwind im Garten ein Grab und verscharre ihn, wer wird weiter nach dem Zigeuner Radu fragen?“ „Du hast recht, meine Frau, ich gehe.“ Und er ging. Nach einer Weile kam er wieder ganz müde und erhitzt, wischte sich die Stirne und sprach gedämpft außer Atem: „Endlich bin ich den Räuber frei, ich hab solche Angst ausgestanden, aber der Ring ist Gott sei Dank, gerettet. Gib mir die Hand, laß mich ein wenig mit deinem Fingerchen, an dem du den Ring hast, spielen. Du könntest jetzt gut mir ihn ein wenig zum Tragen geben, ich hab's wohl verdient.“ „Natürlich, mein Lieber, sollst du ihn jetzt auch ein wenig behalten, zieh mir ihn ab und steck dir ihn an.“ Kaum hatte ihn der Mann am Finger, so klagte er wieder über große Hitze, er müsse sich noch ein wenig draußen abkühlen. Nur einen Augenblick war er gegangen, so kam er wieder herein, ganz müde und erhitzt wie vorhin, wischte sich die Stirne und sprach gedämpft, außer Atem: „Endlich bin ich den Räuber frei, hab solche Angst ausgestanden, aber der Ring ist Gott sei Dank, gerettet.“ Die Frau wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, daß ihr Mann seine Worte von vorhin wiederholte. „Gib mir die

Digitized by Google

Hand, laß mich ein wenig mit dem Fingerchen, an dem du den Ring trägst, spielen, du könntest jetzt gut mir ihn ein wenig zum Tragen geben." — Da sprang die Frau entsetzt auf: „Aber, um Gottes willen, Mann, was redest du, bist du denn irre? Ich gab dir doch den Ring vorhin." „Mir hast du den Ring gegeben?" „Na ja, als du zum ersten Male hereinkamst." „Du verfluchter Zigeuner, den Ring hättest du doch nicht stehlen sollen!"

Der Zigeuner stand unter dem Fenster und lachte: „Was verlangst du noch von mir, Stăpâne?" „Bring mir um Mitternacht den romänischen Pfarrer in einem Sack in den Gänsestall, hundert Gulden sind dein, kannst du aber nicht, so kommst du an den Baum, du kennst ihn, den Kopf hau ich dir ab." „Gut, ich gehe, es ist bald Mitternacht." Er ging zur Kirche, seit kurzem hatte auch die romänische Kirche ein Schloß mit einem Schlüssel, sie war aber zum Glück nicht zugesperrt. Er ging hinein, zündete alle Kerzen an, stellte sich an den Altar und begann laut zu singen: „Wenn nur der Pfarrer bald käme und brächte die hundert Gulden, die er in der Lade hat und einen großen Sack, ich, der Geist Gottes bin von Christus geschickt worden um ihn im Sack hinauf ins Paradies zu tragen, Christus will ihn zum Protopop machen, wenn er nur bald käme, damit wir uns nicht verspäten." Der Pfarrer sah die erleuchtete Kirche, hörte den Gesang, um besser zu verstehen, öffnete ers Fenster. Eben wurde der Gesang wiederholt. Dem Pfarrer klang der Gesang gar lieblich. „Höre, Frau, der Geist Gottes weiß, daß wir hundert Gulden in der Lade haben, nicht mehr, nicht weniger, das muß doch ein großer Geist sein, geschwind gib mir den Sack, du hörst, ich darf mich nicht verspäten." In der Eile fand die Frau keinen leeren Sack, nahm daher den mit dem Palukesmehl, lehrte ihn mitten auf den Boden und übergab ihn dem davoneilenden Pfarrer. Als er die Kirche betreten wollte, vernahm er wieder den Gesang: „Schließe fest die Augen, auf daß du mich nicht siehst, sonst mußt du sterben, schließ die Augen fest und leg den Hunderter auf den Altar. Kriech hinein in den Sack." „Aber heiliger Geist Gottes, wie soll ich in den Sack kriechen, ich kann ja nicht?" „Steck nur den Kopf hinein, dann drücke ich dich schon ganz hinein." Der Pope legte mit festgeschlossenen Augen den Hunderter auf den Altar (sofort steckte ihn der Zigeuner in die Tasche), brachte dann nicht sehr zart den Popen in den Sack, band ihn zu und warf ihn über die Schulter. Als er mit dieser Last zur Türe hinaus wollte, schrie der Pfarrer: „Nur behutsam, nur behutsam, Geist Gottes, du hast mir die Nase angeschlagen, das Blut rinnt mir in den Busen." Der Zigeuner

Digitized by Google

hatte den Gänsestall schnell erreicht, warf den Pfarrer im Sack zwischen die Gänse, die schlugen ein Geschrei auf: Gigagak, Gigagak, stürzten sich über den nicht ausgeschüttelten Mehlsack und bohrten gleich hundert Löcher hinein. Der Zigeuner brachte seinen Stăpân heraus. Der kam, äußerlich ernst, innerlich fast zerplatzend vor Lachen zum Stall, schnitt mit seinem Messer den Sack auf und befreite den Betrogenen. „Aber, Herr Pfarrer, das hatte ich von Euch doch nicht geglaubt, Ihr solltet kommen, mir die Gänse zu stehlen." „Das will ich auch nicht, aber ein Teufel hat mich genarrt, zum Glück hatte ich mich verspätet, sonst hätte er mich in die Hölle getragen. Jetzt muß ich aber gleich sieben Popen zusammenrufen, daß sie Sluşbe machen und beten, damit ich auf immer vom Teufel befreit werde." „Wißt Ihr auch, wer der Teufel ist, wie er heißt? Es ist ja mein Genugtuer Radu, der Zigeuner, ich habe ihm hundert Gulden versprochen, wenn er Euch im Sack in meinen Gänsestall bringen könnte." „Verzeiht mir, Pope, ich will die hundert Gulden mit Euch teilen, seht, da habt Ihr fünfzig." „Na, gut, aber gib mir auch meine hundert zurück." „Eure? Na, ich hab ja keine." „Aber du hast sie doch vom Altar genommen." „Habt Ihr Beweise? Habt Ihr Zeugen?" Der Pfarrer konnte gegen den Zigeuner nicht aufkommen, er mußte den kürzeren ziehen und war schließlich noch froh, daß ihn nicht der Teufel geholt.

Nun machte der Stăpân noch einen letzten Versuch, seinen teuren, im wahren Sinne des Wortes teuren Radu, doch noch an den Baum zu bringen: „Sage mir deinen Familiennamen (Polecra), wenn du ihn nicht weißt, so mußt du sterben, weißt du ihn aber, so sei das Häuschen rückwärts im Hof dein, dort magst du wohnen mit deinen Kindern, so lange du lebst." Da fing der Zigeuner an zu weinen und zu klagen. „Ach, Herr, jetzt muß ich sterben, woher soll ich denn meinen Familiennamen wissen, ich armer, armer Zigeuner. Sei so gut, Herr, tu mir vor meinem Ende nur den einen Gefallen, laß meine Frau und Kinder kommen, damit sie, bis sich die Richter zusammenfinden, mit mir zusammen weinen und klagen."

Seine Frau und alle Kinder, so viele als Löcher in einem Sieb und noch eines mehr, kamen herbei, um einen Tisch saßen die Richter. Da fing er an zu klagen: „O ich armer, o Bolfe, Bolfe (Geschwulst), du hast dir deinen Kopf gefressen." Da fingen die Richter an zu lachen und zu rufen: „Du bist gerettet, Radu Bolfe, du hast deinen Namen erraten."

Nun zog er in das Häuschen rückwärts im Hofe mit allen seinen Kindern und lebte von den vielen, in wenigen Tagen durch seine Spitz-

Digitized by Google

findigkeit verdienten Hundertern und von seinem Stäpân, dem er wieder treu diente. So lange er lebte, hat er nicht wieder gestohlen, und seine Kinder sind auch nicht verhungert. *Lina Subtirel, Alzen.*

115. Das goldene Kreuz.

Einem Pfarrer war seine Frau gestorben, die hatte ihm ein kleines Töchterchen hinterlassen und ein paar kleine, schöne Schuhe, ihre Brautschuhe. Als sie den Tod herannahen fühlte, mußte er ihr versprechen, nur die zur Frau zu nehmen, welcher die Schuhe passen würden. Nun hätte er gerne wieder geheiratet, aber so viel er auch suchte, die Schuhe paßten keiner. Allen waren sie zu klein. So vergingen die Jahre, der Pope hatte das Suchen aufgegeben. Da kam an einem Sonntage sein nun erwachsenes Töchterlein fröhlich zu ihm gesprungen: „Sieh, Vater, wie gut mir die Schuhe von meiner Mutter passen.“ Als er das Kind ansah, erschrak er, beschloß aber sogleich, es zu heiraten. Als er es ihr gesagt, lief sie entsetzt zu einer alten Frau über die Gasse und klagte der ihr Leid. Diese tröstete das Mädchen und sprach: „Willige ein, verlange aber zuerst ein kupfernes Kleid.“ Sie kam nach Hause und sagte ihrem Vater, sie würde ihn heiraten, wenn er ihr ein kupfernes Kleid gekauft hätte. Er fuhr auf den Jahrmarkt und brachte das kupferne Kleid. Das Mädchen zog es an und ging in die Kirche und betete. Dann kam sie wieder zu der alten Frau über die Gasse, die rief ihm, sie solle ein silbernes Kleid verlangen, sie tat es. Der Vater fuhr wieder auf den Jahrmarkt und brachte auch ein silbernes. Das Mädchen zog es an, wurde aber immer trauriger, denn es sah, der Vater schaffte ihr, was sie wünschte. Am Sonntag zog sie es an, begab sich in die Kirche um zu beten und nachher zu der alten Frau über die Gasse zu gehen. „Mein Kind, verlange auch ein goldenes Kleid, wenn er dir's auch kauft, es vergehen doch wieder einige Tage und du gewinnst Zeit.“ Das Mädchen kam nach Hause zum Vater und verlangte ein goldenes Kleid. Der Alte fuhr auf den Jahrmarkt und brachte ein goldenes, das funkelte und blendete stärker als die Sonne, das Mädchen wurde immer trauriger und bleicher. Sie zog es an, ging in die Kirche und betete und wußte nicht mehr, wo aus noch ein vor Herzeleid, da fiel ihr Blick auf den Gekreuzigten, sie kam wunderbar gestärkt nach Hause und ging nicht noch zur alten Frau über die Gasse. Als der Vater aus der Kirche kam, bat sie, er möchte ihr nun auch noch ein goldenes Kreuz kaufen. Der Vater fuhr sogleich in die Stadt und brachte es, das war

Digitized by Google

aber so schön und leuchtete heller als Sonne, Mond und Sterne. In der ganzen Umgegend wurde es nicht mehr Nacht. Das Mädchen warf sich vor diesem wunderbaren Kreuz nieder und küßte es. Da öffnete sich daran eine unsichtbare Türe, das Mädchen stieg hinein, und sofort schloß sie sich wieder.

Bald wurde es im ganzen Dorf bekannt, die Tochter des Popen sei verloren, man suchte und suchte, konnte sie aber nicht finden. Da kam eines Tages der Königssohn vorbeigeritten und wunderte sich über den großen Glanz, trat ein und erblickte das Kreuz und wünschte es zu kaufen. Für den Popen hatte es keinen Wert mehr, daher überließ er's dem Königssohn um dreihundert Gulden, der nahm es aufs Pferd und ritt heim, dort stellte ers auf, kniete davor und küßte es. Sogleich sprang die unsichtbare Tür auf und drinnen stand das wunderschöne Mädchen im goldenen Kleid. Dem Königssohn gefiel es so gut, daß er sie sogleich heiratete. Nun war die junge Frau glücklich, hielt aber das Kreuz in Ehren, kniete jeden Morgen und jeden Abend davor und betete und dankte Gott für das große Glück. *Marpod.*

116. Mundra Lumi.

Es war einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen, es würde zerfließen, wie Schaum. Wer hören will, und aufmerken, wird diese Mär gut lernen. Also, es war einmal ein König, der hieß Vearde. Dieser König ließ eine Kirche bauen aus seinem Geld, stolz und schön. In die Sonne kannst du sehen, in die Kirche nicht, so funkelte sie, heller als die Sonne. Eines morgens hörte der Küster ein Vöglein singen: „Viel bin ich in der Welt herumgeflogen, vielerlei Schönes habe ich gesehen, aber so was Schönes sah ich noch nie, und doch fehlt etwas." Er ging gleich zum König und erzählte ihm, was er gehört. Dieser wollte eine vollkommene Kirche haben, in der gar nichts fehle, hatte sie auch dafür gehalten, darum ließ ihm dieser Vogelgesang keine Ruhe. Er befahl dem Küster, das Vöglein, wenn es wieder komme, zu fragen, was denn fehle. Am nächsten Morgen kam es wirklich wieder, setzte sich, wie am ersten auf den Baum vor der Kirchentüre und begann zu singen: „Viel bin ich in der Welt herumgeflogen, vielerlei Schönes hab' ich gesehen, aber so was Schönes sah ich noch nie, und doch fehlt etwas." „Was fehlt denn?" rief der Küster. „Es fehlt auf dem Altar das Vöglein der Mundra Lumi," sang es und flog fort. Als dies der König gehört, ließ er im ganzen Reiche bekannt machen, wer

Digitized by Google

ihm das Vöglein der Mundra Lumi bringen könnte, dem gebe er sein halbes Reich und er solle statt seiner König sein. Da sprachen seine zwei ältesten Söhne mit einander, es wäre doch schade, wenn ein Fremder sich das halbe Reich verdiene und obendrein noch König würde, sie wären doch auch so tapfer, wie jeder andere und wollten das Vöglein zur Stelle schaffen. Gut, sie kamen zum Vater und sagten ihm, sie wollten selbst ausziehen, das Vöglein der Mundra Lumi zu suchen, er möchte ihnen nur Geld zur Reise, Sonntagskleider und Pferde zum Reiten geben. Der König freute sich, daß er so tapfere Söhne hatte, gab ihnen Geld zur Reise, Feiertagskleider und Pferde zum Reiten, dann kam die Zeit, daß sie fortritten. Sie ritten und ritten bis sie zu einer Schlange kamen, die sich mitten über den Weg gelegt. „Nicht reitet über mich, nehmet mich auch mit," rief die Schlange. „Was sollen wir mit dir, du häßliches Tier," antworteten die beiden Brüder und ritten über sie und ließen sie liegen. Bald kamen sie zu einer Maus. Auch die bat, sie sollten sie mitnehmen. „Du Maus, geh' aus dem Wege, sonst zermalmen dich die Hufe der Pferde," riefen die fortgaloppierenden Reiter. Nun gelangten sie auf eine wunderschöne Wiese mit Blumen geschmückt, diese wollten alle gepflückt werden, die eine rief: „Nimm mich, nimm mich," die andere: „Ihr seht ja mit einem Strauß auf dem Hut dreimal so schön aus," da sprangen die Jünglinge ab, pflückten sich auf den Hut einen Strauß und ritten weiter bis an ein Straßenwirtshaus. Dort lagen drei schöne Jungfrauen im Fenster und winkten sie heran mit lockender Stimme: „Fahrt doch nicht vorbei, tretet ein und stärket Euch, die Portion kostet nichts." Die Brüder ließen sich nicht lange bitten, traten ein, wurden aber sofort samt ihren Pferden neunundneunzig Klaftern tief in die Erde vergraben.

Ein Tag verging nach dem andern, aber Nachricht von seinen Söhnen erhielt König Bearde nicht. Der Jüngste verging fast vor Sehnsucht nach seinen Brüdern, darum kam er auch zu seinem Vater und bat um Geld für die Reise, ein Pferd zum Reiten und Feiertagskleider, er wolle ausziehen, seine Brüder zu suchen und das Vöglein der Mundra Lumi zu bringen. „Du armer Cenuşotcă (Aschenputtel), wie willst du so Großes wagen, nachdem es deinen großen Brüdern, solchen Kattnern, nicht gelungen?" Da der Jüngste aber nicht mit Bitten nachließ, so gab der König auch ihm Geld zur Reise, ein Pferd zum Reiten und Kleider sich zu schmücken. So ausgerüstet ritt der jüngste Königssohn aus, seine Brüder zu suchen und das Vöglein der Mundra Lumi zu bringen. Als er ein Stück Weges geritten, lag mitten über die Straße

Digitized by Google

die Schlange und jammerte: „Nicht reite über mich, heb mich auf und nimm mich mit.“ Er lachte und antwortete: „Aber liebe Schlange, ich möchte dich ja gerne mitnehmen, aber ich kann ja nicht, habe nicht einmal einen Zwergsack bei mir, in den ich dich stecken könnte.“ „Das macht nichts, mein Junge, heb' mich nur auf, ich krieche unter den Sattel.“ Er schwang sich vom Pferde, hob sie auf und half ihr unter den Sattel, dann ritt er weiter bis zur Maus, auch diese wollte mit. „Aber liebes Mäuschen, wie soll ich dich mitnehmen, ich habe gar nichts wohin du sitzen könntest.“ „Wenn es nur das ist,“ rief erfreut die Maus, „so finde ich schon einen Platz, ich krieche unter den Schwanz.“ Kaum gesagt, krabbelte sie am Fuße des Pferdes hinauf, schwang sich dann unter den Schwanz und nun ging es zu dreien weiter bis zur schönen Wiese die in prachtvollem Blumenschmucke dalag. Auch zu ihm kamen die schönsten Blumen heran und riefen: „Nimm mich, o nimm mich, pflück uns alle zu einem Strauß auf den Hut, du siehst so dreimal schöner aus.“

Die Schlange hatte ihn aber schon früher vor diesen falschen Blumen gewarnt und vor den drei Jungfern im Fenster des Straßenwirtshauses. So ritt er achtlos an diesen und an jenen vorbei noch ein gutes Stück weiter, da sah er in der Ferne das Schloß der Mundra Lumi. Es war aber bis hin noch ziemlich weit. Zuerst mußte er über einen großen Fluß, der weder Brücke noch Fähre hatte. Da sprang die Schlange schnell unter dem Sattel hervor, legte sich als Brücke über den Fluß, so daß er ganz gut auf ihr hinüber konnte. Als er sie wieder aufs Pferd nehmen wollte, sagte sie, vorläufig bleibe sie hier, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan. Er solle jetzt sehen, daß er schnell ins Schloß gelange, denn nur von 12—2 Uhr nachmittags könne man hinein, da schlafe alles. Er müsse durch mehrere Zimmer gehen bis zur Mundra Lumi, die auch schlafe, dort wären viele Vöglein, er solle aber nicht wählen, sondern gleich eines nehmen und herauskommen, damit er nicht eingesperrt werde. Er ritt, um 12 Uhr war er dort, das Pferd ließ er draußen in der Sorge des Mäuschens. Alles schlief, alle Türen standen offen. Er kam durch viele Zimmer, im letzten schlief die Mundra Lumi in seidener Wiege mit einer seidenen Decke zugedeckt. Er nahm geschwind ein Vöglein, steckte es in den Tornister und wollte hinaus, warf aber noch einen Blick über die schöne Wiege, da dachte er, es wäre doch schade, daß er die Mundra Lumi gar nicht sehen sollte, kehrte um, deckte das Gesicht nur ein wenig auf, und sah und konnte sich nicht satt sehen an dem schönen Mädchen. Er schrieb geschwind einen Zettel mit seinem Namen und der Hausnummer und steckte es ihr unter den Kopf, küßte sie auf den Mund und lief

Digitized by Google

dann hinaus, es schlug gerade 2 Uhr. In eine Türe wurde er fast eingeschlagen, das Tor zwängte ihm die Kleider ein, so daß er sie mit dem Messer frei schneiden mußte. Nun setzte er sich aufs Pferd und ritt weiter bis an das Wasser, wo ihn die Schlange erwartete. Sie legte sich wieder als Brücke von einem Ende zum andern, daß er über sie hinüber reiten konnte, dann zog sie sich geschwind hinauf unter den Sattel und nun ritten sie heimwärts. Als sie in die Nähe des Wirtshauses kamen, sagte die Schlange: „Wenn dich die Schwestern rufen, so gehe hinein, wenn sie dir nur eine Portion bringen, schlage sie mit einem Stock so, daß sie bald schreien: „Nicht mehr schlage, wir bringen dir zu Essen und zu Trinken soviel du willst.“ Du aber schlage weiter und sage, du würdest nicht aufhören, bis sie dir deine Brüder nicht wieder gesund und frisch wie früher herbeischaffen samt ihren Pferden. „Deine Brüder haben 99 Klaftern in der Erde lange, weiße Bärte erhalten und eingefallene Gesichter, sehen aus, wie alte Großväter und auch ihre Pferde sind vor Hunger ganz zerfallen.“ So war es. Als er am Straßenwirtshaus vorbeikam, lagen die drei Jungfrauen wieder im Fenster und lockten mit ihren Stimmen. Der Jüngste kam heran, band sein Pferd an einen Baum und trat ein. Die Schwestern brachten eine kleine Portion Essen und ein kleines Gläschen Branntwein, da nahm er seine Peitsche und hieb in sie, daß sie laut schrien. „Was? ihr schlechten, ihr bringt mir, einem so großen Menschen, nur so wenig Essen? ich will euch geben.“ „Hör auf, wir geben dir, so viel du verlangst.“ „Was? ich soll aufhören? tot schlage ich euch, wenn ihr mir nicht gleich meine Brüder bringt, aber so, wie sie waren und nicht, wie sie jetzt sind, und auch ihre Pferde.“

Wollten die Schwestern nicht totgeschlagen werden, so mußten sie gehorchen und so gingen sie und brachten die Brüder unter der Erde hervor, richteten sie wieder her und übergaben sie ihrem Bruder. Dieser erzählte ihnen, wie es ihm gegangen und daß er das Vöglein der Mundra Lumi in der Tasche habe. Den Brüdern kam es sehr schlecht, daß sie jetzt nach Hause sollten und der Jüngste, der schwächste doch tapferer gewesen. Sie schämten sich, der eine flüsterte: „Du Bruder, was sollen wir machen?“ „Wir bringen ihn um, wir hauen ihm den Kopf ab, nehmen das Vöglein und tragen es heim.“ Als er einmal vorausritt, hieben sie ihm und dem Pferd den Kopf ab, nahmen das Vöglein und ritten nach Hause, doch das Vöglein saß traurig auf dem Altar und wollte nicht singen.

Nun lassen wir die und kehren zu dem armen mit dem abgehauenen Kopfe zurück.

Digitized by Google

Als die Brüder fort waren, kroch die Schlange unter dem Sattel hervor und die Maus unter dem Schwanze. „Mäuschen, weißt du kein Mittel für Tote"? „O, ich weiß eins, aber ich muß ins Loch kriechen und wenn ich mich damit belade, kann ich nicht mehr heraus." „Wenn es nur das ist, geh' nur geschwind, ich zieh dich schon heraus, bis dann leck ich das Blut ab und richte den Kopf wieder ein." Die Maus ging, doch die Schlange hatte über ihrer Arbeit auf die Maus vergessen, und erst als sie fertig, fiel es ihr ein, daß sie ihr hatte helfen sollen. Sie lief ans Loch und rief: „Mäuschen, bist du da?" „Ja, zieh mich geschwind heraus, sonst zerspringe ich." Die Schlange zog die Maus heraus und nun tröpfelte sie Saft aus der Erde auf den Schnitt, nur einmal stand der Jüngling frisch und munter auf, und sprach: „Ach, wie tief habe ich geschlafen." „Tief wirklich, sprach die Schlange, wenn wir beide nicht gewesen, wärst du auch nicht mehr erwacht. Sieh, so und so ist es dir ergangen", und sie erzählte ihm, was seine Brüder getan. Unterdessen hatte die Maus auch das Pferd bestrichen, und das stand nun auch wieder schön und mutig da. Nun sprach der Jüngling: „Meine Lieben, euch habe ich viel, mein Leben, zu verdanken, kommt wir wollen Busenfreunde (frati de cruce) sein und immer zusammen bleiben." „Das geht nicht, wenn wir jemandem das Leben wieder geben, so müssen sich unsere Wege in diesem Leben trennen. Also bleibe mit Friede und guter Gesundheit, wir gehen jetzt unserer Wege, unsere Arbeit ist getan." Er ritt in seine Stadt, schämte sich aber, seinem Vater und seinen Brüdern unter die Augen zu treten und verdingte sich als Knecht.

Nun lassen wir ihn dienen und gehen zur Mundra Lumi.

Als diese erwachte, glaubte sie geträumt zu haben, es sei ein schöner Jüngling bei ihr gewesen und habe sie geküßt. Wie sie aber aufstehen sollte, fiel ein Zettel unter ihrem Kopf heraus, auf dem der Name und die Hausnummer des Königssohnes stand. Nun sah sie, daß es nicht nur ein Traum gewesen. Sie mußte fort und fort an ihn denken und zuletzt liebte sie ihn so, daß sie sich vornahm, ihn zu heiraten. Sie bestellte sich den Wagen und ihre Leute und machte sich auf den Weg. Als sie sich nun auf den Weg machte, ritten Soldaten vor ihr und Soldaten hinter ihr, alle schön geputzt und hatten alle neben dem Säbel eine Weidenrute. Als sie nun in die Stadt kam, erglänzte alles, wo sie vorüber fuhr, alles drängte sich um den Wagen, und die Begleiter riefen, wer auf den Wagen steigen könne, der würde die Mundra Lumi zur Frau nehmen. Da drängten sich die beiden Königssöhne heran, um zu ihr hinaufzusteigen, aber die Weidenruten bewegten sich von selbst und hieben

Digitized by Google

auf sie los, daß sie herunterfielen. Als dies der alte König sah, weinte er. Da kam auch der Jüngste herbei, er hatte grade im Stall die Pferde geputzt und noch die Stallschürze um, aber so schmutzig er auch war, als er sich dem Wagen näherte, senkten sich die Weidenruten und er schwang sich auf den Wagen neben die Mundra Lumi, und nun fuhren sie in den Königshof. Jetzt erzählte er seinem Vater, wie es ihm ergangen, doch die Brüder leugneten. Darauf sagte er, sie sollten alle drei ihre Säbel in die Höhe werfen und welcher grade herunterfalle, der sei im Recht. Er warf zuerst seinen, der flog so hoch, als wolle er bis in den Himmel fliegen, doch fiel er bald herunter und so grade, daß er in der Erde stecken blieb. Nun warf der zweite, der flog nicht sehr hoch, als er aber fiel, fiel er mit einem Getöse, als ob der Blitz eingeschlagen, und zerschlug beide Brüder, daß nur ein Haufen Asche übrig blieb. Das war die Strafe Gottes.

Der Jüngste machte nun Hochzeit mit der Mundra Lumi und als sie in die schöne neue Kirche traten, fing das Vöglein so schön an zu singen, wie noch niemand gehört hatte, und der alte König weinte vor Freude, denn nun fehlte der Kirche gar nichts mehr.

Lina Subtirel.

117. Die Mär von der Henne, der alten Frau und dem Hahn des alten Mannes.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal eine alte Frau und ein alter Mann. Die Frau hatte eine Henne und der Mann einen Hahn. Die Henne der Frau legte jeden Tag ein Ei, aber die Frau wollte niemals dem Manne auch ein Ei geben, ja, sie wollte gerne, die Henne sollte ihr jeden Tag zwei legen. Darum fütterte sie dieselbe, bis sie fett wurde, aber fette Hühner legen ja nicht mehr. Hierüber ärgerte sich die Alte und schlug die Henne. Als die Henne merkte, daß sie die Frau nicht mehr leiden mochte und es ihr schlecht gehe, machte sie sich auf die Gasse und kam lange Zeit nicht mehr nach Hause. Eines Tages kam sie wieder und fing im Hof an zu singen. Die Frau dachte, sie werde etwas mitgebracht haben und breitete ein großes Leintuch im Hof aus. Die Henne stellte sich in die Mitte des Leintuches, schüttelte und drehte die Federn, da fiel ihr aus dem Munde eine sehr schöne Perle. Die Frau hob sie auf und zeigte sie dem Manne. Nun glaubte der Mann, sein Hahn werde auch etwas bringen und schlug ihn auch gut. Der Hahn brach auf gegen die Gasse, als er gerade durchs Tor ging, fuhr ein

Digitized by Google

Wagen vorbei, in dem saß ein sehr reicher Herr. Der Hahn lief immer hinter der Kutsche und schrie: kukurigu. Der Herr ließ halten und sich den Hahn auf den Wagen bringen und weil er ihm gefiel, nahm er ihn mit. Der Hahn freute sich, daß er nun auch etwas finden sollte und suchend stöberte er überall herum und zerriß, was er fand. Dies gefiel dem Herrn, der ihn mit sich genommen, nicht. Dieser Mann war so reich, daß er eine Lade voll Geld hatte. Wie er nun sah, daß der Hahn alles Schöne zerstörte, beschloß er, ihn zu töten und warf ihn daher in einen Brunnen. Aber der Hahn erschrak nicht und starb auch nicht, sondern trank den ganzen Brunnen aus und flog dann heraus. Nun warf ihn der Herr in den heißen Backofen. Doch unser Hahn war verständig und blies nun das kalte Wasser aus dem Brunnen in den heißen Ofen, bis er auch kalt war, dann kam er aus dem Ofen heraus. Als nun der reiche Mann sah, daß er den Hahn nicht töten konnte, nahm er ihn und sperrte ihn in die Lade mit dem Gelde ein. Er war überzeugt, der Hahn werde den festen Deckel der Lade nicht aufbrechen können, das wollte der Hahn auch nicht, er hatte nun, wonach er gesucht. Sogleich begann er die Goldstücke einzuschlucken. Als er etwa die halbe Lade geleert, kam der Herr um einmal nach ihm zu sehen, der Hahn aber war so gescheit, sogleich herauszufliegen und flog aus der Lade ins Zimmer, aus dem Zimmer in den Hof, aus dem Hof auf die Gasse und so weiter bis in den Hof des alten Mannes. Wie der ihn sah, breitete er ein Leintuch im Hof aus, der Hahn setzte sich mitten darauf und füllte das Leintuch mit Geld. Nun kam die Frau und verlangte ihm auch Geld, er aber sagte, er gebe ihr keines, sie hätte ihm auch nie ein Ei geben wollen. So war er ein reicher Mann geworden und konnte sich kaufen, was er begehrte. Aber auch den Hahn hielt er gut, so lange er lebte. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie bis auf den heutigen Tag.

Nora Bran, Leschkirch.

118. Die böse Schwiegermutter.

Es war einmal eine junge Frau, die hatte eine böse Schwiegermutter, welche ihr nur von dem Essen, das sie für den Hund bereitete, gab, wenn dieser schon satt war. Dafür erhielt sie viel Schelte, nie ein gutes Wort. Eines schönen Morgens zur Erntezeit nahm sich die Schwiegertochter die Sichel und ging aufs Feld, Korn schneiden. Sie schnitt fleißig bis zum Frühstück, das ihr jedoch niemand brachte, Tränen traten ihr in die Augen. Sie schnitt weiter bis zum Mittag. Je höher

Digitized by Google

die Sonne stieg, desto heftiger rannen die Tränen, desto größer ward ihr Hunger und ihre Sehnsucht nach der Heimat. Es fragte niemand nach ihr, niemand brachte ihr zu essen. Die Sonne sank, aber nicht ihre Traurigkeit. Da sah sie in der Ferne die Schwiegermutter mit leeren Händen kommen, um zu sehen, was sie gearbeitet. Nun gesellte sich zu den dreien, Hunger, Leid und Sehnsucht, noch die Furcht vor der Schwiegermutter. Da fiel sie auf die Knie und betete: „O mein Gott, laß mich doch eine Schwalbe werden, damit ich heimfliegen kann zu meiner Mutter." Sogleich wurde sie eine Schwalbe und flog fort. Ihre Mutter saß grade auf dem Herd Feuer anmachend, als ein Vöglein mit den Flüglein ans Fenster schlug. „Häsch, häsch! du Schwälbchen, wirst ja nicht mein Kind sein!" rief die Mutter. Da flog es fort bis ans Fenster ihrer Hochzeitsmutter (Nanasche). Diese kehrte grade in der Stube, als es mit den Flüglein am offnen Fenster Wind schlug. „Häsch, häsch, mein Schwälblein, wirst ja nicht meine Fine sein!" rief diese. Da sagte die Schwalbe: „Nanasche, liebe Nanasche mein, wären dir doch lieber deine Hände vertrocknet, bevor du mir den Kranz aufs Haupt gelegt." „Aber mein liebes armes Kind," antwortete die Nanasche, „gib doch nicht mir die Schuld; der Kranz war ja nur in meinen Händen, aber du hattest die Augen." *Dodosie Preda, Alzen.*

119. Der Löffelzigeuner.

Es ritt einmal ein schöner Zigeunerbursche mit Löffeln an einem Haus vorbei; im Fenster lag eine vornehme Soldatentochter. Der Bursche gefiel ihr so gut, daß sie rief: „Komm' herein zu mir, mein Haus ist von außen geweißt von innen gemalt." Er antwortete: „Komm' du zu mir, mein Haus sieht von außen grün aus wie eine Wiese, innen sind die Wände aus lauter Süßigkeiten." Sie kam heraus, er nahm sie auf's Pferd und ritt mit ihr davon, weit, weit über Berg und Tal, durch Gräben und durch Felder. Da fragte sie: „Wo ist denn dein Haus?" „Siehst du den Rauch? Wo der aufsteigt, da ist meine Wohnung," antwortete er. Bald hatten sie sein Zelt auf freiem Feld erreicht. Nun merkte sie den Betrug, sprang vom Pferd, nahm den Besen und kehrte. Als sie bis vor die Türe gekehrt, erhob sie den tränenden Blick und sah' eine Taube. „Lieb' Taube mein, kommst du nicht vielleicht aus meiner Heimat, hast du nicht meine Mutter gesehen und meinen Vater?" „Deine Mutter knetet Teig zu weißem Brot und mischt das Mehl mit ihren Tränen auf; dein Vater läßt zwei Pferde beschlagen mit festen

Digitized by Google

Hufen, um dich zu suchen.“ „Mein liebes Täubchen, flieg zu meinen Eltern und sag' ihnen, sie sollen mich nicht suchen, sie würden doch keine lebende Tochter mehr finden.“ *Dodosie Preda, Alzen.*

120. Der sind die Krähen nicht über's Dach geflogen.

Ein Mann lebte schon viele Jahre glücklich mit seiner Frau und nur etwas trübte dies Glück, und das war die Spindel, weil sie die Frau an die Finger brannte. Dies betrübte den Mann sehr, denn er hätte gerne eine fleißige Frau gehabt. Eines Tages befahl er ihr ernstlich, sie möge spinnen. „Aber wie soll ich denn spinnen, ich habe alle Spindeln voll Garn und du machst mir keinen Haspel.“ Mit diesen Worten lief sie in die Kammer und brachte in der Schürze volle Spindeln, keuchte, als ob sie an der Last schwer trage; es lagen aber nur oben drei Spindeln. Nun lief sie wieder in die Kammer und kam mit denselben Spindeln heraus, so daß der Mann wirklich dachte, sie habe so viel gesponnen, nahm sich die Axt und ging in den Wald, Holz für einen Haspel zu bringen. Leise folgte ihm die Frau und versteckte sich im Gesträuch. Als er nun oben auf einem Baume saß, rief sie mit verstellter grober Stimme: „Cine face ristitoare, baba-i moare.“ (Wer einen Haspel macht, dem stirbt seine Frau.) Als der Mann diese Worte vernahm, erschrak er, denn er wollte ja nicht, seine Frau sollte sterben, und nun gar durch seine Schuld. Er hielt inne mit der Arbeit und lauschte, da rief die Stimme wieder: „Cine face ristitoare, baba-i moare“. Nun sprang der Mann vom Baume herunter, eilte geschwind nach Hause, wo ihn seine Frau erwartete. Auf ihre Frage, wo denn der Haspel sei, erzählte er ihr sein Erlebnis. „Na, laß gut“, erwiderte sie, „ich will mir schon auf andere Weise helfen.“ Als nun die Zeit kam, daß das Garn gefechtelt werden sollte, sprach sie zu ihrem Manne: „Schau, wenn ich das Garn einlege, mußt du dich aufs Dach setzen und die Krähen verjagen! denn sobald eine übers Dach fliegt, wird das ganze Schaff voll Garn zu Werg.“ Der gute Mann stieg sogleich aufs Dach hinauf, fuchtelte eifrig mit den Händen und schrie in einem fort: „Häsch, häsch!“ Unterdessen legte die pfiffige Frau den ungesponnenen Hanf ins Schaff. Kaum war sie fertig, rief er mit verzweifelter Stimme: „Es ist mir doch eine Krähe übers Dach geflogen.“ „Komm' herab,“ antwortete die Frau, jetzt ist all meine Mühe umsonst gewesen, das gesponnene Garn ist wieder alles zu Werg geworden.“ Seither sagt man, wenn eine Frau im Frühling viel Garn im Harbach spült: „Der sind die Krähen nicht übers Dach geflogen.“ *Dodosie Preda, Alzen.*

Digitized by Google

121. Was Gott zusammenfügt, kann der Mensch nicht scheiden.

Es waren einmal zwei junge Leute, die hatten sich lieb. Sie war aus vornehmem Hause, er ein schöner, stattlicher Jüngling. Sie hatten sich so lieb, daß sie nicht von einander lassen konnten, trotzdem die Eltern vom Heiraten nichts wissen und sie gewaltsam trennen wollten. Sie begegneten sich zum letzten Male und weinten beide sehr. Endlich kamen aus seinem Munde die traurigen Worte: „Nimm, mein Lieb, dies Ringlein aus Silber: und wenn das Silber schmilzt, so wisse, daß ich tot bin." Sie sprach mit zitternder Stimme: „Nimm, Geliebter, dieses Tuch von Seide mit Gold umrandet. Wisse, wenn dieses Gold schwindet, so bin ich tot." Darauf gaben sie sich die Hände und nahmen Abschied für dieses Leben. Sie ging zurück; er wanderte weiter, immer weiter, lange, lange; es wurde ihm warm, Schweißperlen tropften von der Stirne, er nahm das Tuch, strich sich damit über's Gesicht, es schmolz das Gold und weinend fiel er zu Boden. Da kam ein Knabe auf kleinem Pferd geritten. „Knabe, lieber Knabe mein, kommst du nicht aus meinem Dorfe?" rief er dem näher heanreitenden zu, weißt du nichts von meiner Geliebten?" „Ich komme aus deinem Dorf," antwortete der Knabe. „Dein Mädchen ist tot, heute hat man sie in ein tiefes, tiefes Grab gelegt, damit du sie nie mehr sehen, nie mehr erreichen solltest." Diese Nachricht kam dem Burschen nicht unerwartet, er sprach: „Mein lieber Knabe auf kleinem Pferd, reit zu meinem Vater und sage ihm, daß ich mich auch in einen tiefen Graben gelegt, da wo die Wasser am schärfsten fließen, vielleicht treffe ich doch mit ihr zusammen in jenem Leben." Er sprang hinein und versank. Als sein Vater hievon hörte, ging er mit Hacke und Schaufel das Wasser zu durchsuchen, fand aber lange nichts und als er weiter auf den Sand kam, lag tief drinnen sein Sohn neben der Geliebten. Schrecken bemächtigte sich der Eltern von beiden. Nun berieten sie sich, wie sie dieselben begraben sollten, damit sie nicht wieder zusammen kämen. Ihn begruben sie hinter den Altar, sie vor die Kirchentüre. Nun waren sie weit voneinander und konnten sich sicher nie mehr treffen. Als es Frühling wurde, da wuchs aus seinem Grab eine Tanne, die ward immer höher über die Kirche hinaus, und wo sie begraben war, kam eine Weinrebe hervor, rankte sich um die Kirche, bis sie die Tanne erreicht hatte und sie umschlang, als ein Zeichen des Himmels für die Eltern, daß, was Gott zusammenfügt, Menschenhände nicht trennen können. *Dodosie Preda, Alzen.*

Digitized by Google

122. Der Engel.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte auf der ganzen Welt niemanden außer einer bösen Stiefmutter, und das war schlechter, als wenn es gar niemanden gehabt hätte. An einem Sonntag ging sie in die Kirche, befahl aber dem Kinde, es solle, bis sie heimkomme, den großen Garten putzen. Es ging in den Garten, setzte sich nieder und weinte, denn es wußte nicht, wie es in der kurzen Zeit fertig werden sollte, und fürchtete sich vor den Schlägen. Da kam ein Engel, brachte ihm zwei Äpfel und Brot und sagte, es möge nur sitzen bleiben und essen. Nun fing der Engel fleißig an zu putzen; bis das Kind gegessen hatte, war auch der Garten fertig und der Engel flog fort. Als die Stiefmutter aus der Kirche kam, verwunderte sie sich. Am nächsten Tage gab sie ihm Milch und Brot zu essen, da kam der Engel wieder, verbot ihr, die Milch zu essen, denn sie war vergiftet, und brachte ihr Brot und eine Traube. Am andern Abend machte die Stiefmutter ein schönes Bett unter dem Schopfen, darunter grub sie ein tiefes Loch, damit das Mädchen, wenn es ins Bett steige, hineinfalle, denn sie wollte es umbringen, und wußte nicht mehr, auf welche Weise, denn im Garten hatte es sich nicht zu Tode gearbeitet, von der vergifteten Milch war es auch nicht gestorben. Als es sich grade entkleiden sollte, kam der Engel wieder und sprach: „Komm' mit mir mein Kind, hier ist deines Bleibens nicht mehr. Ich trage dich in den Himmel, da sollst du mit den Englein spielen und es wird dir gut gehen." Er nahm es unter seine Flügel und flog mit ihm fort.

Erzählt von Maria Georgi, Alzen.

123. Drei Tauber.

Es arbeitete einmal ein Tauber an einem Zaun. Zu diesem kam ein anderer Tauber, dieser war Hirt bei den Ziegen, und die Ziegen hatte er verloren. Jetzt ging er, sie zu suchen. „Du, Kamerad, hast du nicht gesehen, wozu meine Ziegen gegangen?" Der Gefragte hatte verstanden, der frage, bis wohin er den Zaun machen solle und zeigte mit der Hand: „Bis dahin." „Dahin sind meine Ziegen gegangen? Laß nur, wenn ich sie finde, schenke ich dir auch eine, die mit den abgebrochenen Hörnern." Er ging und fand richtig alle Ziegen nicht weit entfernt grasen. Hierüber froh brachte er die versprochene dem Tauben, welcher den Zaun machte. Dieser dachte, der glaube, er habe der Ziege die Hörner abgebrochen und sprach: „Ich habe sie nicht abgebrochen." Der andere: „Ich bringe dir sie, weil ich sie ja versprochen habe."

Digitized by Google

„Ich habe die Hörner nicht abgebrochen.“ Da fingen sie sich beide an zu zanken und gingen zum Richter. Als sie hinkamen, war der nicht zu Hause, nur seine taube Tochter. Sie erzählten den Streit ihr, diese verstand aber, beide wären wegen ihr gekommen, sie wollten sie heiraten, und sagte: „Mein Vater ist nicht zu Hause. Aber wenn er kommt, will ich es ihm sagen und ich werde den von euch nehmen, welcher zuerst kommt.“ *Erzählt von Ana Iacob, Alzen.*

124. Ein Jüngling ohne Glück.

Ein Jüngling hatte kein Glück auf dieser Welt. Weil er nun kein Glück hatte, ging er in die Welt um zu verderben. Eltern besaß er nicht, auch keine Geschwister. Ein schönes Weizenfeld zerschlug ihm der Hagel des heiligen Elias,[1] daß ihm nicht ein Körnchen geblieben, der heilige Petrus hatte Wölfe in die Ochsenherde geschickt, ihm die Ochsen zu fressen, und seine waren die schönsten in der ganzen Herde gewesen. Nun sah er sich allein und arm, so arm, daß ihm nur drei Kreuzer geblieben. Diese steckte er in die Tasche und begab sich auf die Straße. Einen ganzen Tag ging er immer vorwärts auf der Straße, nur einmal begegnete ihm ein alter Mann, dieser war Gott, aber der Jüngling ohne Glück kannte ihn nicht. „Wohin gehst du, mein Junge?“ fragte ihn unser Herrgott. „Ich gehe in die Welt um zu verderben, hier habe ich kein Glück,“ entgegnete der Gefragte. „Mein Junge, hast du keinen Kreuzer für mich?, ich bin so arm,“ sagte der Alte. „O, ich habe drei. Von diesen kann ich auch dir einen geben.“ Dies sagend reichte er ihm einen hin und fing wieder an zu gehen. Am nächsten Tage begegnete er wieder einem alten Großvater, erkannte aber nicht, daß es derselbe, daß es Gott sei. Es wiederholte sich dasselbe Gespräch von gestern, und als der Alte ihm einen Kreuzer verlangte, sprach der Junge: „Ja, ich habe zwei, einen davon kann ich dir geben,“ reichte ihm ihn hin und ging weiter. Am dritten Tage begegnete er wieder einem alten Manne. Nach denselben Fragen und Antworten verlangte der Alte einen Kreuzer. Der Junge zog ihn aus der Tasche mit den Worten: „Ich habe nur diesen, den gebe ich euch, mir ists gleich, ob ich einen oder keinen habe, ich gehe ja doch in die Welt um zu verderben, hier habe ich kein Glück.“ „O nein, du sollst nicht verderben, such dir dein Glück, vielleicht ist's nicht einmal so weit von dir, gehe nur immer rechts, dann wirst du Leute treffen

[1] Elias, ein sehr gefürchteter Heiliger, sein Tag, 2. August, nach rumänischem Kalender 20. Juli, wird gefeiert, weil er gerne Hagel und Blitzschlag bringt.

Digitized by Google

und was die arbeiten, das tue auch du, wenn sie zum Essen gehen, gehe auch du zum Tisch und iß, und wenn sie schlafen gehen, leg dich auch. Aber reden sollst du kein Wort, bis du nicht von jemandem gefragt wirst."

Der Jüngling ohne Glück tat grade so, wie ihn der alte Großvater gelehrt. Er ging und ging bis er einige Leute antraf, diese arbeiteten an einem Zaune, er fing auch an dort zu helfen, und wie sie zum Mittagessen gingen, setzte er sich auch zwischen sie und aß, und als er sich abends zum Schlafen legte, ruhte er so gut, daß er fast glaubte, das Glück gefunden zu haben. Um Mitternacht erwachte er und sah neben sich das Glück stehen redend mit denen, die den neugebornen Kindern ihre Zukunft in die Wiege legen, — diese nur um Mitternacht sichtbaren Männer heißen Ursitori —, sie sagten: „In dieser Nacht sind 50 Leben zur Welt gekommen, welches Glück gibst du ihnen?" „Unser Essen von heut abends und unsere Ruhe dieser Nacht", antwortete das Glück. Darauf entfernten sich die Ursitoren durchs Fenster. „Ihr armen Seelen, seid auch in einer schlechten Stunde ins Leben gekommen, wie ich, nichts werdet auch ihr haben, kein Abendessen und kein Bett," dachte der Arme und schlief wieder ein und schlief bis zum Morgen. Am zweiten Tage ging er zum Zaun und arbeitete wie gestern, aß mit den andern, abends legte er sich schlafen und ruhte gut. Gefragt hatte ihn niemand etwas und er auch nicht ein Wort geredet. Um Mitternacht wurde er wieder von leisen Stimmen geweckt, die Augen ein wenig öffnend sah er das Glück an seinem Lager stehend mit den Ursitoren redend: „In dieser Nacht sind 60 Seelen ins Leben gekommen, welches Glück gibst du ihnen?" „Unser Essen dieses Abends und unsere Ruhe dieser Nacht." Nun gut, die Ursitoren flogen zum Fenster hinaus, unser Jüngling aber dachte mitleidig: „O Gott, wie viele Menschen sind ohne Glück, weder Bett, noch Essen, noch Ruhe."

Am dritten Tage nahm er wieder seine Arbeit auf und auch diese Stunden vergingen, wie die der zwei letzten Tage. Abends konnte er trotz Müdigkeit nicht gut ruhen, trotzdem das Glück wieder neben ihm stand. Um 12 Uhr drangen die Ursitoren zum Fenster herein und begannen wieder dem Glück zu erzählen: „In dieser Nacht sind 70 Seelen zum Leben erwacht, welches Glück gibst du ihnen?" „Unser Essen von heut abends und unsere Ruhe dieser Nacht." Als sie diese Worte vernommen, entfernten sie sich durchs Fenster.

Der Jüngling aber konnte keinen Schlaf mehr finden aus Mitleid mit den vielen armen Seelen, die in diesen drei Nächten geboren. Am

Digitized by Google

nächsten Morgen, als er zum fast fertigen Zaun kam, fing der Hausherr an, ihn zu fragen: „Du Bursch, was ist mit dir? Du hast mir nun drei Tage gearbeitet, aber aus deinem Munde habe ich noch kein Wort gehört. Wer bist du und woher kommst du?“ Darauf fing dieser derb an: „Erst jetzt fällt es euch ein, mich zu fragen, nachdem ich euch drei Tage gearbeitet?“ nahm sich ein Stück Holz und begann damit den Hausherrn zu schlagen. Er schlug solange, bis der Geschlagene schrie: „Nicht mehr hau auf mich, gib Ruhe und gehe lieber auf dem rechten Wege vorwärts und wenn du an ein Haus kommst, tritt hinein und verdinge dich als Knecht.“ Er ging. Und wie er so ging, kam er an einen Hof, dort wohnten zwei alte Leute, die hatten aber eine schöne, junge, kräftige Tochter mit gutem Herzen. Doch hatte sie einen Fehler an sich, sie durfte nämlich, wenn die Sonne hoch am Himmel stand, nicht hinausgehen, weil sie die Sonnenstrahlen hinaufziehen. Doch das machte ja nichts, wenn sie nur sonst gesund war, um die Mittagszeit blieb sie eben im Zimmer. Er verdingte sich als Knecht, da er aber bald den Alten und auch der Jungen gut gefiel, gaben sie ihm ihre Tochter zur Frau. Sie machten Hochzeit und nun war er glücklich, dachte nicht mehr daran, in die Welt zu gehen um zu verderben, dachte nicht einmal daran, er könnte je wieder unglücklich werden. Das Glück stand wirklich neben ihm, das konnte jeder sehen. Aber auf dieser Welt steht ungern das Glück den Menschen allein zur Seite, nahebei versteckt sich das Unglück um plötzlich hervorzubrechen, sich neben das Glück zu stellen, ja dieses ganz bei Seite zu drängen. Auch unseren armen Jüngling ohne Glück ging es grade so. Einmal war er Pflügen gefahren, seine Frau bereitete das Mittagessen. So gegen Mittag, als sie fertig war und glaubte, ihr Mann werde kommen, bemerkte sie, daß kein Wasser im Krug sei. „Ach, mein armes Männlein kehrt jetzt durstig heim und findet kein Wasser.“ Geschwind nahm sie den Krug und eilte zum Brunnen, doch wie sie zum Brunnen kam, zogen sie die Sonnenstrahlen hinauf in den Himmel, grade als ihr Mann heimkehrte, er konnte noch sehen wie sie oben in den Sonnenstrahlen verschwand. Er schrie, er jammerte, klagte, aber es war alles umsonst, wie er sich auch stellte, erreichen konnte er sie nicht mehr. „O, ich armer Mensch, klagte er, was soll ich jetzt machen. Auf dieser Welt ist mir kein Glück beschieden, hier ist meines Bleibens nicht mehr, der heilige Elias hat mir das Weizenfeld verdorben, der heilige Petrus die schönen Ochsen gefressen, nun nimmt mir Gott mit der heiligen Sonne auch die Frau, dies ist nun doch das ärgste, ich gehe in die Welt um zu verderben.“ Gut.

Digitized by Google

Er nahm sich die Tasche und Mantel und ging. Wie er auf dem rechten Wege ging, hatte er grade den getroffen, welcher in den Himmel führt. Er ging und ging lange, bis er an die Himmelstüre kam. Als er dort anlangte, verdang er sich als Knecht. Am ersten Morgen brachte er dem heiligen Elias das Wasser und als dieser die Hand darnach ausstreckte, hieb der Knecht ihn und zerbrach ihm den Arm. Elias schrie laut vor Schmerz. „Gefällt dir dies, du Heiliger?“ fragte der Knecht. „Sieh', auch mir gefiel es nicht, als du mir das Weizenfeld zerschlugst.“ Am andern Morgen brachte er dem heiligen Petrus Wasser. Wie er eintrat, schlug der Knecht ihm das Bein, daß es brach. Petrus brüllte vor Schmerz. „Gefällt dir dies, du Petrus? Sieh' auch mir gefiel es nicht, als du meine schönen Ochsen den Wölfen zum Verspeisen hinwarfst.“ Am dritten Morgen ging er hin und zündete das Paradies an. Nur einmal kam unser Herrgott und fragte: „Wo ist Elias, daß er noch nicht herbeikommt?“ Da kam er langsam mit dem Arm in der Binde. „Was fehlt dir, Elias, daß du so langsam kommst?“ „Der Knecht hat mir den Arm gebrochen.“ „Du Kind, wessen beschuldigst du Elias?“ „Unser Herr, er hat mir das Weizenfeld zerschlagen.“ „Ist es so Elias?“ „Es ist so, Herr.“ „Was ist denn mit Petrus, das er nicht da ist?“ Da hinkte Petrus herbei. „Warum kommst du so spät?“ „Der Knecht hat mir den Fuß zerbrochen.“ „Warum hast du dem Petrus den Fuß zerbrochen, du Knabe?“ „Weil er meine Ochsen den Wölfen gegeben.“ „Ist es so Petrus?“ „Es ist so, Herr.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, als Gott einen brenzlichen Geruch in der Nase spürte, daß er schrie: „Es hat mir jemand das Paradies angezündet.“ Da trat der Knecht vor: „Verzeih mir, unser Herr, ich habe es angezündet. Gefällt es dir, daß das Paradies jetzt abbrennt?“ „Nein, es gefällt mir nicht.“ „Nun sieh', auch mir hat es nicht gefallen, als du mir meine Frau genommen, denke nur, mit ihr hast du ja auch mein Glück genommen.“

Jetzt ging Gott hinaus und brachte die junge Frau an der Hand und gab sie ihrem Manne. „Hier hast du deine Gefährtin wieder, geht jetzt nach Hause und lebt in Frieden und Gesundheit.“ Kaum hatte Gott diese Worte gesprochen, flossen die Tränen dem Jüngling ohne Glück aus den Augen, es waren aber nicht Tränen, die das Weh und die Trauer hervorrufen, es waren Tränen der Freude, weil er sein Glück erhalten.

Ana Iacob, Alsen.

Digitized by Google

125. Der Fuchs mit dem Ohrringel.[1]

Ein Fuchs hatte ein Ohrringel. Einmal blieb es ihm an einem Dornenstrauch hängen. Dieser wollte es ihm nicht mehr geben. Der Fuchs ging weiter, kam an ein Feuer und sagte: „Feuer, verbrenn den Dornenstrauch, er will mir mein Ohrringel nicht geben.“ „Ich will nicht,“ sagte das Feuer. Er ging weiter, kam an ein Wasser und sprach: „Wasser, lösch das Feuer, das Feuer will den Dornenstrauch nicht verbrennen, der Dornenstrauch will mir das Ohrringel nicht geben.“ Das Wasser sagte: „Ich will nicht.“ Er ging weiter, kam zu einem Ochsen, und sprach: „Ochse, trinke das Wasser, das Wasser will das Feuer nicht löschen, das Feuer will den Dornenstrauch nicht verbrennen, der Dornenstrauch will mir das Ohrringel nicht geben.“ „Ich will nicht,“ sagte der Ochse. Er ging weiter, kam zum Wolf und sprach: „Wolf, friß den Ochsen, der Ochs will das Wasser nicht trinken, das Wasser will das Feuer nicht löschen, das Feuer will den Dornenstrauch nicht verbrennen, der Dornenstrauch will mir das Ohrringel nicht geben.“ Da sagte der Ochs: „Eher als mich der Wolf frißt, will ich das Wasser trinken.“ Das Wasser sprach: „Eher als mich der Ochs trinkt, will ich das Feuer löschen.“ Das Feuer sagte: „Eher als mich das Wasser löscht, will ich den Dornenstrauch verbrennen.“ Der Dornenstrauch sagte: „Eher als mich das Feuer verbrennt, will ich das Ohrringel geben“ und gab es dem Fuchs, der hing sichs ans Ohr und sprang lustig davon. *Ana Petrişor, Alsen.*

126. Die Mär der Blumen.

Ein reicher Mann, so reich, wie man noch nie gehört, mit vielem Geld in der Kasse und vielen Schafen im Gebirge, hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, auch nicht mehr ganz jung. Sie hatte sich aber noch immer keinen Mann bekommen, denn ihr Vater wollte sie keinem geben, der nicht auch so viel besitze als sie. So reiche Bursche aber gibt es nur wenige und auch diese gefielen der Marie nicht, so hieß nämlich diese Tochter. So oft sie auch zum Tanze ging, sie konnte sich keinen Liebsten finden. Da, an einem Sonntag, sie war wieder auf dem Tanze, kam ein armer Bursch, der hieß Juon, war aber so schön, in die heilige Sonne kennst du sehen, auf ihn aber nicht. Er kam zur Marie und rief sie in den Reihen. Ihr aber, wie sie ihn gesehen, gefiel er gleich so gut, daß

[1] Später erzählte Nuza Cochila, der Fuchs habe den Dornenstrauch um Nachtherberge gebeten, dieser habe sie ihm gewährt und ihm in der Nacht das Ohrringel gestohlen.

Digitized by Google

sie dachte, diesen und keinen andern. Er liebte sie seit langer Zeit, wagte aber nicht, sich ihr zu nähern, weil er zu arm war und sie zu reich, und er wußte, der Alte werde es nicht erlauben. Er bemühte sich, sie zu vergessen, sie aus dem Herzen zu reißen. Wie er sich auch bemühte, er liebte sie immer mehr und wo er ging, wo er arbeitete, waren seine Gedanken bei ihr. Ihr ging es auch nicht besser, sie bat ihren Vater, er solle ihr den Juon geben, der aber antwortete: „Nur einen so reichen Schwiegersohn wie ich, oder reicher oder ich halte mir die Tochter, so lange ich lebe.“ Sein Herz schlug heftig für sein Kind, aber noch lieber waren ihm die zwei Stieglitze, die er im Käfig am Fenster hatte.

Es waren aber auch merkwürdige Vögel, sie sangen den ganzen Tag, so schön, wie man auch nicht mehr gehört hatte, so daß dem Alten die Tränen rannen wie Wasserbäche und er manchmal lachte, daß er fast zerplatzte. Ohne ihren Gesang meinte er gar nicht mehr leben zu können. Eines morgens fand er die beiden in ihrem Käfig traurig und stumm und was er auch tat, sie blieben stumm. Er bemühte sich, sie wieder fröhlich zu machen, doch sie blieben traurig. Jetzt schickte der reiche Mann Befehl in alle Welt, wer seine Vögel wieder singen mache, dem gäbe er seine Tochter zur Frau. Von diesem hörte auch unser armer Freier und dachte so viel, daß ihn fast die Gedanken fraßen, wie er es machen könnte, die Vogelsprache zu lernen, um die beiden Vögel zu fragen, warum sie nicht mehr singen wollten? Mit diesen Gedanken ging er aufs Feld zur Arbeit. Da überkam ihn Durst, daß er zu einem Brunnen, so wie sie auf dem Hattert sind, ging. Wie er sich bückte, um zu trinken, trübte eine weiße Schlange das Wasser. Er sprach sehr geärgert: „Du Schlange, warum trübst du mir das Wasser? Jetzt bring ich dich um.“ „O, Gott, bring mich doch nicht um, du Mensch,“ jammerte die Schlange. „Ich bin ins Wasser gefallen, und kann nun nicht mehr heraus, aber gewinne du mich heraus und trage mich meiner Mutter, der Schlangenkönigin, sie wird dir geben, was du verlangst. Du sollst aber nichts anderes verlangen, als den Kopf einer weißen Schlange. Meine Mutter wird denken, ich brächte ihr einen Menschenbraten und wird dann erschrecken, wenn sie hört, wie es mir ergangen und über deinen Wunsch, aber du mußt fest bleiben, und dich nicht fürchten, sie tut dir nichts, sie wird dir allerlei versprechen, aber du sollst darauf bestehen, was ich dir gesagt. Wenn du den Kopf der weißen Schlange ißt, dann verstehst du die Sprache der Vögel und der übrigen Tiere und der Blumen.“

Als Juon diese Worte gehört, griff er sogleich mit der Hand ins Wasser, zog die Schlange heraus und sprach: „Wozu soll ich dich tragen?

Digitized by Google

ich kenne ja den Weg zu deiner Mutter nicht.“ „Steck mich in den Busen und laß mir nur den Kopf draußen. Nach welcher Seite ich mit ihm nicke, dahin sollst du gehen. Nicke ich rechts, so gehst du auf dem Wege nach rechts, nicke ich links, so gehst du auf dem Wege nach links, nicke ich grade, so gehest du geradeaus.“ Unser Juon machte es grade so, wie ihn das Schlangenkind gelehrt hatte, nahm es und ging immer schnell, immer schnell, bis er das Haus der Schlangenkönigin erreicht hatte. Die Alte stand in der Gassentür und schaute voll Angst um ihren Jungen aus, weil er so lange nicht nach Hause kam. Nur einmal erblickte sie ihn kommend mit einem Menschen-Jüngling und war sehr erfreut, nicht nur weil er selbst gesund zurückgekehrt, sondern weil sie glaubte, er bringe ihn ihr zum verspeisen. Aber ihr Kind rief ihr noch von Weitem zu, bevor sie das Menschenkind mit ihrer Hand erreichen konnte: „Meine Mutter, verzeih, daß ich dir keinen Menschenbraten mitbringen konnte, aber sieh, ich war in einen Brunnen gefallen und dieser Jüngling hat mich herausgezogen, wenn er nicht gewesen, wäre ich ertrunken, er hat mich vor dem Tode bewahrt.“ Seine Mutter freute sich sehr und sprach: „Was soll ich dir geben, Kupfer, Silber oder Gold? was dein Herz verlangt.“ „Ich danke für alles und bitte nur um das Eine: Gib mir die Vogelsprache.“ „Um Gottes willen, du Mensch, weißt du, was du verlangst? Du verlangst ja meinen Kopf,“ schrie die Schlange erschreckt, am liebsten hätte sie ihn sogleich verschluckt, aber ihr Sohn winkte ihr: „Sei still Mutter, du mußt es ihm geben, denn er hat mich vor dem Tode bewahrt.“ Darauf schwieg sie, ging hinaus und brachte einen weißen Schlangenkopf und lehrte ihn so: „Brate dir diesen und iß ihn, dann wirst du verstehen die Sprache der Blumen, der Vögel und aller Tiere, aber du mußt wissen, sobald du jemandem dieses erzählst, wirst du sogleich sterben.“ Er dankte dafür, nahm den Kopf, warf ihn auf die Kohlen, daß er briet und aß ihn darauf. Als er fertig war, verabschiedete er sich von der Schlangenkönigin und ihrem Sohne und eilte dann rasch vorwärts, denn der Abend nahte, und er wollte schnell nach Hause kommen. Wie er aber auf die Straße kam, konnte er sich nicht genug verwundern. Es schien, als ob er auf einer andern Welt wäre, oder war er ein anderer geworden? Alles um ihn herum schien Leben zu haben. Er hörte, wie die Blumen redeten und die Tiere und die Vögel. Er ging und blieb stehen und ging und stand und konnte nicht müde werden, dem Geplauder der Blumen zu lauschen. Wie war er bisher ohne Sorge zwischen ihnen gewandelt, hatte die Blumen zertreten, das Gras abgemäht — gedankenlos. Aber jetzt wußte er nicht, wie er sie

Digitized by Google

behüten sollte vor dem Zertreten, damit er ihnen nicht einmal wehe tun sollte und sie im Gespräche nicht störe.

Neben dem Weg zieht sich der Spitzwegerich, lang und dünn, ohne viel Worte, aber doch mit großem Selbstbewußtsein, daß er ein so gutes Heilkraut ist. Er sieht immer nach dem Rain, wo die Laugen wachsen und plauschen. Eben erzählte die Weberkarde, was für ein gutes Kraut sie an den Stengeln halte, daß sich die Esel nur von diesen ernährten, nachher, so gegen den Winter, kämen dann die Frauen und schnitten Zweige um Spulen und Spülchen daraus zu machen. Glücklicherweise spüre sie das Messer gar nicht, denn sie habe sich schon zum Winterschlaf in die Wurzel zurückgezogen. So helfe sie den Fäden sich zum Gewebe fügen. „Ach, welch ein schönes Leben führst du," entgegnete der wilde Wermut. „Aber auch ich bin zufrieden, wie es mir geht. Wenn ich groß genug gewachsen bin, schneiden mich die Mädchen ab, binden mich fest zusammen, bis ich schlank bin, wie ein Besen, kehren dann mit mir im Hause. Dies würde mir nicht grade gut gefallen, wenn ich dabei nicht gar viel hören sollte. Aber bei dieser Arbeit singen sie immer so schön, und da habe ich erfahren, wie bitter meine Stiefschwester, der echte Wermut ist, und doch wird sie im Garten gepflanzt und gepflegt. Einmal hörte ich über sie singen: Ach wie bitter ist der Wermut, bittrer noch ist nur die Fremde; selbst wenn man dort aus dem Wasser Wein bereiten sollte, würde es doch nicht gefallen. Leg' ich mich abends schlafen, ists mir, als läg' ich auf grünem Wermut, steh ich morgens auf, wasch' ich mich mit grünem Wermut. Der Wermut und die Fremde sind wie zwei Schwestern."

Juon bekreuzigte sich und ging weiter. Jetzt hatte er gesehen, daß ihn die weiße Schlangenkönigin nicht betrogen. Er verwunderte sich auf Schritt und Tritt, war dabei so vergnügt, wie seit lange nicht mehr, denn nun wußte er, daß er die Marie erwerben werde. Zu Hause angekommen, wechselte er nur die Kleider und ging dann zum Vater seiner Geliebten und versprach, die Vögel wieder zum Singen zu bringen. Alle Vögel mit Flügeln wissen alles, was in der Welt geschieht. So wußten auch diese, daß der Bursch ihre Sprache verstand. Sobald er nur eintrat, fingen sie gleich an zu singen. In dem wunderlieblichen Gesang lagen diese Worte: „Wir schwiegen nur darum, weil unser Herr dir seine Tochter nicht geben wollte." Der Alte war so gerührt, daß seine Augen wie Bäche überflossen. Er versprach ihm allerlei, er wollte ihn auch so reich belohnen, wie zuerst die Schlange, aber auch hier schlug er alles andere aus, er wollte nur die ausgerufene Belohnung: die Tochter. Da

Digitized by Google

der Vater dieſe jedoch anfangs verweigerte, rufend: „Meine Tochter geb' ich dir nicht," ſchwiegen die Stieglitze gleich und zogen ſich traurig in den Käfig zurück, ſobald der die Schwelle wieder betrat, fingen auch die kleinen Sänger ihre Lieder wieder an zu ſingen. Da blieb dem Alten nichts anders übrig, als einzuwilligen. Kaum war dies geſchehen, ſo ſangen die Vöglein ſo ſchön wie noch nie und noch nie waren die Tränen aus den Augen ſo reichlich gefloſſen wie Waſſerbäche.

Nun wurde Hochzeit gemacht, die dauerte volle acht Tage, groß und ſchön. Da war viel Schönes zu ſehen und zu hören, viel gutes zu eſſen. Die Geiger ſpielten in einem fort, auch die Vöglein übertrafen ſie noch um vieles.

Als die Hochzeit vorüber war, lebten die jungen Leute wie im Paradies. Immer gingen ſie zuſammen, arbeiteten zuſammen. Glücklicher als ſie, die Marie, ſchien der Juon zu ſein. Nicht nur ſeine Frau, ſondern auch ſein Geheimnis bereitete ihm Vergnügen. Oft fing er an zu lachen, es wußte niemand warum. Wenn er die Blumen und Vögel plaudern hörte und die Pferde und Hunde. Gerne hätte er es auch ſeiner Frau mitgeteilt, aber er durfte ja nicht, was hätte es ihnen genützt, wenn er dann ſterben mußte?

An einem ſehr ſchönen Tage ſagte ſie zu ihm: „Lieber Juon, komm, wir reiten aus." Nun gut, ſie ritten. Das Pferd, auf dem ſie ritt, ging ſchneller und war immer einige Schritte voraus, nur einmal rief es ſich umwendend: „Mihaha." Das zurückbleibende antwortete: „Mihaha." „Na, hör' nur, was haben dieſe Pferde, daß ſie ſo wiehern?" meinte die junge Frau. „Was werden ſie haben, es wird ihnen warm ſein," entgegnete ihr Mann, er hatte aber verſtanden: „Du kannſt leicht voraus laufen, du trägſt nur die zarte junge Frau, auf mir aber ſitzt unſer ſtarker Herr."

Wieder einmal gingen ſie zuſammen in den Wald, er nahm auch das Gewehr und zwei Hunde zum Jagen mit. Am Waldesrand ſaßen ſie nieder und ſahen, wie der Mond aufging. Sie ſah in den Mond, er merkte mehr auf die Hunde. Der eine bellte den andern an, da wandte ſich dieſer und lief nach Hauſe. Hiedurch aufmerkſam gemacht, ſagte die Frau: „Was nur dieſe Hunde miteinander haben, zuerſt bellen ſie ſich an, dann läuft der eine fort." „Es ſcheint, als ob er nach Hauſe laufe," entgegnete der Mann. Er hatte aber das Hundegeſpräch ganz genau erlauſcht: „Haſt du, mein Genoſſe, noch je ſo zwei ſorgloſe Menſchen geſehen? Beide gehen ſie gegen Abend fort, nehmen auch uns beide mit, laſſen das Haus ganz allein, ein Räuber kann das ganze

Digitized by Google

Haus forttragen. Weißt du was? bleib du hier und sorg auf unsere Herrschaft, ich eile nach Hause und sorg auf ihren Hof."

Da nun der Mann wußte, daß Haus und Hof behütet wurde, machte er seiner Frau den Vorschlag, wären sie nun schon im Walde, so sollten sie bis zu ihrer Schafherde gehen und nachsehen, ob es nicht Zeit sei, die Schafe zu scheren und einige zu schlachten. Also gut, sie gingen. Als sie hinkamen, hatte der Hirt die Herde grade zusammengetrieben und für die Nacht gerichtet. Hier mitten im Walde war es nicht so stille als am Waldesrand, es blökten die Schafe, bellten die Hunde, besonders einer, in geringer Entfernung konnte man das „Bau, bau" des Wolfes vernehmen. Da richtete der Mann das Gewehr auf den am lautesten bellenden Hund, den man für den treuesten hielt, und schoß ihn nieder. „Um Gottes willen, was machst du mit dem besten Hund?" schrie entsetzt die Frau. Er antwortete nicht, rief nur den Hirten und befahl das fetteste Schaf zu schlachten, welches so viel blöke. Juon hatte deshalb alle diese Anordnungen getroffen, weil er das Gespräch zwischen Hund, Schaf und Wolf belauscht hatte. Der Hund war gar nicht treu, der Wolf hatte ihm ein Schaf verlangt, und er hatte es versprochen, wenn er dafür ein Stück Fleisch und einen schönen Knochen bekäme; der Wolf solle nur später kommen, wenn alle schliefen. Das wiederholte „mähähä" des Schafes sagte, daß es einwillige. Wenn nämlich die Schafe eine bestimmte Masse Fett angesetzt haben, so wissen sie, daß ihre Stunde geschlagen hat und sie sehnen sich zu sterben. „Bau, bau", ließ sich der Wolf wieder hören: „Bist du dazu, juckt dich das Fett?"

Der Frau war manches unverständlich, was ihr Mann tat, doch hatte sie noch nie dringend gefragt, hauptsächlich darum nicht, weil sie ihn nicht erzürnen wollte, denn sie hatte ihn ja so lieb. Es verging noch eine Zeit. Da kam ein schöner Sonntag im Herbst, an dem es ihr in den Kopf stieg und plötzlich klar wurde, er wisse etwas, das niemand wußte, und sie beschloß dahinter zu kommen, geschehe denn, was wolle. Sie wollten zusammen in die Kirche gehen; er stand fertig am Fenster und wartete auf seine Frau, die noch einiges im Hause zu besorgen hatte. Am Fenster stehend, sah er dem lustigen Treiben der Vögel zu. Im Garten vor dem Fenster stand eine Reihe von Hanfstengeln, auf welchen sich die Sperlinge vergnügten, unten tummelten sich die Hühner herum, die den Vögeln entfallenden Körner aufpickend. Da flog ein Spatz herunter zwischen die Hühner um auch vom Boden Körner aufzulesen, darüber gackerten die Hühner und krähte der Hahn: „Habt ihr denn oben in den Ästen nicht genug Körner, laßt die vom Boden uns." Hierüber

Digitized by Google

lachte der Mann am Fenster und grade in dem Augenblick trat die Frau herein ihn abzuholen. „Warum lachst du?“ Er gab eine ausweichende Antwort. „Sag mir die Wahrheit, ich habe schon längst bemerkt, daß du ein Geheimnis hast, das du mir nicht anvertrauen willst,“ sprudelte die Frau gereizt hervor, „und du mußt mir's sagen“! Gut, ich will's dir mitteilen, aber wisse, sobald ich's gesagt, muß ich sterben.“ „So stirb, aber sagen mußt du's mir.“ „Nun gut, also lassen wir heute die Kirche und gehen lieber zuerst das Begräbnis bestellen, und was man noch für einen Toten braucht.“ Sie gingen, er zum Tischler, wegen dem Sarg, sie in ein Geschäft um Tücher usw. Er kam vor ihr nach Hause. Wie er in den Flur trat, war großes Geschrei unter dem Hühnervolk, inmitten stand der Hahn mit hoch gerötetem Kamm und krähte empört: „Ist unser Herr doch ein Palukes, er hat nur eine Frau und kann nichts mit ihr schaffen, ich habe eine ganze Schar und sie müssen mir alle gehorchen. Hui, ich an seiner Stelle kaufte mir vom Seiler einen guten Strang, wickelte ihn fest und haute sie über den Rücken, daß ihr alle Neugierde verginge, und sie auf's Fragen vergäße.“ Dieses hörend, schlug sich Juon an die Stirne: „Was für ein dummer Kerl bin ich doch, muß mir der Hahn die Augen öffnen.“ Dacht's und kehrte sogleich um, ging zum Seiler, kaufte den Strang und ließ ihn der heimkehrenden Frau auf dem Rücken herumtanzen, daß ihr nicht nur Sehen und Hören verging, sondern auch Fragen und Neugierde. Sie hat nie wieder gefragt: „Warum hast du gelacht,“ und wenn er nicht an einer Krankheit oder am Alter gestorben ist, so lebt er noch heute.

Maria Dan und Maria Georgi.

Digitized by Google

Anhang.

Rumänische Volksmärchen aus dem Alttal.

1. Die Steinsäule.

Es war einmal ein Kaiser, der hatte keine Kinder. Weil er nun keine Kinder hatte, empfing er die heiligen Gaben der Kirche vom Pfarrer immer nach denen, welche Kinder hatten, trotzdem er der Kaiser war. Dies ärgerte ihn und auch die Kaiserin so, daß sie beschlossen, sie wollten sich beide auf den Weg machen, Gott und den heiligen Petrus zu suchen. Sie gingen und gingen weit, weit bis sie in einen großen Wald kamen, da begegneten sie zwei alten Männern. Sie hatten Quersäcke auf dem Rücken: „Guten Tag." „Ich danke euch, (bis) wohin?" „Wir gehen Gott und den heiligen Petrus suchen. Wir wollen ihn fragen, was wir tun sollen, wir haben keine Kinder, darum empfangen wir die Segnungen der Kirche immer zuletzt." „Kehrt um, sagte der Jüngere, nehmt diese zwei Äpfel und eßt sie, ihr werdet, ehe das Jahr zu Ende geht, einen Knaben haben." Der Kaiser und die Kaiserin dankten, sie glaubten, es würde vielleicht Gott und der heilige Petrus gewesen sein. Es war solches schon vorgekommen, daß die beiden als arme Menschen auf der Erde wandelten und denen begegneten, die sie suchten. Zu Hause angekommen schälte die Kaiserin die Äpfel, aß einen selbst, den andern gab sie dem Kaiser, die Schalen bekam die Köchin, diese aß die Schalen zusammen mit ihrem Mann, sie hatten auch keine Kinder. Das Jahr war noch nicht zu Ende, da bekam die Kaiserin und die Köchin einen Sohn, beide schön wie die Äpfel. Gut. Der Sohn der Kaiserin hieß Serfem, der der Köchin Costav. — Die Zeit verging, die beiden wuchsen heran und gingen in die Schule, sie liebten sich wie Brüder. Serfem war schöner, Costav war umsichtiger, besorgter und klüger, er sorgte immer auf des Kaisers Sohn. — Als sie aus der Schule frei waren, sagte Serfem: „Mein Bruder, ich heirate nicht, wenn ich nicht das Mädchen finde, das mir ähnlich ist. Aber komm du mit mir, wir gehen in die Welt, vielleicht finde ich das Mädchen." „Wir gehen." Sie nahmen sich Torniſter und Stock und machten sich auf den Weg. Sie gingen und gingen weit, weit und fanden das Mädchen, welches dem

Digitized by Google

Serſem gleich ſah, nicht. Sie gingen bis ſie in einen Wald kamen. Mitten im Walde trafen ſie Alexander, den Räuber, er ſaß vor ſeiner Hütte. „Guten Tag, Räuber Alexander!“ „Ich danke, wohin?“ „Wir gehen und ſuchen das Mädchen, das mir gleich ſieht, ich ſoll mir es zur Frau bringen.“ Gut. „Ich will euch ſagen, wo ihr dies Mädchen findet. Es iſt die Tochter des grünen Kaiſers, ſie heißt Cocoſane und wohnt im Giebel des Hauſes, behütet von ſieben alten unbeſcholtenen Frauen. Sie ſchläft in einer goldenen Wiege, zu ihren Häupten ſtehen zwei Gläſer mit Wein und brennen zwei Kerzen aus Wachs. Zu Füßen ſtehen zwei Gläſer mit Waſſer und angezündet zwei Kerzen aus Unſchlitt. Du mußt dir eine Leiter aus Seilen machen, anders kannſt du nicht zu ihr gelangen.“ Gut. Sie gingen jetzt alle drei, Alexander, der Räuber, zeigte den Weg. Als ſie in der Nacht an das Haus angelangt, wo dies Mädchen wohnte, ſtieg Serſem auf der Leiter aus Seilen hinauf, er ſtieg und ſtieg bis er an dem Giebel des Hauſes ſtand, dann zog er ſich zum Fenſter hinein und erblickte das Mädchen, es ſchlief, die alten Frauen ſchliefen, die Kerzen brannten. Er bückte ſich und küßte das Mädchen, es rührte ſich nicht, er trank den Wein aus den zwei Gläſern und wechſelte ſie mit dem Waſſer, auch die Kerzen wechſelte er. Die Kerzen aus Wachs ſtellte er zu Füßen, die aus Unſchlitt zu Häupten. Dann trat er zurück und ließ ſich an der Leiter aus Seilen hinunter. Morgens, als der Kaiſer aufgeſtanden, merkte er gleich, daß jemand bei ſeiner Tochter geweſen. Weil die Alten nicht geſorgt, ließ er allen ſieben die Köpfe abhauen, rief andere ſieben alte abgelebte Frauen das Mädchen zu behüten, ſchenkte wieder Wein in die Gläſer ein und ſtellte die Kerzen aus Wachs zu Häupten, die aus Unſchlitt zu Füßen. Aber um Mitternacht ſchliefen auch dieſe ſieben Alten ein. Serſem kletterte auf der Leiter aus Seilen bis in die Spitze des Hauſes, ließ ſich dann zum Fenſter hinein, küßte das Mädchen, trank den Wein, wechſelte die Gläſer und die Kerzen und verzog ſich ſchnell. Morgens, als der Kaiſer in des Mädchens Zimmer trat, ſah er gleich, daß jemand da geweſen. Wieder ließ er den ſieben alten Frauen die Köpfe abhauen. Abends ſprach er zu ſeiner Tochter: „Du Mädchen, ſieh, wegen dir habe ich vierzehn Leben getötet, ſorg jetzt du auf dich!“ Gut. In der nächſten Nacht, als Serſem kam und ſie küßte, ſchlug ſie die Augen auf und redete mit ihm. Er gefiel ihr. Er ging dann mit ihr zum Kaiſer, um ſie von ihm zur Frau zu bitten. Der Kaiſer gab ſie ihm und nun hielten ſie Hochzeit. Alexander, der Räuber, und Coſtav waren auch dabei. Als die Hochzeit zu Ende war, brach das junge Paar mit dem treuen Freund auf in ſeine Heimat.

Digitized by Google

Als sie in den Wald traten, sahen sie einen Brunnen, setzten sich zu kurzer Rast daneben und schliefen ein. Als sie eingeschlafen waren, kam in einer weißen Wolke der Drache und stahl die Cocosane. Jetzt war ihr junger Mann so traurig und wußte nicht, was er machen sollte, aber Costav sprach: „Bleib du hier, ich gehe und bringe dir die Frau Cocosane zurück.“ — Er ging. Als er im Hause des Drachen ankam, war der auf der Jagd. Er nahm die junge Frau aufs Pferd und ritt schnell fort. Aber das Pferd des Drachen war des Teufels, es wieherte so laut, daß es der Drache auf der Jagd hörte, er kam geschwind nach Hause und schrie: „Hopp, Schecke, gut zum Helden (Hopp cal breaz, bun de viteaz), Hunde, Wölfe sollen dein Fleisch fressen, wenn ich am besten jage, dann rufst du mir.“ „Wie soll ich dich nicht rufen, Herr, sieh, man hat uns die Frau Cocosane gestohlen.“ „Kannst du noch drei Backöfen voll Brot und drei fette Ochsen fressen und drei Eimer Wein saufen und drei Pfeifen Tabak rauchen?“ „Ich kann, kann.“

Als sich das Pferd so gefüttert hatte, saß der Drache auf und schnell wie der Gedanke hatte er den Costav mit der Frau Cocosane erreicht. „He, du Costav, was soll ich dir jetzt tun?“ „Unser Herrgott verzeiht dreimal, verzeih du mir einmal.“ „Gut, ich will dir verzeihen“, sagte der Drache, nahm sich die junge Frau aufs Pferd und ritt zurück. „Schlecht, schlecht, jammerte Costav. Jetzt muß ich zu des Windes Großmutter an den Rand der Welt und ihr ein Jahr dienen.“ Er eilte vorwärts schnell, wie der Wind, denn es stand ihm ein langer Weg bevor, so lang, wie diese Mär, denn viel schönes ist noch zu erzählen. — Auf dem Wege sah er auf einem Ast einen Raben sitzen mit gebrochenen Flügeln. „Hai, Rabe, wie soll meine Büchse in dich knallen!“ „O nein, nicht schieß' mich, du hast doch keinen Nutzen von mir, schiene mir lieber den Flügel zwischen zwei Ästchen, wenn du meiner gedenkst, werde ich auch bei dir sein.“ Costav tat, wie der Rabe wünschte, dann ging er weiter. Als er weiter ging, traf er einen lahmen Wolf. „Ach Wolf, wie soll meine Büchse in euch knallen.“ „Nicht schieß' mich, du hast doch keinen Nutzen von mir, lieber verbinde mir den Fuß. Ich werde auch bei dir sein, wenn du meiner gedenkest.“ Dieser verband den Fuß des Wolfes und ging weiter bis an ein Bächlein. Da sprang aus dem Wasser ein Fisch mit goldenen Flossen heraus, es war der König der Fische. „Hei, Fisch, wie ich mich einmal von dir füttern soll!“ „Nicht fang mich, ein Essen oder zwei vergehen, ich will aber bei dir sein, wenn du meiner gedenkest.“ Er ging weiter, nur einmal sah er einen Ameisenhaufen über die Straße wandern. „Hei, wie soll mein Pferd

Digitized by Google

zwiſchen euch treten, ihr Ameiſen!“ „O, nicht tritt in uns, halt' dein Pferd ein wenig ſtill, bis wir uns zur Seite ziehen, wir werden auch deiner gedenken, wenn du uns brauchſt.“ Er hielt das Pferd an und wartete, bis die letzte Ameiſe über den Weg gezogen, dann ritt er weiter und gelangte zu des Windes Großmutter am Rande der Welt. „Guten Tag, Großmutter des Windes.“ „Ich danke, Menſch der Erde, was willſt du bei mir?“ „Ich bin gekommen, dir ein Jahr zu dienen.“ „Gut, welchen Lohn verlangſt du?“ „Ich verlange nicht viel, du ſollſt mir nur ein Füllen geben.“ „Ich geb' es dir, wenn du ehrenhaft biſt und dienſt, wie es ſich gehört. Viel Arbeit haſt du nicht, du ſollſt mir nur die Stute auf dem Gras hüten und ſie abends nach Hauſe bringen. Wenn du ſie nicht bringſt, dann — ſiehſt du die Stecken am Zaun? Auf jedem ſteckt ein Kopf, von meinen Knechten, nur einem fehlt er noch, es iſt deiner.“ Am Morgen ſetzte ſich Coſtav auf die Stute, dieſe war aber des Teufels, ſie trug ihn zuerſt aufs Eis, daß er faſt gefror, dann lief ſie mit ihm in die Hitze, daß er gleich einſchlief. Sie ſchüttelte ihn auf einen Aſt der Pappel und flog in die Wolken und verwandelte ſich in einen Raben und brachte ein Füllen zur Welt. Als er erwachte und ſich auf der Pappel, nicht auf der Stute ſah, erſchrak er und fing an zu weinen; da fiel ihm plötzlich der Rabe ein, und gleich war er bei ihm und fragte, was er wünſche. „Sieh', ſo und ſo iſt es mir ergangen.“ „Laß nur ſein, ich will dir ſchon helfen.“ Er rief alle Raben aus der ganzen Welt zuſammen und befahl ihnen, die Stute ſamt dem Füllen aus den Wolken zu ziehen. Die Raben brachten ſie ſogleich herunter. Coſtav ſchüttelte den Zaum über ſie und rief: Häha ho, meine zwei Pferde, du biſt die Stute, alsbald war ſie es auch wirklich, er ſetzte ſich auf und ritt nach Hauſe. Die Großmutter des Windes zeigte keinen Zorn, ging aber in den Stall und zankte mit ihr, weil ſie ſich nicht beſſer verſteckt hätte. „Laß nur ſein, morgen verſtecke ich mich beſſer.“ Am nächſten Morgen trug ſie den Jüngling wieder zuerſt in die Kälte, daß er faſt erfror, dann in die Hitze, daß er gleich einnickte, darauf ſchüttelte ſie ihn über Geſtrüpp, verwandelte ſich in ein Schaf, miſchte ſich in die Schafherde, und füllente das zweite Füllen. Als Coſtav erwachte, dachte er gleich an den Wolf: Ach Wolf, wärſt du doch hier, du würdeſt mir helfen. Er hatte den Gedanken nicht ausgedacht, da kam der Wolf ſchon herbei und fragte, was er wünſche. Als er ihm erzählte, wie es ihm ergangen und ob er ihm helfen könne, ſagte der Wolf: „Ich kann, Herr. Ich gehe dorthin in die Schafherde, dann werden ſich alle Schafe zerſtreuen, und nur das eine bleibt allein ſtehen; du mußt nur

Digitized by Google

den Zaum darüber werfen und sagen: Häha ho, du bist die Stute." Gut, wie der Wolf gesagt, so geschah es. Abends ritt er heim. Des Windes Großmutter ärgerte sich, zeigte es aber nicht, sie ging in den Stall und zankte noch mehr, als das erstemal, warum sie sich nicht besser versteckt hätte. „Laß nur sein, morgen will ich mich so verstecken, daß er mich gar nicht finden kann." Am dritten Morgen trug sie ihn wieder zuerst in die Kälte, daß er fast erfror, dann in die Hitze, daß er einschlief, und warf ihn auf eine Weide, verwandelte sich dann in einen Fisch und warf das dritte Füllen. Als Costav erwachte und sich auf dem Weidenast anstatt auf der Stute befand, dachte er an den Fisch. Kaum hatte er gedacht, war der Fisch da und fragte, was er wünsche. „Sieh', es ist mir so und so ergangen, wirst du mir nicht helfen können?" „Wie sollt' ich nicht, komm' nur mit mir und schüttele den Zaum über den Fisch, den ich dir herausbringen werde." Er ging mit dem Fischkönig bis an den Rand des Baches. Der Fisch begab sich ins Wasser und rief alle Fische zusammen und befahl ihnen, den Fisch herauszujagen. Sobald er den Kopf aus dem Wasser steckte, schüttelte Costav den Zaum über ihn und rief: Häha ho, meine Pferde alle vier, du bist die Stute, schwang sich hinauf und kam bis zum Sonnenuntergang nach Hause zur Großmutter des Windes. Diese ärgerte sich sehr, daß er auch diesmal zur rechten Zeit gekommen, denn jetzt war das Jahr aus, damals hatte ein Jahr nur drei Tage. Sie ging mit der Peitsche in den Stall und schlug die Stute so, daß sie immer Tulai schrie. Dann nahm sie die Herzen der beiden größeren Füllen heraus und gab sie dem kleinen, blies dann Staub und Schmutz aufs Fell und ließ dies ungestriegelt, daß es schwach und häßlich aussah, die andern aber striegelte und putzte sie, daß sie sehr schön aussahen und gab ihnen Zucker und Hafer und Brot, daß sie fett wurden, dann kam sie herein und sprach zu ihrem Knecht: „Jetzt ist das Jahr zu Ende, aber geh in den Hof, dort habe ich einen Barren mit Korn, das sollst du mir noch ausdreschen, aber die Garben darfst du nicht anrühren." Er ging hinaus und dachte: Na, jetzt haben mir geholfen der Rabe, der Wolf und der Fisch, jetzt könnte gut der Ameisenkönig mit seinem Volk kommen und mir helfen. Er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, da war auch schon der Ameisenkönig mit all seinem Volk an der Arbeit, es waren so viele Ameisen, daß immer drei an einem Körnlein zogen. Auf der Stelle waren sie fertig. — Als Costav am Stall vorbeikam, rief ihn das elende Füllen mit den drei Herzen und sagte ihm, daß er nicht eines von den größern wählen sollte, denn die hätten keine Herzen, die Alte habe sie alle ihm gegeben,

Digitized by Google

daher sei es mutiger, als die schönen, trotzdem es so häßlich und schwach aussehe, sie wolle ihn nur betrügen. Gut. — Als die Großmutter des Windes sah, daß Costav auch diese Arbeit fertig gebracht, dachte sie: „Dieser ist noch mehr des Teufels als ich," sagte aber nichts, ging mit ihm in den Stall und zeigte ihm alle drei Füllen, er solle sich jetzt eines wählen. Er langte die Hand nach dem häßlichen. „Aber, mein Sohn, nimm dir doch eines von den schönen, du hast mir gedient, wie es sich gehört." „O nein, Großmutter, laß mir nur dieses, es ist für mich gut genug; da ich auf der Straße herumwandere, würde man mir ein schönes gar bald stehlen, wenn ich im Walde schlafe. Dieses schwache hier stiehlt niemand, ich kann es frei herumgehen lassen, während ich ausruhe, es verliert sich auch nicht." Die Großmutter des Windes hatte gedungen, er dürfe sich wählen, welches er wolle, darum durfte sie weiter nichts mehr sagen. Er nahm es und drückte sich fort. Als er aus dem Hofe hinausgelangte, setzte er sich auf das Füllen. Dieses sagte: „Wie soll ich dich jetzt tragen, wie der Gedanke oder wie der Wind?" „Trage mich wie der Gedanke; wenn du mich trägst, wie der Wind, hängen wir uns an alle Äste." Nur einmal fing das Füllen an die Füße von einem Berg auf den andern zu setzen, es hatte eben drei Herzen. Schnell, wie der Gedanke, war es im Hof des Drachen angekommen. Er war auf der Jagd. Costav nahm die Frau Cocosane aufs Pferd und ritt schnell mit ihr fort. Das Pferd des Drachen wieherte, daß der Stall erzitterte: (Hop cal breaz, bun şi viteaz) „Hopp Schock, gut und tapfer, daß die Hund und Wölfe dein Fleisch fressen. Immer dann rufst du mich, wenn ich am besten jage." „Wie soll ich dich nicht rufen, der Costav ist gekommen und hat uns die Frau Cocosane gestohlen." „Na hör, jetzt kannst du aber noch drei Backofen voll Brot, drei fette Ochsen essen, drei Faß Wein trinken und drei Pfeifen Tabak rauchen?" „Ich kann den Teufel, Costav hat ein Pferd mit drei Herzen von der Großmutter des Windes am Rande der Welt, das tritt von Berg auf Berg, ich trete nur vom Berg ins Tal, aus dem Tal auf den Berg." „Wir wollen doch versuchen." „Versuchen wir." Der Drache stieg aufs Pferd, stieß ihm mit seinen Stiefeln (călţuni) in den Bauch und schlug ihm mit der Peitsche über den Kopf, doch konnten sie sie nicht mehr erreichen. „Aber steh doch, Bruder," rief das Drachenpferd dem des Costav zu. Dieses stammte nämlich auch von der Stute der Großmutter des Windes, es hatte aber nur ein Herz. „Dann werde ich auf dich warten, wenn du den Drachen in die Höhe schleuderst, wenn er zurückfällt auf die Erde und lauter Staub und Brocken wird", antwortete das Pferd des

Digitized by Google

Coſtav ſeinem Bruder. Kaum hatte es die Worte beendet, warf das Drachenpferd ſeinen Herrn bis in die Wolken, und als er herunterfiel, war nichts als Staub und Bröſel. Nach dieſem lief das Pferd zu ſeinem Bruder. Die Frau Cocofane ſetzte ſich darauf und nun erreichten ſie den armen Serſem. Jetzt brachen ſie alle drei auf, der Heimat zu. Abends kamen ſie an einen Brunnen, am Brunnen ſtand ein Pflaumenbaum, unter dieſen legten ſie ſich ſchlafen. Aber Coſtav ſchlief nicht, er hütete die beiden, denn er fürchtete, es könne wieder etwas geſchehen. Er ſaß am Brunnen, wie lange er geſeſſen ſein mag, da kamen drei Tauben auf den Pflaumenbaum und fingen an zu ſingen: „Wie viel wir auf der Erde herumgeflogen, zwei Menſchen, die einander ſo ähnlich geweſen, haben wir nie geſehen. Was? Sie werden nicht lange leben, ſein Vater iſt ein Hund, ſeine Mutter eine Hündin. Sie haben ein Pferd von neun Jahren und neun Monaten. Dies werden ſie dem jungen Paar entgegenſchicken, der Bräutigam wird aufſteigen, das Pferd wird ihn hoch bis an den Himmel ſchleudern, er wird als Staub und Bröſel zur Erde fallen. Aber wenn ihm ein guter Jüngling die Adern zerſchneiden wird, iſt es gut, wenn er es aber jemanden ſagt, wird er zur Steinſäule bis an die Kniee.“ Am nächſten Morgen brachen ſie auf, da brachte man wirklich das Pferd entgegen. Serſem freute ſich, daß ſeine Eltern an ihn gedacht, und wollte es gleich beſteigen. Da zog aber Coſtav das Schwert und zerſchnitt ihm die Adern, daß es gleich tot zur Erde fiel. „Du Bruder, was haſt du gemacht?“ fragte erſchrocken Serſem. „Oder biſt du zornig, mein Bruder?“ „O nein, ich bin nicht zornig.“ „Alſo komm, wir gehen auch zu Fuß, es iſt nicht mehr weit bis nach Hauſe.“ Sie gingen weiter und kamen wieder an einen Brunnen, daneben ſtand ein Pflaumenbaum. Sie legten ſich darunter und ſchliefen ein. Coſtav ſaß am Brunnen und hütete ſie. Da flogen die Tauben in die Äſte des Baumes und ſangen: „Wie viel wir auch herumgeflogen auf der Welt, zwei Menſchen, die ſich ſo ähnlich ſind, haben wir nie geſehen. Was? Sie werden nicht lange leben, ſein Vater iſt ein Hund, ſeine Mutter eine Hündin. Wenn er in das Haus tritt, wird ihm ſeine Mutter ein Hemd bringen, das Hemd iſt in Gift geweicht. Er wird es anziehen und gleich ſterben. Wenn das Hemd ein guter Jüngling nehmen und ins Feuer werfen wird, iſt es gut, wenn er dies aber jemand ſagt, wird er zur Steinſäule bis an den Gürtel.“ Auch dieſes hörte Coſtav. Als die Jungen erwacht waren, gingen ſie weiter bis zum nächſten Brunnen, neben ihm ſtand ein Pflaumenbaum. Serſem mit ſeiner Frau legten ſich darunter, um ein wenig auszuruhen, und ſchliefen ein. Coſtav behütete

Digitized by Google

sie. Wieder kamen drei Tauben geflogen und setzten sich auf die Äste und sangen: „Wie viel wir auch über die Erde geflogen sind, zwei Menschen, die einander so ähnlich, haben wir nie gesehen. Was? Sie werden nicht lange leben. Sein Vater ist ein Hund, seine Mutter eine Hündin. Wenn die Jungen in ihrem Zimmer schlafen, wird ein Drache mit sieben Häuptern hineindringen und sie fressen. Wenn aber ein guter Jüngling im Zimmer bleiben und dem Drachen die Köpfe abschlagen wird, ist es gut, wenn er es aber jemanden sagt, wird er zur Steinsäule bis über den Kopf.“ Costav hörte auch dieses und hielt es im Sinn, bis sie nach Hause gelangten. Die Mutter kam mit einem schönen Hemd entgegen und sagte freundlich (fröhlich), er möge es anziehen. Als er die Hand darnach ausstreckte, ergriff Costav schnell das Hemd und warf es in den Ofen. „Du Bruder, was machst du denn?“ „Bist du zornig, mein Bruder?“ Sersem gedachte des vielen Guten, was ihm Costav getan, und sprach schnell versöhnt: „O nein, ich bin nicht zornig, Bruder.“ Als nun abends das junge Paar in sein Zimmer gehen wollte, sprach Costav: „Laßt mich auch in euer Zimmer, ich habe viel mit euch erlebt und euch behütet.“ „Komm Bruder.“ Die beiden legten sich schlafen, Costav hütete sie. Nur einmal kam um Mitternacht der Drache mit sieben Häuptern. Aber Costav stand hinter der Türe, und wenn der Drache einen Kopf hereinsteckte hieb er ihn mit dem Säbel ab, bis er alle sieben abgeschlagen. Dann fegte er sie alle hinaus und kam noch einmal herein um das Schwert, es war voll Blut. Als er es grade abwischte, trat die Kaiserin herein und schrie: „Tulai, Costav haut meinem Sohn den Kopf ab.“ Aber sie log. Sersem war nicht ihr Sohn, er war aus Äpfeln entstanden, darum zog sie auch das Herz nicht zu ihm und sie hatte kein Mitleid für ihn. Sersem erwachte, und als er das blutige Schwert in der Hand des Bruders sah, erschrak er und dachte, die Mutter habe recht. „Ach, ach, Bruder, was hattest du vor?“ Aber der Bruder schwieg. Die Richter kamen und richteten, Costav solle erhängt werden. Und er schwieg. Alle gingen hinaus aus der Stadt, dahin, wo er gehängt werden sollte, auch der Pfarrer kam. Jetzt bat Costav, man solle erlauben, daß er beichte. Nun fing er an zu erzählen. Zuerst, warum er dem Pferd die Adern zerschnitten. Als er fertig war, wurde er bis an die Kniee zur Steinsäule. „Ach Bruder,“ jammerte Sersem, „nicht erzähle weiter, ich glaube dir, du sollst nicht gehängt werden.“ Aber Costav sprach: „Es war beschlossen, du solltest mich mit dem Seil fressen, nun fresse ich mich mit dem Mund“, und fing weiter an zu erzählen, warum er das Hemd verbrannt habe; kaum waren die Worte ausgeredet, wurde

Digitized by Google

er bis an den Gürtel zur Steinsäule. „Ach, Bruder, nicht mehr rede, ich glaube dir und bin dir nicht böse, du sollst nicht um mich sterben.“ Aber Costav sprach: „Es war beschlossen, du solltest mich mit dem Seil fressen, jetzt fresse ich mich mit dem Mund“; und er erzählte, wie er die sieben Drachenköpfe abgehauen. Kaum ausgeredet, war er ganz zur Steinsäule geworden. Jetzt war große Trauer, Serfem und Cocofane fielen auf die Kniee und jammerten um den guten Bruder. Aber die Richter richteten, der Kaiser und die Kaiserin sollten erhängt werden. — Die Jungen wollten nicht mehr in die Stadt ziehen, sie mauerten neben der Steinsäule ein Haus und wohnten dort, aber ohne Frieden. Eines Morgens sagte Serfem zu seiner jungen Frau: „Hör' du, ich gehe und suche Gott und den heiligen Petrus, daß ich sie frage, ob ich nicht etwas machen könnte, um den Costav zu befreien?“ „Geh, mein Mann.“ Er nahm den Tornister und ging und ging, bis er in einen Wald kam, dort stand ein älteres Mädchen, er wünschte einen guten Tag. Sie dankte und fragte, wohin er gehe? Er sagte es ihr, und als er es gesagt, sprach das Mädchen: „Tu gut, frage auch um mich, warum ich nicht heiraten könne?“ „Ich will fragen.“ Er ging weiter und kam an ein Bächlein. „Wohin gehst du, du Mensch?“ rief das Bächlein. Sieh, so und so, und er erzählte es ihm. „Tu gut und frage auch um mich, warum ich keine Lebewesen in meinem Wasser habe, wie alle Wasser?“ „Ich will fragen.“ „Sei so gut, nicht vergiß!“ Er ging weiter und kam an einen warzigen Baum, der rief: „Wohin gehst du, junger Mann?“ Er sagte es auch dem Baum. „Tu gut und frage, warum ich nie eine Frucht habe. Im Frühjahr blühe ich, dann fallen alle Blüten ab, im Herbst, wenn meine Schwestern alle mit Äpfeln beladen sind, stehe ich leer.“ „Ich will fragen.“ Er ging weiter und begegnete zwei Männern. „Guten Tag.“ „Wir danken, wohin gehst du, junger Mann?“ „Ich gehe, Gott und den heiligen Petrus suchen.“ Er klagte auch diesen sein Leid. „Nicht mehr geh weiter, auch wir können dir sagen, was du tun mußt (er hatte aber gerade Gott und den heiligen Petrus getroffen, nur gaben sie sich ihm nicht zu erkennen): „Weißt du nicht, daß nur Menschentränen, von ganzem Herzen geweint, Steine erweichen können? Geh nach Hause, nimm ein Schaff und weine es mit deiner Frau zusammen voll Tränen. Dann nehmt jedes einen Zweig vom Busiok — (Busiok ist auch heute noch das Kraut des Glückes, in keinem noch so kleinen Gärtchen darf es fehlen; auf der Reise trägt es der Rumäne im Busen, dann braucht er sich nicht zu fürchten), taucht es in die Tränen und bestreicht und besprengt die Säule, sie wird sich erweichen, und Costav wird frei

Digitized by Google

werden.“ Serſem dankte und fragte auch um das Mädchen, warum es nicht heiraten könne, um das Bächlein, das keine Lebeweſen in ſeinem Waſſer habe, und warum der Apfelbaum keine Früchte behalte. „Sage dem Mädchen, ſie ſolle den Kehricht, wenn ſie gekehrt, nicht gegen die Augen der Sonne werfen, ſondern auf die Schattenſeite, dann würde ſie heiraten. Sage dem Bächlein, ſo lange es nicht ein lebendes Weſen ertränkt in ſeinem Waſſer, werde es nie eines halten. Aber geh zuerſt auf einen Berg, dann nur ſag es ihm, ſonſt ertränkt es dich. Der Apfelbaum iſt ein Räuber, er hat an der Wurzel einen Keſſel voll Geld, bis den nicht jemand fortnimmt, kann er keine Früchte tragen.“ Serſem dankte auch für dies, wünſchte gute Geſundheit und kehrte um, der Heimat zu. Als er zum Apfelbaum kam und es ihm ſagte, bat der ſo viel, er möchte ihn befreien; zuerſt wollte er nicht, denn er hatte Eile nach Hauſe zu kommen, dann bedauerte er ihn, fing an zu graben und zog den Keſſel mit dem Geld heraus. Dann ging er bis zum Bächlein und wollte ſchnell vorübergehen auf den nächſten Berg. „Haſt du auf mich vergeſſen?“ rief es ihm nach. „Ich habe nicht vergeſſen, warte nur bis ich oben auf dem Berge bin, dann will ichs dir ſagen.“ Als er oben war und es herabrief, ſchwoll das Bächlein an, das Waſſer trat heraus, lief dem jungen Manne nach, um ihn zu ertränken. Es konnte aber nicht bis auf den Berg reichen, machte ihm nur die Füße naß und trat dann wieder zurück, auf ein Opfer wartend. Er ging weiter bis zu dem Mädchen. „Du Mädchen, nicht mehr wirf den Kehricht gegen die Augen der Sonne, wenn du gekehrt haſt, wirf ihn auf die Schattenſeite, dann wirſt du heiraten.“

Als er zu Hauſe ankam, erzählte er ſeiner Frau, wie es ihm ergangen. Sie nahmen ein Schaff und fingen an zu weinen und weinten, bis das Schaff voll Tränen war, nahmen dann jedes einen Zweig vom Buſiok, tauchten ſie in die Tränen und beſtrichen die Steinſäule, damit ſie ſich erweiche; und ſie wurde weich und fiel zuſammen, da ſtand Coſtav ſchön und friſch. Da war große Freude bei allen und alle dankten ſie Gott und dem heiligen Petrus. Den Coſtav verehrten ſie aber bis an ihr Ende.

Iuon Vuga, Rucur.

2. Der Urſprung der Bäder.

Vor langer, langer Zeit, als noch Gott und der heilige Petrus auf der Welt wandelten, ſagte er an einem Tage im Herbſt zu Petrus: „Du Petrus, komm, wir gehen einmal in das Weinland, daß wir ſehen, wie die Menſchen noch da herum ſind.“ „Ich komme.“ Petrus nahm den Stock und

Digitized by Google

Torniſter, und ſie lenkten ihre Schritte auf die Straße. Als ſie faſt einen Tag gewandert, kamen ſie an einem Weingarten vorbei, der nahe an einem Dorf lag und in drei Teile geteilt war. In dieſem Dorf hatte ein armer Mann gelebt, der hatte nichts als dieſen Weingarten und drei Söhne. Als er geſtorben war, hatten die drei Brüder den Weingarten geteilt und weil ſie zu arm waren, um einen Hüter zu bezahlen, hüteten ſie der Reihe nach. „Ich bin ſo durſtig, wie möchte ich doch eine Traube eſſen," ſagte Petrus. Gott bat den Jüngling um eine Traube. An dem Tage hütete der älteſte den Weingarten. Der ging gleich und brachte zwei der ſchönſten ſüßen Trauben aus ſeines Bruders Teil. Gott nahm ſie und warf ſie weg, ſie waren geſtohlen. Am nächſten Tage hütete der mittlere Bruder. Gott kam wieder vorbei und bat um eine Traube, der Jüngling brachte ſogleich zwei ſchöne Trauben aus des Jüngſten Weingarten, Gott nahm ſie und warf ſie fort neben die Straße, ſie waren geſtohlen. Er ging mit Petrus in das Dorf für die Nacht. Gott weiß alles. Er wußte, daß im Dorf ein reicher Mann wohnte, der eine ſchöne Tochter hatte. Jetzt gedachte Gott, er wolle probieren, ob dieſes Mädchen Glauben und ein gutes Herz habe. Er klopfte ans Fenſter und bat um Herberge für die Nacht. Der Alte rief ſie herein und ſetzte ſie an den Tiſch. Das Mädchen lief gleich, kochte Palukes, brachte in einer Schüſſel Milch und bat die Fremden mit freundlichen Worten zu eſſen. Sie würden hungrig ſein und müde vom weiten Wandern. Der Alte brachte auch Branntwein und ehrte die Fremden, wie es ſich gehört. Als ſie gegeſſen, brachte die Tochter Stroh herbei, bereitete ein Bett, damit ſie ſich ausruhen und am nächſten Morgen mit Gott weiter gehen könnten. Dies Mädchen gefiel Gott. Am Morgen brachen ſie auf und kamen wieder am Weingarten vorbei. Jetzt hütete der Jüngſte. Gott verlangte eine Traube. Der Burſche brachte ein Körbchen voll der ſchönſten aus ſeinem eignen Teil. Nun, Gott nahm ſie und aß ſie mit Petrus mit Genuß, dieſe waren nicht geſtohlen, ſie waren aus ganzem Herzen geſchenkt. Als ſie gegeſſen, ſprach Gott zum Jüngling: „Mein Sohn, was wünſchſt du dir von Gott?" „Was ſoll ich wünſchen? Ich wünſche mir eine gute Frau, die auch den Glauben hat, welchen ich habe." „Komm mit uns, ich weiß ein Mädchen, wie du es wünſchſt, ich will dir Nănaș (Beiſtand) ſein." Der Jüngling ging mit ihnen und jetzt gingen ſie alle drei auf die Freite. Der Jüngling ging mit den beiden, er wußte aber nicht, daß er mit Gott und dem heiligen Petrus ging. Als ſie in das Haus kamen und das Mädchen den Burſchen ſah, gefiel er ihr gleich, und bald machten ſie Hochzeit. Petrus ſchenkte ihnen vier Pferde und einen Wagen. Aber Gott fragte

Digitized by Google

sie, was sie sich von Gott wünschten? Der junge Mann antwortete: „Gott hat mir eine gute Frau gegeben, gläubig wie ich, wenn mir jetzt auch noch ein Wunsch zukäme, würde ich bitten um ein gemauertes Haus an einem See. Das Wasser in diesem See soll heilkräftig sein, daß ich die kranken Menschen, welche zu mir kommen, heilen kann.“ Gott sprach: „Gott gebe dir, was du wünschest, mein Chinule“ (so heißt der Beistand den jungen Mann nach der Trauung, der junge Mann nennt den Beistand Nanasch oder Nunu). „Aber jetzt setze dich mit der jungen Frau auf den Wagen und fahrt immer auf dem rechten Wege, bis ihr an das gemauerte Haus am See kommt, es soll euch gehören, und ihr lebt in Frieden und Gesundheit, wie ihr bis jetzt gelebt habt im Glauben an Gott. Auch wir beiden machen uns jetzt auf unsern Weg, lange haben wir uns mit dieser Hochzeit aufgehalten.“ Das junge Paar dankte, und dann brachen zuerst die zwei Fremden zu Fuß auf. Der junge Mann schirrte schnell die Pferde an den Wagen, um die beiden bald einzuholen und auch auf den Wagen zu nehmen, aber sie waren nirgends mehr zu sehen. Gott und der heilige Petrus hatten sich sogleich in den Himmel erhoben, um nach ihrer Arbeit zu sehen. Die Jungen fuhren, wie lange sie gefahren sein werden, nur einmal merkten sie, daß sich ein See neben der Straße hinzog, am See befand sich ein Hof mit einem gemauerten Haus und Ställen, ein schöner Garten mit Obstbäumen, da war ein feiner Schatten. In der Türe stand eine Magd, das Tor öffnete ein Knecht, damit der Herr mit der jungen Herrin hereinfahren könne. Jetzt fingen die beiden an zu leben, wie sie es sich vorgenommen hatten. Die Kranken ließen sie im See baden, besorgten und pflegten sie, wie es sich gehört, und ließen sie bei gutem Wetter im Schatten ruhen. Zuerst kamen nur einige, dann immer mehr; alle, welche in dem Wasser gebadet, wurden gesund. Ein Jahr verging um das andere, da kam Gott sein Chinu in den Sinn und er dachte einmal nachzusehen, ob er gut geblieben im Glauben an Gott. Er nahm die Gestalt eines alten Krüppels an und legte sich neben den See. Nur einmal sah ihn der Herr und rief gleich seiner Frau: „Komm, du, sieh es liegt ein alter krüppeliger Großvater da, wir wollen ihn ins Haus tragen.“ Sie kam schnell herbei, entschuldigte sich, wenn sie ihn zu lange habe liegen lassen, sie hätte im Hause zu tun gehabt und nicht zum Fenster hinausgesehen. Jetzt bemühten sich beide, den Alten aufzuheben und ins Haus zu tragen, konnten ihn aber nicht bewegen. Sie faßte ihn an den Händen, er an den Füßen. „Geh und bring den Wagen,“ sagte sie zu ihrem Mann. Er ging und zog ihn herbei. Nun gelang es ihnen mit großer Anstrengung, den Alten

Digitized by Google

hinaufzuheben, aber der Wagen ließ sich nicht von der Stelle bewegen. „Geh du und bring ein Pferd.“ Sie ging und brachte es, aber noch immer blieb der Wagen wie angenagelt, er brachte auch das zweite, gleichviel, der Wagen rührte sich nicht, auch das dritte, und erst als alle vier Pferde vor dem Wagen standen, ließ er sich leicht bewegen, und sie fuhren bis an die Türe, dann trugen beide den alten Krüppel auf den Händen ins Haus.

Gott aber freute sich, als er sah, wie sein Chinu und seine China sich um die Kranken bemühten und nicht darnach fragten, ob die Kranken auch Geld hätten zu bezahlen oder nicht, und wie sie im Glauben an Gott lebten. Und wie er sah, wie viele Kranke die Gesundheit durch das Wasser erlangten, ging er weiter und heiligte viele Wasser auch in andern Ländern. Das ist der Ursprung der Bäder. *Nicolai Gaspar, Gr.-Schenk.*

3. Die eigensinnige Frau und der Teufel.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine eigensinnige Frau, der er nichts recht machen konnte. Er besaß Haus und Hof im Alttale und hatte sich seine Frau aus Agnetheln am Harbach gebracht. Wollte er einmal seine Schwiegereltern besuchen, wollte sie nicht; sagte er: Heute können wir nicht zu deinen Eltern fahren, dann erregte er gleichfalls ihren Widerspruch, und sie fuhren. So ging es in allen Dingen. Sie war immer voll Widerspruch, der ihn manchmal zur Verzweiflung brachte. Jetzt hatte er sich vorgenommen, ihr nicht mehr nachzugeben. Als sie nun bald darauf wieder zu seinen Schwiegereltern fuhren und in den Harbach kamen, kamen drei Enten und ein Enterich aus dem Wasser. Er rief: „Sieh da drei Enten und ein Enterich.“ „Nein, es sind nur zwei Enten und ein Enterich.“ „Aber Frau, sieh doch und zähl, 1, 2, 3 Enten und 1 Enterich.“ „Wenn du noch einmal widersprichst, so sterbe ich,“ schrie die Frau. „Frau, ich kann dir nicht nachgeben, wenn ich recht habe.“ „Gut, dann sterbe ich.“ Sie fiel zurück und war tot. Als er an seines Schwiegervaters Haus kam, öffnete der das Tor und tat erfreut, seine Kinder wieder zu sehen. „Ach, Schwiegervater, ich bringe nichts gutes, meine Frau ist unterwegs gestorben.“ Dann erzählte er, wie es gekommen. „Ach mein Sohn, wir werden sie ja begraben, du bist noch jung und wirst dich ja mit einer andern trösten.“ Man trug nun die Tote hinein und begann die Aufbahrung vorzubereiten. Ihr Mann trat an sie heran, da rief sie noch mit schwacher Stimme zwei Enten und ein Enterich. „Du, sei doch vernünftig, steh auf, sieh, man wird dich

Digitized by Google

sonst aufbahren." „Zwei Enten und ein Enterich." „Nein, drei Enten und ein Enterich." Da fiel sie wieder zurück und war tot. Sie wurde aufgebahrt und die Totenwache begann. Da kam ihr Mann wieder zu ihr und schüttelte sie. „Zwei Enten und ein Enterich," sagte sie. „Nein, drei Enten und ein Enterich." Nicht einmal im Tode konnte sie gerechten Widerspruch vertragen, sie sank zurück und war tot. Am nächsten Tage sollte der Pfarrer kommen und das Begräbnis beginnen, wieder schüttelte sie ihr Mann. Da fragte sie „Zwei Enten und ein Enterich?" „Nein, drei Enten und ein Enterich, aber Frau, nimm Vernunft an, der Pfarrer kommt, dann wirst du begraben." Sie sank aber zurück und war tot. Der Pfarrer kam, die Begräbnisfeier begann. Bevor der Sarg geschlossen wurde, schüttelte er sie noch einmal, sie fragte: „Zwei Enten und ein Enterich?" „Nein, drei Enten und ein Enterich." Sie sank zurück und war tot und ward begraben. Der Mann fuhr mit seinem Knecht nach Hause und freute sich auf den Frieden, den er viele Jahre entbehrt. Aber bald fehlte hier etwas, bald dort, das Essen war nicht fertig, das Zimmer nicht gekehrt, die Krüge standen leer, niemand hatte frisches Wasser gebracht. Die Schweine waren nicht gefüttert, die Kuh nicht gemolken, niemand ordnete ihm das Haar und band ihm das Halstuch um. Da sprach er seufzend zu seinem Knechte: Rou cu rou, da mai rou vore rou (ein auch bei den Sachsen oft angewandtes Sprichwort: Schlecht mit Schlechten, aber noch schlechter ohne das Schlechte). „Spann die Pferde vor den Wagen, nimm Haue und Schaufel, wir wollen meine Frau wieder bringen." Sie fuhren zum Friedhof. Als sie aber an das Grab kamen, saß da ein alter Mann mit grauem Haar und einem ellenlangen Bart und erschrak heftig, als er hörte, daß der Mann seine Frau ausgraben wolle. „Um Gottes willen, tu mir das nicht. Ich bin der Teufel und mußte jahrelang in ihr stecken, sie hat mich furchtbar gequält. Jetzt ist sie gut versorgt, und ich will dir auch zu deinem Glück verhelfen. Ich fahre in den roten König, und will ihn sehr quälen. Er wird im ganzen Lande bekanntgeben, daß er dem seine Tochter zur Frau gibt, welcher ihn vom Teufel befreit. Verkleide dich als Arzt und melde dich, du könntest den Teufel austreiben. Sobald ich dich sehe, fahre ich aus und in den grünen König, aus dem darfst du mich aber nicht heraustreiben, sonst drehe ich dir den Hals um. Der Mann war froh und tat, wie ihn der Teufel gelehrt. Bald darauf stand in allen Zeitungen, der rote König werde vom Teufel geplagt, wer ihn befreie, dem gebe er seine Tochter zur Frau und das halbe Königreich. Wie viele Ärzte auch kamen, keiner konnte den König be-

Digitized by Google

freien. Da kam auch ein Fremder, es war der Mann aus dem Alttal und versprach, den König gesund zu machen. Schon bei seinem Anblicke wurde es ihm besser, das war auch richtig, denn der Teufel zog gleich aus. Nun freuten sich nicht nur der König, sondern das ganze Reich. Nun gab es eine Hochzeit, wie keine größere und schönere gewesen, seit die Welt steht. In allen Gassen der Stadt hörte man die Klarinette blasen. Als die Hochzeit vorüber war, lebte das junge Paar eine Zeit lang glücklich und in Frieden. Der Ruf des jungen Mannes als Arzt hatte sich über das Land hinaus verbreitet. Da kam die Nachricht von der Erkrankung des grünen Königs. Der hatte auch von dem geschickten Arzt gehört, der jetzt der Schwiegersohn vom roten König sei und schickte zu ihm, er möge kommen und ihn vom Teufel befreien. Nach dem Kontrakt mit dem Teufel durfte er nicht gehen und ließ sich entschuldigen. Der grüne König ließ aber nicht ab mit Bitten, als diese nichts halfen, drohte er und schickte zuletzt ein Regiment Soldaten und ließ sagen, falls er nicht kommen wolle, werde er mit Krieg kommen und alle zusammenschlagen. Nun mußte er gehen, wie es auch kommen werde. Und er kam zum grünen König. Wie ihn der Teufel sah, kam er zornig heraus: „Du bist des Todes, habe ich dir nicht verboten hieher zu kommen?“ Der Schwiegersohn des roten Königs antwortete: „Aber sei mir doch nicht bös, ich bin ja nicht gekommen, dich auszutreiben, sondern nur um dich zu warnen, denn meine Frau ist aus dem Grabe auferstanden und sucht dich.“ Hierüber erschrak der Teufel so sehr, daß er ins Gebirge floh und in eine Tanne fuhr. Dort steckt er bis auf den heutigen Tag. *Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.*

4. Păcală (Hanswurst).

Es war einmal ein Mann, der hieß Păcală. Der hatte eine kluge Frau und eine Kuh. Diese Kuh wollte er verkaufen, denn sie hatten kein Futter; und der Winter ist lang, zumal wenn er bevorsteht, so um den Hundertbüchler Jahrmarkt. Da bringen alle Leute ihr Vieh auf diesen Jahrmarkt zum Verkaufe. Păcală nahm die Kuh am Seil und führte sie Hundertbücheln zu. Er kam an einer Eiche vorbei, auf der saß eine Elster und schrie: „zark, zark“. Păcală blieb mit der Kuh stehen und fragte. „Redest du mit mir, was willst du? Ja, ich weiß, du willst die Kuh kaufen“. Darauf wieder die Elster: „zark, zark“. „Gut, ich will sie dir für 20 fl. geben, wann soll ich ums Geld kommen?“ Die Elster: „zark, zark,“ er verstand unter zark März, (das ist Dienstag). „Ja, also gut, ich komme Dienstag.“ Er band die Kuh an eine Eiche und

Digitized by Google

ging nach Hauſe zurück. Seine Frau war ſehr verwundert, wie bald er gekommen und fragte, was er mit der Kuh gemacht, denn in der kurzen Zeit konnte er nicht einmal auf den Jahrmarkt gelangt ſein. Er ſagte, daß er ſie unterwegs verhandelt hätte und nächſten Dienstag das Geld abholen werde. Als der Tag kam, machte er ſich fertig und ging. Die Kuh war verſchwunden. Die Elſter rief auf dem nächſten Baum. Als er zu ihr kam, lag da ein hoher Düngerhaufen. Er verlangte ſein Geld, die Elſter ſprach immer nur zark, zark; er verſtand ihre Sprache. „Was? alſo unter dieſer Erde finde ich das Geld, gut, ich werde es herausſcharren, mir ſcheint, du haſt ſo nicht die Kraft dazu.“ Als er die Erde ein wenig beiſeite gemacht, kam ein Topf voll mit Geld zum Vorſchein. „Nach dem du mir trauſt, will ich dir zeigen, daß ich dich nicht betrüge, da, ich nehme meine 20 fl., das andere verſorge ich dir wieder.“ Er nahm das Geld, bedeckte den Topf wieder mit Erde und ging nach Hauſe, er kam aber wieder ſo bald nach Hauſe, daß die Frau mißtrauiſch wurde und ernſtlich wiſſen wollte, wem er die Kuh verkauft. Er meinte, es wäre am beſten, ſie käme mit ihm, daß er es ihr zeige. Sie gingen, er deckte den Topf auf und zeigte ihr das Geld. „Du biſt ein rechter Păcală, warum haſt du nicht den ganzen Topf genommen, der gehört ja niemandem.“ „Mir auch nicht, ich hatte nur das Recht, mir 20 fl. zu nehmen, und wenn du ihn nimmſt, zeige ich dich bei Gericht an.“ „Du wirſt ja nicht ſo dumm ſein,“ erwiderte die Frau. Sie trug den Topf mit dem Gelde nach Hauſe, trotzdem ſie wußte, daß ihr Mann ſie anzeigen werde. Zu Hauſe angekommen, war der Mann ermüdet und legte ſich ſchlafen. Die Frau trug einen Tiſch in den Hof, ſetzte darauf weißes Brot, gebratnes Fleiſch und eine Flaſche Wein. Als der Mann erwachte, rief ſie: „Komm' jetzt nur ans Fenſter und ſieh, es hat weißes Brot, gebratnes Fleiſch und Wein geregnet.“ „Wie kann das ſein.“ Er kam ans Fenſter und überzeugte ſich, daß es ſo ſei. Er ging hinaus und aß ſich gut ſatt, dann ſchlief er bis am andern Morgen, machte ſich aber dann ſogleich auf den Weg zum Gericht und klagte ſeine Frau wegen Diebſtahl an. Die Frau wurde herbeigerufen und ihr die Klage des Mannes vorgelegt. Sie ſprach: „Ach, mein Mann iſt ja der Păcală, er weiß nicht, was er redet.“ „O ich weiß.“ „Alſo, wann habe ich denn geſtohlen?“ „Damals, als es weißes Brot, gebratnes Fleiſch und Wein geregnet.“ „Seht ihr, welchen Unſinn er redet?“ Die Richter ſahen es ein und entließen das Weib.

Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.

Digitized by Google

5. Ein Traum.

Der rote Kaiser hatte drei Söhne. Nachdem er nun drei Söhne hatte, fragte er sie an einem Morgen, was sie geträumt hätten. Die zwei ältesten sagten ihm einige Lügen, aber der Jüngste erzählte seinen Traum wahr: „Seid so gut und verzeiht, wenn euch mein Traum nicht gefällt, auch mir gefällt er nicht, aber ich kann nicht dafür. Traum ist Traum, der Mensch ist nicht schuld, wenn er Dummheiten träumt. Ich habe geträumt, ihr hättet mir das Handtuch gebracht, ich solle mich wischen, die Mutter das Wasser, damit ich mich wasche.“ Als der Kaiser diese Worte vernommen, wurde er zornig und schrie: Du Elender, du Betrüger, du willst größer sein als ich? Das wirst du nicht erreichen, lieber bringe ich dich um.“ Er rief einen Knecht und befahl ihm, seinen Sohn in den Wald zu führen, um ihn zu töten und als Zeichen, daß er es getan, das Herz und einen Finger mitzubringen. Die beiden gingen in den Wald. Als sie im Walde waren, hatte der Knecht Mitleid mit dem Jüngling; dieser schnitt sich selbst einen Finger ab, gab ihn dem Knecht und versprach, er werde in die Welt gehen und nie mehr nach Hause zurückkehren; das Herz nahm der Knecht von einem Hündlein und ging damit zum Kaiser zurück. Des Kaisers Jüngster ging im Walde immer weiter, bis er an ein Häuschen mit offner Tür kam. Im Häuschen saßen am Tisch ein alter Großvater und eine alte Großmutter, die waren beide blind. Sie hatten ein kleines Krüglein mit Wein. Die Alte trank daraus und gab es dann ihrem Mann. Bis dieser die Hand danach ausstreckte, nahm es der Jüngling geschwind und trank es aus. Als der Alte trinken sollte, war das Krüglein leer. „Du Frau, du hast alles getrunken und gibst mir das leere Krüglein!“ „Wie sollte es denn leer sein?“ „Nimm und fühl.“ Der Alte nahm es, ging in den Keller und brachte es wieder gefüllt herauf, trank einen Schluck und gab es seiner Frau. Bis die langsam mit zittriger Hand danach langte, nahm der Bursche es schnell, trank es aus und gab es der Frau. „Du Mann, jetzt hast aber du das ganze Krüglein ausgetrunken!“ „Aber Frau, wie kannst du so reden, ich trank ja nur einen Schluck. Du, das geht nicht mit rechten Dingen zu, es muß jemand hier sein.“ Er fing mit den Händen an zu suchen, die Frau sagte: „Mein Kind, sag, wer bist du? Bist du ein Knabe, sei unser Sohn, bist du ein Mädchen, sei unsere Tochter.“ „Sucht nicht mehr, Großvater, ich bins, des roten Kaisers jüngster Sohn. Jetzt will ich gerne euer Sohn sein, es ist mir zu Hause schlecht gegangen. Wir sind drei Brüder. Mein Vater verlangte, jeder solle ihm seinen Traum erzählen, meine beiden Brüder erzählten Lügen, ich

Digitized by Google

ſagte die Wahrheit. Ich hatte geträumt, meine Mutter hätte mir Waſſer gebracht, ich ſolle mich waſchen, der Vater hielt mir das Handtuch hin, ich ſolle mich trocknen. Wegen dieſem Traum wurde er ſo zornig, daß er einen Knecht mit mir in den Wald ſchickte mich zu töten. Der erbarmte ſich meiner, nahm meinen Finger, ſeht er fehlt mir an der Hand, und das Herz vom Hündlein, als Zeichen, daß ich tot ſei. Dann ging ich im Walde immer weiter, bis ich hierher kam; wenn ihr mich halten wollt, bleibe ich gerne." Darauf ſagte der Alte: „Bleib' bei uns. Am Tage ſollſt du die Schafe hüten, hier haſt du eine Flöte, wenn die Hunde dieſe ſehen, haſt du keine Sorge." Am Morgen ging der Jüngling mit den Schafen aufs Gras und fing an zu flöten und flötete ſo ſchön, wie man noch nie gehört auf dieſer Welt. Mittags kamen die Mägde der neun Hexen mit den Krügen um Waſſer. Als ſie das ſchöne Flöten hörten, blieben ſie ſtehen und hörten und hörten und gingen nicht mehr fort, bis er die Flöte in den Gürtel geſteckt. Als die Mägde nach Hauſe kamen, fragten die Hexen, wo ſie ſo lange geblieben? Die Mägde erzählten von der merkwürdigen Flöte ſo viel, daß ihre Herrinnen nicht mehr aushalten konnten vor Neugierde und alle neun zum Brunnen flogen, wo der Burſche die Schafe hütete. Als er ſie fliegen ſah, zog er geſchwind den Stöpſel aus der Flöte und ſteckte ihn in den Buſen. Die Hexen ließen ſich neben ihn auf die Erde nieder und baten ihn zu flöten. Aber er antwortete, er möchte gerne, habe aber den Stöpſel verloren, ſie ſollten ſo gut ſein und ihm helfen einen neuen machen. Er nahm die Axt, hieb eine junge Eiche ab, ſpaltete ſie, rief dann die Hexen herbei, ſie ſollten das Mark herausnehmen. Als ſie die Hände drinnen hatten, zog er die Axt heraus, und alle Hände waren eingeklemmt. Jetzt hieb er achten die Köpfe ab. Die neunte bat, er möchte ſie doch am Leben laſſen, ſie zahle ihm, ſo viel er wolle. „Wohin habt ihr die Augen meiner Alten verſteckt?" „Euch nur beim Herde. Die Augen des Mannes haben wir auf dem Herde, die Augen der Frau unter dem Herde verſorgt. Um Mitternacht lege ſie ihnen auf ihre Stelle, dann nimm, bevor die Sonne aufgeht, Tau und waſch' ihnen damit die Augen, dann werden ſie wieder ſehen, wie die Kinder." Er dankte und hieb auch ihr, der neunten, geſchwind den Kopf ab. Denn die Hexen ſind Teufelsfrauen, wem ſie in den Weg treten, der muß ſie umbringen, ſie tun den Menſchen immer nur Schlechtes. Abends brachte er die Schafe nach Hauſe und ſetzte ſich mit den Alten zum Abendeſſen. Als ſie gegeſſen, gingen die beiden zu Bett, der Jüngling aber blieb auf bis um Mitternacht, dann ſuchte er die Augen und fand ſie, wie ihm die Hexe geſagt, und ſetzte

Digitized by Google

sie ihnen ein, Schlafen legte er sich nicht, damit ihn der Schlaf nicht betrüge und ging vor Tagesanbruch hinaus, sammelte Tau und bestrich damit die Augen der beiden Alten, dann legte er sich auch ein wenig nieder. Als die Alten erwachten, sagte der Mann: „Du Frau, ich sehe.“ „Du Mann, auch ich sehe. Wer sollte uns denn dies Gute getan haben? Das kann niemand anders als unser Kind gemacht haben, der jüngste Sohn des roten Kaisers.“ Da erhob sich der Jüngling und erzählte alles, was er am vorigen Tage erlebt. „Nun, unser Sohn, nachdem du uns dies Gute verschafft hast, wollen wir dir auch zu deinem Glück verhelfen.“ Die Alte ging und brachte ihm goldene Kleider und zog ihn an, der Alte brachte ihm ein goldenes Pferd und einen goldenen Säbel und sandte ihn zum grünen Kaiser, ihm seine jüngste Tochter zur Frau zu verlangen. Als er aufbrach, standen beide in der Türe und freuten sich über den stattlichen Burschen. Nur einmal fiel es der Alten ein, sie hätte dies nicht gut gemacht, er solle die Kleider erst anziehen, wenn er das Mädchen erhalten hätte. Sie rief ihn zurück und sagte es ihm. Er stieg vom Pferd, zog die Sachen aus und ging in den alten Kleidern an den grünen Kaiserhof und verdang sich als Hühnerknecht. Er hatte keine andere Arbeit, als den Hühnerstall rein zu halten, damit sich die Kaisertochter nicht beschmutze, wenn sie Eier suchen käme. Der grüne Kaiser hatte drei Töchter und wollte nun die zwei Ältesten verheiraten, darum ließ er es im ganzen Lande bekannt geben, alle schönen Jünglinge sollten herbeikommen, damit seine Töchter wählen könnten. An dem Morgen kam die Jüngste wieder zu den Hühnern Eier suchen, da redete sie der Knecht an und sprach: „Du könntest auch heiraten, sage deinem Vater, wenn deine Schwestern gewählt hätten, wolltest du unter einem dir auch einen Mann nehmen; wenn es dein Vater erlaubt, so wähle mich, sieh', ich bin kein Hühnerknecht, du wirst nur sehen, wer ich bin, und es wird dein Glück sein. Dein Vater wird zornig werden, bald versöhne ich ihn und dann werden wir alle glücklich.“ Der Kaisertochter gefiel der Bursche und sie versprach es so zu machen. Nun kamen viele schöne Jünglinge an den Kaiserhof geritten. Die Musik spielte, Klarinette wurde geblasen; es war überall große Freude. Als die beiden ältesten Kaisertöchter die schönsten Jünglinge gewählt, da trat die Jüngste zu ihrem Vater und bat, er möchte ihr erlauben, sich auch einen Bräutigam wählen zu dürfen, es wären jetzt so viele schöne Burschen da. Der Kaiser freute sich, so schnell alle seine Töchter zu verheiraten, und erlaubte es ihr. Da brachte sie den Hühnerknecht an der Hand zu ihrem Vater. Der erschrak, als er sah, welchen Spott ihm seine Tochter ange-

Digitized by Google

tan. Er schämte sich vor der großen Versammlung und jagte beide in den Hühnerstall. Es betrübte die junge Braut nicht, denn sie merkte, wie fein der Bursche war, und hatte ihn lieb. Als es abend war, sagte er, sie solle jetzt nur ruhig da bleiben, er werde gehen und morgen in seiner wahren Kleidung kommen, dann würde ihr Vater sicher nichts dawider haben. Er ging, sie blieb. Am nächsten Morgen kam nur einmal ein Kaisersohn in goldener Kleidung auf goldnem Pferd auf den Hof zum grünen Kaiser. Die Leute glaubten, er käme von so weit her, daß er sich um einen Tag verspätet, und bedauerten nun die arme Jüngste im Hühnerstall, daß sie diesen jetzt nicht wählen könnte. Der grüne Kaiser setzte ihn an den Tisch und brachte ihm Speise und Trank. Der schöne Ritter begann zu essen, schüttete sich aber auf den schönen, goldnen Rock Suppe, dann Fleisch. Der Kaiser und die Kaiserin sahen ein, daß er dies absichtlich tat, und fragten ihn, warum? Der Jüngling sprach: „Für meine Braut im Hühnerstall.“ Da wurden die beiden Alten rot, denn sie erkannten in dem schönen Jüngling den Hühnerknecht, man brachte das Mädchen herein, und nun war aller Zorn verflogen, statt dessen herrschte große Freude, und es wurde Hochzeit gehalten. Die Klarinette wurde 8 Tage ununterbrochen geblasen. Als die Hochzeit beendigt war, fuhr der junge Mann mit seiner Frau zu seinen Eltern an den roten Kaiserhof, denn jetzt war sein Traum erfüllt, er war von größerem Ansehen geworden. Als er im goldenen Wagen in die Stadt kam, wurde es so hell, als ob zwei Sonnen schienen, und alle Leute kamen aus ihren Häusern heraus, aber niemand kannte den goldenen Kaiser. Als er vor das Haus seiner Eltern fuhr, öffnete sich das Tor von selbst, sie kamen bis auf die Treppe entgegen, führten das junge Paar in die Stube und brachten das Essen. Da rief die Mutter: „Der goldene Herr Kaiser wird sich zuerst waschen wollen,“ sie lief und brachte die Waschschüssel mit frischem Wasser, der Vater hielt in der Hand das Handtuch; da rief der goldene Kaiser: „Vater, Mutter, kennt ihr mich denn nicht mehr?“ Er streckte die Hand mit dem fehlenden Finger aus. Da löste sich der abgeschnittene Finger, den man an die Wand gehängt, ab und sprang ihm wieder an den Finger. Der Traum, nur ein Traum, hatte sich aber doch erfüllt. *Nicolai Gaspar, Gr.-Schenk.*

6. Veltinteleptu (Der Weltweise).

Es war einmal ein alter Mann, dem war seine Frau gestorben. Jetzt, da seine Frau gestorben, war es ihm sehr einsam allein und er wußte nicht, was er machen sollte, darum ging er zu den Verwandten.

Digitized by Google

Viele sagten, er solle wieder heiraten, viele sagten er solle nicht mehr heiraten, er wäre zu alt. Andere sagten, er solle zum Veltinteleptu gehen, der würde ihm raten, was besser wäre. Er machte sich auf den Weg und ging zu den Eltern des Veltinteleptu, er selbst war nicht zu Hause. „Geh' nur auf die Gasse, du wirst ihn finden mit den Kindern spielen." Der Alte ging, fand und fragte ihn. Veltinteleptu antwortete mit diesen Worten: „Die Gebirge sind weiß geworden, die Äpfel weich, zu zwei Füßen braucht es noch einen, damit drei sind." Kaum hatte er diese Worte ausgeredet, setzte er sich auf einen Stock, rief ju (Ausdruck für das Anspornen der Pferde) und galoppierte fort, die Kinder alle hinter ihm. Der Alte befand sich allein, er hatte den Teufel verstanden, (nichts). Er kehrte geärgert zu den Eltern des kindischen und spöttischen Weisen zurück. „Was hat dir unser Sohn gesagt?" fragten stolz die Eltern. „Was sollt' er mir gesagt haben, er sagte einige kindische Worte." „Aber doch, sag' uns, was sprach er?" „Die Berge sind weiß geworden, die Äpfel sind zergangen, zu zwei Füßen braucht es noch einen, daß es drei sind." „Ach, nicht einmal soviel verstehst du? Die Berge sind gebleicht, ist so zu verstehen: Deine Haare sind gebleicht, weiß geworden. Die Äpfel sind deine Zähne. Du hast keine Zähne mehr. Der dritte Fuß ist der Stock, bald mußt du ihn zu Hilfe nehmen, wenn du in die Kirche gehest; wenn du dir alle diese Worte ins Gedächtnis zurückrufst, mußt du wissen, daß du zu alt zum Heiraten bist." Der Alte ging nach Hause und heiratete nicht mehr. Aber diese Geschichte vom Veltinteleptu verbreitete sich in alle Welt und kam bis zum Kaiser, dieser verwunderte sich über diesen Menschen und rief: „Veltinteleptu." „Ich höre." „Was macht Gott im Himmel?" „Auf einer Leiter steigt er hinauf, auf der andern läßt er sich wieder herunter." „Wie kommt das?" „Die Reichen werden arm, die Armen reich." Am andern Morgen fragte er wieder: „Veltinteleptu." „Ich höre." „Was macht Gott im Himmel?" „Einen Wagen ladet er auf, den andern ladet er ab." „Wie kommt das?" „Er nimmt von den Reichen und gibt es den Armen." Am nächsten Morgen fragt er wieder: „Veltinteleptu." „Ich höre." „Was macht Gott im Himmel?" „Er sieht auf den Kaiser, wie er die armen Kinder (Waisenkinder) auszankt."

Iuon Vuga, Rucur.

7. Gottes Lohn.

Es waren einmal ein paar sehr reiche Leute, die hatten keine Kinder gehabt und waren nun ziemlich alt. Da sie nun keine Kinder hatten, beschlossen sie, zu einem Propheten zu gehen und ihn zu befragen,

Digitized by Google

ob sie nie in ihrem Leben Kinder haben würden, und wenn er sagen sollte, es sei vorbei und Friede, sollten sie ihr Vermögen ordnen, wie es am besten sein würde. Sie spannten zwei Pferde: schwarz wie die Raben, feurig wie das Feuer, vor den Wagen und machten sich auf den Weg und erreichten den Propheten. Dieser hieß sie bis am Morgen warten, er werde in der Nacht in den Sternen lesen. Am Morgen prophezeite er, es stehe in den Sternen, sie würden über ein Jahr einen Sohn bekommen, aber dem Sohne habe Gott bestimmt, er solle nie heiraten. Nach einem Jahre hatten sie einen über alles schönen Knaben. Als er größer wurde, ging er in die Schule und lernte und lernte, bis er mehr wußte als der Lehrer. Da bat er seinen Vater, er möchte ihm einen hohen Turm bauen, so hoch, daß niemand zu ihm komme als der Wind, damit er ungestört lernen könne ohne andere Gedanken. So verging ein Jahr nach dem andern, bis für den Jüngling die Zeit zum Heiraten kam, aber er sah nicht nach den Mädchen. — In einem fremden Lande lebte ein Mann, der ebenso reich war wie dieser. Der hatte eine schöne Tochter zum Verheiraten und ließ sagen, daß er sie dem Burschen zur Frau geben möchte; der wollte aber aus seinem Turm nicht herauskommen. Sein Vater sandte die Antwort, es stehe in den Sternen, sein Sohn werde nicht heiraten. Es werde sich anders nicht machen lassen, wie Gott es angeordnet. Jetzt mischte sich auch sein Onkel, der Bruder seines Vaters, in diese Angelegenheit und sagte: „Du Bruder, wir müssen wenigstens versuchen. Ich rufe das ganze Dorf in den Wald, die Geiger und den Wirten mit einem Faß Wein, zu einem Fest. Es werden viele schöne Mädchen kommen und wird eine feine Sache werden, ihr sollt auch kommen, vielleicht findet sich der Junge ein Mädchen, das ihm gefällt." Gut. — Am Sonntag geschah, was die Brüder verabredet, der Sohn war auch mitgekommen, aber er sah kein Mädchen an, Gott behüte, wenn sich ihm eine näherte, hielt er die Hand vor die Augen, auch dies Fest hatte nichts genützt. Eines Tages kam der Bruder, um Abschied zu nehmen, er hatte ein Schiff mit Getreide gerüstet für ein fremdes Land. Damit er aus einem Kreuzer zwei mache. Da rüstete auch der Vater für den Sohn eines, damit auch er lerne, wie ein Mensch aus einem Kreuzer zwei machen könne. Nun, der Jüngling zog ab. Als sie im fremden Lande ankamen, hing der Onkel einen Zettel ans Schiff, auf dem geschrieben stand: Ein Viertel Frucht zu fünf Groschen. Der Jüngling schrieb einen andern Zettel: zu zehn Groschen das Viertel. Die Leute kamen alle zum Alten kaufen, in kurzer Zeit war sein Schiff leer, er wandte es um und fuhr nach Hause. Der Junge mußte bleiben,

Digitized by Google

zu ihm war niemand gekommen. Aber jetzt, da keine billige Frucht mehr war, kamen die Leute auch zu ihm und kauften alle Tage, bis auch sein Schiff leer war. Jetzt hatte er noch einmal so viel Geld im Beutel als sein Onkel, aber er fuhr nicht nach Hause. Er nahm sich einen Menschen, der ihn durch die Stadt führen sollte, durch alle Gassen. Wenn er nach Hause käme, sollte er sagen können: Meine Augen haben gesehen, wo ich überall gewesen. Mitten in der Stadt, in der vornehmsten Gasse, stand ein schönes Haus, dort wohnte ein reicher Mann, der hatte viel, viel Geld, neben dem Haus befanden sich zwei Säulen, zwischen diesen stand ein Sarg, darüber hing ein Lädchen. Der Jüngling fragte seinen Führer, was dies bedeute, der erzählte es ihm: „Es war einmal ein armer Kaufmann, der nahm Geld vom reichen Mann zu leihen, als er es genommen, starb er. Und da er gestorben war, konnte er das Geld nicht mehr zurückzahlen. Darum erlaubte der Reiche nicht, daß er begraben werde, er liegt in dem Sarg; in das über ihm hängende Lädchen werfen die Leute aus Mitleid hie und da einen Kreuzer, wenn so viel drinnen ist, als die Schuld beträgt, dann will er ihn begraben." Unsern Jüngling schauderte es, er trat in das Haus des Reichen und fragte, wie viel sei der Tote noch schuldig? „Wart', wir wollen nachsehen." Er brachte das Lädchen herein und begann das Geld, das darinnen war, zu zählen. Es fehlten noch 3000 Gulden. Dieser hatte noch Geld im Beutel, er hatte seine Frucht gut verkauft. Er zählte 3000 fl. auf den Tisch, dann ging er und bereitete alles für ein Begräbnis; er hatte alles so schön und fein für den Armen bestellt, ohne Gedanken an einen Lohn. Aber Gott ist groß und kann vieles machen. Als der Tote zur Ruhe gekommen, bat er, Gott möge ihm die Kraft geben, daß er dem guten Jüngling helfen könne zu dem größten Glück, welches der irdische Mensch erhofft. Als die Leute die Mär hörten, es habe ein fremder Jüngling die Schuld des armen Mannes bezahlt und ihn schon begraben, schämten sie sich, weil es niemanden in den Sinn gekommen, zusammenzulegen und die Schuld zu bezahlen und den Armen zu begraben, bis ein Fremder gekommen und es allein getan. Diese Sache werde sich nun in die ganze Welt verbreiten und sie würden alle zum Gespött. Aber sie kamen zusammen und beschlossen, jeder solle etwas geben, um dem Fremden seine Auslagen doppelt zurückzugeben. So machten sie es. Aber der Jüngling ließ das Geld unangerührt auf dem Tische liegen und ging weg, die Leute hinter ihm, sie gäben ihm noch, was er wünsche, nur solle er auch die Schuld annehmen. Er wollte nicht. Als die Leute sahen, daß sie nichts mit ihm anfangen könnten, gingen sie zum Kaiser

Digitized by Google

und baten ihn, er möchte versuchen ihn zu erweichen. Der Kaiser rief ihn an seinen Hof und sagte ihm, er solle sich im ganzen Hause, Hof und Garten umsehen und auswählen; was ihm gefalle, dürfe er verlangen, nur solle er auch die Schuld annehmen. Der Jüngling ging durch die Zimmer, durch den Hof, fand aber nichts, das ihm begehrenswert vorkam; so kam er auch in den Garten. Da sah er ein schönes Mädchen, leuchtend wie die Sonne, angebunden mit einer goldenen Kette. „Was ist mit dir, du Mädchen?" „Was sollt' es sein? Sieh, der Kaiser hat mich aus meinem Land gestohlen, ich bin die Tochter vom roten Kaiser aus der Stadt Bologaster, die auf einem Strohhalm hängt und sich an einem Haar hält." „Willst du mit mir kommen, ich will dein Herr sein, du sollst meine Herrin sein." „Ich will, ich bin satt dieser Kette." Der Jüngling ging zum Kaiser und verlangte das Mädchen an goldener Kette angebunden. Jetzt war unter allen Leuten große Freude. Sie hielten Hochzeit, dann führte er seine junge Frau an der Hand zum Schiff, die Leute brachten ihm das Geld nach. Er bestieg mit ihr das Schiff und gab diesem mit dem Fuß einen Stoß, daß es gleich das Ufer verließ, die Leute standen mit dem Gelde, ehe sie sich recht bewußt wurden, allein und schrieen ihm nach. — Als die Jungen zu Hause ankamen, war eine Freude und alle verwunderten sich, daß er doch geheiratet, trotzdem aus den Sternen prophezeit war, es wäre ihm nicht beschieden, daß er einst heiraten werde. Eines Tages fing die junge Frau an, von ihrer Heimat zu sprechen, sie sollten nun auch ihre Eltern besuchen. Gut, sie rüsteten das Schiff und brachen auf, zuvor schickten sie Nachricht in ihr Land, sie sei frei von der Kette und käme mit ihren Mann in die Heimat. Da rüstete auch der rote Kaiser ein Schiff und schickte es ihnen entgegen mit Generälen, Musik und allerlei. Aber ein General hatte das Mädchen des Kaisers auch geliebt. Der Teufel fuhr in ihn, er nahm eine Säge und zersägte ein Brett am Schiff, wenn des Kaisers Schwiegersohn darauf trete, sollte er ins Wasser fallen und ertrinken. Gut. So war es. — Aber der Mensch denkt, doch ohne den Willen Gottes kann er dennoch nichts vollbringen. Als das junge Paar von seinem Schiff auf das andere trat, krachte es „pock", und der junge Mann fiel ins Wasser und im Wasser war er, was die junge Frau auch schrie und jammerte. — Nun lassen wir sie in ihrer Trauer und sehen nach dem Manne. Als er in das Wasser gefallen, stand ein Rabe auf einer Weide und sah es. Gleich bückte er sich ins Wasser und zog den Ertrunkenen heraus, legte ihn unter die Weide und leckte ihn bis er die Augen aufschlug, dann sagte der Rabe: „Jetzt geh' in die Stadt

Digitized by Google

zu deinem Schwiegervater, aber nicht geh gleich hinein, höre zuerst, was die Leute reden. Am ersten Abend, wenn du wieder mit deiner Frau vereinigt bist, geh ein wenig hinaus, ich werde dir am Fenster klopfen." Der Rabe schlug die Flügel und flog fort. Der Mann machte sich auf den Weg und erreichte die Stadt und näherte sich dem Hause seines Schwiegervaters. Da sah er, daß drei Ärzte herauskamen, hinter ihnen der Koch weinend. Er fragte ihn, warum er weine? „Wie soll ich nicht weinen, ich mache immer gutes Essen, aber des Kaisers Tochter will gar nichts essen. Jetzt haben die Ärzte gesagt, wenn ich morgen nicht eine Speise koche, die sie ißt, hauen sie mir den Kopf ab." „Laß nur sein, ich weiß eine sehr gute Speise, wenn sie die nicht ißt, dann sollen sie mir den Kopf abhauen. Aber, was reden die Leute noch?" „Sie erzählen, der Schwiegersohn des Kaisers sei ins Wasser gefallen und ertrunken. Jetzt wolle sie ein General, aber sie brauche ihn nicht, ihr Vater rede ihr zu, denn sie könne ja nicht immer eine Witwe bleiben." Am andern Tage machte er das Essen nicht anders, als wie alle Speisen sind, aber er legte auf den Teller sein Tüchel mit Gold gesäumt, seinen Namen und ihren Namen mit Gold eingenäht. In die Suppe legte er den Ring mit ihren Namen. Als sie diese beiden Zeichen sah, die niemand senden konnte als er, kam es ihr so gut, daß sie anfing zu essen und fast alles aß. Als der Kaiser sah, daß seine Tochter gesund geworden und nicht mehr trauerte, fing er wieder von der Hochzeit an. Da sie nun wußte, ihr Mann sei in der Nähe und würde sie nicht lassen, sagte sie: „Gut, machen wir Hochzeit." Der Kaiser schickte Einladungen in alle Städte, an alle Kaiser, sie sollten zur Hochzeit kommen. Sie kamen alle, nur der eine nicht, welcher die Tochter gestohlen und sie an goldener Kette gehalten hatte. Als des Kaisers Schwiegersohn dieses gehört, zog er sich kaiserliche Kleider an und kam in seine Stelle. Es erkannte ihn niemand außer seiner Frau. Als alle versammelt waren, fing der Pfarrer an zu fragen, zuerst den Bräutigam General: „Nimmst du dir diese Frau aus freiem Willen?" „Aus freiem Willen, Herr Pfarrer." Als er aber die Braut fragte, bewegte diese die Hand, holte aus und gab dem Bräutigam eine Ohrfeige, daß er dachte, die Augen sprängen ihm aus dem Kopf. Alle erschraken, einer urteilte so, der andere anders. Nur einmal fing der zuletzt gekommene Mann so zu reden an: „Hört Brüder! Ich hatte mir ein neues Lädchen gekauft und verlor den Schlüssel. Ich schickte um den Schlosser, er möchte mir einen neuen Schlüssel machen. Er machte ihn mir, und als er ihn mir brachte, fand ich den alten. Welchen würdet ihr jetzt behalten haben? Welcher wird der bessere sein,

Digitized by Google

der, den ich mit der Lade neu gekauft oder der, welchen der Schlosser gemacht?" Alle sagten: „Der erste." „Nun seht ihr, so mache ichs auch. Diese Frau hatte einen Mann verloren und sollte jetzt einen andern nehmen, da fand sich der erste wieder. Dieser Bräutigam war schuld, durch seine Tat fiel er ins Wasser, aber durch Gottes Willen lebt er noch. Seht ihr guten Leute, ich bin nicht ein Kaiser, habe nur kaiserliche Kleider an." Kaum hatte er diese Worte gesagt, floh der Bräutigam, gelb wie Wachs im Gesicht, durch die Türe, aber die Wächter fingen ihn, banden ihn auf ein blindes Pferd mit dem Gesicht dem Schwanz zugekehrt und ließen es laufen. Aber alle, welche versammelt waren auf der Hochzeit, blieben zusammen vergnügt bis abends. Als alle fort waren, klopfte es ans Fenster, der junge Mann dachte sogleich an den Raben und ging hinaus. Als er hinauskam, nahm ihn der Rabe unter die Flügel und flog schnell wie der Gedanke mit ihm bis an den Rand der Welt und wieder zurück. Als er wieder zu Hause angelangt, ließ er ihn nieder und sagte: „Mein Sohn, wisse, ich bin der tote Mann, dem du die Schuld bezahlt und ihn so schön begraben, daß ich zur Ruhe gekommen. Wegen dieser Wohltat, die du mir getan, bat ich Gott, er möchte, was dir schon bestimmt, anders richten, du solltest dir auch, wie alle Menschen, ein schönes Mädchen nehmen, das deiner wert sei, dies war für die ersten 1000. Für das zweite 1000 bewahrte ich dich vor dem Tode im Wasser, für das dritte habe ich dich durch die Welt getragen, und weil du mich begraben, will ich Gott bitten, du möchtest mit Gott bleiben in Frieden und Gesundheit." Bis der Rabe diese Worte gesagt, hatte er sich in den Wolken verloren. *Iuon Vuga, Rueur.*

8. Der Schutzengel.

Es war ein reicher Mann, genannt Anania. Jetzt weil er reich war, kam ein Kaufmann aus einem fremden Land zu ihm und verlangte von ihm 3 Pfund Dukaten leihweise. Dieser gab sie ihm. In jedem Pfund waren neunhundert Dukaten. Der Kaufmann nahm sie und ging fort, aber er kam nicht wieder und Anania bekam sie nicht mehr.

Die Jahre vergingen und Anania wurde alt und blind. Aber er hatte einen Sohn, der hieß auch Anania und war sehr kräftig. Nun ereignete es sich, daß in der Stadt Jahrmarkt war, da sagte der Vater zu seinem Sohne: „Mein Sohn, geh du auf den Jahrmarkt und sieh dich um, ob du nicht irgend einen Mann siehst in Kleidern aus dem fremden Land, dem Lande der Kaufleute, den sollst du ein wenig zu mir

Digitized by Google

rufen.“ „Gut, ich gehe,“ ſagte der Sohn, und ging. Wie er gegangen war, traf er einen Menſchen aus dem fremden Lande und rief ihn zu ſeinem Vater. Als er zu Anania kam, wünſchte er ihm einen guten Tag. Der Alte dankte und fragte, ob er nicht den und den Kaufmann kenne? „O, ich kenne ihn.“ „Würdeſt du nicht mit meinem Sohn bis zu ihm gehen, ſieh, ſo und ſo iſt es mir mit ihm ergangen.“ „O ja, ich gehe.“ Na, gut. Er brach auf mit dem Jungen. Was er dafür verlangte, hatten ſie nicht ausgemacht. Nun gingen ſie beide und gingen, bis ſie an ein großes Waſſer kamen. Es nahte die Nacht heran. Sie legten ſich an das Ufer und ſchliefen. Am Morgen erhob ſich der Jüngling Anania, bückte ſich über das Waſſer, um ſich zu waſchen. Wie er ſich bückte, ſtand ein Fiſch da mit offenem Munde, um ihn zu verſchlucken. Er ſprang erſchrocken zurück. „Du Kind, warum wäſchſt du dich nicht“? „Sieh, es ſteht da ein Fiſch mit offenem Mund mich zu verſchlucken.“ Darauf lachte der Fremde über ſolche Angſt und ſprach: „Du hätteſt ihn am Genick erwiſchen ſollen, ach, was für einen Fang hätten wir getan.“ Er ſchämte ſich und bückte ſich trotz der Angſt über das Waſſer und packte den Fiſch am Halſe und warf ihn zur Erde. Der fremde Mann nahm die Leber heraus und das Fett und gab es dem Jüngling in den Buſen und ſagte ihm, er ſolle es gut aufbewahren, er würde es noch brauchen. Dann machte er ein Feuer an und briet den Fiſch auf den Kohlen. Dann frühſtückten beide, bis ſie ſatt waren, was übrig blieb, ließen ſie liegen. Nur einmal fing der Fremde an: „Du Anania, weißt du, was ich gedacht“? „Nein, aber ſag' es mir, dann weiß ichs.“ „Ich habe mir gedacht — ein wenig weiter von hier iſt ein Mädchen, die ſollſt du heiraten, ſie hat denſelben Glauben wie du.“ „Ich will ſie nehmen, trotzdem mein Vater nichts weiß.“ Gut.

Abends erreichten ſie das Haus, in dem das Mädchen wohnte. Der Fremde klopfte ans Fenſter. „Wer iſt da?“ rief die Wirtin. „Wir, zwei Menſchen auf dem Wege ins fremde Land. Die Nacht hat uns ereilt, wir bitten um Quartier für dieſe Nacht.“ „Tretet ein! Wie ſollte ich euch nicht geben.“ Als ſie ins Zimmer eintraten, wünſchten ſie einen guten Abend. Die Hausfrau dankte. „Setzt euch.“ Sie bereitete das Abendeſſen. Als es fertig war, ſetzten ſie ſich alle an den Tiſch und aßen. Nur einmal fing der Fremde an zur Hausfrau: „Wir ſehen, daß ihr tüchtig ſeid und eine Frau, aber von dieſer hier wiſſen wir nicht, ob wir zu ihr Mädchen oder junge Frau ſagen ſollen?“ „Es iſt unſere Tochter.“ „Ihr ſollt ſie dieſem Burſchen zur Genoſſin geben.“ „Ich würde ſie ihm gerne geben, aber ich muß euch ſagen, wie es iſt: Dieſes Mädchen, das ihr hier ſeht, hat ſieben Männer gehabt, und doch iſt ſie ein Mädchen.

Digitized by Google

Am Hochzeitsabend, wenn das junge Paar in sein Zimmer kam, starb der Mann."

Der Fremde sagte darauf: „Aber die Macht ist bei Gott, der wird doch größer sein, als der Teufel, wir werden doch Hochzeit machen." Darauf hielten sie Hochzeit.

Die Hausfrau gab dem Jüngling Anania eine Schafherde, eine Pferdeherde und eine fette Ochsenherde. Jetzt, als die Hochzeit beendigt war, und der Abend sich näherte, sprach der Fremde zum Bräutigam: „Nimm die Leber aus dem Busen, brate sie und iß sie mit deiner jungen Frau, dann erst geht in euer Haus. Gib mir den Schuldschein, ich gehe und hole dir die Schuld von dem Kaufmann."

Anania tat, wie ihm der Fremde gesagt. Aber dieser war ein Engel, nur wußte es niemand. Er ging schnell, wie der Gedanke zum Kaufmann, und dieser gab ihm die Gelder alle. Am Morgen war er wieder bei der Hausfrau. Diese stand mit der ganzen Hochzeit wie erstarrt, als Anania gesund und vergnügt herauskam mit seiner jungen Frau. Na, jetzt machten sie sich fertig für die Reise nach Hause. Anania mit seiner jungen Frau und dem Schutzengel setzten sich auf den Wagen. Die Schaf-, Pferde- und fette Ochsenherde trieben die Knechte.

Als der alte Anania diese Mär hörte, rief er: „Ihr sollt mich in die Mitte des Hofes führen und auf einen Stuhl setzen. Nachdem ich ohne das Augenlicht geblieben, will ich wenigstens mit den Ohren hören, was sich bei mir ereignet hat." Gut.

Als sie angekommen, fing die Hochzeit von neuem an, und sie hochzeiteten sieben Tage. Nach diesen sprach der Alte zu seinem Sohn: „Mein Kind, wir haben mit diesem Mann aus dem fremden Lande nicht gedungen, und er hat dir geholfen, daß du so viel Gutes erreicht hast. Was wird wohl recht sein, das wir ihm geben?"

„Väterchen, ich habe mir gedacht, wir sollen alles mit ihm teilen, nur meine Frau kann ich nicht teilen."

„Gut hast du gesagt, mein Sohn, geh und ruf ihn ein wenig heraus." Er ging. Als er mit ihm herauskam, sagte der Alte so und so, darauf antwortete der Fremde: „Ihr guten Leute, ich brauche gar nichts, ich bin kein Mensch, ich bin der Schutzengel, und nur, weil ihr es wert seid, habe ich geholfen, ihr solltet alles Gute erlangen."

Kaum hatte er diese Worte vollendet, so hatte er sich aus ihren Augen verloren. Aber der alte Anania mit seinem Sohne ließen sich auf die Kniee und dankten Gott und dem Schutzengel.

Iuon Vuga, Rucur.

Digitized by Google

9. Gott und der Teufel.

Damals, als noch Gott mit dem heiligen Petrus auf Erden wandelte, lebten ein paar alte Leute in einem Dorf. Und weil sie arm waren, hatten sie nicht ein lebendes Wesen im Hof.

Eines Tages, es war grade Jahrmarkt in der Stadt, sagte der Mann zu seiner Frau: „Du Frau, ich gehe auf den Jahrmarkt, ich will sehen, ob ich mir nicht wenigstens ein Schweinchen kaufen kann.“ „Geh.“

Er machte sich fertig und ging.

Als er auf die Straße gekommen war, traf er einen Mann, der trieb neun Ferkel in die Stadt auf den Jahrmarkt. „Guten Morgen.“ „Ich danke.“ „Bis wohin gehst du, Freund?“ „Ich gehe in die Stadt auf den Jahrmarkt, ich soll mir ein Schweinchen kaufen.“

Nicht mehr gehe hin, ich verkaufe dir meine alle neun. Du sollst mir dafür nur neun Worte beantworten, ich komme heut abends, mir sie zu holen.“

Der Alte nahm alle neun und dachte sich dabei nichts Schlechtes und kam vergnügt nach Hause. Als er nach Hause gekommen, erzählte er der Frau, wie es ihm ergangen. Die Frau war gescheiter wie er und sagte: „Du Mann, du hast Jahrmarkt gemacht mit dem Teufel.“ Der Alte erschrak: „Weh mir, was soll ich machen?“ „Ich bleibe nicht zu Hause, ich gehe zum Nachbar.“ Er nahm sich die Kappe und verdrückte sich. Es verging nur eine kurze Zeit, da traten zwei Menschen ins Haus und baten um Quartier für die Nacht. Die Frau nahm sie auf, rief sie an den Tisch und gab ihnen Abendessen. Dann fragte der Ältere nach ihrem Mann, trotzdem sie wußten wie und was, es waren Gott und der heilige Petrus. Gott weiß alles, was sich auf der Welt zuträgt, nichts geschieht ohne seinen Willen.

Die Wirtin erzählte, wie es ihm mit den Ferkeln ergangen, und sie glaube, es sei der Teufel gewesen.

„Du hast recht, aber doch sollst du schnell gehen und ihn zurückrufen, ich will dem Teufel antworten, wenn er kommt.“ Sie ging und brachte ihren Mann zurück. Jetzt saßen sie zusammen, wie lange sie gesessen sein werden am Tisch, nur einmal klopfte es ans Fenster: „Schläfst du, Hauswirt?“

„O nein, ich schlafe nicht,“ antwortete Gott. „Was ist eins?“ „In einem Dorf ist nicht nur ein Mensch, nicht im Wald nur ein Holz.“

„Was ist zwei?“ „Gott hat dem Menschen zwei Augen gemacht, er sieht damit genug.“

Digitized by Google

„Aber was ist drei?“ „Wenn der Mensch drei Fenster am Haus hat, so ist es hell genug im Zimmer.“

„Aber was ist vier?“ „Wenn der Mensch vier Ochsen am Pflug hat oder am Wagen, arbeitet er genug.“

„Aber was ist fünf?“ „Gott hat den Menschen fünf Finger an die Hand gegeben, wenn er damit eine Ohrfeige versetzt, so paßt sich das gut.“

„Aber was ist sechs?“ „Der geplagte Mensch durchlöcherte ein getrocknetes Holz, und wenn er geärgert ist, bläst er hinein und vergißt den Ärger.“

„Aber was ist sieben?“ „Der Mensch, wenn er sieben Töchter hat im Haus, ist die Gesellschaft bei ihm, er braucht nirgends zu gehen.“

„Aber was ist acht?“ „Der Mensch, wenn er acht Söhne hat, braucht er keine Angst zu haben vor einem ganzen Dorf, es werde ihn schlagen.“

„Was ist Neun?“ „Neun hast du dir ersonnen, mit neun Schweinen diesen Mann (zu verderben?), und du sollst zerpletschen, Teufel.“

„Ach, du bist Gott,“ schrie der Teufel und zerbarst.

Iuon Vuga, Rucur.

10. Zwei Brüder mit Kohlen.

Zu der Zeit, als noch keine Zündhölzchen waren, lebten zwei Brüder. Der ältere war sehr reich, er hatte Felder und Vieh genug. Der jüngere lebte mit seiner Mutter und war arm, so arm, daß er nicht einmal ein Ferkelchen im Stall, noch Holz im Hof hatte. Am Morgen ging das Feuer im Ofen immer aus. Dann ging er oder seine Mutter zum Bruder und verlangten einige Kohlen. Der gab sie ihnen, aber immer mit Gezänk und bösen Worten. Am Vorabend des neuen Jahres sagte seine Mutter: „Mein Sohn, diese Nacht wollen wir auf das Feuer sorgen, daß es nicht ausgeht, damit uns dein Bruder nicht auch am Neujahrsmorgen auszankt. Ich hüte das Feuer bis zwölf Uhr, du sollst es nach Mitternacht bis in der Früh besorgen.“ Gut.

Die Alte hütete gut, aber den Burschen betrog der Schlaf, wie eben einen jungen Menschen. Dickes Holz hatte er nicht, er legte immer nur Äste und Stöcke auf. Das Feuer erlosch gänzlich, so daß nicht eine einzige Kohle blieb. Als er erwachte und sah, daß keine Kohlen mehr waren, ging er in den Garten, stieg auf eine Eiche, um sich umzusehen, ob er nicht irgendwo ein Feuer bemerke. Siehe, da im nächsten Walde zeigte sich ein Feuer.

Digitized by Google

Er sprang herunter und lief in den Wald zum Feuer. Dort saßen Gott und der heilige Petrus, gekleidet wie zwei alte Leute, am Feuer und wärmten sich.

„Guten Morgen, ihr guten Leute." „Wir danken. Was führt dich zu uns so am frühen Morgen des neuen Jahres?" „Mir ist das Feuer ausgegangen; weil es mir ausgegangen, wollte ich nicht zu meinem Bruder um Kohlen gehen, weil er mich immer ausputzt; ich stieg auf die Eiche, um zu sehen, ob ich nicht irgendwo Feuer bemerke, ich sah dieses. Tut gut und gebt mir einige Kohlen."

„Wir geben dir, aber wie stehen in deinem Dorf die Reichen mit den Armen?"

„Die Reichen geben den Armen ein Viertel Korn. Der Arme arbeitet dafür das ganze Jahr, und wenn es zur Verrechnung kommt, ist es doch nicht bezahlt." Gott gab ihm Kohlen ins Hemd. Als er in den Hof kam, war es durchgebrannt. Die Kohlen fielen in den Garten und in den Hof, es blieben nur wenige, die er ins Haus brachte.

Als seine Mutter erwachte, sah sie sich in einem großen schönen Hause, wie sie noch nie gesehen. Als sie zum Fenster hinaussah, erblickte sie eine Herde Schafe im Hof spielend und eine Herde von Pferden, alles entstanden aus den Kohlen. Jetzt war der Arme von heut auf morgen reich.

Der Reiche wartete am Morgen immer auf seinen Bruder, er solle um Kohlen kommen, damit er gut mit ihm zanke. Aber dieser kam nicht, und als er kam, verlangte er keine Kohlen, sondern lud ihn zum Mittagessen ein, am neuen Jahr. Er wunderte sich hierüber: von wo sollte er etwas zum Essen haben? sagte aber nichts und versprach zu kommen.

Als er mittags zu seinem armen Bruder kam, verwunderte er sich sehr über die große Wohlhabenheit und fragte, wie sich dies zugetragen? Der Bruder erzählte es ihm. Jetzt konnte er kaum erwarten, das Jahr sollte vergehen, und als der Vorabend des Neujahres gekommen, stieg auch er auf eine Eiche und sah das Feuer im Walde. Schnell sprang er herunter, nahm sich den Mantel und eilte in den Wald. Als er in den Wald kam, stand wieder Gott mit dem heiligen Petrus um das Feuer und wärmte sich.

„Was verlangst du, Mensch?"

„Tut gut und gebt mir einige Kohlen." „Wir geben dir, aber wie stehen bei euch die Reichen mit den Armen?" Der Reiche gibt dem Armen ein Viertel Korn, dafür arbeitet der Arme ein ganzes Jahr und wenn es zur Verrechnung kommt, ist es nicht bezahlt."

Digitized by Google

Er nahm sich den Mantel voll Kohlen und ging. Als er nach Hause kam, war ihm der Mantel nicht zerrissen, und die Kohlen nicht herausgefallen. Aber er verzettelte sie im Hof, in der Scheune, im Stall und ging ins Haus. Nur einmal hörte er die Knechte schreien. „Tulai, es brennt.“ Es verbrannte die Scheune, der Stall, das Vieh, seine ganze Wirtschaft.

Dann wurde der Reiche arm und ging nun auch jeden Morgen Kohlen verlangen. *Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.*

11. Frumoase lumi (Schöne der Welt).

Vor langer, langer Zeit war einmal eine Witwe, die hatte drei Töchter und einen Sohn. Jetzt geschah es, daß sich ihr der Tod näherte, und sie rief ihren Sohn und sagte ihm, wenn ein Freier käme und eines von den drei Mädchen verlange, sei es durch das Fenster oder durch den Rauchfang, solle er es geben.

Als die Mutter gestorben war, verging nicht viel Zeit, da kam ein Freier an das Fenster und verlangte die älteste Schwester. Der Bruder nahm sie und warf sie zum Fenster hinaus und fragte nicht, wer der Freier sei.

Nach einiger Zeit klopfte wieder ein Freier ans Fenster und verlangte die zweite Schwester. Dieser nahm sie und warf sie zum Fenster hinaus, wieder ohne zu fragen, wem er sie gebe.

Nun verging eine Zeit, wie viel vergangen sein wird, nur einmal verlangte ein Freier die jüngste Schwester durch den Rauchfang. Er nahm sie und warf auch die letzte Schwester in den Rauchfang.

Jetzt war er nur allein, aber er konnte es so nicht lange ertragen, es war ihm so einsam und kam eine so große Sehnsucht über ihn nach seinen Schwestern und er wußte weder, wem noch wohin er sie gegeben. „O, Gott, war ich doch dumm, ich hätte ja wenigstens meine Schwäger um ihre Namen fragen sollen.“

Er nahm sich den Torniſter und den Stock und machte sich auf den Weg, seine Schwestern zu suchen. Er ging weit, weit durch den größten Wald und konnte sie nicht finden, nicht einmal eine.

Als er bald aus dem Walde herauskommen sollte, traf er auf ein großes, schönes Haus, in diesem Haus wohnte die Frumoase lumi. Sie stand grade in der Gassentüre: „Guten Tag.“ „Ich danke, bis wohin?“ „Ich gehe meine Schwestern suchen, ich habe sie irgendwelchen Männern durch das Fenster und durch den Rauchfang gegeben, jetzt

Digitized by Google

finde ich sie nicht mehr.“ Ein Wort gab das andere. Der Bursche gefiel ihr. Nur einmal nahmen sie sich an der Hand und kamen überein, sie sollten sich vereinigen, er solle der Genosse, sie die Genossin sein. Dann machten sie Hochzeit und er ging nicht mehr seine Schwestern zu suchen.

Die Frumoase lumi war schöner als alle Mädchen aus der ganzen Welt und hatte acht Stuben, eine schöner als die andere, ganz mit Gold, Silber und Kupfer gemalt.

Eines Tages ging sie in die Stadt und gab ihm die Schlüssel von allen Zimmern, und sagte, er könne durch sieben gehen, aber das achte solle er zugesperrt lassen, und sich nicht unterstehen hineinzugehen. Nun, er ging durch alle sieben, er hatte ja nichts anderes zu tun. Nur einmal dachte er: „Ach Gott, warum sollte ich denn in das achte nicht auch gehen sollen? Ich gehe.“ Er nahm den Schlüssel, es war ein ganz verrosteter, vielleicht hatte noch niemand diese Türe aufgesperrt. Und, was war in dem Zimmer? Er trat bis an die Knie in Schmutz und Kehricht! Es war im ganzen Zimmer nichts anders, nur in der Mitte war ein großes Faß mit drei Reifen gebunden. Im Faß war der Drache eingesperrt. Der junge Mann wußte dies aber nicht.

Der Drache bat, er möge ihm eine Kanne voll Wasser bringen, er sterbe vor Durst. Der Alberne ging und brachte Wasser, als der Drache getrunken, sprang ein Reif. Er bat noch um eine Kanne. Als er die zweite getrunken, sprang auch der zweite Reif. Der Drache schleuderte sich heraus aus dem Faß und gerade kam die Frumoase lumi nach Hause. Der Drache nahm sie und floh mit ihr ins Gebirge in sein Haus.

Jetzt sah der Mann, wie dumm er gewesen, daß er seiner Frau nicht gehorcht. Er ging in den Stall und gab seinem Pferd allerlei zu fressen: Hafer, Zucker, Brot und gab ihm Wein zu trinken, damit es Kraft bekomme, dann setzte er sich darauf und ritt ins Gebirge zu seiner Frau. Der Drache war auf Raub ausgegangen. Er nahm seine Frau geschwind aufs Pferd und ritt fort, wie der Teufel. Aber der Drache hatte es gerochen und kehrte schnell nach Hause zurück, setzte sich auf sein Pferd und verfolgte sie. Sein Pferd hatte acht Herzen, das andere war aber nur ein irdisches Pferd und was es sich auch bemühte, das Drachenpferd holte es doch ein. Der Drache nahm sich die junge Frau und sagte, für die erste Kanne Wasser tue er ihrem Manne nichts.

Dieser kehrte traurig heim und gab seinem Pferd noch mehr und noch bessere Speisen zu fressen und zu saufen, aber auch zum zweiten Male erging es ihm nicht besser, der Drache ließ ihn auch für die zweite

Digitized by Google

Kanne am Leben. Als er ihn aber zum dritten Male eingeholt, nahm er ihn und zerschnitt ihn in lauter Stücke, und warf sie auf eine Weide den Raben zum Fraß, damit er Ruhe vor ihm habe.

Es verging nicht lange Zeit, da näherten sich drei Raben dieser Weide, sie hatten das Fleisch gerochen. Aber als sie die Stücke nehmen wollten, schrie der Älteste: „Bruder, bleib still, dies ist unser Schwager, was weißt du, mein Ältester?“ „Ich weiß, daß man alle Stückel zusammenstellen muß.“ Sie sammelten schnell alle Stücke und legten sie zusammen, bis der ganze Mensch da lag. „Was weißt du mein Jüngster?“ „Ich weiß, daß man die Stücke lecken muß, bis alle zusammengepickt sind.“ Sie begannen schnell alle drei zu lecken, bis sich kein einziges Stück mehr von dem andern löste. Dann nahm der Älteste zuletzt drei Zweige vom Injer (Hebewinde, Schutzengel) und drei Äste vom Blutbaum (roter Hornstrauch, sinjer) und rieb ihn mit diesen lange, lange, bis er die Augen aufschlug. „Ach, lange hab ich geschlafen.“ „Du hast auch geschlafen, Schwager, und wärst auch nie mehr erwacht, wenn wir nicht gewesen wären.“ „Aber seid ihr Raben meine Schwäger?“ „Wahrlich, wir sind es, aber wir sind nur am Tage Raben aus Furcht vor dem Drachen, nachts sind wir Menschen. Jetzt wollen wir dir sagen, was du tun mußt, damit wir alle, vom Drachen befreit, wieder Menschen werden. Du sollst zur alten Hisbaba gehen und ihr ein Jahr dienen. Ein Jahr hat nur drei Tage. Du sollst dich so eindingen, daß sie dir gibt, was du verlangst. Du mußt ihr verlangen eine Ochsenherde und ihr schwächstes Füllen. Nahe am Hof der Hisbaba ist eine Brücke, auf der einen Seite hütet ein Bär, auf der andern steht der Wolf. Diesen mußt du die Ochsenherde versprechen, sonst lassen sie dich nicht über die Brücke und fressen dich. Wenn du ein Ungemach haben solltest, denk nur an uns, gleich sind wir bei dir.“ Sie wünschten ihm glückliche Reise, dann machte er sich auf den Weg zur alten Hisbaba.

Er erreichte die Brücke ohne Ungemach. Der Bär und der Wolf wollten ihn gleich fressen, aber er versprach ihnen eine Herde Ochsen, da ließen sie ihn in Ruhe weiter gehen. Er kam zur Hisbaba und verdingte sich; wenn er ein Jahr aushalten könne, gäbe sie ihm, was er verlange, könne er nicht, haue sie ihm den Kopf ab, um ihn an den leeren Pfahl zu hängen, denn es war nur noch einer leer, an neunundneunzigen hingen die Köpfe der Knechte, die nicht dienen konnten. Am Tage mußte er hundert Pfähle machen, abends sollte er nur eine Stute aufs Gras führen und sie dort hüten; wenn er sie verliere, verliere er auch seinen Kopf. Am ersten Tage machte er seine Arbeit gut, abends gab ihm die

Digitized by Google

Alte ein Brot mit Schlaf zum Abendessen ein. Als er sich auf die Stute setzte, wurde er so schläfrig, daß er herunterfiel. Wie er aufstand, war die Stute verschwunden. Er konnte sie nirgends finden, er fing an zu weinen, daß er fast verging, und jammerte: „Ach, wenn doch mein Schwager hier wäre!“ Gleich war der älteste Rabe da. „Was für ein Ungemach hast du, mein Schwager?“ „Der Schlaf hat mich betrogen, daß ich von der Stute herunterfiel, und sie war fort.“ „Siehst du dort die Ochsenherde?“ „Ich sehe sie.“ Wirf den Zaum über den größten, es ist deine Stute.“ So war es. Am Morgen kam er mit ihr nach Hause.

Die Alte ging zur Stute und verfluchte sie mit häßlichen Worten und zankte sie aus, weil sie sich nicht besser versteckt und den Jüngling vom Tode befreit hätte.

Die Stute war die Tochter der Hisbaba und war immer nur in der Nacht eine Stute. Wie sie sich auch verschwor, sie wäre nicht schuld, ihre Mutter glaubte es nicht und schlug sie auch noch.

Am nächsten Tag machte der Knecht wieder hundert Pfähle, abends gab sie ihm ein Brot mit Schlaf zu essen. Als er sich auf die Stute setzte, kam ein solcher Schlaf über ihn, daß er herunterfiel. Die Stute lief fort. Als er zu sich kam, hatte er nicht mehr, von wo die Stute nehmen.

„Ach, ach, wäre doch mein Schwager hier!“ Gleich war der zweite Schwager bei ihm. „Was ist dir, Schwager, warum hast du geweint?“ „Sieh, der Schlaf hat mich betrogen, daß ich von der Stute fiel, sie ist fort, jetzt schlägt mir die Hisbaba den Kopf ab.“ „Fürchte dich nicht, sie macht dir nichts, siehst du dort die hohe Pappel mit der Spitze bis zum hohen Himmel?“

„Ich seh sie.“

„Dort in der Spitze sitzt ein Vogel, dieser Vogel ist deine Stute. Ich steige hinauf und nehme mich hinter ihr; aus Furcht wird sie sich herunterlassen, du sollst den Zaum über ihren Rücken werfen, gleich wird sie zur Stute.“

So machte er es.

Am Morgen kam der Knecht fröhlich auf der Stute zur Alten. Diese ärgerte sich fast zu Tode, ging in den Stall und verfluchte sie und schlug sie, trotzdem diese sich verschwor, sie wäre nicht schuld, aber das nächstemal möge die Alte sie verstecken, sie wisse nicht mehr wohin.

Der Knecht machte sich an die Pfähle, bis gegen Abend waren hundert fertig. Dann bekam er wieder ein Brot mit Schlaf. Als er zu

Digitized by Google

Pferde saß, wurde er so schläfrig, daß er herunterfiel. Als er wieder zu sich kam, war die Stute fort.

„Ach, ach, Schwager komm!“ Darauf war der jüngste Schwager sogleich bei ihm.

„Was für ein Ungemach hast du, Schwager?“

„Jetzt nimmt mir die Alte doch mein Leben. Der Schlaf hatte mich betrogen, jetzt weiß ich nicht, von wo ich die Stute nehmen soll.“

„Erschrick nicht, wir werden sie schon finden, heute hat sie die Alte versteckt. Sie hat sie zu einem Ei gemacht und hinter den Ofen versteckt. Du sollst dich über den Kopf werfen, dann wirst du ein Fuchs. Mische dich unter die Hühner und Enten, die werden schreien. Die Alte wird herauskommen, ich gehe hinein und bringe dir das Ei hinter dem Ofen, wirf den Zaum darüber, gleich hast du die Stute. Mit dem heutigen Tage geht dein Jahr zu Ende. Als Lohn sollst du nur das schwächste, verderbte Füllen verlangen, es sieht nur so aus, weil es ein schmutziges Fell hat, damit es niemand stehle, aber es ist das mutigste, es hat neun Herzen.“

So machte er es. Am Morgen kam er mit der Stute.

Die alte Hisbaba sah jetzt, daß ihre Tochter nicht schuld war und sagte: „Ich hatte neunundneunzig Knechte, und nicht einer konnte das ganze Jahr dienen. Jetzt, was verlangst du?“

„Du sollst mir eine Herde Ochsen geben und ein Füllen.“

„Ich gebe es dir, komm in den Stall.“ Dort war Pferd an Pferd und Füllen, eines schöner als das andere, nur in einer Ecke lag ein krummes, elendes Füllen im Stroh.

„Großmutter, gib mir dieses.“

„Aber mein Sohn, wie kann ich dir dieses elende Füllen geben, daß dich die Leute auslachen, sieh, hier sind ja viele schöne, wähle dir eines, du bist es wert, du hast mir die Stute gut gehütet.“

Der Knecht wollte nur das eine. Sie mußte es ihm geben, denn sie hatte, welches immer er wollte, gedungen. Er nahm sich dies Füllen und kam heraus. In der Stalltüre fiel das elende Füllen in die Knie, er schlug es mit der Peitsche, daß es wieder aufstand. Dann ging es ein wenig und fiel wieder zu Boden. Er hieb es noch einmal, es stand auf und nun kamen sie bis zur Brücke. Der Bär und der Wolf standen mit aufgesperrtem Mund und konnten kaum die versprochenen Ochsen erwarten. Als er sie ihnen gegeben, ging er ruhig über die Brücke, dann setzte er sich auf das Füllen, das warf ihn zehn Klaftern hoch.

„Bist du erschrocken, mein Herr?“

Digitized by Google

„Freilich bin ich erſchrocken.“

„Na, ſieh, ſo war ich auch erſchrocken, als du mich ſchlugſt.“

Es warf ihn wieder zwanzig Klaftern hoch. „Biſt du erſchrocken, mein Herr?“ „Erſchrocken freilich.“ „So erſchrak auch ich, wie du mich zum zweiten Male ſchlugſt, aber jetzt halte dich feſt.“

Das Füllen ſchüttelte ſich einmal, da fiel ihm das ſchmutzige Haar herunter, es wurde ein ſchönes Pferd, noch ſchöner als das des Teufels.

Schnell wie der Gedanke war er bei der Frumoase lumi, nahm ſie und ritt fort. Das Drachenpferd wieherte, daß der Drache es von der Jagd aus hörte und herbeikam.

„Warum haſt du gewiehert?“

„Der Mann der Frumoase lumi hat ſie genommen und iſt mit ihr fort.“

„Kannſt du noch eſſen und ſchlafen und ſie noch erreichen?“

„Den Teufel kann ich erreichen, wir werden ihren Rücken ſehen, das Geſicht ſehen wir nicht wieder. Mein Bruder hat neun Herzen, ich habe nur acht.“

„Wir wollen doch verſuchen.“

Er ſetzte ſich aufs Pferd, das rannte ſchnell wie der Teufel hinter ſeinem Bruder; da ſagte der Drache: „Ruf' deinem Bruder, daß er ſtehen bleibt, bis wir zu ihm kommen.“

„Bruder, Bruder, bleib ſtehen, er hackt mir die Sporen in den Magen, ich kann faſt nicht mehr weiter.“

Der antwortete: „Wirf, Bruder, den Drachen hinauf bis in den Himmel und fang ihn in deinen Hufen auf, daß er lauter Staub und Bröſel wird, dann komm du zu uns. Du dienſt mit mir bei der Frumoase lumi leichter als beim Drachen.“ Als das Drachenpferd dieſe Worte hörte, warf er ihn bis an den hohen Himmel und wartete nicht, er ſolle ihm wieder in den Sattel fallen, er ließ ihn zur Erde fallen, daß er zerbarſt in lauter Stücke, wie er es mit dem Manne gemacht. Aber die Raben kamen nicht, um ihn wieder zuſammenzuſtellen.

Als ſie hörten, daß er geſtorben, wurden ſie wieder Menſchen auch am Tage. Dann kamen ſie alle zuſammen und lebten noch lange in Frieden. *Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.*

Digitized by Google

Inhalt des dreiunddreißigsten Bandes.

1. Heft.

Dr. Gustav Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst siebenbürgisch-niederrheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis sowie einer Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutschen . . . . . 5—274

2. Heft.

D. Fr. Teutsch, Rede zur Eröffnung der 55. Hauptversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde . . . . . 277—301

Pauline Schullerus, Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale . . . . . 302—466

3. Heft.

Pauline Schullerus, Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale, im Anhang aus dem Alttale (Schluß) . . . . . 469—692

4. Heft.

Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Vereinsjahr 1905 . . . . . 1— 51

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

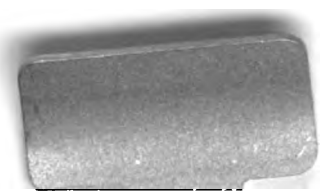
A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

CANCELLED NOV 19 1974

4652978

JAN 29 '75 H

Digitized by Google



3 2044 105 522 874